Chateaubriand's

ausgewählte Werke.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Erſtes Bändchen.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

2127

Universitäts-Bibliothek München

Universitäts-Bibliothek München

Atala

von

Chateaubriand.

Uebersetzt

von

Hermann Kurz.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Die Werke des berühmten französischen Schriftstellers erscheinen hier in einer Auswahl, aus welcher seine historisch-politischen Arbeiten, als der fluctuirenden Zeitgeschichte angehörig, weggelassen worden sind.

Wir beginnen unsre Ausgabe mit den berühmten drei Novellen, von welchen die beiden ersten eigentlich Episoden aus der folgenden größern Erzählung, „die Natchez", bilden. Schon dieser Umstand, so wie die Anlage der Natchez, auf welche wir später zurückkommen werden, deutet die wechselvollen, von einem gewöhnlichen Schriftstellerleben weit abweichenden Schicksale des Verfassers an.

François Auguste von Chateaubriand, 1769 in Combourg in der Bretagne geboren, faßte, wie er in der Vorrede zu den Natchez erzählt, in seinem zwanzigsten Jahre den Plan, den Naturmenschen zum Gegenstand eines Epos zu machen. Das Leben der americanischen Wilden sollte den Boden zu seinem Gemälde abgeben. „Seit der Entdeckung America's", sagt er, „wußte ich, für die Franzosen zumal, keinen anziehenderen Stoff, als das Blutbad, das die Natchez

ums Jahr 1727 unter der französischen Colonie in Louisiana anrichteten. Eine Verschwörung aller indianischen Stämme nach zwei Jahrhunderten der Unterdrückung, ihr Plan, der neuen Welt die Freiheit wiederzugeben, schien mir ein eben so glücklicher Gegenstand als die Eroberung von Mexico. Ich warf einige Bruchstücke des Werkes aufs Papier, mußte aber bald gewahr werden, daß es mir an ächt lebendigen Farben mangelte, und daß, um ein wohlgetroffenes Bild hervorzubringen, ich wie Homer die Völker, die ich malen wollte, erst besuchen müsse."

Ein günstiger Umstand schien diesem Unternehmen entgegenzukommen, das in dem Dichter der Atala, während sein Kopf noch voll herkömmlicher epischer Invocationen war, doch schon die Ahnung eines Abfalls von der classischen Poesie aufdämmern ließ. Sein älterer Bruder hatte eine Großnichte des Herrn von Malesherbes geheirathet, und durch diesen Freund Ludwigs des XVI. stand dem mittellosen Abkömmling der Herzoge von Bretagne ein neuer Weg auf die Gipfel des Lebens offen. Er theilte dem warmherzigen Greise seinen Vorsatz mit, und dieser, in geographischen Studien lebend, nahm ihn mit rascher Theilnahme auf: wahrscheinlich um die Regierung zu gewinnen. wurde ein nützliches Project damit verbunden, die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt, welche bis in die letzten Jahre Ziel und Anlaß der wundervollsten Abenteuer

gewesen ist. Die erste Probefahrt sollte er auf eigene Kosten machen; durch den Tod seines Vaters war ihm ein mäßiges Vermögen zugefallen. Beinahe ein Jahr lang schweifte er in den Urwäldern umher, ganz dem Zauber der prächtigen Wildniß hingegeben, und in den Hütten der Indianer, wo er die Geschichte untergegangener Völker studirte, schrieb er seine Atala. Ob eine Celuta sein ruheloses Herz an sich gezogen, muß im Zweifel bleiben. Da brachte ihm, wie er am Schluß der americanischen Reise erzählt, in der weiten Ferne ein fliegendes Zeitungsblatt Nachrichten aus Frankreich: der König war entflohen und zurückgeführt, der ausgewanderte Adel rüstete sich zu einem Einfall. Alsbald eilte er zurück. In der Spannung des Augenblicks fand er noch Muße, Bruchstücke seiner Dichtung Herrn von Malesherbes vorzulesen, der es auf sich nehmen wollte, der Regierung jenes Expeditionsproject mitzutheilen. Der feurige Dichter träumte von einer neunjährigen Reise, deren Mittelpunkt der Nordpol seyn sollte: da trat die Campagne von 1792, das Schicksal des Königs beschleunigend, allen seinen Lebensplanen in den Weg. Sein Wohlthäter, sein einziger Bruder und seine Schwägerin bluteten unter der Guillotine; seine Mutter und eine talentvolle Schwester starben in Folge der Mißhandlungen die sie in den Kerkern erlitten hatten. Chateaubriand war inzwischen in das Lager der Bourbonen geeilt und hatte, wie es immer

künftig sein Schicksal sein sollte, einen kalten Empfang gefunden. Als gemeiner Soldat, mit einer Flinte ohne Hahn, machte der edle Vicomte die Belagerung von Thionville mit. Verwundet konnte er auf dem Rückzuge kaum das Leben retten, und ging, nachdem er von Brüssel aus an dem mißlungenen Angriff auf die Bretagne Theil genommen, krank nach London, wo er sieben Jahre lang, gelegentlich von der Gesellschaft für dürftige Literaten unterstützt, ein trauriges Schriftstellerleben führte.

Aber nur äußerlich traurig: denn innerlich war es voll Schaffens. Hier schrieb er neben dem Essai **sur les revolutions** ein großes Werk, worin er die Ergebnisse seiner americanischen Reise verarbeitete. Es habe, sagt er, aus zweitausend dreihundert drei und achtzig Folioseiten bestanden, da er in seiner Jugend wohl zwölf bis fünfzehn Stunden, ohne vom Tische aufzustehen, habe fortschreiben können. Dieses voluminöse Werk hieß „die Natchez", und enthielt die Dichtung gleichen Namens nebst den Episoden Atala und René, ferner die americanische Reise, Bruchstücke, die in den „Geist des Christenthums" übergingen, Naturgeschichtliches, Dramatisches, Episches, alles in buntem Gemenge. Man sieht, durch welch ein Chaos die classische Poesie hindurchgehen mußte, bis sie aus den Palmen und Magnolien der Urwälder, aus der Cabane des Wilden, mit Inhalt und neuer Frische erfüllt, im

Donner des Niagarafalls gekräftigt, die leeren Säulen erstorbener Gedanken zu frischgrünen Stämmen ausgewachsen und mit lebendigen Lianenarabesken umschlungen, als Romantik, oder, um auch statt dieses Namens, der nur noch das Todte und die Lüge bezeichnen kann, das rechte Wort zu brauchen, als Poesie der Länder und Völker, als historische Poesie hervorgehen konnte. Dieß ist dem Verfasser der Atala wirklich gelungen, obgleich er sich nicht ganz aus jenem Chaos herauszuringen vermochte; er hat die Landschaften des Mississippi und die Sitten der Indianer nicht als gemalte Effectstücke aufgetragen, er hat den Geist der Natur und der Völker innerlich aufgefaßt, und besitzt das Geheimniß der wahren Poesie, welche, indem sie unter jedem Himmelsstrich und in jedem Gewand uns das Menschliche vorführt, uns allenthalben uns selbst, nämlich unser bestes Theil, finden und in der Wüste so gut wie zu Hause heimisch werden läßt. Auf ähnliche Weise bewährt sich der Charakter des Mannes, der als Anhänger der Restauration der Sache des Geistes und der Freiheit niemals fremd geworden ist.

Als Chateaubriand im Jahr 1800 unter einem angenommenen Namen nach Frankreich zurückkehrte, durfte er sich nicht mit vielem Gepäck beschweren: er nahm nur Atala, René und einige Beschreibungen von America mit, und ließ die Natchez nebst andern

Manuscripten in einem Felleisen bei der armen Engländerin zurück, bei welcher er, im westlichen Theile von London, ein kleines Zimmer bewohnt hatte. Erst nach vierzehn Jahren, als er längst ein berühmter Mann war, öffneten sich die Verbindungswege mit England wieder, und er konnte endlich nach den Kindern seines Geistes und seiner Sorgen forschen. Er hatte Straße, Hausnummer und den Namen der Frau vergessen; nach wochenlangen angestrengten Bemühungen seiner Freunde de Thuisy in London gelang es eine Spur zu finden. Die Frau war gestorben; zuletzt entdeckte man ihre Angehörigen auf einem Dorfe, mehrere Meilen von London. Nun sollte es sich entscheiden, ob man das Felleisen eines Emigrirten, mit unleserlichen Papieren angefüllt, des Aufbewahrens werth geachtet, oder ob gar der bekannt gewordene Name des Verfassers den Eigennutz auf einen Schatz, den er nur nach seinem Silberwerthe zu würdigen weiß, aufmerksam gemacht hatte. Die Manuscripte waren wohl erhalten: nicht einmal das Felleisen war geöffnet worden. „Eine unglückliche Familie", sagt er, „hatte einem Sohn des Unglücks heilige Treue bewahrt." — In manchem Dichterleben finden sich ähnliche Beispiele von der Frömmigkeit der Armuth, und so sey allen Guten die in der Dunkelheit leben, dieser schöne Zug gewidmet.

Wenn aber der Verfasser seine Papiere unverletzt wieder bekam, so hatte ihm doch die Zeit einen gewissen

Betrug gespielt: die Manuscripte waren dieselben, die er bei der sorgenvollen Rückkehr ins Vaterland verließ; er selbst war in manchem ein anderer geworden. Der eigentliche Gehalt eines Mannes wird sich immer gleich bleiben, und doch kann er in Lagen kommen, wo sich das Nonum prematur in annum nicht bewährt. Nicht nur daß es jetzt an ein mühevolles Sondern ging, daß er die Dichtung von den Natchez aus einem Gewirre von Naturgeschichte, Reisebeschreibung, Ideen, Erfindungen, Studien, Lesefrüchten herausschälen mußte, nicht nur daß die Episoden Atala und René längst gedruckt waren, sondern die Dichtung selbst bestand aus zwei Theilen, welche der Form nach aus einander fielen, und so liegt sie noch jetzt vor uns. Der erste ist, obgleich in Prosa, ganz im epischen Styl geschrieben und in Bücher abgetheilt; der zweite hat die einfache Form der Erzählung, wodurch Atala so reizend wird. Trug nun der Verfasser Bedenken, die epische Färbung zu verwischen, die verschiedenen Elemente überein zu arbeiten und die beiden Episoden an ihren Ort zu stellen, so durfte sich der Uebersetzer um so weniger solches einem lebenden Autor gegenüber anmaßen, wiewohl es leichter gewesen wäre, den ruhigen Ton der Erzählung herzustellen, als sich mit dem schweren Apparat des Heldengedichts, mit der fremdartigen Verkleidung moderner Waffen und Kriegsspiele zu tragen. Dafür wäre es auch auf der andern Seite

Im so schwerer geworden, sich gegen die Pracht und Originalität der epischen Beschreibungen, gegen den Wunderglanz der Erfindung zu verhärten, wodurch der erste Theil der Natchez über die stationäre Muse des alten Frankreichs hinausgeht, und die Spaltung der Formen erhält einen eigenthümlichen Werth, wenn man sie wie ein übrig gebliebenes Zeichen jenes Fortschritts betrachtet, als dessen Reihenführer in der französischen Literatur der Dichter der Atala erscheint.

Diese Novelle, die bald nach seiner Rückkehr in dem von ihm mitbegründeten **Mercure de France** erschien, machte den Anfang der Natchezdichtungen und begründete den Ruhm des Verfassers. Sie rief Kritiken für und wider hervor, die zum Theil größer waren als die kleine Erzählung selbst. Die religiöse Restaurationstendenz wurde in den damaligen Zuständen, welche eben von der Wiederanerkennung eines höchsten Wesens zur Ausbeutung der auflebenden Religion für Consuls- und Cäsarenplane übergingen, lebhaft empfunden, und der Streit, der oft ganz andre Materien vorschob, wogte herüber und hinüber. Mit Recht wurde neben der reizenden Einfachheit die gesuchte und geschraubte Sprache getadelt, welche an manchen Stellen bis ins Unglaubliche ging (man sehe z. B. die in den **notes et Critiques sur Atala** ehrlich mitgetheilten Züge p. 294 und 305 in der

Gesamtausgabe von 1826), und der edle Vicomte hat sich hiedurch zu einer strengen Feile bewegen lassen. Eine Dissonanz aber hat er nicht ganz überwunden, nämlich daß die schlichte Tonweise der indianischen Reden und Lieder oft plötzlich mit Cadenzen und Prachttrillern französischen Styls durchwoben ist: so empfindet man es wahrhaft als ein kaltes Bad, wenn man in Atala's Gesang, wo sie die Freuden der Heimath aufzählt, unversehens mit den Charmes de la religion zusammen geräth. Im Französischen mag so etwas weniger störend klingen; die deutsche Uebertragung bot in dieser Hinsicht manche Schwierigkeiten dar. — Schiller, wenn wir nicht irren, war der erste europäische Dichter, der in der nadowessischen Todtenklage, von Carter angeregt, die Poesie der Urwälder ohne Zuthat ihre eigne Sprache reden ließ. Diese Sprache ist seitdem durch Cooper's Darstellungen mit niederländischer Genauigkeit und Ausführlichkeit überliefert worden; aber obgleich sie das Verdienst des reineren und unvermischteren Stoffes haben, so wiegt doch unsre kleine Dichtung an poetischem Gehalt alle jene vielen Bände auf. Mit sicherer Anlage und gehaltener Durchführung schlingt sie drei große Elemente durch einander: das Leben und die Liebe des Wilden, das Christenthum in seiner welterlösenden Gestalt als Herd der reinen Humanität, und wieder das Christenthum als zerstörende Macht mit den vergifteten

Waffen religiöser Verirrung und andächtiger Schwärmerei; aber mit ächt poetischem Sinn ist dieses letztere Element in einen mildernden Hintergrund gestellt, und die tragische Entwicklung kommt aus dem Grabe einer Mutter, der man nicht fluchen kann. Was man da und dort gegen diese Katastrophe einwenden hört, daß sie zu grell sey, ist ein unbegründeter Vorwurf: Atala opfert sich nicht aus Verzweiflung, weil sie den Freuden der Liebe entsagen muß, sondern aus Furcht, durch ihre leicht vorherzusehende Schwäche ihre Mutter den Folgen des Meineids preiszugeben; sie stirbt, um ihre Mutter vor den ewigen Qualen zu bewahren, und das Grasse ihrer Handlung ist durch das zarteste Motiv gereinigt.

Wie Chateaubriand mit seiner Atala der Vorläufer der sogenannten romantischen Schule wurde, so hat er mit dem René gleichfalls einen Nachfolger gefunden. Diese Erzählung ist der Text zu der ganzen ersten Epoche von Byron's Poesie. Dieselbe Muse einsamer Haiden und Gestade, dieselben Zwiegespräche mit Wind und Wellen, dieselben Ausdrücke sogar! Selbst die römischen und griechischen Reisen fehlen nicht, und Childe Harold ist mit René näher verwandt als sein Vater einzugestehen für gut finden mochte. Manfred kann als Fortsetzung von ihm gelten, und wenn man René gelesen hat, so glaubt man das Geheimniß jenes Thurmes und den Grund, warum der

Dichter mit seiner Astarte so zurückhaltend ist, errathen zu haben: die Aehnlichkeit wäre zu auffallend geworden. Es ist seltsam wie sich oft ein gewisser Ton durch mehrere Literaturperioden fortzieht, bis er, von einem leidenschaftlich bewegten Gemüth ergriffen und noch einmal ausgesprochen, einen weiten, allgemeinen Widerhall erweckt. Auch Tieck's William Lovell hat diesen Ton, und mannigfaltiger als René und Manfred, variirt: aber die Zeit des Echo's war noch nicht gekommen. Chateaubriand's und Byron's Verwandtschaft mag sogar national begründet seyn: jener ist ein Sohn der Bretagne, und aus den bretonischen Volksliedern, womit uns neuerdings Keller und Seckendorff beschenkt haben, klingt uns dasselbe Meeresrauschen, dieselbe Klage des über Haiden und Klippen streichenden Windes, dieselbe süße Schwermuth und wilde Traurigkeit entgegen, die wir in den altenglischen Balladen finden. Beide sind mit ihren Helden verwachsen: Childe Harold ist Byron, und René ist Chateaubriand. Beide sind aus ihrer poetischen Krankheit, aus der Leere der Dichterbrust, die nach Erfüllung und Gestaltung schmachtet, herausgegangen, aber auf sehr verschiedene Weise. Byron ist zu Faustischen Gebilden und zum Don Juan fortgeschritten. Chateaubriand, der erst nur der unterhöhlten Civilisation entfliehen wollte, fand die Poesie der Wildniß, welche über den Britten nur in Einem, aber einem seiner

schönsten Gedichte, der „Insel", gekommen ist; auch hier noch treffen sie in einem gemeinschaftlichen Zuge zusammen: mit welchen Reflexionen übergießt Byron seine wilde Heldin! und der Dichter der Natchez muß seinem Chactas eine Jugendreise nach Frankreich beilegen, um ihn nur einiger Maßen über Dinge reden lassen zu können, die er nicht in der Sprache der Natur zu benennen wußte. Beiden kleben die Zustände, die sie abstreifen wollten, noch wie zerbrochene Eierschalen an. Von da an aber gehen ihre Wege aus einander. Byron schlägt sich auf die Seite der destruirenden Philosophie: Chateaubriand, von politischen Zwecken ergriffen, entscheidet sich für die Regeneration und findet die Poesie des Christenthums, die in seinem Pater Aubry einen Triumph ohne Gleichen feyert. Daß er seinen Abenceragen nicht, wie man einen Augenblick vorauszusehen meint, zum Christen macht, ist ein Zug von der Freiheit und Großheit seines Geistes.

An die ersten, dichterischen Arbeiten haben wir den „Geist des Christenthums" angeschlossen, den wir durch Weglassung der Polemik gegen Voltaire und anderer nicht so wesentlicher Beigaben auf einen mäßigen Umfang beschränken. Dieses Buch steht uns jetzt als ein geschichtlich gewordenes gegenüber: es hat die Wiederherstellung der Kirche in Frankreich begründen helfen, und Rom kündigt noch heute dankbar den Genio del Cristianesimo mit großen Buchstaben an

den Straßenecken an, ja, wie man vernimmt, wird eben jetzt dem Dichter, während er den Enkel seiner Könige in der Verbannung besucht, der Lorbeer auf dem Capitol bereit gehalten. Welche Geltung der „Geist des Christenthums" bei den in unsern Tagen erneuerten kirchlichen Fragen finden werde, darüber wird die Aufnahme der Leser entscheiden. Seine Logik ist nicht überall zu unterschreiben: seine Fundamente sind Ideale; aber die überraschenden Geheimnisse des Menschenherzens, welche an vielen Stellen ausgesprochen sind, machen das Buch, auch ganz abgesehen von seiner Absicht, des Lesens in hohem Grade würdig.

Wir haben hier nur die literarische Laufbahn des edlen Vicomte berührt, und übergehen seine politischen Schicksale als bekannt. Der Ruhm hat ihm, wie das immer in Frankreich ist, den Weg zur Wirksamkeit im Staate gebahnt. Man kennt seine Stellung unter Napoleon und seine kühne Festigkeit gegen den Imperator, der Talent und Charakter achtete, wo er sie zu verstehen wußte. Seine Anhänglichkeit an die Bourbonen ist zum Rittermärchen unsrer Zeit geworden. Mag auch sein chevalereskер Geist oft mit einem Vorbilde hinter den Pyrenäen zusammentreffen, mag auch seine Philosophie von Sympathieen bestimmt erscheinen, er hat immer gegen das Unrecht und die im Trüben fischende Gewalt gesprochen: er ist ein Beweis (und alle Parteyen Frankreichs haben es ihm bezeugt!) daß

der Genius unabhängig ist von dem zufälligen Gewande, welches Zeit und Geburt um ihn geschlagen haben, und während sein Herz dem undankbaren Boabdil huldigte, hat der Drang des denkenden Organs ihn vermocht, seinem Vaterlande die Nähe der Republik zu verkündigen.

Atala.

Frankreich besaß vormals in Nordamerika ein weites Reich, welches sich vom Lande Labrador bis zu den beiden Florida's und von den Gestaden des atlantischen Meeres bis zu den entferntesten Seen in Oberkanada erstreckte.

Vier große Ströme, alle in denselben Gebirgen entsprungen, durchschnitten diese gewaltige Ländermasse: der St. Lorenzstrom, der sich gegen Osten in den gleichnamigen Golf ergießt, der Westfluß, welcher seine Wasser in unbekannte Meere führt, der Fluß Bourbon, der von Süden nach Norden fließt und in die Hudsonsbai mündet, und endlich der Meschacebe — denn dieß ist der wahre Name des Missisippi oder Meschassippi, — welcher, von Mitternacht nach Mittag sich wendend, in den mexicanischen Meerbusen fällt.

Dieser leztgenannte Strom bewässert in einem Laufe von mehr als tausend Meilen eine herrliche Landschaft, welche bei den Bewohnern der vereinigten Staaten das neue Eden heißt, von den Franzosen aber den holden Namen Louisiana erhalten hat. Eine Unzahl andrer Flüsse, dem Meschacebe zinsbar, der Missouri, der Illinois, der Akanza, der Ohio, der Wabache, der Tenase, düngen diese Gegenden mit ihrem Schlamme und befruchten sie mit ihren Wassern. Wenn diese Flüsse von den

winterlichen Regengüssen angeschwollen sind, wenn die Gewitterstürme ganze Strecken von Forsten niedergeschlagen haben, so häufen sich die entwurzelten Bäume an den Fluthen. Bald verkittet sie der Schlamm, die Lianen fesseln sie an einander, und Pflanzen, die auf allen Seiten Wurzel schlagen, vollenden die Zusammenfügung und Befestigung dieser Trümmer. Von den schäumenden Wogen fortgeführt, gelangen sie in den Meschacebe, der sich ihrer bemächtigt, sie nach dem Golf von Mexico treibt, an den Sandbänken absezt und auf diese Weise die Zahl seiner Mündungen vermehrt. Zuweilen erhebt er seine Stimme, wie er an den Bergen hinströmt, und versendet seine ausgetretenen Wasser in die natürlichen Säulenhallen der Wälder und zu den Pyramiden der indianischen Gräber: er ist der Nil der Wildniß. Aber die Natur vermählt in ihren Scenen stets die Großartigkeit mit der Anmuth: während der mittlere Strom zertrümmerte Fichten und Eichen nach dem Meere wälzt, sieht man auf den beiden Seitenströmen an den Ufern entlang schwimmende Inseln von Pistia und Nenuphar (See- und Nixenblumen), die gelben Rosen wie kleine Flaggen aufgesezt, emportauchen. Grüne Schlangen, blaue Reiher, rosenrothe Flamingo's, junge Crocodile schiffen sich auf diesen Blumenbarken ein, und die Colonie, deren goldne Segel im Winde flattern, geht schlafend in einer verborgenen Bucht des Flusses vor Anker.

Die beiden Ufer des Meschacebe stellen das außerordentlichste Gemälde dar. Westlich unübersehbare Savannen, deren grüne Wellen in der Ferne mit dem blauen Aether verschmelzen. Auf diesen endlosen Prairien sieht man Heerden von drei bis viertausend wilden Büffeln hin und wieder schweifen. Zuweilen schwimmt ein Bison in der Last seiner Jahre durch

die Fluthen und sucht sich im hohen Grase einer Insel sein Ruhelager. Nach seiner mit zwei Halbmonden besezten Stirne, nach seinem uralten mit Schlamm überzogenen Barte könnte man ihn für den Gott des Stromes halten, der einen zufriedenen Blick auf die Fülle seiner Wassermassen, auf die wilde Ueppigkeit seiner Ufer wirft.

Dieß ist der Anblick auf dem westlichen Ufer; anders aber wird er gegenüber, und mit der Abendseite bildet die östliche einen wundervollen Gegensatz. Ueber den Wassern hängend, auf Bergen und Felsen aufgethürmt, durch die Thäler hin zerstreut, tauchen Bäume von allen Gestalten, Farben und Gerüchen auf, die sich umarmen, zusammenwachsen und bis zu einer Höhe, die das Aug' ermüdet, in die Lüfte streben. Wilde Reben, Bignonien und Coloquinten verschlingen sich am Fuße dieser Bäume, steigen zu den Aesten empor, klimmen bis zu den äußersten Blättern, schwingen sich vom Ahorn zum Tulpenbaume, von diesem zur Rosenpappel, und erzeugen tausend Grotten, Wölbungen, Säulengänge. Oft strecken sich diese von Baum zu Baum irrenden Lianen über den Arm eines Flusses hinüber, so daß sie ihn mit einer Blumenbrücke überbauen. Aus dem Schooße eines solchen Dickichts treibt die Magnolia ihre unbewegliche Pyramide hervor: von ihren breiten weißen Rosen überwuchert, beherrscht sie den ganzen Wald, und zur Nebenbuhlerin hat sie nur die Palme, welche die grünen Fächer spielend neben ihr in den Lüften wiegt.

Tausende von Thieren, welche die Hand des Schöpfers in diesen Gegenden entstehen ließ, verbreiten Lust und Leben hier. Durch die langen Baumgänge erblickt man Bären, die, trunken vom Traubensaft, auf den Zweigen der Ulmen taumeln; dort badet sich der Caribu (das canadische Rennthier)

im See; ſchwarze Eichhörnchen ſpielen im Dickicht der Blätter; Spottvögel, virginiſche Tauben, nicht größer als Sperlinge, ſchweben auf den von Erdbeeren gerötheten Raſen herab; grüne Papageyen mit gelben Köpfen, purpurgeſprenkelte Grünſpechte, feuerfarbige Cardinäle kreiſen um die Wipfel der Cypreſſen; Kolibris ſchillern auf dem floridiſchen Jasmin, und Vogelſtellerſchlangen ziſchen, von den höchſten Zweigen der Bäume, wo ſie ſich gleich Lianen wiegen, herunterhängend.

Wenn in den Savannen auf der andern Seite des Fluſſes nichts als Schweigen und Ruhe herrſcht, ſo iſt hier lauter Bewegung und Geräuſch: das Klopfen des Schnabels an den Eichenſtamm, das Auftreten der Thiere, das Krachen der Steine von den Früchten, die ſie zwiſchen den Zähnen zermalmen, das Rauſchen der Wellen, fernes Stöhnen, dumpfes Brüllen, zärtliches Girren, — alle dieſe Töne erfüllen die Waldeinſamkeit mit einer lieblich wilden Muſik. Wenn aber eine Briſe dieſe Wildniß belebt, die beweglichen Geſtalten wiegt, die weißen, blauen, grünen und roſenfarbnen Maſſen durch einander weht, alle Farben verſchmilzt, alle Töne vereint, dann entſteigt dem Schooß der Wälder ein Getöſe, dann ſtellen ſich dem Auge Gebilde dar, unbeſchreiblich, unfaßlich für jeden der dieſe Urgefilde der Natur noch nie durchmeſſen hat.

Nach der Entdeckung des Meſchacebe durch den Pater Marquette und den unglücklichen La Salle ſchloßen die erſten Franzoſen, die ſich am Bilori und in Neu-Orleans niederließen, ein Bündniß mit den Natchez, einer in jenen Landſtrichen ſehr mächtigen indianiſchen Völkerſchaft. In der Folge aber röthete Zwiſt und Eiferſucht den gaſtfreundlichen Boden mit Blut. Unter dieſen Wilden lebte ein Greis, genannt Chactas (die harmoniſche Stimme), den ſein Alter, ſeine Weisheit und

Lebenskenntniß zum Patriarchen und Liebling der Wälder machte. Wie alle Menschen hatte er die Tugend mit dem Unglück bezahlt. Nicht nur die Wildniß der neuen Welt war der Boden seiner Mißgeschicke, sie hatten ihn bis zu den Gestaden Frankreichs begleitet. Durch eine grausame Ungerechtigkeit auf die Galeeren von Marseille verbannt, dann der Freiheit wieder gegeben, Ludwig dem XIV. vorgestellt, hatte er mit den großen Männern des Jahrhunderts verkehrt, den Festen von Versailles, Racine's Tragödien und Bossuet's Leichenreden beigewohnt: mit Einem Worte, der Wilde hatte die Gesellschaft auf dem höchsten Gipfel ihres Glanzes gesehen.

Seit einer Reihe von Jahren war Chactas in den Schooß seines Vaterlandes zurückgekehrt und genoß der Ruhe. Gleichwohl hatte ihm der Himmel auch diese Gunst noch theuer verkauft: der Greis war blind geworden. Ein junges Mädchen leitete ihn an den abschüssigen Ufern des Meschacebe, wie Antigone einst mit Oedipus auf dem Cithäron wanderte, oder wie Malvina Ossian's Führerin auf den Felsen von Morven war.

So zahlreiche Ungerechtigkeiten auch Chactas von den Franzosen erlitten hatte, dennoch liebte er sie. Oft gedachte er Fenelon's, dessen Gast er gewesen war, und wünschte den Landsleuten dieses tugendhaften Mannes einen Dienst erweisen zu können. Im Jahr 1725 kam ein Franzose, Namens René, von Leidenschaft und Unglück verfolgt, nach Louisiana. Er schiffte den Meschacebe bis zu den Natchez hinauf, und begehrte als Krieger unter sie aufgenommen zu werden. Chactas, der ihn ausgeforscht und unerschütterlich in seinem Entschluß gefunden hatte, nahm ihn an Kindesstatt an, und gab ihm eine

Indianerin, Namens Celuta, zum Weibe. Kurze Zeit nach dieſer Heirath rüſteten ſich die Wilden zur Biberjagd.

Chactas, obwohl blind, wird, in allgemeiner Achtung bei den Indianerſtämmen ſtehend, von dem Rathe der Sachems (Rath der Alten) zum Führer der Unternehmung gewählt. Die Gebete und Faſten beginnen, die Zauberer legen die Träume aus, man befragt die Manitu's, man bringt Tabaksopfer dar, verbrennt Streifen von der Zunge des Elennthiers, beobachtet ob ſie in der Flamme kniſtern, um den Willen des großen Geiſtes zu erfahren; endlich bricht man auf, nachdem der heilige Hund gegeſſen iſt. Renè begleitet den Trupp. Mit Hülfe, der Gegenſtrömungen bringen die Pirogen den Meſchacebe hinauf und erreichen das Bett das Ohio. Es iſt Herbſt. Die herrlichen Wildniſſe von Kentuky entfalten ſich vor den erſtaunten Augen des jungen Franzoſen. In einer klaren Mondnacht, während die Natchez in ihren Pirogen ſchlafen und die Indianerflotte, ihre Segel von Thierhäuten ſpannend, vor einer leichten Briſe dahinfliegt, bittet Renè, einſam mit Chactas, dieſen um die Erzählung ſeiner Abenteuer. Der Greis willigt ein, ſetzt ſich zu ihm auf das Hintertheil der Piroge, und hebt folgendermaßen an.

Die Jäger.

Ein eigenthümliches Schickſal, lieber Sohn, hat uns zuſammengeführt. Ich ſehe in dir den Europäer, der ſich zum Wilden gemacht hat: in mir ſiehſt du den Wilden, den der große Geiſt, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, europäiſche Sitten lehren wollte. Wir beide ſind von entgegengeſetzten Enden ins Leben eingetreten: du haſt dich an meine Stelle geſetzt, und ich nehme die deinige ein; deßhalb müſſen wir auch die Dinge aus ganz entgegengeſetztem Geſichtspunkte anſehen. Wer hat nun von uns beiden bei dieſem Tauſch am meiſten gewonnen, wer am meiſten verloren? Das wiſſen nur jene Geiſter, von denen der Unweiſeſte mehr Weisheit, als alle Sterblichen zuſammen, beſitzt.

Im nächſten Blumenmond (May) iſt der Schnee ſiebenmal zehnmal und darüber noch dreimal gekommen, ſeit meine Mutter mich an den Ufern des Meſchacebe gebar. Die Spanier hatten ſich ſeit Kurzem in der Bay von Penſacola niedergelaſſen, aber noch wohnte kein Weißer in Louſiana. Die Blätter waren mir noch nicht ſiebzehnmal gefallen, als ich mit meinem Vater, dem Krieger Utaliſſi, gegen die Muscogulgen, ein in Florida mächtiges Volk, zu Felde zog. Wir vereinigten uns mit den Spaniern, unſern Bundesgenoſſen, und der Kampf hatte an einem von den Armen der Maubila Statt. Areskui (der Kriegsgott) und die Manitu's waren uns nicht gewogen. Die Feinde ſiegten, mein Vater verlor das Leben, und ich erhielt zwei Wunden bei ſeiner Vertheidigung. Daß ich doch damals ins Land der Seelen hinabgeſtiegen wäre! ich würde den Mißgeſchicken, die auf Erden meiner warteten, entgangen ſein. Die

Geiſter haben es anders gewollt: ich wurde von den Flichenden nach St. Auguſtin mit fortgeriſſen.

In dieſer von den Spaniern damals neuerbauten Stadt lief ich Gefahr, nach den Minen von Mexico gebracht zu werden, als ein alter Caſtilianer, Namens Lopez, von meiner Jugend und Einfalt gerührt, mir eine Freiſtatt anbot und mich zu einer Schweſter führte, mit welcher er im eheloſen Stande zuſammen lebte.

Beide faßten die zärtlichſte Neigung zu mir. Ich wurde ſehr ſorgfältig erzogen und erhielt alle Arten von Lehrmeiſtern. Aber nachdem ich dreißig Monde in St. Auguſtin zugebracht hatte, war mir das Stadtleben verleidet. Ich zerfiel ſichtbarlich; bald konnte ich ganze Stunden unbeweglich mit dem Auge auf dem Gipfel der fernen Wälder verweilen, bald fand man mich an dem Ufer eines Fluſſes ſitzend, die Blicke traurig auf das dahineilende Waſſer gerichtet. Ich malte mir die Forſten aus, durch welche es gefloſſen war, und meine Seele lebte ganz in der Einſamkeit.

Ich konnte meinem Heimweh nach der Wildniß nicht länger widerſtehen, und ſo trat ich eines Morgens vor Lopez, in meiner Tracht als Wilder, den Bogen nebſt den Pfeilen in der einen, meine europäiſchen Kleider in der andern Hand. Ich gab ſie dem edelgeſinnten Beſchützer zurück, zu deſſen Füßen ich unter einem Strome von Thränen niederſank. Ich gab mir die gehäſſigſten Namen, ich klagte mich des Undanks an, fügte aber hinzu: Du ſiehſt es ja ſelbſt, o mein Vater, ich ſterbe, wenn ich nicht zu meinem Indianerleben zurückkehren darf.

Lopez, von Staunen ergriffen, ſuchte mir meinen Vorſatz auszureden und ſtellte mir vor, daß ich Gefahr liefe, von neuem in die Hände der Muscogulgen zu fallen.

Als er aber sah, daß ich entschlossen war, alles zu wagen, so rief er, Thränen vergießend, indem er mich in die Arme nahm: Geh hin, Kind der Natur! kehre zu jener Unabhängigkeit zurück, die Lopez dir nicht rauben will. Wär' ich selbst noch jung, so würde ich dich in die Wildniß begleiten, die auch für mich der süßen Erinnerungen viele hat! — und dich in die Arme deiner Mutter bringen. Wenn du wieder in den Wäldern lebst, so denke manchmal an den alten Spanier, der dir Gastfreundschaft erwies, und erinnere dich, um dir die Nächstenliebe einzuprägen, daß die erste Erfahrung, die dir vom menschlichen Herzen wurde, zu seinem Ruhme sprach. — Lopez schloß mit einem Gebete zu dem Gott der Christen, dessen Dienst ich anzunehmen mich geweigert hatte, und unter Schluchzen schieden wir.

Bald genug wurde ich für meinen Undank bestraft. Meine Unerfahrenheit führte mich in den Wäldern irre: ich wurde von einem Trupp der Muscogulgen und Siminolen, wie Lopez mir vorher gesagt, gefangen. An meinen Kleidern und dem Federschmucke auf meinem Haupte wurde ich als Natche erkannt. Man fesselte mich, doch nur leicht, um meiner Jugend willen. Simaghan, der Anführer des Haufens, verlangte meinen Namen zu wissen. Ich heiße Chactas, erwiderte ich, bin der Sohn des Utalissi, des Sohnes Miscu, Krieger, die den Helden der Muscogulgen mehr als hundert Scalpe genommen haben. Simaghan sagte hierauf: Chactas, Sohn des Utalissi, des Sohnes Miscu, freue dich, du wirst in dem großen Dorfe verbrannt werden. — Recht so, versetzte ich, und begann meinen Todtengesang.

Obgleich ich Gefangener war, konnte ich doch schon in den ersten Tagen mich nicht enthalten, meine Feinde zu bewundern.

Der Muscogulge und vor allem der Siminole, sein Verbündeter, athmet Frohsinn, Liebe und Zufriedenheit. Sein Gang ist leicht, sein Benehmen offen und heiter. Er redet viel und mit Geläufigkeit, seine Sprache ist wohllautend und geschmeidig. Selbst das Alter kann den Sachems diese heitere Unbefangenheit nicht rauben: gleich den alten Vögeln unsrer Wälder, mischen sie ihre alten Lieder in die neuen Weisen ihrer Nachkommenschaft.

Die Frauen, welche den Haufen begleiteten, bezeigten meiner Jugend zartes Mitleid und liebenswürdige Neugier. Sie fragten mich über meine Mutter, über die ersten Tage meines Lebens aus; sie wollten wissen, ob man meine Wiege aus Moos in den blühenden Zweigen des Ahorns aufgehängt habe, ob ich von den Winden neben den Nestern der kleinen Vögel geschaukelt worden sei. Darauf folgten tausend andre Fragen über den Zustand meines Herzens, ob ich eine weiße Hindin in meinen Träumen gesehen, ob die Bäume des heimlichen Thals mir gerathen haben, sie zu lieben. Ich antwortete den Müttern, Mädchen und Frauen der Männer treuherzig; ich sagte ihnen: Ihr seyd die Huldinnen des Tages, und die Nacht liebt euch wie den Thau. Der Mensch geht hervor aus eurem Schooße, um an eurer Brust und an eurem Munde zu hangen; ihr wißt Zauberworte, die alle Schmerzen einschläfern. Dieß hat mir die gesagt, die mich zur Welt brachte, die mich nie wieder sehen wird. Auch hat sie mir noch gesagt, die Jungfrauen seien geheimnißvolle Blumen, die man an einsamen Stellen finde.

Diese Lobsprüche gefielen den Frauen sehr; sie überhäuften mich mit allen möglichen Geschenken, sie brachten mir die Milch der Nuß, den Ahornzucker, Maiskuchen, Bärenschinken,

Biberhäute, Muſcheln, um mich zu ſchmücken, und Moos für mein Lager. Sie ſangen, ſie lachten mit mir, und dann fielen ſie wieder ins Weinen, wenn ſie daran dachten, daß ich verbrannt werden ſolle.

In einer Nacht, da die Muscogulgen ihr Lager am Saume eines Waldes aufgeſchlagen hatten, ſaß ich beim Kriegsfeuer, und neben mir der Jäger, der mich zu bewachen hatte. Plötzlich vernahm ich das Rauſchen eines Gewandes im Gras, und eine halb verſchleierte Geſtalt ſetzte ſich an meine Seite. Thränen floßen ihr aus den Augen; bei dem Schein des Feuers ſchimmerte ein kleines goldenes Crucifix auf ihrer Bruſt. Sie war von regelmäßiger Schönheit; auf ihrem Geſichte lag ein nicht zu beſchreibender Ausdruck von Reinheit und zugleich von Leidenſchaft, deſſen Reiz unwiderſtehlich war. Dazu geſellte ſich die zarteſte Anmuth; aus ihren Blicken athmete etwas unſäglich Inniges, vereint mit tiefer Traurigkeit; ihr Lächeln war himmliſch.

Ich glaubte, dieß ſei die Jungfrau der letzten Liebe, die man dem Kriegsgefangenen ſendet, um ihm den Tod zu verſüßen. In dieſem Glauben ſagte ich ſtammelnd und mit einem Beben, das gleichwohl nicht von der Furcht vor dem Scheiterhaufen kam: Jungfrau, du biſt der erſten Liebe würdig, du biſt nicht für die letzte geſchaffen; die Regungen meines Herzens, welches bald ausgeſchlagen haben wird, könnten die Regungen des deinigen nur ſchlecht erwidern. Warum den Tod und das Leben zuſammenbringen? Du würdeſt mir eine allzu herbe Sehnſucht nach dem Tag einflößen. Möge ein andrer glücklicher ſein als ich, mögen lange Umarmungen die Liane mit der Eiche vermählen!

Das junge Mädchen entgegnete mir: Ich bin nicht die Jungfrau der letzten Liebe. Bist du Christ? — Ich antwortete: Ich habe die Schutzgeister meiner Hütte nicht verrathen. — Bei diesen Worten machte die Indianerin eine unwillkürliche Bewegung. Sie erwiderte mir: Ich beklage dich, daß du so ein schnöder Götzendiener bist. Meine Mutter hat mich zur Christin gemacht; ich heiße Atala und bin die Tochter Simaghan's mit den goldenen Armringen, des Häuptlings dieser Kriegertruppe. Wir begeben uns nach Apalachucla, wo du verbrannt werden wirst. — Mit diesen Worten erhebt sich Atala und geht hinweg.

Hier war Chactas genöthigt, seine Erzählung zu unterbrechen. Eine Fülle von Erinnerungen kam über seine Seele, seine erloschenen Augen bethauten die welken Wangen mit Thränen: so verrathen sich zwei im tiefdunkeln Schooß der Erde verborgene Quellen durch die Wasser, welche sie zwischen den Felsen hervorsenden.

Mein Sohn, fuhr er endlich fort, du siehst, daß Chactas trotz des Ansehens, in dem seine Weisheit steht, wenig weise ist. Ach, mein liebes Kind, die Menschen können noch weinen, auch wenn sie nicht mehr sehen können. — Mehrere Tage vergingen; die Tochter des Sachem kam jeden Abend, um mit mir zu sprechen. Der Schlummer floh meine Augen, und Atala wohnte in meinem Herzen, wie das Andenken an die Lagerstätte meiner Väter.

Am siebzehnten Tag unsres Zuges, zur Zeit, wo die Eintagsfliege aus dem Wasser steigt, betraten wir die große Savanne Alachua. Sie ist von Hügeln begrenzt, welche, in einer Flucht hintereinander sich bis zu den Wolken erhebend, Wälder von Copalmen, Citronenbäumen, Magnolien und

Steineichen tragen. Der Häuptling stieß das Ankunftsgeschrei aus, und der Haufen lagerte sich am Fuße der Anhöhen. Ich wurde an den Rand eines von jenen in Florida so bekannten Brunnen verwiesen. Man band mich an einen Baum; ein Krieger wachte unmuthig neben mir. Kaum hatte ich einige Augenblicke an diesem Orte zugebracht, als Atala unter den Ambrabäumen an der Quelle erschien. Jäger, sagte sie zu dem Muscogulgen, wenn du dem Reh folgen möchtest, so will ich den Gefangenen hüten. — Der Krieger macht bei diesen Worten der Tochter des Häuptlings einen Freudensprung, stürzt vom Gipfel der Anhöhe herab und eilt mit beflügelten Schritten durch die Ebene.

Seltsamer Widerspruch des menschlichen Herzens! Ich, der ich so sehr gewünscht hatte, dem Mädchen, das ich schon wie die Sonne liebte, die geheimsten Dinge zu sagen, war jetzt verwirrt und befangen, — ich glaube es wäre mir lieber gewesen, den Crocodilen im Brunnen vorgeworfen zu werden, als so einsam mit Atala zu sein. Die Tochter der Wildniß war eben so bestürzt wie ihr Gefangener. Wir beobachteten ein tiefes Schweigen; die Geister der Liebe hatten uns der Worte beraubt. Endlich begann Atala mit einer plötzlichen Anstrengung: Krieger, sagte sie, du bist nur schwach gebunden; du kannst leicht entfliehen. — Bei diesen Worten kam die Kühnheit wieder über meine Zunge; ich antwortete: Schwach gebunden, o Mädchen —! ich wußte nicht was ich weiter sagen sollte. Atala zögerte einen Augenblick; dann sagte sie: Rette dich. — Zugleich band sie mich von dem Baumstamme los. Ich ergriff die Fessel, legte sie der fremden Jungfrau in die Hand, und schloß ihre schönen Finger über meinen Banden zusammen. Nimm sie, nimm sie! rief ich. — Du bist von

Sinnen, ſagte Atala mit bewegter Stimme: Unglücklicher, weißt du nicht, daß du verbrannt werden wirſt? Was haſt du vor? Bedenkſt du wohl, daß ich die Tochter eines mächtigen Sachems bin? — Es gab eine Zeit, erwiderte ich ihr unter Thränen, wo auch ich in einem Biberfell auf den Schultern einer Mutter getragen wurde. Mein Vater hatte auch eine ſchöne Hütte, und ſeine Rehe tranken aus tauſend Waldſtrömen; nun aber irre ich heimathlos umher. Wenn ich todt bin, ſo wird kein Freund eine Hand voll Gras auf meinen Leichnam legen, ihn vor den Fliegen zu ſchützen. Um die Leiche eines unglücklichen Fremdlings kümmert ſich Niemand.

Dieſe Worte rührten Atala; ihre Thränen fielen in die Quelle. Ach, fuhr ich lebhaft fort, wenn dein Herz ſpräche wie das meinige! Iſt die Wildniß nicht frei? Haben die Wälder keine Schluchten, uns drin zu verbergen? Bedarf es denn für die Kinder der Hütten ſo vieler Dinge, um glücklich zu ſein? O Mädchen, ſchöner als der erſte Traum des neuvermählten Gatten, o meine Geliebte wage es und folge meinen Schritten! — Dieß waren meine Worte. Atala entgegnete mir mit zärtlicher Stimme: Mein junger Freund, du haſt die Sprache der Weißen gelernt; leicht iſt es, eine Indianerin zu täuſchen. — Wie? rief ich, du nennſt mich deinen jungen Freund? ach, wenn ein armer Sclave — Nun denn, ſagte ſie, ſich über mich neigend: ein armer Sclave. — Mit Feuer erwiderte ich: Laß einen Kuß ſeinen Glauben an dich beſiegeln. — Atala erhörte meine Bitte. Wie ein junges Reh an den Blumen der Lianen hängt, die es mit ſeiner zarten Zunge an einer Bergwand berührt, alſo hing ich an den Lippen meiner Geliebten.

Ach, mein theurer Sohn, der Schmerz ist immer der Freude nah. Wer hätte glauben sollen, daß derselbe Augenblick, wo Atala mir das Pfand ihrer ersten Liebe gab, zugleich meine Hoffnungen vernichten würde? Alter Chactas mit den weißen Haaren, wie groß war dein Erstaunen, als die Tochter des Sachem ferner die Worte sprach: Schöner Gefangener, thöricht hab' ich deinen Wünschen nachgegeben, aber wohin wird uns diese Leidenschaft führen? Mein Glaube trennt mich für immer von dir. O Mutter, was hast du gethan! — Atala schwieg plötzlich und schien irgend ein verhängnißvolles Geheimniß zurück zu halten, das beinahe ihren Lippen entschlüpft wäre. Ihre Worte stürzten mich in Verzweiflung. Wohlan! rief ich: ich will so grausam sein, wie du, ich will nicht fliehen, du sollst mich auf dem Scheiterhaufen sehen, du sollst mein Fleisch braten hören und voll Freude sein! — Atala drückte meine Hände zwischen die ihrigen. Armer junger Götzendiener, rief sie, welch einen Jammer machst du mir! Du willst also, daß ich mein ganzes Herz ausweinen soll? O Jammer, daß ich nicht mit dir fliehen kann! Unglücklich war der Schooß deiner Mutter, o Atala! Warum springst du nicht zu dem Crocodil des Brunnens hinab?

Gerade in diesem Augenblick fingen die Crocodile beim Herannahen des Sonnenuntergangs zu brüllen an. Atala sagte: Wir wollen fort von hier. Ich führte die Tochter Simaghan's an den Fuß der Hügel, welche, ihre Vorgebirge in die Savannen streckend, grüne Buchten bildeten. Es war ruhig und prächtig in der Wildniß. Der Storch klapperte auf seinem Neste, die Wälder widerhallten von dem eintönigen Schlag der Wachtel, von dem Pfeifen der jungen Papageien,

von dem Gebrüll der Biſons und dem Gewieher der ſiminoliſchen Pferde.

Wir machten einen gar ſtillen Gang. Ich wandelte an Atala's Seite; ſie hielt noch immer das Ende der Feſſel, die ich ihr in die Hand gedrückt hatte. Bisweilen vergoßen wir Thränen, bisweilen ſuchten wir zu lächeln. Ein Blick nach dem Himmel, dann wieder zur Erde, das Ohr achtſam auf den Geſang der Vögel gerichtet, eine Bewegung gegen die untergehende Sonne, ein inniger Händedruck, die Bruſt wechſelsweiſe bebend und wieder ruhig, ein ſanftes Geflüſter der Namen Chactas und Atala — o erſter Pilgergang der Liebe, deine Erinnerung muß wohl mächtig ſein, da du nach ſo vielen Unglücksjahren das Herz des alten Chactas noch bewegen kannſt!

Wie unbegreiflich ſind die Menſchen, wenn Leidenſchaft ſich ihrer bemächtigt! Ich hatte den edlen Lopez verlaſſen, ich hatte mich allen Gefahren ausgeſetzt, um frei zu werden, und in einem Augenblicke ſtimmt der Strahl eines weiblichen Auges meine Neigungen, meine Vorſätze, meine Gedanken um. Ich hatte meine Heimat, meine Mutter, meine Hütte, ich hatte den bevorſtehenden fürchterlichen Tod vergeſſen, ich war gleichgültig gegen alles was nicht Atala hieß. Ohne Vermögen, mich zu der Vernunft des Mannes zu erheben, war ich auf einmal in eine Art von Kindheit zurückgefallen, und weit entfernt, mich dadurch irgend einen Schritt den drohenden Uebeln entziehen zu können, hätte ich beinahe nöthig gehabt, daß man für meinen Schlaf und meine Nahrung ſorgte.

Vergebens bat mich auf dieſem Gang durch die Savanne Atala, die ſich zu meinen Füßen warf, ſie zu verlaſſen. Ich betheuerte ihr, daß ich allein ins Lager zurückkehren würde, wenn ſie ſich weigerte, mich wieder an meinen Baum zu

binden. Sie war genöthigt mir zu willfahren, und hoffte mich ein ander Mal zu überreden.

Am Abend nach diesem Tage, der das Geschick meines Lebens entschied, machte man in einem Thale, nicht weit von Tuscowilla, dem Hauptsitze der Siminolen, Halt. Dieser Stamm bildet mit den Muscogulgen zusammen den vereinigten Bund der Creek-Indianer. Die Tochter des Palmenlandes besuchte mich mitten in der Nacht. Sie führte mich in einen großen Fichtenwald, und erneuerte ihre Bitten, um mich zur Flucht zu bewegen. Ohne zu antworten faßte ich ihre Hand, und mein banges Reh mußte mit mir den Wald durchschweifen. Es war eine herrliche Nacht. Der Geist der Lüfte schüttelte seine blauen vom Balsam der Fichten durchdufteten Locken, und man verspürte den schwachen Ambrageruch, den die unter den Tamarinden der Flüsse gelagerten Crocodile ausathmeten. Der Mond glänzte mitten am wolkenlosen Himmel, und sein perlenfarbiges Licht weilte auf dem dämmerigen Kulm der Wälder. Kein Laut war zu vernehmen, außer einer leisen fernen Musik tief im Walde; es war als seufze der Geist der Einsamkeit über die ganze weite Wildniß hin.

Durch die Bäume erblickten wir einen Jüngling, welcher, eine Fackel in der Hand, dem Geist des Frühlings glich, durch die Wälder schweifend, um die Schöpfung zu erfrischen. Es war ein Liebender, der an der Hütte seines Mädchens sein Schicksal erfahren wollte.

Wenn die Jungfrau die Fackel löscht, so nimmt sie den Antrag an; verhüllt sie sich ohne die Fackel auszulöschen, so verwirft sie den Gemahl.

Der Krieger, in den Schatten schlüpfend, sang mit halblauter Stimme diese Worte:

Ich will die Schritte des Tages überholen auf dem Gipfel der Berge, um meine einsame Taube zu suchen unter den Eichen des Waldes.

Ich habe eine Schnur von Porcellanmuscheln um ihren Hals gelegt: drei rothe für meine Liebe, drei violenfarbige für meine Furcht, und drei blaue für meine Hoffnung.

Mila hat die Augen eines Hermelins, und ihr wehendes Haar gleicht einem Reisfelde; ihr Mund ist wie eine Rosenmuschel, mit Perlen geschmückt; ihre Brüste sind wie zwei junge fleckenlose Rehe, auf Einen Tag von Einer Mutter geboren.

Möchte Mila diese Fackel löschen, möchte ihr Mund einen wonnevollen Schatten über sie hauchen. Ich werde ihren Schooß fruchtbar machen. Die Hoffnung unsres Volkes wird an ihren reichen Brüsten hängen, und ich werde meine Friedenspfeife rauchen an der Wiege meines Sohnes.

O laßt mich die Schritte des Waldes überholen auf dem Gipfel der Berge, um meine einsame Taube zu suchen unter den Eichen des Waldes.

Also sang der Jüngling: seine Töne regten mir den Grund meines Herzens auf, und Atala's Züge veränderten sich. Unsre verschlungenen Hände bebten in einander, aber wir wurden von diesem Auftritt durch einen neuen für uns nicht minder gefährlichen abgezogen.

Wir kamen am Grab eines Kindes vorüber, das zweien Stämmen zur Grenze diente. Man hatte es nach alter Art am Rande des Wegs gemacht, damit die jungen Frauen, wenn sie zur Quelle gingen, die Seele des unschuldigen Wesens in ihren Schooß aufnehmen und dem Vaterlande wieder geben könnten. Eben jetzt waren neuvermählte Frauen hier zu sehen.

welche, nach mütterlichen Freuden begierig, die Lippen öffneten, um die Seele des Kindes, die sie über den Blumen schweben zu sehen glaubten, einzuathmen. Seine Mutter selbst kam herbei, um eine Maisgarbe und weiße Lilien auf sein Grab zu legen. Sie besprengte die Erde mit ihrer Milch, setzte sich auf den feuchten Rasen und redete mit zärtlicher Stimme zu ihrem Kinde:

Warum dich beklagen in deiner Wiege von Erde, o mein Säugling? Wenn der kleine Vogel groß wird, so muß er ja seine Nahrung suchen, und in der Wildniß findet er viel bittre Körner. Du hast doch die Thränen nicht gekannt, dein Herz hat doch nicht den verzehrenden Athem der Menschen empfunden. Die Knospe, die in ihrer Hülle welkt, geht vorüber mit all ihren Wohlgerüchen, so wie du, o mein Sohn, mit all deiner Unschuld. Wohl denen, die in der Wiege sterben: sie haben nur die Küsse und das Lächeln einer Mutter gekannt. —

Schon besiegt von dem eignen Herzen, wurden wir durch diese Bilder der Liebe und der Mütterlichkeit, die uns in der zauberhaften Wildniß zu verfolgen schienen, ganz überwältigt. Ich trug Atala auf meinen Armen in die Tiefe des Waldes, und sprach Worte zu ihr, die ich heute vergebens auf meinen Lippen suchen würde. Der Südwind, lieber Sohn, verliert seine Hitze, wenn er über Eisberge hingeht. Die Erinnerungen der Liebe im Herzen eines Greises, sind wie die Flammen des Tages, abgestrahlt von der friedevollen Scheibe des Mondes, wenn die Sonne zur Ruhe gegangen ist und die Stille über der Hütte des Wilden schwebt.

Wer konnte Atala retten? wer konnte sie hindern der Natur zu erliegen? Nur ein Wunder, und dieses Wunder

geschah! Die Tochter Simaghan's nahm ihre Zuflucht zu dem Gott der Christen; sie warf sich zu Boden und sprach ein glühendes Gebet an ihre Mutter und an die Königin der Jungfrauen. Von diesem Augenblick an, o René, ging mir ein wunderbares Licht über diesen Glauben auf, der mitten in den Wäldern unter allen Entbehrungen des Lebens den Unglücklichen mit tausend Gaben überschütten kann, der allein genügend ist, den Strom der Leidenschaft zu dämmen, wenn alles sie begünstigt, die Heimlichkeit der Wälder, das Fernesein der Menschen, und das getreue Schweigen der Schatten. Wie göttlich erschien mir die einfache Wilde, die unwissende Atala, die vor einer alten umgestürzten Fichte wie vor einem Altare knieend, zu ihrem Gott für einen abgöttischen Geliebten betete. Ihre zum Gestirn der Nacht erhobenen Augen, ihre von Thränen der Frömmigkeit und Liebe schimmernden Wangen strahlten eine unsterbliche Schönheit aus. Oft schien es mir, jetzt werde sie ihren Flug gen Himmel nehmen; oft glaubte ich jene Geister, die der Gott der Christen den Einsiedlern auf den Felsen schickt, wenn es sein Rathschluß ist, sie zu sich zu rufen, auf den Strahlen des Mondes herabsteigen zu sehen, ihre Fittige in den Zweigen der Bäume zu vernehmen. Ich wurde traurig, ich fürchtete, daß Atala nur noch kurze Zeit auf Erden weilen würde.

Inzwischen vorgoß sie so viele Thränen und ergab sich einem solchen Jammer, daß ich vielleicht eingewilligt hätte mich zu entfernen, wenn nicht das Todesgeschrei durch die Wälder erschollen wäre. Vier Krieger warfen sich über mich: man hatte uns entdeckt, der Häuptling hatte Befehl gegeben uns zu verfolgen.

Atala, einer Königin ähnlich in ihrem stolzen Gange, würdigte die Krieger keines Worts; sie warf einen stolzen Blick auf sie und begab sich zu Simaghan.

Sie konnte nichts erlangen. Man vermehrte meine Wachen, verdoppelte meine Fesseln, entfernte meine Geliebte. Fünf Nächte vergehen; da erblicken wir Apalachucla am Ufer des Flusses Chata-Uche. Alsbald bekränzt man mich mit Blumen, bemalt mein Gesicht mit Azurblau und Zinnober, hängt mir Perlen in Nase und Ohren, und gibt mir ein Chichikue (musikalisches Instrument) in die Hand.

In diesem Opferschmucke ziehe ich unter großem Geschrei der Menge in Apalachucla ein. Es war um mein Leben geschehen: da hört man auf einmal den Ton einer Muschel, und der Mico oder der oberste Häuptling läßt eine Versammlung ansagen.

Du kennst, mein Sohn, die Martern, welche die Wilden ihren Kriegsgefangenen auferlegen. Die christlichen Missionäre hatten es mit Gefahr ihres Lebens und durch ihre unermüdliche Menschenliebe bei mehreren Völkerstämmen durchgesetzt, die Schrecken des Scheiterhaufens in eine ziemlich gelinde Leibeigenschaft zu verwandeln. Noch hatten die Muscogulgen diese Neuerung nicht angenommen, aber eine zahlreiche Partey hatte sich dafür erklärt, und eine Abstimmung über diese wichtige Angelegenheit war eben der Grund warum der Mico die Sachems berief. Man führte mich an den Ort der Berathung.

Nicht weit von Apalachucla erhob sich auf einem einzeln gelegenen Hügel das Rathsgebäude. Drei Säulenkreise bildeten den zierlichen Bau dieser Rotunde. Die Säulen waren von polirtem und geschniztem Cypressenholz; sie nahmen an Höhe und Dicke zu, in der Anzahl aber ab, je mehr sie sich

dem Mittelpunkte näherten, der von einem einzigen Pfeiler bezeichnet war. Von der Spitze dieses Pfeilers herab liefen Streifen Baumrinde nach den Spitzen der andern Säulen, und deckten so das Gebäude in Gestalt eines durchbrochenen Fächers.

Der Rath versammelt sich. Fünfzig Greise in Bibermänteln nahmen der Thüre des Saales gegenüber eine Art von Stufensitzen ein. Der große Häuptling sitzt mitten unter ihnen, in seiner Hand die Friedenspfeife, halb für den Krieg gefärbt. Zur Rechten der Greise haben fünfzig Frauen in Gewändern von Schwanenfedern Platz genommen. Die Häuptlinge der Krieger, den Tomahawk in der Hand, den Federnschmuck auf dem Kopf, Arme und Brust mit Blut bemalt, setzen sich zur Linken.

Am Fuße der Mittelsäule brennt das Rathsfeuer. Der Oberzauberer, von acht Tempelwächtern umgeben, in ein langes Gewand gehüllt, eine ausgestopfte Nachteule auf dem Kopfe, gießt Ambrabalsam in die Flamme und opfert der Sonne. Die dreifache Reihe von Greisen, Matronen und Kriegern, die Priester, die Weihrauchwolken, das Opfer, alles das gibt der Versammlung ein feierliches Ansehen.

Ich stehe gefesselt mitten im Rath. Nach vollbrachtem Opfer nimmt der Mico das Wort und setzt einfach den Zweck der Rathsversammlung aus einander. Er wirft eine blaue Schnur in den Saal, zum Zeugniß dessen was er gesagt hat.

Hierauf erhebt sich ein Sachem vom Stamm des Adlers und spricht also:

Mein Vater Mico, Sachems, Frauen, Krieger von den vier Stämmen des Adlers, des Bibers, der Schlange und der Schildkröte: laßt uns nichts an den Sitten unsrer Väter

Univ. Bibl. München

ändern, laßt uns den Gefangenen verbrennen, damit unser Muth nicht erschlaffe. Was man euch vorschlägt, ist eine Sitte der Weißen und kann nur verderblich sein. Gebt mir eine rothe Schnur, worin meine Worte stehen sollen. Ich habe gesprochen.

Und er wirft ein rothes Halsband in die Versammlung.

Eine Frau erhebt sich und spricht:

Mein Vater Adler, du hast den Verstand eines Fuchses und die kluge Langsamkeit einer Schildkröte. Ich will die Kette der Freundschaft mit dir glatt und glänzend machen, und wir wollen den Baum des Friedens zusammen pflanzen. Aber laßt uns die Gewohnheiten unsrer Väter ändern, in dem was unheilsam für uns ist. Mögen wir Sklaven haben, die unsre Felder bauen, und nicht mehr das Geschrei des Gefangenen hören, das den Busen der Mütter aufrührt. Ich habe gesprochen.

Wie während eines Sturmes die Wogen der See sich brechen, wie im Herbst ein Windstoß die dürren Blätter dahin wirbelt, wie der Schilf des Meschacebe bei einer plötzlichen Ueberschwemmung sich beugt und wieder aufrichtet, wie ein Rudel Hirsche in der Tiefe des Waldes schreit, so wogt und braust die Rathsversammlung. Sachems, Krieger, Frauen reden der Reihe nach oder alle zusammen. Die Beweggründe und Vortheile durchkreuzen sich, die Meinungen sind getheilt, der Rath ist im Begriff sich aufzulösen; zuletzt aber siegt die alte Sitte, und ich werde zum Scheiterhaufen verdammt.

Ein Umstand verzögerte meine Hinrichtung: das Fest der Seelen oder das Todtenfest war nahe. Es ist Sitte, während der dieser Feier geweihten Tage keinen Gefangenen sterben zu lassen. Man übergab mich einer strengen Wache, und ohne

Zweifel hatten die Sachems die Tochter Simaghan's entfernt; denn ich bekam sie nicht zu sehen.

Unterdessen kamen die Völkerstämme von mehr als dreihundert Meilen im Umkreise heran, um das Fest der Seelen zu feiern. Man hatte eine lange Hütte an einem abgelegenen Orte gebaut. Auf den bestimmten Tag grub jedes Haus die Ueberreste der Seinigen aus den eigenen Gräbern, und man hing die Gerippe nach Stand und Familie an den Wänden der gemeinschaftlichen Ahnenhalle auf. Die Winde — es hatte sich ein Sturm erhoben — die Wälder, die Wasserfälle rauschten draußen, während die Greise der verschiedenen Stämme Frieden und Bündnisse über den Gebeinen ihrer Väter mit einander schloßen.

Man feiert die Leichenspiele, das Wettrennen, das Ball- und Knöchelspiel. Zwei Jungfrauen suchen sich eine Weidengerte zu entreißen. Die Knospen ihrer Brüste berühren sich; ihre Hände hüpfen auf der Gerte umher, die sie über dem Kopfe halten; ihre schönen nackten Füße verschlingen, ihre Lippen begegnen sich, ihr süßer Athem fließt zusammen; sie neigen sich und ihre Haare wallen in einander; sie blicken auf ihre Mütter und erröthen: man klatscht ihnen Beifall. Der Zauberer ruft Michabu, den Geist der Wasser, an; er erzählt von den Kriegen des großen Hasen mit Matchimanitu, dem Geist des Bösen, er spricht von dem ersten Menschen und Atahensic dem ersten Weibe, wie sie aus dem Himmel gestürzt wurden, weil sie die Unschuld verloren; von dem Bruderblute das die Erde röthete, von Juskeka, dem Gottlosen, wie er den gerechten Tahuistsaron geopfert, von der Fluth welche auf den Ruf des großen Geistes über die Erde kam, von Massu, der allein in seinem Canoe von Baumrinde gerettet wurde, von dem zu

Entdeckung der Erde ausgesandten Raben, endlich von der schönen Endae, welche die süßen Lieder ihres Gatten aus dem Lande der Seelen zurückriefen.

Nach diesen Spielen und Gesängen bereitet man sich, den Vorfahren ein ewiges Begräbniß zu geben.

An den Ufern des Flusses Chata-Uche stand ein wilder Feigenbaum, vom Glauben der Völker geheiligt. Die Jungfrauen pflegten an diesem Ort ihre Bastgewande zu waschen und an den Zweigen des alten Baumes dem Hauch der Wüste auszusetzen. Dort war ein ungeheures Grab aufgeworfen. Man brach aus dem Leichensaal auf, indem man den Todtengesang anstimmte. Jede Familie trug ihre heiligen Ueberbleibsel. Man kommt zum Grabe, die Reste werden hinabgesenkt, schichtenweise aufgerichtet und durch Bären- und Biberfelle von einander geschieden. Nun erhebt sich der Grabhügel und man pflanzt den Baum der Thränen und des Schlafes darauf.

Wir müssen die Menschen beklagen, lieber Sohn. Diese Indianer, deren Sitten so rührend sind, diese nämlichen Frauen, die mir eine so zarte Theilnahme bewiesen hatten, verlangten iezt mit großem Geschrei meinen Tod, und ganze Stämme verzögerten ihre Abreise, um sich an dem Schauspiel eines Jünglings zu weiden, der gräßliche Qualen erdulden sollte.

In einem nördlichen Thale, etwas entfernt von dem großen Dorfe, erhob sich ein Gehölz von Cypressen und Tannen, das Blutwäldchen genannt. Man gelangte dorthin über die Trümmer eines jener Denkmale, deren Ursprung Niemand kennt und die das Werk eines verschollenen Volkes sind. Mitten in diesem Gehölze war ein freier Platz, wo man die Kriegsgefangenen opferte. Man führt mich mit Gepränge hin. Alle

Zurüſtungen zu meinem Tode werden gemacht: man pflanzt den Pfahl des Areskui; Fichten, Ulmen, Cypreſſen fallen unter der Axt; der Holzſtoß ſteigt empor; die Zuſchauer bauen Gerüſte von Baumſtämmen und Aeſten. Jeder erſinnt ſich eine Todesqual: der eine ſetzt ſich vor, mir die Schädelhaut abzureißen, der andre mir mit dem glühenden Tomahawk die Augen auszubrennen. Ich beginne meinen Todesgeſang:

Ich fürchte die Qualen nicht; ich bin tapfer, o Muscogulgen, ich fordere euch heraus, ich verachte euch mehr als Weiber. Mein Vater Utaliſſi, Sohn des Miscu, hat aus dem Schädel eurer berühmteſten Krieger getrunken. Ihr werdet meinem Herzen keinen Seufzer auspreſſen.

Gereizt durch dieſen Geſang, durchbohrte mir ein Krieger den Arm mit einem Pfeil. Ich ſagte: Bruder, ich danke dir.

Trotz der Geſchäftigkeit meiner Henker konnten die Anſtalten zur Hinrichtung nicht vor Sonnenuntergang zu Ende gebracht werden. Man befragte den Zauberer, welcher die Geiſter der Schatten zu beunruhigen unterſagte, und ſo wurde mein Tod noch um einen Tag verſchoben. Aber in ihrer Ungeduld, das Schauſpiel zu ſehen, und um beim Anbruch der Morgenröthe gleich zur Stelle zu ſein, verließen die Indianer das Blutwäldchen nicht; ſie zündeten große Feuer an, und hielten Schmauſereien und Tänze.

Inzwiſchen hatte man mich auf den Rücken gelegt und mir Hals, Füße und Arme mit Stricken gebunden, welche an eingerammelten Pfählen befeſtigt waren. Krieger lagen auf dieſen Stricken, und ich konnte keine Bewegung machen, die ſie nicht bemerkten. Die Nacht rückt vor, Geſang und Tanz entſchläft allmählig, die Feuer werfen nur noch röthliche Schimmer, in welchen die Schatten einiger Indianer dahin ſtreichen.

Alles liegt im Schlummer. Wie aber das Geräusch der Menschen sich vermindert, so werden die Töne der Wildniß stärker, und dem Lärm der Stimmen folgen die Klagen des Windes durch den Wald.

Es war um die Stunde, wo eine junge, Mutter gewordene Indianerin mitten in der Nacht aus dem Schlummer auffährt, weil sie den Schrei ihres Erstgebornen, der die süße Nahrung von ihr begehrt, vernommen zu haben meint. Die Augen gen Himmel gerichtet, wo der wachsende Mond mit den Wolken kämpfte, dachte ich über mein Schicksal nach. Atala erschien mir als ein Ungeheuer von Undank. Im Augenblick des Todes von mir zu weichen, von mir, der ich mich lieber den Flammen ergab als daß ich sie verlassen hätte. Und dennoch fühlte ich daß ich sie noch immer liebte, daß ich freudig für sie sterben würde.

In unsern wonnevollsten Empfindungen liegt ein Stachel, der uns aus dem Traume schreckt, als wollte er uns mahnen, den flüchtigen Augenblick zu benützen: in großen Qualen dagegen kommt etwas Dumpfes über uns, das uns einschläfert; thränenmüde Augen suchen sich von selbst zu schließen, und so erweist sich die Güte der Vorsehung auch in unsrem Mißgeschick. Ich ließ mich wider Willen von jenem schweren Schlaf besiegen, den der Elende zuweilen kostet. Ich träumte, man nehme mir die Fesseln ab; ich glaubte jene Erleichterung zu fühlen die dem Gefangenen wird, wenn eine hülfreiche Hand die Ketten an den wundgedrückten Gliedern lockert.

Dieses Gefühl wurde so lebhaft, daß ich endlich die Augen aufschlagen mußte. Der Mond, einen Strahl zwischen zwei Wolken hervorsendend, zeigte mir eine große weiße Gestalt, welche still über mich gebeugt meine Bande zu lösen beschäftigt

war. Ich wollte einen Schrei ausstoßen, als eine Hand, die ich im Augenblick erkannte, mir den Mund verschloß. Ein einziges Seil hielt noch, aber man schien es unmöglich abschneiden zu können, ohne einen in seiner ganzen Länge darauf liegenden Krieger zu berühren. Atala legt Hand an: er erwacht halb und richtet sich sitzend auf. Atala bleibt unbeweglich und schaut ihn an. Der Indianer glaubt den Geist der Trümmer zu sehen, er legt sich wieder hin, schließt die Augen und ruft zu seinem Manitu. Das Band ist zerrissen. Ich erhebe mich und folge meiner Befreierin, die mir das Ende eines Bogens reicht, den sie am andern Theile hält. Aber welche Schreckniſſe rings um uns her! Bald sind wir in Gefahr an schlafende Wilde anzustoßen, bald ruft uns eine Wache an und Atala antwortet mit verstellter Stimme. Kinder schreien, Hunde bellen. Kaum sind wir aus dem verhängnißvollen Lager heraus, so schüttert der Wald von Geheul. Das Lager wird wach, tausend Feuer lodern auf, nach allen Seiten sieht man Wilde mit Fackeln rennen; wir beflügeln unsern Lauf.

Als die Morgenröthe sich über die Apalachen erhob, waren wir schon ferne. Welch ein Glück, mich wieder einmal in der Einsamkeit mit Atala zu befinden, mit Atala, meiner Befreierin, mit Atala, die sich mir auf immer zu eigen gab! Es gebrach mir an Worten, ich fiel auf die Kniee und sprach zu der Tochter Simaghan's: Die Menschen sind sehr wenig, aber wenn die Geister sie besuchen, so sind sie gar nichts mehr. Du bist ein Geist, du hast mich besucht, und ich kann nicht reden vor dir. — Atala reichte mir lächelnd die Hand: Ich muß dich wohl begleiten, sagte sie, da du nicht ohne mich entfliehen willst. Ich habe diese Nacht den Zauberer durch Geschenke bestochen, habe deine Henker mit dem Feuerwasser trunken gemacht, und

so hab' ich mein Leben für dich wagen müssen, weil du das deine für mich dahingegeben hättest. Ja, junger Götzendiener, fügte sie mit einem Ton der mich bestürzt machte hinzu: das Opfer soll gegenseitig sein.

Atala gab mir die Waffen, die sie in ihrer Vorsicht mitgenommen hatte; dann verband sie meine Wunde. Während sie diese mit einem Papayablatt abwischte, benetzte sie sie mit ihren Thränen. Das ist Balsam, sagte ich, den du auf meine Wunde gießest. — Ich fürchte, es sei Gift, erwiderte sie. Sie zerriß einen ihrer Busenschleier und machte einen Verband daraus, den sie mit einer ihrer Locken befestigte.

Die Trunkenheit, welche bei den Wilden lange dauert und für sie eine Art von Krankheit ist, hinderte sie ohne Zweifel in den ersten Tagen an unsrer Verfolgung. Wenn sie uns nachher suchten, so thaten sie dieß wahrscheinlich gegen Westen, in der Meinung, daß wir uns gegen den Meschacebe zu wenden versucht haben; aber wir hatten unsre Richtung nach dem unbeweglichen Nordstern genommen, indem wir uns durch das Moos an den Bäumen leiten ließen.

Bald genug mußten wir gewahr werden, daß wir durch meine Befreiung wenig gewonnen hatten. Die Wildniß entfaltete jetzt ihre grenzenlose Oede vor uns. Unbekannt mit der Art des Waldlebens, abgekommen vom rechten Wege und aufs Ungefähr hinschweifend, wie sollten wir uns helfen? was sollte aus uns werden? Oft gedachte ich, wenn ich auf Atala blickte, an jene alte Geschichte von der Hagar, welche Lopez mich hatte lesen lassen, und die sich vor sehr langer Zeit, damals als die Menschen noch drei Eichenalter lebten, in der Wüste von Berseba ereignet hatte.

Atala machte mir einen Mantel aus dem Baſt der Eſche, denn ich war beinahe nackt. Meine Füße bekleidete ſie mit Mocaſſinen aus dem Fell der Biſamratte, und befeſtigte ſie mit Borſten des Stachelſchweins. Dagegen ſorgte ich für ihren Putz. Das einemal ſetzte ich ihr einen Kranz von blauen Malven, wie wir ſie unterwegs an verlaſſenen indianiſchen Begräbnißſtätten fanden, auf das Haupt; das andremal machte ich ihr aus rothen Azaleakörnern ein Halsband, und weidete mich dann lächelnd an ihrer wunderbaren Schönheit.

Wenn wir zu einem Fluſſe kamen, ſo ſetzten wir entweder auf einem Floß oder ſchwimmend hinüber. Atala ſtützte dann eine Hand auf meine Schulter, und wie zwei wandernde Schwäne ſchifften wir über die einſamen Fluthen.

Oft ſuchten wir in jenen heißen Tagen einen Schutz unter dem Moos der Cedern. Faſt alle Bäume in Florida, beſonders aber die Ceder und die Steineiche, ſind mit einem weißen Mooſe von den Aeſten bis auf den Boden herunter bedeckt. Bei Nacht, im Mondſchein, auf der nackten Savanne, ſieht eine einzeln ſtehende, in ſolche Bekleidung gehüllte Steineiche wie ein Geiſt aus, der lange Schleier nachſchleppt. Bei Tage iſt der Anblick nicht weniger maleriſch, denn da hängen ſich eine Menge von Schmetterlingen, glänzenden Fliegen, Colibris, grünen Papageyen und himmelblauen Elſtern an dieſes Moos, und machen es zu einem Teppich von weißer Wolle, wie ihn der Europäer nimmt um glänzende Inſecten und Vögel darauf zu ſticken.

In dieſen lachenden Herbergen, die der große Geiſt uns bereitete, pflegten wir Schatten und Ruhe zu ſuchen. Wenn die Winde vom Himmel kamen um die große Ceder zu wiegen, wenn das grüne Luftſchloß mit ſeinen Vögeln und den in

seinem Schutze schlummernden Pilgern hin und wieder schwankte, wenn tausend Seufzer aus den Gängen und Hallen des beweglichen Gebäudes ertönten, dann kam keines von den Wundern der alten Welt diesem Denkmal der Wildniß gleich.

Jeden Abend zündeten wir ein großes Feuer an und erbauten die Reisehütte aus Baumrinde, die auf vier Pflöcken ruhte. Wenn ich ein wildes Huhn, eine Holztaube, einen Waldfasan erlegt hatte, so hingen wir die Beute vor die angezündete Eiche an eine in den Boden gesteckte Stange, und überließen dem Winde das Geschäft, den Braten des Jägers zu drehen. Wir aßen Moose, die man Eingeweide der Felsen heißt, zuckersüße Birkenrinde und Maiäpfel, die den Geschmack der Pfirsiche und der Himbeere zugleich haben. Der schwarze Nußbaum, der Ahorn, der Sumach lieferten den Wein zu unsrem Mahle. Zuweilen suchte ich unter den Schilfen nach einer Pflanze, deren lange tütenförmige Blüthe ein Glas des reinsten Thaus enthielt. Wir segneten die Vorsehung, welche mitten unter giftigen Sümpfen auf den schwachen Stengel einer Blume diesen reinen Kelch gesetzt, wie sie die Hoffnung in die Tiefe der vom Gram verwundeten Herzen legt, wie sie aus dem Elend dieses Lebens die Tugend entspringen läßt.

Ach, ich entdeckte bald, daß ich mich über Atala's scheinbare Ruhe getäuscht hatte. Je weiter wir kamen, desto trauriger wurde sie. Oft fuhr sie ohne Grund zusammen und wandte plötzlich den Kopf. Ich überraschte sie oft, wie sie ihren Blick voll Leidenschaft auf mir ruhen ließ und dann mit tiefer Trauer gen Himmel sah. Was mich vor allem ängstigte, war ein Geheimniß, ein im Grund ihrer Seele verborgener Gedanke, den ich in ihren Augen las. Sie zog mich an und stieß mich

wieder ab, belebte und zerstörte meine Hoffnungen, und wenn ich einen Fortschritt in ihrem Herzen gemacht zu haben glaubte, so war ich wieder so weit wie vorher. Wie oft sagte sie zu mir: O mein junger Freund, ich liebe dich wie den Schatten des Waldes am Mittag. Du bist schön wie die Wildniß mit allen ihren Blumen und Düften. Wenn ich mich über dich neige, so zittert mein Herz; wenn meine Hand auf die deine sinkt, so ist es mir als ob ich sterben müßte. Jüngst wehte der Wind deine Haare mir ins Gesicht, während du in meinem Schooße ruhtest; da glaubte ich die leise Berührung unsichtbarer Geister zu fühlen. Ja, ich habe die Rehe vom Berg Oceone gesehen; ich habe die Reden lebenssatter Männer gehört: aber die Sanftheit der Rehe ist nicht so hold, die Weisheit der Greise nicht so mächtig wie deine Worte. Und doch, armer Chactas, werde ich niemals deine Gattin werden.

Der beständige Kampf der Liebe und Religion in Atala's Herzen, dieser Abgrund von Zärtlichkeit und dabei ihre reine Sitte, ihr angeborener Stolz und ihr tiefes Gefühl, ihre Seelenhoheit in großen und ihre Reizbarkeit in kleinen Dingen, alles dieß machte sie zu einem unbegreiflichen Wesen. Eine leichte Herrschaft über einen Mann konnte Atala nicht ausüben: in ihrer tiefen Leidenschaft lag auch eine tiefe Gewalt; man mußte sie entweder anbeten oder hassen.

Nach fünfzehn Nächten raschen Wanderns betraten wir die Kette des Alleganygebirges und erreichten einen Arm des Tenase, der sich in den Ohio ergießt. Nach Atalas Unterweisung baute ich ein Canoe, das ich mit dem Gummi des Pflaumenbaumes überzog, nachdem ich die Rinden mit Tannenwurzeln zusammengeflochten hatte. Dann schiffte ich mich mit Atala ein, und wir überließen uns dem Lauf des Flusses.

Das indiſche Dorf Sticoe mit ſeinen pyramidenförmigen Grabmälern und ſeinen zerfallenen Hütten zeigte ſich uns bei der Wendung eines Vorgebirges zur Linken; rechts ließen wir das Thal von Keow hinter uns, an deſſen Schluſſe die Hütten von Jore, auf der Vorderſeite des gleichnamigen Berges gelegen, emportauchten. Der Fluß, der uns trug, lief unter hohen Felswänden hin, auf deren Grath die untergehende Sonne ruhte. Kein menſchliches Weſen ſtörte die tiefe Einſamkeit dieſer Gegenden. Nur einmal ſahen wir einen indiſchen Jäger, der, auf ſeinen Bogen geſtützt und unbeweglich auf der Spitze eines Felſen ſtehend, einer dem Geiſte dieſer Stätten hoch auf dem Gebirg errichteten Bildſäule glich.

Atala und ich feierten ſchweigend die Stille dieſes Schauſpiels. Auf einmal aber ließ die Tochter der Verbannung eine Stimme voll Gluth und Trauer in die Lüfte ſchallen; ihr Lied galt dem fernen Vaterlande:

Wohl denen die niemals den Rauch geſehen haben von den Feſten des Fremden, die nirgends geſeſſen ſind als bei den Feſtmahlen ihrer Väter.

Wenn die blaue Elſter des Meſchacebe zum ſchönſten Schmetterling von Florida ſpräche: Warum biſt du ſo traurig? haſt du nicht hier friſche Waſſer und kühlen Schatten, nicht alle Arten von Waide wie in deinen Wäldern? — Ja, würde der Flüchtling erwidern, aber mein Neſt iſt im Jasmin: wer wird es mir bringen? und die Sonne meiner Savanne, haſt du ſie?

Wohl denen die nicht den Rauch geſehen haben von den Feſten des Fremden, die nirgends geſeſſen ſind als bei den Feſtmahlen ihrer Väter.

Nach den Stunden mühseliger Wanderung setzt der Pilger sich traurig nieder. Er schaut um sich her die Dächer der Menschen: der Wanderer hat keine Stätte da er sein Haupt hinlegen kann. Er klopft an die Hütte, er stellt seinen Bogen hinter die Thüre und bittet um Gastfreundschaft. Der Bewohner der Hütte winkt mit der Hand, der Wanderer nimmt seinen Bogen wieder und kehrt in die Wildniß zurück.

Wohl denen die niemals den Rauch gesehen haben von den Festen der Fremden, die nirgends gesessen sind als bei den Festmahlen ihrer Väter.

Wundermärchen, am Heerd erzählt, süße Ergießungen des Herzens, lange Gewohnheiten der Liebe, die das Leben nähren, ihr habt die Tage derer erfüllt, die niemals ihre Heimath verließen. Ihre Gräber sind in ihrem Vaterlande, die Abendsonne, die Thränen ihrer Freunde und die Geheimnisse der heiligen Handlungen sind um sie.

Wohl denen die niemals den Rauch gesehen haben von den Festen des Fremden, die nirgends gesessen sind als bei den Festmahlen ihrer Väter.

Also sang Atala. Nichts unterbrach ihre Klagen, als das kaum hörbare Plätschern unsres Kahnes auf den Wellen. An einigen Stellen wurden sie von einem schwachen Echo aufgefangen, das sie einem andern schwächern und dieses einem noch schwächeren dritten zutrug. Man hätte glauben können, die Seelen zweier Liebenden, einst unglücklich wie wir, seufzen, angezogen von der rührenden Weise, ihre letzten Töne im Gebirge nach.

Die Einsamkeit, die beständige Gegenwart des geliebten Wesens, ja das Unglück selbst verdoppelten mit jedem

Augenblick unsre Liebe. Atala's Stärke schwand allmählig und die Leidenschaften, die ihren Körper müde kämpften, begannen ihre Standhaftigkeit zu besiegen. Sie flehte beständig zu ihrer Mutter, deren erzürnten Schatten sie besänftigen zu wollen schien. Zuweilen fragte sie mich, ob ich nicht eine klagende Stimme höre, ob ich nicht Flammen aus dem Boden schlagen sehe. Ich, erschöpft von Anstrengungen und doch immer von Sehnsucht brennend, dabei halb gewiß, inmitten dieser Wälder ohne Wiederkehr verloren zu sein, war hundertmal im Begriffe mein Weib in die Arme zu schließen, hundertmal schlug ich ihr vor, eine Hütte an diesen Ufern zu bauen und uns mit einander darin zu begraben. Aber immer widerstand sie mir. Denke daran, sagte sie, mein junger Freund, was ein Krieger seinem Vaterlande schuldig ist. Was ist ein Weib gegen die Pflichten die du zu erfüllen hast? Fasse Muth, Sohn Utalissi's, murre nicht wider dein Schicksal. Das Herz des Menschen ist wie der Schwamm am Flusse: das einemal, bei heiterem Wetter, trinkt er die reine Welle, das andremal schwillt er von schlammigem Wasser an, wenn der Himmel die Fluthen getrübt hat. Ziemt es dem Schwamme zu sagen: ich glaubte daß es niemals Gewitter geben, daß die Sonne niemals brennen würde?

O René, wenn du die Stürme des Herzens fürchtest, so mißtraue der Einsamkeit: die großen Leidenschaften sind einsiedlerisch, und sie in die Wüste tragen, heißt sie in ihr Reich einsetzen. Gebeugt von Sorgen und Aengsten, in Gefahr, feindlichen Indianern in die Hände zu fallen, von den Wassern verschlungen, von Schlangen gestochen, von wilden Thieren gefressen zu werden, mit Mühe auch nur eine elende Nahrung findend, wußten wir nicht, wohin unsre Schritte richten, und

unſre Leiden ſchienen nicht höher ſteigen zu können, als ein Ereigniß ſie auf den Gipfel trieb.

Es war die ſiebenundzwanzigſte Sonne ſeit unſrer Flucht: der Feuermond (Julius) hatte ſeinen Lauf begonnen und alles kündigte ein Gewitter an. Um die Stunde, wo die indianiſchen Frauen die Sichel an die Zweige des Sebenbaumes hängen und die Papageyen in die Höhlungen der Cypreſſen ſchlüpfen, begann ſich der Himmel zu überziehen. Die Stimmen der Einſamkeit verſtummten, in der Wildniß wurde es ſtill, und die Wälder lagen in völliger Ruhe. Bald aber weckte das Rollen eines entfernten Donnerſchlags in dieſen Urwäldern, die ſo alt ſind wie die Erde, ein großartiges Getöſe. Aus Furcht, unter Waſſer geſetzt zu werden, eilten wir das Ufer des Fluſſes zu gewinnen, und uns in einen Wald zu flüchten.

Wir gelangten in eine Moorgegend. Mühſam arbeiteten wir uns unter einer Wölbung von Stechwinden zwiſchen wilden Reben, Indigopflanzen, Faſcolen und kriechenden Lianen, die unſre Füße wie mit Netzen umwanden, hindurch. Der Moorboden zitterte um uns her und jeden Augenblick waren wir in Gefahr, in Sümpfe zu verſinken. Zahlloſe Inſecten und ungeheure Fledermäuſe verblendeten uns, Klapperſchlangen ziſchten auf allen Seiten, Wölfe, Bären, Carcajus, kleine Tiger erfüllten dieſe Schlupfwinkel, wo ſie ſich verbargen, mit ihrem Geheul und Gebrüll.

Inzwiſchen verdoppelt ſich die Dunkelheit, die niedrig ziehenden Wolken dringen in den Schatten des Waldes herein. Die Wolke zerreißt und der Blitz zeichnet eine flüchtige Feuerſchlange. Ein ungeſtümer Wind von Weſten wälzt Wolken über Wolken, die Wälder beugen ſich, der Himmel öffnet

seine Pforten Schlag auf Schlag, und durch die Riſſe hindurch erblickt man neue Himmel und brennende Gefilde. Ein furchtbares, ein erhabenes Schauſpiel! Der Blitz ſetzt die Wälder in Flammen, der Brand breitet ſich aus, wie fliegende Feuerlocken. Säulen von Funken und Rauch klimmen zu den Wolken empor, die ihre Blitze auf die ungeheure Brandſtätte ſpeien. Nun bedeckt der groſse Geiſt die Berge mit dichter Finſterniß, und in dieſem Chaos erhebt ſich ein verworrenes Getöſe, erzeugt vom Brauſen der Winde, vom Stöhnen der Bäume, vom Geheul der wilden Thiere, vom Sauſen der Feuersbrunſt, und von dem Krachen der Wetterſtreiche, welche ziſchend in den Fluthen erlöſchen.

Der groſse Geiſt weiß es! in dieſem Augenblicke ſah ich nichts als Atala, an nichts dachte ich als an ſie. Unter dem hängenden Stamm einer Birke gelang es mir ſie gegen den Wolkenbruch zu ſchützen. Ich ſelbſt ſaß unter dem Baume, hielt meine Geliebte auf den Knieen, wärmte ihre nackten Füße zwiſchen meinen Händen, und war glücklicher als die junge Gattin, welche zum erſtenmal das Hüpfen des Kindes unter ihrem Herzen fühlt.

Wir lauſchten dem Ruf des Sturmes; da fühlte ich auf einmal eine Thräne Atala's auf meiner Bruſt. Sturm des Herzens! rief ich: iſt dieß ein Tropfen deines Gewitterſchauers? Dann ſchloß ich die Geliebte feſt in meine Arme. Atala, ſagte ich, du verbirgſt mir ein Geheimniß. Oeffne mir dein Herz, du meine Schönheit. Es thut ſo wohl, wenn ein Freund in unſre Seele ſchaut. Theile mir jenes Geheimniß des Schmerzens mit, das du ſo hartnäckig verſchweigſt. Ach, ich ſehe, du weinſt um dein Vaterland. — Alsbald erwiderte ſie: Menſchenkind, warum ſollte ich um mein Vaterland weinen, da mein

Vater doch nicht aus dem Lande der Palmen war. — Wie? verſetzte ich mit tiefem Erſtaunen: dein Vater war nicht aus dem Lande der Palmen? Wer iſt es denn der dich in dieſe Welt geſandt hat? Antworte mir. — Atala erzählte Folgendes:

Ehe meine Mutter dem Krieger Simaghan dreißig Stuten, zwanzig Büffel, hundert Maß Eichelnöl, fünfzig Biberhäute und viele andre Schätze zur Morgengabe brachte, hatte ſie einen Mann von weißer Haut gekannt. Aber die Mutter meiner Mutter ſprengte ihr Waſſer ins Geſicht und zwang ſie den großherzigen Simaghan zu heirathen, der einem Könige glich und von den Völkern geehrt war wie einer von den himmliſchen Geiſtern. Meine Mutter jedoch ſagte zu ihrem neuen Gatten: Mein Leib hat empfangen, tödte mich. — Simaghan antwortete ihr: Der große Geiſt bewahre mich vor einer ſo ſchnöden That. Ich will dich nicht verſtümmeln, will dir weder Naſe noch Ohren abſchneiden, weil du aufrichtig biſt und mein Bette nicht betrogen haſt. Die Frucht deines Schooßes ſoll meine Frucht ſein, und ich will dich nicht eher beſuchen, als bis der Reisvogel abgezogen iſt, wenn der dreizehente Mond geſchienen hat. — Um dieſe Zeit nun kam ich aus dem Schooße meiner Mutter, und erwuchs, ſtolz wie eine Spanierin und eine Wilde. Meine Mutter machte mich zur Chriſtin, damit ihr Gott und der Gott meines Vaters auch mein Gott würde. Hernach ſuchte ſie der Gram der Liebe heim, und ſie ſtieg in den kleinen mit Fellen behängten Keller hinab, von dem man niemals wiederkehrt.

So lautete Atalas Geſchichte. Und wer war denn dein Vater, du arme Waiſe? ſagte ich: wie nannten ihn die Menſchen auf der Erde, und welchen Namen trug er unter den Geiſtern? — Ich habe nie meinem Vater die Füße gewaſchen,

erwiderte Atala: ich weiß nur, daß er mit seiner Schwester zu St. Auguſtin lebte, und daß er immer meiner Mutter treu geblieben iſt. Philipp war ſein Name unter den Engeln; die Menſchen nannten ihn Lopez.

Bei dieſen Worten ſtieß ich einen Schrei aus, der durch die ganze Wildniß wiederhallte; das Jauchzen meines Entzückens miſchte ſich in das Toſen des Gewitters. Ich ſchloß Atala an mein Herz und rief ſchluchzend: O meine Schweſter, Tochter des Lopez, Tochter meines Wohlthäters! — Atala fragte beſtürzt was dieſer Sturm bedeute; aber als ſie erfuhr, daß Lopez jener edelmüthige Freund ſei, der mich in St. Auguſtin an Kindesſtatt angenommen, da war auch ſie von Ueberraſchung und Freude ergriffen.

Dieſe geſchwiſterliche Freundſchaft, die ſo plötzlich über uns kam und ihre Empfindungen mit unſrer Liebe verſchmolz, war zu viel für unſre Herzen. Nun begannen Atala's Kämpfe fruchtlos zu werden: vergebens fuhr ſie mit der Hand nach dem Buſen und machte eine heftige Bewegung. Schon hatte ich ſie umfaßt, ſchon hatte ich mich mit ihrem Athem berauſcht, ſchon hatte ich den ganzen Zauber der Liebe von ihren Lippen getrunken. Die Augen zum Himmel erhoben, hielt ich bei dem Licht der Blitze vor dem Ewigen mein Weib in den Armen. Hochzeitliches Gepränge, unſrer Mißgeſchicke und unſrer hohen Liebe würdig, ſtolze Wälder, die ihr eure Lianen und eure Wipfel als Vorhänge und Betthimmel unſres Lagers wiegtet, entflammte Fichten, die ihr unſre Hochzeitfackeln wart, entfeſſelter Strom, dröhnende Berge, ſchreckliche und erhabene Schöpfung, mußtet ihr denn nur ein Schauſpiel ſein, um uns zu täuſchen? konntet ihr nicht einen Augenblick die Seligkeit eines Menſchen in eure geheimnißvollen Schauer hüllen?

Atala leiſtete nur noch ſchwachen Widerſtand; ich ſchwebte dem Gipfel des Glückes nahe, als auf einmal ein heftiger Wetterſtrahl, von einem Donnerſchlag begleitet, die dichten Schatten durchfurcht, den Wald mit Licht und Schwefeldampf erfüllt, und einen Baum zu unſern Füßen ſpaltet. Wir fliehen. O der Ueberraſchung! in der Stille, die nun folgt, hören wir den Ton einer Glocke. Betroffen lauſchen wir beide auf den Klang, der Wildniß ſo fremd. Da bellt ein Hund in der Ferne; er nähert ſich; ſeine Stimme wird lauter, er kommt und erhebt ein Freudengeheul zu unſern Füßen. Ein alter Einſiedler, mit einer kleinen Laterne in der Hand, folgte ihm durch den finſtern Wald. Der Himmel ſei geſegnet! rief er ſo bald er uns erblickte: ſchon lange hab' ich euch geſucht. Unſer Hund hat euch ſchon vom Beginn des Wetters an geſpürt und mich hieher geleitet. Guter Gott, wie jung ſie ſind! was haben ſie nicht ausſtehen müſſen! kommt, ich habe ein Bärenfell mitgebracht, das iſt für die junge Frau; auch findet ihr noch etwas Wein in meiner Kürbisflaſche. Gott ſei gelobt in allen ſeinen Werken, ſeine Barmherzigkeit iſt groß und ſeine Güte ohne Grenzen.

Atala lag zu den Füßen des Mönchs. Mann des Gebets, ſagte ſie, ich bin eine Chriſtin, dich ſchickt der Himmel, mich zu retten. — Meine Tochter, erwiderte der Eremit, indem er ſie aufhob, wir läuten immer unſre Miſſionsglocke in der Nacht und beim Gewitter, um die Fremden zu uns zu rufen; auch haben wir, nach dem Beiſpiel unſerer Brüder auf den Alpen und am Libanon, unſern Hund abgerichtet, um verirrte Wanderer zu ſuchen. — Mir war der Einſiedler faſt unbegreiflich; eine ſolche Menſchenliebe ſchien mir ſo überirdiſch daß ich zu träumen glaubte. Beim Schimmer der kleinen

Laterne sah ich seinen Bart und seine Haare ganz von Wasser triefen; seine Füße, seine Hände und sein Gesicht bluteten von Dornenrissen. Greis, rief ich endlich, was hast denn du für ein Herz, daß du nicht fürchtetest, von dem Blitz getroffen zu werden? — Fürchten? versetzte der Pater etwas warm: fürchten, wenn Menschen in Gefahr sind und ich ihnen nützlich werden kann? da wäre ich ein ganz unwürdiger Diener Christi. — Aber weißt du, erwiderte ich, daß ich kein Christ bin? — Junger Mann, entgegnete der Eremit, habe ich dich nach deiner Religion gefragt? Jesus Christus hat nicht gesagt: mein Blut wird diesen reinigen, und jenen nicht. Er ist für Juden und Heiden gestorben, und hat in allen Menschen nur Brüder und Bedrängte gesehen. Was ich hier für euch thue, ist sehr wenig, und ihr würdet anderwärts ganz andern Beistand finden; aber der Ruhm dafür darf nicht den Priestern zufallen. Was sind wir armen Einsiedler andres als die plumpen Werkzeuge der göttlichen Hand? O welcher Krieger wäre feig genug, um zurückzuweichen, wenn sein Führer, das Kreuz in der Hand und die Stirne mit Dornen gekrönt, ihm zum Beistande der Menschen voranschreitet?

Diese Worte ergriffen mein Herz; Thränen der Bewunderung und Rührung stürzten aus meinen Augen. Meine lieben Kinder, sagte der Missionär, ich unterrichte in diesen Wäldern ein kleines Häuflein eurer wilden Brüder. Meine Grotte ist hier ziemlich nahe im Gebirge; kommt und erwärmt euch bei mir; ihr werdet zwar die Bequemlichkeiten des Lebens dort nicht antreffen, aber ihr werdet ein Obdach finden, und dafür muß man die Güte Gottes noch preisen, denn es gibt viele Menschen die auch das nicht haben.

Die Pflanzer.

Es gibt Gerechte, deren Gewissen so ruhig ist, daß man ihnen nicht nahen kann, ohne an dem Frieden Theil zu haben, der aus ihrem Herzen und aus ihren Reden strömt. Jemehr der Einsiedler sprach, desto mehr fühlte ich wie die Leidenschaften in meinem Busen entschliefen; auch der Aufruhr am Himmel schien vor seiner Stimme zu weichen. Die Wolken hatten sich bald zertheilt, so daß wir unsern Zufluchtsort verlassen konnten. Wir traten aus dem Walde und klommen einen hohen Gebirgsrücken hinan. Der Hund ging vor uns her und trug die ausgelöschte Laterne an einem Stock. Ich hielt Atala an der Hand, und so folgten wir dem Missionär. Er sah sich oft nach uns um, und blickte mitleidig auf unsre Jugend und unser Schicksal. Ein Buch hing an seinem Halse; er stützte sich auf einen weißen Stab. Sein Wuchs war hoch, sein Antlitz blaß und mager, seine Miene schlicht und aufrichtig. Er hatte nicht die todten leeren Züge eines Menschen, der ohne Leidenschaften geboren ist; man sah daß er böse Tage erlebt hatte, und die Falten auf seiner Stirne zeigten die schönen Narben von Leidenschaften, welche Tugend und Liebe zu Gott und Menschen geheilt hatte. Wenn er, stille stehend, in seiner unbewegten Haltung mit uns sprach, so hatte sein langer Bart, das bescheiden zur Erde geschlagene Auge, der rührende Klang seiner Stimme, sein ganzes Wesen hatte etwas Beruhigendes und Erhabenes. Wer, wie ich, den Pater Aubry einsam mit seinem Stab und Brevier durch die Wildniß wandeln sah, der hat ein wahrhaftes Bild von dem christlichen Pilger auf Erden empfangen.

Nach einem halbstündigen gefährlichen Gang auf den Gebirgspfaden erreichten wir die Grotte des Missionärs. Ueber Epheu und Eibisch, die der Regen von den Felsen herabgewaschen, traten wir ein. Es war hier nichts zu sehen als eine Matte von Papayablättern, eine Kürbisflasche um Wasser zu schöpfen, ein paar hölzerne Gefäße, ein Spaten, eine zahme Schlange, und auf einem Stein der zum Tische diente ein Crucifix nebst dem Buche der Christen.

Der Mann der vorigen Tage zündete eilig ein Feuer aus trockenen Lianen an, zerrieb Mais zwischen zwei Steinen, machte einen Kuchen daraus und buk ihn in der Asche. Als dieser Kuchen eine schöne Goldfarbe angenommen hatte, trug er ihn uns noch ganz heiß, mit Nußmilch in einem Ahorngefäße, auf. Der Abend hatte wieder schönes Wetter gebracht; der Diener des großen Geistes lud uns ein, uns am Eingang der Grotte niederzusetzen. Wir folgten ihm zu dieser Stelle, welche eine unermeßliche Aussicht beherrschte. Die Reste der Gewitterwolken waren in verworrener Flucht gegen Morgen gezogen; in der Ferne loderten noch die Flammen der Feuersbrunst, die der Blitz in den Wäldern entzündet; am Fuß des Gebirges war ein ganzes Fichtengehölz in den Sumpf gestürzt, und der Fluß trug in buntem Gemengsel aufgeweichte Thonerde, Baumstämme, Leichen von Thieren und todte Fische, die, auf dem Rücken liegend, silbern über den Wellen schimmerten.

Im Angesichte dieses Schauspiels erzählte Atala dem ehrwürdigen Geist des Gebirges unsre Geschichte. Sein Herz schien bewegt und die Thränen rollten ihm in den Bart. Mein Kind, sagte er zu Atala, du mußt deine Leiden Gott opfern, zu dessen Ruhme du schon so viel gethan hast; er wird dir die

Ruhe wieder geben. Sieh wie dieſe Wälder rauchen, dieſe Ströme verſiegen, dieſe Wolken ſich verziehen: glaubſt du, Er, der ein ſolches Ungewitter beſchwören kann, ſey nicht auch im Stande, die Stürme des Menſchenherzens zu ſtillen? Weißt du keinen beſſern Zufluchtsort, meine liebe Tochter, ſo biete ich dir einen Platz unter dem Häuflein an, welches mir auf Jeſum zu taufen vergönnt wurde. Ich will Chactas unterrichten, und dir, ſo bald er deſſen würdig iſt, zum Gatten geben.

Bei dieſen Worten fiel ich unter einem Strom von Freudenthränen vor dem Einſiedler auf die Knie; aber Atala wurde todesbleich. Der Greis hob mich gütig auf, und da bemerkte ich daß ſeine Hände verſtümmelt waren. Atala errieth ſein Schickſal auf der Stelle: O die Unmenſchen! rief ſie aus.

Meine Tochter, verſetzte mit ſanftem Lächeln der Pater, was iſt das im Vergleich mit dem was mein göttlicher Meiſter gelitten hat? Haben die abgöttiſchen Indianer mir ein Leid angethan, ſo ſind es ja arme Blinde die Gott einſt erleuchten wird. Ich liebe ſie um ſo mehr je mehr ſie mir Uebles zugefügt haben. Ich konnte nicht in meinem Vaterlande bleiben, wohin ich zurückgekehrt war, und wo eine erlauchte Königin dieſe ſchwachen Male meines Apoſtelamtes ihres Anblicks würdigte. Und könnte mir ein glorreicherer Lohn für meine Arbeiten werden, als die Erlaubniß die ich von dem Oberhaupt unſrer Kirche erhielt, das heilige Opfer mit dieſen verſtümmelten Händen zu begehen? Nach einer ſolchen Ehre blieb mir nichts übrig als das Streben mich ihrer würdig zu machen: ich bin in die neue Welt zurückgekehrt, um den Reſt meines Lebens im Dienſte meines Gottes hinzubringen. Schon ſeit dreißig Jahren wohne ich in dieſer Einſamkeit, und Morgen

werden es zweiundzwanzig, seit ich Beſitz von dieſem Felſen nahm. Als ich dieſe Stätten zuerſt beſuchte, fand ich nur umherſchweifende Familien mit wilden Sitten und armſeliger Lebensart. Ich habe ihnen das Wort des Friedens gepredigt und ihre Sitten ſind allmählig milder geworden; nun leben ſie geſellig vereint am Fuße dieſes Gebirgs. Ich habe, während ich ihnen die Wege des Heiles wies, ſie zugleich in den erſten Künſten des Lebens zu unterrichten verſucht; doch ging ich nicht zu weit und ließ dieſe guten Menſchen in jener Einfachheit worin ihr Glück beſteht. Um ſie nicht durch meine Gegenwart befangen zu machen, habe ich mich in dieſe Grotte zurückgezogen, wo ſie mich beſuchen und um Rath fragen. Hier, ferne von Menſchen, bewundere ich Gott in der Herrlichkeit der Wildniß, und bereite mich auf den Tod, den mir die Fülle meiner Tage verkündigt.

Beim Schluß dieſer Rede warf ſich der Einſiedler auf die Kniee, und wir folgten ſeinem Beiſpiel. Mit lauter Stimme begann er ein Gebet, in welches Atala einſtimmte. Noch wetterleuchtete es im Oſten; über den Wolken gegen Abend ſtrahlten drei Sonnen neben einander. Füchſe, die das Gewitter zerſtreut hatte, ſtreckten ihre ſchwarzen Schnauzen über den Rand der Abgründe hinaus, und man vernahm das Kniſtern der Pflanzen, welche, beim Abendwinde trocknend, ihre gebeugten Stengel wieder aufrichteten.

Wir kehrten in die Grotte zurück, wo der Einſiedler ein Lager von Cypreſſenmoos für Atala bereitete. Eine verzehrende Erſchöpfung verrieth ſich in den Blicken und Geberden der Jungfrau. Sie ſah den Pater Aubry an, als ob ſie ihm gern ein Geheimniß mittheilen möchte; aber es ſchien ſie etwas zurückzuhalten, ſei es nun meine Gegenwart oder eine gewiſſe

Scham, oder die Fruchtlosigkeit der Beichte. Ich hörte sie mitten in der Nacht aufstehen und den Einsiedler suchen; aber nachdem er ihr sein Lager eingeräumt hatte, war er hinausgegangen um die Herrlichkeit des Himmels zu betrachten und auf der Höhe des Berges zu Gott zu beten. Am andern Morgen sagte er mir, daß dieß immer seine Gewohnheit sei, sogar im Winter, wo er es liebe, die Wälder ihre entlaubten Kronen wiegen, die Wolken durch den Himmel eilen zu sehen, und dem Brausen der Winde und Bergströme in der Wildniß zu lauschen. Meine Schwester mußte daher zu ihrem Lager zurückkehren, wo sie endlich einschlummerte. Ach, in meiner Fülle von Hoffnung sah ich Atala's Schwäche nur für ein vorübergehendes Zeichen von Müdigkeit an.

Den andern Morgen erwachte ich beim Gesang der Cardinäle und Spottvögel, die in den Acacien und Lorbeerbäumen um die Grotte umher nisteten. Ich pflückte eine Magnolienrose und legte sie, feucht von den Thränen des Morgens, der schlafenden Atala auf das Haupt. Ich hoffte nach dem Glauben meines Landes, die Seele eines an Mutterbrust gestorbenen Kindes sei in einem Thautropfen auf diese Blume herabgeschwebt, und ein glücklicher Traum werde sie in den Schooß meiner künftigen Gattin tragen. Dann suchte ich meinen Gastfreund auf; ich fand ihn im aufgeschürzten Gewande, den Rosenkranz in den Händen, und in Erwartung meiner auf dem Stamm einer vor Alter umgestürzten Fichte sitzend. Er schlug mir vor, mit ihm zur Mission zu gehen, während Atala noch ruhe; ich nahm das Anerbieten an und wir machten uns alsbald auf den Weg.

Im Berganſteigen fielen mir Eichbäume in die Augen und unbekannte Zeichen daran, welche von Geistern herzurühren

schienen. Der Einsiedler sagte mir, er selbst habe diese Buchstaben eingeschnitten; es seien Verse eines alten Dichters, Namens Homer, und Sprüche eines noch älteren, Namens Salomo. Es war eine stillgeheime Uebereinstimmung zwischen dieser Weisheit der Zeiten, diesen mit Moos bewachsenen Versen, diesem betagten Eremiten der sie eingegraben hatte, und diesen uralten Eichen die ihm zu Büchern dienten.

Auch sein Name, sein Alter und die Zeit der Gründung seiner Mission waren auf einem Savannenschilfrohr am Fuße dieser Bäume aufgezeichnet. Ich wunderte mich über die Gebrechlichkeit dieses Denkmals. Es wird mich doch überleben, erwiderte mir der Pater, und immerhin größern Werth haben als das wenige Gute was ich vollbracht.

Von da gelangten wir zum Eingang eines Thales, wo mir ein Wunderwerk in die Augen fiel, eine natürliche Brücke, jener virginischen ähnlich, von der du vielleicht schon reden hörtest. Die Menschen, mein Sohn, und vor allem deine Landsleute, treibt es oft die Natur nachzuahmen, und da liefern sie kleinliche Werke: nicht so ist es mit der Natur; wenn sie die Bauten der Menschen nachahmen zu wollen scheint, so stellt sie ihnen Muster vor die Augen. Brücken schlägt sie von einem Berggipfel zum andern, hängt Straßen in den Wolken auf, macht Flüsse zu Kanälen, meißelt Felsen zu Säulen aus und gräbt Meeren ihre kunstvollen Becken.

Wir gingen unter dem einzigen Bogen der Brücke durch und standen vor einem zweiten Wunderwerk; es war der Kirchhof der Indianer von der Mission, oder der Hain des Todes. Vater Aubry hatte seinen Neubekehrten gestattet, ihre Todten nach altem Brauche zu begraben und selbst dem Begräbnißorte seinen indianischen Namen zu lassen; er hatte blos die Stätte

durch ein Kreuz geheiligt. Der Boden war, wie ein Gemeindeacker, in ſo viele Looſe abgetheilt, als es Familien gab. Jedes Loos bildete für ſich ein Hölzchen, welches je nach dem Geſchmacke ſeines Beſitzers angepflanzt war. Ein Bächlein ſchlängelte ſich ohne Murmeln durch dieſe Gebüſche hin; es hieß das Bächlein des Friedens. Dieſe anmuthige Freiſtätte der Seelen lag nach Oſten durch die Brücke, unter der wir durchgegangen waren, abgeſchloſſen; zwei Hügel begrenzten ſie gegen Mittag und Norden, und offen war ſie nur gegen Abend, wo ſich ein großer Tannenwald erhob. Die röthlichen grünmarmorirten Stämme dieſer Bäume, welche ohne Aeſte bis zum Wipfel hinanſtiegen, glichen hohen Säulen und bildeten die Vorhalle an dieſem Tempel des Todes; hier waltete ein frommes Rauſchen, dem tiefen Dröhnen der Orgel in Kirchenhallen ähnlich; wenn man aber ins Innere des Heiligthumes eindrang, ſo hörte man nur noch die Lieder der Vögel, welche das Gedächtniß der Todten mit ewiger Feier begingen.

Im Heraustreten aus dieſem Gehölze erblickten wir das Dorf der Miſſion am Ufer eines Sees mitten in einer blumenbeſäten Savanne gelegen. Man gelangte durch eine Allee von Magnolien und Steineichen dahin, welche eine jener alten Straßen begrenzten, wie man ſie in den Gebirgen zwiſchen Kentucky und Florida findet. Sobald die Indianer ihren Hirten in der Ebene gewahrten, ſo verließen ſie ihre Arbeiten und liefen ihm entgegen. Die einen küßten ſein Kleid, die andern leiteten ſeine Schritte; die Mütter hoben ihre Kinder auf den Armen empor, um ihnen den Mann Chriſti zu zeigen, welchem Thränen in den Augen glänzten. Er fragte unter dem Gehen nach den Ereigniſſen im Dorfe, gab dieſem einen Rath, jenem einen ſanften Verweis, ſprach von der bevorſtehenden Ernte,

vom Unterrichte der Kinder, tröſtete die Leidenden, und gab allen ſeinen Reden eine Beziehung auf Gott.

Mit dieſem Gefolge kamen wir zu einem großen Kreuze das am Wege ſtand. Hier pflegte der Diener Gottes die Geheimniſſe ſeiner Religion zu begehen. Meine lieben Täuflinge, ſagte er, indem er ſich zu dem Häuflein wandte: ihr bekommt einen Bruder und eine Schweſter, und zum Ueberfluſſe des Glückes ſehe ich daß die göttliche Vorſehung geſtern eure Ernte geſchont hat. Das ſind zwei große Urſachen ihr zu danken. So laßt uns denn das heilige Opfer darbringen, und jeder erſcheine dabei mit tiefer Sammlung, mit lebendigem Glauben, mit unbegrenztem Dank und demüthigem Herzen.

Alsbald legt der göttliche Prieſter ein weißes Gewand aus dem Baſt des Maulbeerbaumes an, die heiligen Gefäße werden aus einem Sacramenthäuschen am Fuße des Kreuzes genommen, der Altar auf einem Felsſtück bereitet, das Waſſer aus dem nahen Waldbach geſchöpft, und eine Traube der wilden Rebe liefert den Opferwein. Wir knieen alle im hohen Graſe nieder, und die heilige Handlung beginnt.

Die Morgenröthe erſchien hinter den Bergen und ſetzte den Oſt in Flammen. Golden und roſig war die ganze Wildniß. Endlich trat das durch ſolchen Glanz angekündigte Geſtirn aus einem Abgrunde von Licht hervor, und ſein erſter Strahl berührte die geweihte Hoſtie, welche der Prieſter gerade in dieſem Augenblick in die Höhe hob. O geheimnißvolle Macht des Glaubens! O Herrlichkeit des chriſtlichen Gottesdienſtes! Der Opfernde ein alter Eremit, der Altar ein Fels, Kirche die Wüſte, und unſchuldige Wilde die Gemeinde! Nein, ich zweifle nicht, daß im Augenblicke, da wir uns zu Boden warfen, das große Geheimniß erfüllt wurde und Gott auf die

Erde herniederkam, denn ich fühlte wie er in meinem Herzen einzog.

Nach dem Opfer, bei welchem mir nur Lopez' Tochter fehlte, begaben wir uns in das Dorf. Hier war die rührendste Mischung des geselligen und des Naturlebens zu sehen. Am Saum eines Cypressenhains der alten Wildniß erhob sich die junge Pflanzung; die goldnen Wellen der Aehren schwankten über dem Strunk der gefällten Eiche, und die Ernte eines Sommers stand an der Stelle des dreihundertjährigen Baums. Auf allen Seiten sah man angezündete Forsten, aus welchen große Rauchwolken zu den Lüften stiegen, und der Pflug arbeitete sich langsam zwischen ihren zerstörten Wurzeln durch, Feldmesser nahmen mit langen Ketten den Boden auf, Schiedsrichter setzten das erste Eigenthum fest, der Vogel gab sein Nest her, der Schlupfwinkel des wilden Thieres verwandelte sich in eine Hütte, man hörte die Hämmer donnern, und die Schläge der Art weckten zum letztenmal das Stöhnen des Echos, das nun selbst mit den Bäumen, wo es seine Wohnung gehabt hatte, erstarb.

Ich schweifte voll Wonne durch dieses Schauspiel hin, das mir durch Atala's Bild und durch die seligen Träume, worin ich mein Herz wiegte, noch süßer wurde. Ich bewunderte den Sieg des Christenthums über das wilde Leben, ich sah wie der Indianer auf den Ruf der Religion Gesittung annahm; ich wohnte der ursprünglichen Vermählung des Menschen mit der Erde bei, des Menschen, der vermöge dieses großen Vertrages der Erde das Erbe seines Schweißes abtrat, und der Erde, die sich dafür verpflichtete, treulich seine Saaten, seine Kinder und seine Asche zu tragen.

Inzwiſchen brachte man dem Miſſionär einen Säugling, den er unter blühendem Jasmin am Ufer einer Quelle taufte, während ein Sarg mitten zwiſchen Spielen und Arbeiten hindurch in den Hain des Todes getragen wurde. Ein Paar empfing unter einer Eiche den Eheſegen, und dann zogen wir mit ihnen, um in einem Winkel der Wildniß ihre Wohnung zu gründen. Der Hirte ging vor uns her und ſegnete hier und dort den Fels, den Baum, die Quelle, wie einſt, nach dem Buch der Chriſten, Gott die unbebaute Erde ſegnete, als Adam ſie von ihm zum Erbe empfing. Dieſer Zug, der ſeinem ehrwürdigen Führer in buntem Gedränge von Fels zu Felſen folgte, erinnerte mein bewegtes Herz an jene Pilgerſchaaren der erſten Menſchen, als Sem mit ſeinen Kindern auszog, die unbekannte Welt zu durchwandern, der Sonne folgend, die vor ihm herging.

Ich fragte den heiligen Eremiten, wie er ſeine Kinder regiere. Er antwortete mir mit großer Freundlichkeit: Ich habe ihnen kein Geſez gegeben. Ich habe ſie einzig angewieſen, ſich zu lieben, zu Gott zu beten, und auf ein beſſeres Leben zu hoffen; darin ſind alle Geſeze der Welt enthalten. Du ſiehſt mitten im Dorf eine Hütte, welche größer iſt als die übrigen: ſie dient zur Kapelle in der Regenzeit. Dort verſammeln ſie ſich Morgens und Abends, um den Herrn zu loben, und wenn ich abweſend bin, ſo ſpricht ein Greis das Gebet; denn das Alter iſt wie die Mutterſchaft eine Art von Prieſterthum. Dann gehen ſie an die Feldarbeiten, und wenn auch das Eigenthum abgetheilt iſt, damit jeder die Landwirthſchaft erlerne, ſo wird doch die Ernte in gemeinſchaftlichen Speichern aufbewahrt, um die brüderliche Liebe lebendig zu erhalten. Vier Greiſe übernehmen die gleiche Vertheilung der Früchte. Denke

dir dazu noch unsre heiligen Handlungen, die vielen Gesänge, das Kreuz, wo ich das Mysterium gefeiert, die Ulme, unter welcher ich an schönen Tagen predige, unsre Gräber, die unsern Saatfeldern so nahe sind, unsre Flüsse, in welche ich die kleinen Kinder und die Kranken dieses neuen Bethaniens tauche, so hast du eine vollständige Vorstellung von diesem Reiche Christi.

Die Worte des Einsiedlers rißen mich hin, und ich fühlte den Vorzug dieses festen und beschäftigten Zustandes vor dem umherschweifenden und müßigen Leben des Wilden.

Ach, René, ich murre nicht wider die Vorsehung; aber ich gestehe, daß ich mich nicht ohne bittern Schmerz an jene evangelische Gemeinde erinnern kann. Eine Hütte mit Atala an jenen Ufern, wie glücklich hätte sie mein Leben gemacht! Dort hätten meine Wanderungen ihr Ziel gefunden, dort hätte ich mit meinem Weibe gelebt, den Menschen unbekannt, mein Glück im Schooße der Wälder bergend, und wäre vorübergegangen, wie jene Flüsse die nicht einmal einen Namen haben in der Wildniß. Anstatt dieses Friedens, den ich so zuversichtlich hoffte, ach in welchen Stürmen habe ich meine Tage verbracht! Beständig ein Spiel des Glücks zu sein, an alle Ufer verschlagen zu werden, lange Zeit mein Vaterland zu meiden, und bei der Rückkehr nichts als eine Hütte in Trümmern und Freunde im Grab zu finden, dieß war das Schicksal zu welchem Chactas geboren wurde.

Das Trauerspiel.

War mein Traum von Seligkeit lebhaft, so war er auch von kurzer Dauer, und das Erwachen wartete meiner bei der Grotte des Einsiedlers. Ich war überrascht, als wir um Mittag ankamen, daß Atala uns nicht entgegen lief. Ein plötzlicher Schauer kam über mich, ich wagte ihr nicht bei unsrer Annäherung zu rufen: meine Einbildung fürchtete sich gleichermaßen vor der Stimme, wie vor der Stille, die meinen Ruf beantworten könnte. Noch bestürzter über die Nacht, die am Eingang in den Felsen herrschte, sagte ich zu dem Missionär: O du den der Himmel begleitet und stärkt, dringe du in dieses Dunkel ein.

Wie schwach ist der Mensch, über welchen die Leidenschaften herrschen! wie stark ist der dessen Seele in Gott ruhet! Es lag mehr Muth in diesem frommen, von sechs und sechzig Jahren ausgetrockneten Herzen, als in dem ganzen Feuer meiner Jugend. Der Mann des Friedens trat in die Grotte und ich blieb angstvoll außen stehen. Bald klang ein Geräusch wie leise Klagetöne aus der Tiefe des Felsen. Sie schlugen an mein Ohr, ich stieß einen Schrei aus, gewann meine Kräfte wieder, und stürzte in die Nacht der Höhle hinein. Geister meiner Väter, ihr allein kennet das Schauspiel, das meinen Augen begegnete.

Der Einsiedler hatte eine Fichtenfackel angezündet, und hielt sie mit zitternder Hand über Atala's Lager. Das schöne junge Mädchen ruhte bleich vor uns, mit aufgelösten Haaren, halb aufgerichtet und auf den Ellbogen gestützt. Schweißtropfen schimmerten auf ihrer Stirne, ihre halberloschenen Blicke suchten mir noch ihre Liebe auszudrücken, ihr Mund versuchte zu

lächeln. Wie vom Blitzstrahl getroffen, blieb ich mit starren Augen, ausgestreckten Armen, halb offenen Lippen unbeweglich stehen. Eine tiefe Stille herrschte einen Augenblick unter den Dreien welche dieses Schmerzensschauspiel aufführten. Der Einsiedler brach das Schweigen zuerst: Es wird, sagte er, nur ein von der Erschöpfung kommendes Fieber sein, und wenn wir uns in den Willen Gottes ergeben, so wird er Erbarmen mit uns haben.

Bei diesen Worten gewann das stockende Blut den Lauf zu meinem Herzen wieder, und mit der Beweglichkeit des Wilden sprang ich von der äußersten Furcht zum Uebermaß des Vertrauens über. Aber Atala ließ mich nicht lange hoffen. Traurig schüttelte sie das Haupt, und gab uns ein Zeichen, an ihr Lager zu treten.

Mein Vater, sagte sie mit schwacher Stimme gegen den Mönch gewendet, ich bin dem Tode nahe. O Chactas, vernimm ohne zu verzweifeln das unselige Geheimniß, das ich dir, um dich nicht allzu unglücklich zu machen, und aus Gehorsam gegen meine Mutter verborgen habe. Suche mich nicht durch die Aeußerungen eines Schmerzes zu unterbrechen, der meinen kleinen Lebensrest vollends abkürzen würde. Ich habe viel zu erzählen, und an den matter werdenden Schlägen meines Herzens, an einer eisigen Bürde, die mein Busen kaum erträgt, fühle ich daß ich mich nicht genug beeilen kann.

Nach einem augenblicklichen Stillschweigen fuhr Atala fort:

Mein trauriges Schicksal hat beinahe ehe ich das Licht erblickte begonnen. Meine Mutter hatte mich in Jammer empfangen: ich belastete ihren Schooß und sie brachte mich unter zerreißenden Schmerzen zur Welt. Man verzweifelte an meinem Leben; um es zu retten, that meine Mutter ein Gelübde:

ſie verhieß der Himmelskönigin, ihr, wenn ich dem Tod entginge, meine Jungfrauſchaft zu weihen. Verhängnißvolles Gelübde, das mich in die Grube ſtürzt!

Ich trat in mein ſechszehntes Jahr ein, als ich meine Mutter verlor. Einige Stunden vor ihrem Tode rief ſie mich vor ihr Lager. Meine Tochter, ſagte ſie mir in Gegenwart eines Miſſionärs, der ſie in ihren lezten Augenblicken tröſtete: meine Tochter, du kennſt das Gelübde, das ich für dich abgelegt habe. Wollteſt du deine Mutter zur Lügnerin machen? O meine Atala, ich laſſe dich in einer Welt, die nicht würdig iſt, eine Chriſtin zu beſitzen, mitten unter Heiden, welche deines Vaters und meinen Gott verfolgen, den Gott, der, nachdem er dir das Leben gab, dich durch ein Wunder behalten hat. O mein liebes Kind, wenn du den jungfräulichen Schleyer nimmſt, ſo entſagſt du den Sorgen der Indianerhütte und den unſeligen Leidenſchaften, welche den Buſen deiner Mutter aufgerührt haben. So komm denn, mein geliebtes Mädchen, komm, ſchwöre auf dieſes Bild Mariens in die Hände dieſes heiligen Prieſters und deiner ſterbenden Mutter, daß du mich nicht vor den Augen des Himmels verrathen willſt. Bedenke daß ich mich für dich verbürgt habe, um dir das Leben zu retten, und daß, wenn du mein Verſprechen nicht hältſt, du die Seele deiner Mutter in ewige Qualen ſtürzen wirſt.

O meine Mutter, warum haſt du alſo geſprochen! O Religion, die du meine Leiden und meine Wonne ſchaffſt, die du mich verdirbſt und tröſteſt! Und du, geliebte und unglückliche Quelle dieſer Leidenſchaft, die mich noch in den Armen des Todes verzehrt, du ſiehſt jetzt, o Chactas, woher unſer ſtrenges Schickſal rührt. Unter Thränen ſtürzte ich an den mütterlichen Buſen und verhieß alles was man von mir haben

wollte. Der Missionär sprach die fürchterlichen Worte über mich aus, und gab mir das Scapulier, das mich auf ewig bindet. Meine Mutter bedrohte mich mit ihrem Fluche, wenn ich je meine Eide brechen würde, und nachdem sie mir befohlen hatte, mein Geheimniß unverletzt vor den Heiden, den Verfolgern meines Glaubens, zu bewahren, starb sie, mich mit den Armen umschlungen haltend.

Anfangs kannte ich die Gefahr meines Schwures nicht. Voll Feuer, eine wahrhafte Christin, und stolz auf das spanische Blut, das in meinen Adern fließt, sah ich nur Männer um mich, die meiner Hand unwürdig waren; ich frohlockte keinen andern Gemahl zu haben als den Gott meiner Mutter. Da sah ich dich, mein junger schöner Gefangener: mich rührte dein Geschick, ich wagte beim Scheiterhaufen im Walde dich anzureden, und nun fühlte ich das ganze Gewicht meiner Eide.

Als Atala diese Worte gesprochen hatte, rief ich mit geballter Hand und drohenden Blicken gegen den Missionär: Das ist also diese Religion, die du mir so gepriesen hast? Verderben über das Gelübde das meine Atala mir raubt! Fluch dem Gotte der die Natur verkehrt! Mensch, Priester, wozu bist du in diese Wälder gekommen?

Um dich zu retten! erwiderte der Greis mit furchtbarer Stimme: deine Leidenschaften zu zähmen, dich abzuhalten, Gotteslästerer, den Zorn des Himmels auf dich zu laden. Es steht dir wohl an, junger Mensch, kaum in das Leben getreten über deine Leiden zu klagen. Wo sind die Zeichen dessen was du erduldet hast? Wo sind die Ungerechtigkeiten die du erfahren hast? Wo sind die Tugenden, die allein dir einiges Recht zu klagen geben könnten? Welche Dienste hast du geleistet, was hast du Gutes gethan? Unseliger, du läßt mich nur

Leidenschaften sehen, und wagst es den Himmel anzuklagen. Wenn du, wie Pater Aubry, dreißig Jahre verbannt in den Bergen gelebt hast, so wirst du nicht mehr so vorschnell sein die Rathschlüsse des Himmels zu richten; dann wirst du begreifen, daß du nichts weißt, nichts bist, und daß es keine so strenge Züchtigung, keine so strengen Leiden giebt, die das verdorbene Fleisch nicht zu schmecken verdient.

Die Blitze, die aus den Augen des Alten sprühten, der Bart, der auf seiner Brust wogte, und seine Donnerworte machten ihn einem Gotte gleich. Von seiner Majestät niedergebeugt, umfaßte ich seine Kniee, und bat ihn wegen meines Ausbruchs um Vergebung. Mein Sohn, sagte er mit einer so sanften Stimme, daß die Reue sich meiner ganzen Seele bemeisterte, mein Sohn, nicht um meinetwillen habe ich dich zurechtgewiesen. Ach, du redest wahr, mein liebes Kind, nicht viel Gutes brachte meine Ankunft diesen Wäldern, und Gott hat keinen unwürdigeren Diener als mich. Aber den Himmel, mein Sohn, den Himmel darf man nie verklagen. Verzeih mir, wenn ich dich beleidigte, aber laß uns deine Schwester anhören. Vielleicht giebt es noch ein Mittel, wir wollen die Hoffnung nicht sinken lassen. Chactas, das ist wohl eine göttliche Religion, welche aus der Hoffnung eine Tugend gemacht hat.

Mein junger Freund, hob Atala wieder an, du bist Zeuge meiner Kämpfe gewesen, und doch hast du nur einen kleinen Theil davon gesehen; ich verbarg dir das Aergste. Ja, der schwarze Sclave, der den glühenden Sand von Florida mit seinem Schweiße tränkt, ist nicht so elend wie Atala war. Dich zur Flucht zu bereden, und doch zu wissen daß deine Entfernung mich tödten würde, mich vor unsrem Beisammensein in

den Wildnissen zu fürchten, und doch nach dem Schatten der Wälder zu schmachten — ach wenn es nur Verwandte, Freunde, Heimath zu verlassen, ja selbst wenn es (schreckliches Loos!) den Verlust meiner Seele gegolten hätte! Aber dein Schatten, o meine Mutter, dein Schatten war immer da, und warf mir seine Qualen vor. Ich hörte deine Klagen, ich sah wie die Flammen der Hölle dich verzehrten. Fieberisch und gespenstisch waren meine Nächte, und trostlos meine Tage. Der Thau des Abends vertrocknete, wenn er auf meine brennenden Glieder fiel. Ich öffnete meine Lippen den Lüften, aber die Lüfte, statt mir Kühlung zu bringen, entzündeten sich von meines Athems Gluth. O der Qual, dich ohne Unterlaß um mich zu haben, ferne von allen Menschen, in der tiefen Einsamkeit, und die unübersteigbare Kluft zwischen dir und mir zu sehen! Mein Leben zu deinen Füßen hinzubringen, dir wie eine Sclavin zu dienen, dein Mahl und dein Lager in einem unbekannten Winkel der Welt zu bereiten, wäre mein höchstes Glück gewesen. Diesem Glück war ich nahe, und konnte seiner nicht genießen. Welche Plane hab' ich nicht ausgebrütet, welcher Traum ist nicht in diesem traurigen Herzen aufgestiegen! Oft, wenn ich die Augen auf dir ruhen ließ, kam ich so weit, daß ich die unsinnigsten und schuldhaftesten Wünsche nährte. Bald hätte ich mit dir das einzige lebende Wesen auf Erden sein mögen, bald, wenn ich die Gottheit wahrnahm, die mich in meinen schrecklichen Aufwallungen mahnend besuchte, hätte ich diese Gottheit vernichtet wünschen mögen, wenn ich nur in deinen Armen, mit den Trümmern Gottes und der Welt, von Abgrund zu Abgrund stürzen durfte. Selbst in diesem Augenblicke — soll ich es sagen? — selbst jetzt, wo die Ewigkeit mich aufnehmen will, wo ich vor dem unerbittlichen Richter

erſcheinen ſoll, in der Stunde, wo ich aus Gehorſam gegen meine Mutter mit Freuden mein Leben durch mein Gelübde verſchlungen ſehe, dennoch, o ſchrecklicher Widerſpruch! überfällt mich die Reue, dir nicht angehört zu haben.

Meine Tochter, unterbrach ſie der Miſſionär, dein Schmerz führt dich irre. Dieſes Uebermaaß von Leidenſchaft, dem du dich hingibſt, iſt ſelten gerecht, ja es iſt nicht einmal in der Natur begründet, und in ſofern erſcheint es in den Augen Gottes weniger ſtrafbar, weil es mehr aus einem irrenden Geiſt als aus einem laſterhaften Herzen ſtammt. Dieſe Aufwallungen, die deiner Unſchuld nicht würdig ſind, müſſen alſo unterdrückt werden. Aber deine ungeſtüme Einbildung, mein liebes Kind, hat dir auch dein Gelübde zu ſchrecklich vorgemalt. Die Religion begehrt kein Opfer das mehr als menſchlich wäre. Ihre wahrhaften Empfindungen, ihre gemäßigten Tugenden ſind weit höher, als die überſpannten Gefühle und die erzwungenen Tugenden eines vorgeblichen Heldenthums. Wäreſt du auch unterlegen, — nun ſieh, du armes verirrtes Lamm, ſo würde der gute Hirte dich geſucht und zur Heerde zurückgeführt haben. Die Schätze der Reue ſtanden dir offen: Ströme von Blut bedarf es, unſre Vergehen in den Augen der Menſchen auszulöſchen; vor Gott genügt eine einzige Thräne. Faſſe dich alſo, meine liebe Tochter! deine Lage erfordert Ruhe; wenden wir uns zu Gott, der alle Wunden ſeiner Diener heilt. Wenn es, wie ich hoffe, ſein Wille iſt, daß du von dieſer Krankheit geneſeſt, ſo werde ich an den Biſchof von Quebec ſchreiben; er beſitzt die nöthigen Vollmachten, um dich deines Gelübdes, das ja nur ein einfaches iſt, zu entbinden, und du wirſt deine Tage mit deinem Gatten Chactas an meiner Seite verleben.

Bei diesen Worten des Greises wurde Atala von einem endlosen Krampfe befallen, und als sie sich zuletzt erholte so gab sie Zeichen des heftigsten Schmerzens von sich. Wie? rief sie, die Hände leidenschaftlich zusammenschlagend: es gab also eine Hülfe? ich konnte meiner Eide entbunden werden? — Ja, meine Tochter, erwiderte der Pater, und kannst es noch. — Es ist zu spät, es ist zu spät! rief sie. Muß ich sterben, im Augenblicke wo ich erfahre, daß ich hätte glücklich sein können! Warum hab' ich diesen heiligen Greis nicht früher gekannt! Wie glücklich wäre ich jetzt, mit dir, Chactas als Christ, getröstet, beruhigt durch diesen ehrwürdigen Priester, in dieser Wildniß, für immer — o das Glück wäre zu groß gewesen! — Beruhige dich, dieses Glück werden wir ja nun genießen. — Niemals, niemals! rief Atala. — Wie? entgegnete ich. — Du weißt nicht alles! rief sie: gestern — während des Gewitters — ich war in Gefahr mein Gelübde zu brechen, meine Mutter in die Flammen des Abgrundes zu stürzen; schon schwebte ihr Fluch über mir, schon belog ich den Gott der mir das Leben gerettet — als du meine bebenden Lippen küßtest, da wußtest du nicht, o du wußtest es nicht, daß du den Tod umarmtest! — O Himmel! rief der Missionär: Kind, was hast du gethan? — Ein Verbrechen begangen, mein Vater, versetzte Atala mit irren Blicken: aber nur ich bin verloren, meine Mutter ist gerettet. — So rede doch, rief ich schreckenvoll. — Nun denn, sagte sie, ich hatte meine Schwachheit vorausgesehen, und als wir die Hütten verließen, da nahm ich noch einen Begleiter mit. — Was? rief ich mit Entsetzen. — Gift! sagte Vater Aubry. — Es wühlt in meinem Busen! rief Atala.

Die Fackel entsank der Hand des Einsiedlers; ich stürzte sterbend neben Lopez' Tochter nieder. Der Greis schloß uns

in ſeine Arme, und alle drei vereinigten ihr Schluchzen an dem dunklen Sterbebette.

Faſſen wir uns, faſſen wir uns! ſagte nach kurzer Weile der muthige Eremit, und zündete eine Lampe an: wir verlieren koſtbare Augenblicke. Laßt uns als unerſchrockene Chriſten den Anfällen der Widerwärtigkeit Trotz bieten: den Strick um den Hals, Aſche auf dem Haupte, werfen wir uns zu den Füßen des Höchſten nieder, um ſeine Gnade anzuflehen oder uns ſeinen Beſchlüſſen zu unterwerfen! Vielleicht iſt es noch Zeit. Meine Tochter, das hätteſt du mir geſtern Abend ſagen ſollen.

Ach mein Vater, ſagte Atala, ich habe dich in der Nacht geſucht, aber zur Strafe meiner Sünden hat dich der Himmel von mir ferne gehalten. Uebrigens wäre jeder Beiſtand unnütz geweſen; denn die Indianer ſelbſt, die ſo geſchickt in der Behandlung der Gifte ſind, kennen für das, welches ich genommen habe, kein Gegenmittel. Denke dir mein Erſtaunen, Chactas, als ich ſah, daß der Schlag nicht ſo plötzlich erfolgte, wie ich erwartet hatte. Meine Liebe hat meine Kräfte verdoppelt, meine Seele hat ſich nicht ſo ſchnell von dir trennen können.

Jetzt war es kein bloßes Schluchzen mehr, womit ich Atala's Erzählung begleitete, ſondern es waren jene Ausbrüche die man nur an Wilden kennt. Ich wälzte mich in Raſerei auf dem Boden, meine Arme verdrehend, meine Hände zerfleiſchend. Der alte Prieſter eilte mit überirdiſcher Zärtlichkeit vom einen zum andern, und verſchwendete jede Art von Hülfeleiſtung an uns. Bei aller Ruhe ſeines Herzens und in der ganzen Laſt ſeiner Jahre verſtand er zu unſrer Jugend zu ſprechen, und ſeine Religion gab ihm Worte, die noch zärtlicher und glühender waren als unſre Leidenſchaft. Dieſer Prieſter, der ſeit vierzig Jahren Tag für Tag im Dienſte Gottes und der

Menſchen auf dieſen Gebirgen lebte, erinnerte er nicht an die Brandopfer Israels, welche ohne Unterlaß vor dem Herrn auf hohen Bergen rauchten?

Ach, vergebens ſuchte er Atala's Leiden Hülfe zu bringen. Die Erſchöpfung, der Kummer, das Gift, und eine Leidenſchaft, tödtlicher als alle Gifte zuſammen, vereinigten ſich, der Wildniß ihre Blume zu rauben. Gegen Abend traten furchtbare Zeichen ein. Eine allgemeine Erſtarrung lähmte Atala's Glieder, und die äußerſten Theile ihres Körpers begannen zu erkalten. Rühre meine Finger an, ſagte ſie zu mir: findeſt du ſie nicht ganz eiſig? — Ich wußte nicht was ich antworten ſollte, meine Haare ſträubten ſich vor Entſetzen. Dann fuhr ſie fort: Noch geſtern, mein Geliebter, machte deine bloße Berührung mich zittern, und nun fühle ich nicht einmal deine Hand mehr, kaum höre ich noch deine Stimme, und die Gegenſtände der Grotte verſchwinden mehr und mehr vor meinen Augen. Die Sonne wird wohl nächſtens untergehen? Chactas, ſchön werden ihre Strahlen in der Wildniß über meinem Grabe ſein.

Da ſie ſah daß ihre Worte uns weinen machten, ſo ſagte ſie zu uns: Verzeiht mir, meine theuren Freunde, ich bin ſehr ſchwach, aber vielleicht werde ich ſtärker werden. Und doch, ſo jung ſterben zu müſſen, gerade da mein Herz ſo voll Leben iſt! Mann des Gebets, habe Mitleid mit mir, richte mich auf. Glaubſt du daß meine Mutter mit mir zufrieden ſei, und daß Gott mir meine That vergeben werde?

Meine Tochter, antwortete der gute Mönch, der ſeine Thränen mit den verſtümmelten, zitternden Fingern abwiſchte: meine Tochter, alle deine Leiden fließen aus Unwiſſenheit. Deine Erziehung bei den Wilden und der Mangel an Unterricht iſt die Urſache deines Verderbens. Du wußteſt nicht daß eine Chriſtin

nicht über ihr Leben verfügen darf. Tröste dich denn, mein geliebtes Lamm, Gott wird dir um deiner Herzenseinfalt willen vergeben. Deine Mutter und der unbesonnene Missionär, ihr Beichtvater, sind schuldiger als du; sie haben ihre Gewalt überschritten indem sie dir ein voreiliges Gelübde entrissen; aber mit ihnen sei der Friede des Herrn. Ihr bietet alle drei ein schauerliches Beispiel dar, wie gefährlich Schwärmerei und Mangel an Aufklärung in Religionssachen ist. Beruhige dich, mein Kind! der die Herzen und die Nieren prüft, der wird dich nach deinem reinen Willen richten, und nicht nach der verdammungswerthen That.

Was das Leben betrifft, so wirst du, wenn dein Stündlein kommt, in dem Herrn zu entschlafen, o mein liebes Kind, wie wenig wirst du beim Ausgang aus dieser Welt verlieren! Obgleich du in der Wildniß lebtest, hast du doch den Gram geschmeckt: wie wäre es dir erst zu Muthe, wenn du die Leiden der Gesellschaft gekannt hättest, wenn an den Ufern Europa's jener lange Schmerzensschrei, der von der alten Erde aufsteigt, an dein Ohr gedrungen wäre! Der Bewohner der Hütte und der Herr des Palastes, jeder leidet, jeder seufzt hienieden; Königinnen hat man weinen sehen wie gemeine Frauen, und die Menschen haben sich gewundert, daß so viele Thränen aus den Augen der Könige fließen können.

Ist es deine Liebe, um die du trauerst? Meine Tochter, eben so gut könntest du einen Traum beweinen. Kennst du das Herz des Menschen? wolltest du auf die Unbeständigkeit seiner Wünsche zählen? Eher würdest du die Zahl der Wogen zusammenrechnen, die das Meer beim Sturme wälzt. Atala, Opfer und Dienste sind keine ewigen Bande: einst vielleicht wäre Sättigung und Ekel eingetreten, die Vergangenheit hätte

nichts mehr gegolten, und es wäre nur noch die Bürde einer ärmlichen, verachteten Verbindung übrig geblieben. Am schönsten, meine Tochter, war ohne Zweifel die Liebe des Mannes und des Weibes, die aus des Schöpfers Hand hervorgingen. Ein Eden war ihnen geschenkt, sie waren unschuldig und unsterblich. An Leib und Seele vollkommen, paßten sie ganz zu einander: Eva war für Adam, Adam für Eva geschaffen. Wenn sie sich dieses Glück nicht zu erhalten vermochten, welche Paare können es nach ihnen? Ich will dir nicht von den Ehen der erstgeborenen Menschen reden, von jenen unaussprechlichen Verbindungen, wo die Schwester die Gattin des Bruders wurde, wo Liebe und geschwisterliche Zärtlichkeit in Einem Herzen sich verschmolzen und die Reinheit der einen die Wonne der andern erhöhte. Alle diese Verbindungen sind getrübt worden; die Eifersucht kam zu dem Rasenaltar, wo man das Zicklein opferte, gekrochen, sie herrschte unter Abrahams Zelt und selbst auf jenen Lagern, wo die Patriarchen so viele Freuden kosteten, daß sie den Tod ihrer Mütter vergaßen.

Wie hättest du dir nun schmeicheln mögen, mein Kind, unschuldiger und glücklicher in deiner Liebe zu sein, als jene heiligen Familien, welche Jesus Christ durch seine Abstammung ehren wollte? Ich will dich verschonen mit Aufzählung der Ehesorgen, der Zwistigkeiten, gegenseitigen Vorwürfe, Unruhen und aller der geheimen Leiden, die am Kopfkissen des Ehebettes wachen. Die Schmerzen des Weibes erneuern sich, so oft sie Mutter wird, und schon bei der Trauung vergießt sie Thränen. Welche Schmerzen bringt nicht schon der Verlust eines Neugebornen, dem sie ihre Milch zu trinken gab und das nun an ihrem Busen stirbt? Es war ein Wehklagen im Gebirge, Rahel weinte und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus

mit ihren Kindern. Dieſer Wermuth im Becher der Herzensfreuden iſt ſo bitter, daß ich in meinem Vaterlande große von Königen geliebte Frauen ſah, welche den Hof verließen, ſich in Klöſtern begruben, und dieſes aufrühriſche Fleiſch, deſſen Freuden nur Schmerzen ſind, ertödteten.

Aber vielleicht wirſt du ſagen, ſolche Beiſpiele haben nichts mit dir zu ſchaffen; dein ganzer Ehrgeiz ſei dahin gegangen, in einer unbekannten Hütte mit dem Manne deiner Wahl zu leben; du habeſt dich weniger nach den Süßigkeiten der Ehe geſehnt, als nach dem Zauber jenes Wahnes den die Jugend Liebe nennt. O Trug, o Hirngeſpinnſt, Eitelkeit, Traum einer kranken Einbildung! Auch ich, meine Tochter, habe die Stürme des Herzens kennen gelernt; dieß Haupt war nicht immer kahl, dieſe Bruſt nicht immer ſo ruhig, wie ſie dir heute ſcheint. Glaube meiner Erfahrung: wenn der Menſch, beſtändig in ſeinen Neigungen, ein nie erſterbendes Gefühl immer wieder von Neuem nähren könnte, gewiß, dann würden Einſamkeit und Liebe ihn Gott ſelbſt gleich machen; denn das ſind die beiden ewigen Freuden des großen Weſens. Aber die Seele des Menſchen wird müde, und nie liebt ſie den gleichen Gegenſtand lange Zeit mit gleicher Fülle. Es gibt immer einige Dinge, worin zwei Herzen ſich nicht berühren, und dieſe ſind auf die Länge genügend um das Leben unerträglich zu machen.

Und dann, meine liebe Tochter, begehen die Menſchen in ihrem Traum von Glück den großen Fehler, das Gebrechen des Todes zu vergeſſen, das ihrem Weſen anhängt: alles muß ein Ende nehmen. Früher oder ſpäter, ſo groß auch dein Glück geweſen ſein möchte, würde dieſes ſchöne Antlitz ſich in die allgemeine Geſtalt verwandelt haben, die das Grab dem Geſchlechte Adams gibt; ſelbſt Chactas' Auge würde dich unter

deinen Grabesschwestern nicht mehr erkannt haben. Die Liebe dehnt ihr Reich nicht über die Würmer des Sarges aus. Was sage ich? Eitelkeit aller Eitelkeiten! was rede ich von der Macht der Erdenfreundschaft? Willst du, geliebte Tochter, ihren Umfang kennen lernen? Wenn ein Mensch ein paar Jahre nach seinem Tode wieder ins Licht zurückkehren könnte, so würde er wohl selbst von denen, die seinem Gedächtnisse die meisten Thränen weinten, nicht eben gern gesehen werden: so schnell knüpft man andre Bande, so leicht nimmt man andre Gewohnheiten an, so natürlich ist der Unbestand dem Menschen, so nichtig ist unser Leben selbst für unsrer Freunde Herz.

So danke du denn der göttlichen Gnade, meine geliebte Tochter, die dich so früh aus diesem Jammerthale zu sich nimmt. Schon ist das weiße Kleid und die leuchtende Jungfrauenkrone über den Wolken für dich bereitet; schon höre ich die Königin der Engel, wie sie dir zuruft: Komm herzu, meine würdige Dienerin, komm, meine Taube, komm und setze dich auf den Thron der Unschuld, unter die Jungfrauen, die ihre Schönheit und Jugend dem Dienste der Menschheit, der Erziehung der Kinder und den Werken der Buße geopfert haben. Komm, geweihte Rose, an Jesu Brust zu ruhen. Dieser Sarg, das Hochzeitbette das du dir erwählt, wird keine Täuschung erleiden, und die Umarmungen deines himmlischen Bräutigams werden ohne Ende sein. —

Gleichwie der letzte Strahl des Tages die Winde besiegt und Ruhe über den Himmel gießt, so stillte das sanfte Wort des Greises die Leidenschaften in meiner Geliebten Brust. Sie schien nur noch mit meinem Schmerz und mit den Mitteln, mich ihren Verlust ertragen zu machen, beschäftigt. Bald sagte sie mir, sie sterbe glücklich, wenn ich ihr meine Thränen zu

trocknen verspreche, bald redete sie von meiner Mutter, meiner Heimath; sie suchte meinen gegenwärtigen Gram zu zerstreuen, indem sie einen einstigen Schmerz in mir erweckte. Sie ermahnte mich zur Geduld, zur Tugend. Du wirst nicht immer unglücklich sein, sagte sie: wenn der Himmel dich heute prüft, so geschieht es nur, um dich empfänglicher für die Leiden deiner Brüder zu machen. Das Herz, o Chactas, gleicht jenem Baume, der seinen Balsam für die Wunden der Menschen alsdann erst gibt, wenn das Eisen ihn selbst verwundet hat.

Nach diesen Worten wandte sie sich zu dem Missionär, bei dem sie jene Erleichterung suchte, die sie mir gewährt hatte, und so, wechselsweise tröstend und getröstet, gab und empfing sie auf dem Sterbebette das Wort des Lebens.

Unterdessen verdoppelte der Eremit seinen Eifer. Seine alten Glieder waren vom Feuer der christlichen Liebe neu belebt, und während er beständig Mittel bereitete, das Feuer anschürte, das Lager auffrischte, sprach er in wunderbaren Worten von Gott und von dem Glücke der Gerechten. Die Fackel des Glaubens in der Hand, schritt er der Jungfrau in das Grab voran, und zeigte ihr seine geheimen Herrlichkeiten. Die niedre Grotte war erfüllt von der Größe des christlichen Heimgangs, und gewiß lauschten die himmlischen Geister mit Andacht diesem Schauspiel, wo die Religion allein mit der Liebe, der Jugend und dem Tode stritt.

Die Göttliche siegte, und ihren Sieg bezeugte eine heilige Traurigkeit in unsern Herzen, die auf jene leidenschaftlichen Ausbrüche folgte. Gegen Mitternacht schien Atala wieder aufzuleben, um die Gebete zu wiederholen, die ihr der Mönch an ihrem Lager vorsprach. Nach einer Weile gab sie mir die Hand und sagte mit kaum hörbarer Stimme: Sohn des

Utaliſſi, erinnerſt du dich jener erſten Nacht, da du mich für die Jungfrau der letzten Liebe hielteſt? Wunderſame Ahnung unſres Schickſals! — Sie hielt inne; dann hob ſie wieder an: Wenn ich bedenke, daß ich dich auf immer verlaſſe, ſtrebt mein Herz ſo kräftig ins Leben zurück, daß mir die Liebe beinahe die Gewalt giebt, mich unſterblich zu machen. Aber, o mein Gott, dein Wille geſchehe! — Sie ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr ſie fort: Es bleibt mir nun nichts mehr übrig, als dich um Verzeihung für die Schmerzen zu bitten, die ich dir verurſacht habe. Oft habe ich dich durch meinen Stolz und meine Launen gequält. Chactas, eine Hand voll Erde auf meiner Leiche ſetzt eine ganze Welt zwiſchen uns, und befreit dich auf ewig von der Laſt meiner Mißgeſchicke.

Dir verzeihen? antwortete ich in Thränen ſchwimmend. Bin ich denn nicht an deinem ganzen Unglück ſchuldig? — Mein Freund, unterbrach ſie mich, du haſt mich überglücklich gemacht, und wenn ich das Leben wieder beginnen dürfte, ſo würde ich das Glück, dich in Elend und Verbannung lieben zu dürfen, zum zweiten Mal einem ganzen Leben voll Ruhe in meiner Heimath vorziehen.

Hier erloſch Atala's Stimme; die Schatten des Todes umdunkelten ihre Augen und ihren Mund; ihre taſtenden Finger ſuchten nach etwas zu greifen; ſie redete leiſe mit unſichtbaren Geiſtern; dann machte ſie eine Bewegung und ſuchte das kleine Crucifix vom Halſe zu nehmen, aber vergebens; ſie bat mich, es ſelbſt abzulöſen, und ſagte:

Als ich zum erſtenmal mit dir ſprach, ſahſt du dieſes Kreuz beim Schein des Feuers auf meiner Bruſt ſchimmern; es iſt das einzige Gut das Atala beſitzt. Lopez, dein und mein Vater, ſandte es meiner Mutter, wenige Tage nach meiner

Geburt. So nimm denn, mein Bruder, dieſes Erbe von mir, und bewahre es zum Gedächtniß meiner Leiden. Bei dem Gotte der Bedrängten findeſt du deine Zuflucht in den Schmerzen deines Lebens. Chactas, ich habe eine letzte Bitte an dich. Freund, unſere Verbindung wäre auf Erden nur kurz geweſen: aber nach dieſem Leben gibt es ein längeres. Wie ſchrecklich, auf ewig von dir getrennt zu ſeyn! Ich gehe dir jetzt nur voran, und werde dich im himmliſchen Reich erwarten. Wenn du mich geliebt haſt, ſo laß dich im chriſtlichen Glauben unterrichten, der unſre Wiedervereinigung bewirken wird. Er thut vor deinen Augen ein großes Wunder, da er mich ſtark macht, dich zu verlaſſen, ohne in den Qualen der Verzweiflung hinzufahren. Aber nur ein einfaches Verſprechen, Chactas, will ich von dir; zu gut weiß ich, wie theuer ein Eid zu ſtehen kommt, um ihn von dir zu verlangen. Vielleicht würde ein Gelübde dich von einer Glücklicheren trennen. O meine Mutter, vergib deiner Tochter! O Jungfrau, halte deinen Zorn zurück! Ich verfalle wieder in meine ſündige Schwachheit, und raube dir, o mein Gott, die Gedanken, die nur dir gehören ſollten.

Von Schmerz zerriſſen, verſprach ich der Geliebten, dereinſt den chriſtlichen Glauben anzunehmen. Bei dieſem Schauſpiel erhob ſich der Einſiedler mit begeiſtertem Angeſicht und rief, die Arme zum Gewölbe der Grotte emporſtreckend: Es iſt Zeit, es iſt Zeit, Gott herbei zu rufen.

Kaum hat er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo zwingt eine übernatürliche Gewalt mich in die Kniee zu ſinken, und beugt mir das Haupt aufs Lager zu den Füßen Atala's. Der Prieſter öffnete einen geheimen Schrank, wo eine goldene mit ſeidnem Schleier bedeckte Urne verſchloſſen war, und warf ſich

nieder in tiefem Gebet. Plötzlich ſchien die Grotte erleuchtet, man vernahm Stimmen der Engel in den Lüften und das Rauſchen der himmliſchen Harfen, und als der Einſiedler das heilige Gefäß aus ſeinem Tabernakel zog, da glaubte ich Gott ſelbſt aus dem Schooß des Berges hervortreten zu ſehen.

Der Prieſter öffnete den Kelch; er nahm eine ſchneeweiße Hoſtie zwiſchen beide Finger und trat zu Atala, geheimnißvolle Worte ſprechend. Die Heilige hatte die Augen in Verzückung gen Himmel erhoben. All ihre Schmerzen ſchienen geſtillt; ihr ganzes Leben trat auf ihre Lippen, die ſich öffneten und mit Ehrfurcht den in dem wunderbaren Brod verborgenen Gott empfingen. Hierauf tauchte der himmliſche Greis ein wenig Wolle in geweihtes Oel; er rieb Atala's Schläfen damit, ſchaute einen Augenblick auf die ſterbende Jungfrau, und plötzlich bricht er in die lauten Worte aus: Fahre hin, chriſtliche Seele, geh und vereinige dich wieder mit deinem Schöpfer! — Ich erhob das niedergebeugte Haupt, und rief, auf das Gefäß mit dem heiligen Oele blickend: Mein Vater, wird ihr dieſes Mittel das Leben wieder geben? — Ja, mein Sohn, ſagte der Greis und fiel in meine Arme: das ewige Leben. — Atala war verſchieden.

Hier mußte Chactas ſeine Erzählung zum zweitenmal unterbrechen. Sein Antlitz ſchwamm in Thränen und ſein Mund konnte nur gebrochene Worte hervorbringen. Der blinde Sachem öffnete die Bruſt und zog Atala's Crucifix hervor. Hier iſt es, rief er, das Pfand des Unglücks. O René, mein Sohn, du ſieheſt es, und ich, ich ſehe es nicht mehr. Sage mir, iſt das Gold nach ſo vielen Jahren nicht blaß geworden? ſiehſt du keine Spur von meinen Thränen darauf? kannſt du die Stelle wohl erkennen, die eine Heilige mit ihren Lippen

berührte? Warum iſt Chactas noch kein Chriſt? welche eitlen Rückſichten auf Staatsklugheit und Vaterland haben ihn in den Irrthümern ſeiner Väter zurückgehalten? Nein, ich will nicht länger zögern. Die Erde ruft mir zu: wann wirſt du denn einmal ins Grab herniederſteigen? Was zögerſt du noch, den göttlichen Glauben anzunehmen? O Erde, nicht lange mehr darfſt du meiner harren. Sobald ein Prieſter dieſes vom Gram gebleichte Haupt in der heiligen Welle verjüngt haben wird, hoffe ich wieder bei Atala zu ſeyn. Aber laß mich meine Geſchichte zu Ende erzählen.

Die Beſtattung.

Ich will es nicht verſuchen, o René, dir jetzt noch die Verzweiflung zu ſchildern, die mein Herz ergriff, als Atala den letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Dazu gehört mehr Feuer als mir übrig geblieben iſt; da müßten ſich meine geſchloſſenen Augen der Sonne wieder öffnen, um ihr Rechenſchaft von den Thränen abzufordern, die ſie bei ihrem Licht vergoſſen haben. Ja, eher wird dieſer Mond, der jetzt über unſern Häuptern glänzt, die Wildniſſe von Kentucky zu beſcheinen müde werden, eher wird der Fluß, der unſre Pirogen trägt, den Lauf ſeiner Waſſer hemmen, ehe meine Thränen um Atala nachlaſſen werden. — Zwei ganze Tage lang war ich taub für die Reden des Eremiten. Um meinen Schmerz zu beſänftigen, bediente ſich der herrliche Greis keiner irdiſchen Troſtgründe; er begnügte ſich mir zu ſagen: Mein Sohn, es iſt Gottes Wille, — und dann ſchloß er mich in die Arme. Nie

hätte ich geglaubt, daß so viel Trost in diesen wenigen Worten eines ergebenen Christen läge, wenn mir nicht selbst die Erfahrung zu Theil geworden wäre.

Die Zärtlichkeit, die Salbung, die unwandelbare Geduld, womit mich der greise Diener Gottes tröstete, besiegten endlich meinen starren Schmerz. Ich schämte mich der Thränen, die ich ihm verursachte. Mein Vater, sagte ich zu ihm, es ist zu viel: die Leidenschaften eines jungen Menschen dürfen nicht den Frieden deiner alten Tage trüben. Laß mich die Reste meiner Gattin wegtragen; ich will sie in einem Winkel der Wildniß bestatten, und wenn ich denn zu leben verurtheilt bin, so will ich versuchen, mich jener ewigen Vermählung würdig zu machen, die Atala mir verheißen hat.

Bei dieser unverhofften Rückkehr meines Muthes zitterte der gute Pater vor Freude. O Blut Jesu Christi! rief er, Blut meines göttlichen Meisters, hierin erkenne ich dein Verdienst! O gewiß, du wirst diesen Jüngling retten. Mein Gott, vollende dein Werk, gieb diesem bedrängten Herzen den Frieden wieder, und laß ihm keinen Stachel von seinen Schmerzen, laß ihm nur demüthige und heilsame Erinnerungen zurück.

Der Fromme wollte mir Atala's Leichnam nicht übergeben, vielmehr schlug er mir vor, seine Täuflinge zu berufen und die Gestorbene mit allem christlichen Gepränge zu beerdigen; ich aber weigerte mich dessen. Atala's Leiden und Tugenden, sagte ich, sind den Menschen unbekannt geblieben, und ihr Grab, heimlich von unsern Händen aufgeschaufelt, soll diese Dunkelheit theilen. — Wir kamen überein, den folgenden Tag bei Sonnenaufgang hinauszuziehen und Atala unter dem Bogen der Felsenbrücke am Eingang in den Hain des Todes zu

begraben; auch beschloßen wir, die Nacht bei dem Leichnam der Heiligen in Gebeten zu verbringen.

Gegen Abend trugen wir die theuren Reste zu einer Oeffnung der Grotte, die gegen Norden ging. Der Eremit hatte sie in ein Stück europäischen Linnens, gesponnen von seiner Mutter, eingewickelt; dieß war das einzige Kleinod das er noch von seiner Heimath her besaß, und schon seit langer Zeit hatte er es für seine eigne Leiche bestimmt. Atala ruhte auf einem Rasen von Berg-Sinnpflanzen; ihre Füße, Haupt, Schultern und ein Theil des Busens waren entblößt. Aus ihren Haaren sah eine verwelkte Magnolienblume hervor: es war dieselbe, die ich der Jungfrau auf ihr Lager gelegt hatte, um sie fruchtbar zu machen. Ihre Lippen, einer seit zwei Morgen gepflückten Rosenknospe ähnlich, schien ein wehmüthiges Lächeln zu umspielen; auf ihren blendendweißen Wangen schimmerten blaue Adern. Ihre schönen Augen waren geschlossen, und ihre Alabasterhände hielten ein Crucifix von Ebenholz über der Brust; das Scapulier, zu dem sie geschworen, hing an ihrem Halse. Sie schien, verzaubert vom Engel der Schwermuth, im Doppelschlaf der Unschuld und des Grabs zu ruhen. Nie habe ich etwas Himmlischeres gesehen. Wer nicht wußte daß dieses Mädchen einst im Licht geathmet, der hätte sie für ein Marmorbild der schlummernden Jungfräulichkeit halten mögen.

Der Mönch hörte die ganze Nacht nicht auf zu beten. Ich saß schweigend am Todtenkissen meiner Atala. Wie oft hatte dieses holde Haupt im Schlaf auf meinen Knieen geruht, wie oft hatte ich mich auf sie herabgebeugt, ihren Athem zu hören und einzusaugen! Nun aber drang kein Laut mehr aus diesem regungslosen Busen, und vergebens harrte ich auf das Erwachen der Schönheit.

Der Mond lieh dieſer Leichenwache ſeine bleiche Fackel. Er ſtieg um Mitternacht herauf, wie eine weiße prieſterliche Jungfrau, die über dem Sarg einer Genoſſin zu weinen kommt. Bald breitete er in den Forſten das große Geheimniß der Trauer aus, das er ſo gerne den alten Eichen und des Meeres tauſendjährigen Geſtaden erzählt. Von Zeit zu Zeit tauchte der Mönch einen blühenden Zweig in geweihtes Waſſer, ſchwang ihn über der Leiche und durchduftete die Nacht mit himmliſchem Balſam. Zuweilen ſang er nach einer alten Weiſe Strophen des heiligen Dichters Hiob:

Ich bin vergangen wie eine Blume, ich bin verwelkt wie das Gras der Gefilde.

Warum iſt das Licht dem Unglücklichen gegeben, und das Leben denen die bittern Herzens ſind?

Alſo ſang der Alte. Seine tiefe etwas zitternde Stimme hallte weit in die ſchweigende Wildniß hinaus. Der Name Gottes und des Grabes ſcholl von allen Felſen, von allen Strömen, allen Wäldern zurück. Das Girren der virginiſchen Taube, der Sturz eines Waldſtroms im Gebirge, die Schläge der Glocke, welche die Wanderer rief, miſchten ſich in dieſe Trauergeſänge, und aus dem Hain des Todes klang es wie ein ferner Chor von Abgeſchiedenen, welche auf die Stimme des Einſiedlers antworteten.

Inzwiſchen ging ein goldner Streifen am Morgenhimmel auf. Die Sperber ſchrieen auf den Felſen, und die Marder kehrten in die hohlen Ulmen zurück: dieß war das Zeichen zu Atala's Beerdigung. Ich lud den Leichnam auf meine Schultern; der Einſiedler ging, einen Spaten in der Hand, vor mir her. Wir ſtiegen von Felſen zu Felſen hinab: das Alter und der Tod hemmten gleicherweiſe unſre Schritte. Beim

Anblick des Hundes, der uns im Wald gefunden hatte, und nun unter Freudensprüngen uns eine andre Straße leitete, brach ich in Thränen aus. Oft warf mir ihr langes Haar, mit dem die Morgenwinde spielten, seinen goldnen Schleier über die Augen; oft mußte ich die Bürde, die mich niederdrückte, ins Moos legen und mich zu ihr setzen, um wieder zu Kräften zu kommen. Endlich gelangten wir an die von meinem Schmerz bezeichnete Stätte; wir stiegen unter den Brückenbogen hinab. O mein Sohn, du hättest den jungen Wilden und den alten Einsiedler sehen sollen, wie sie in der Wildniß einander gegenüber knieten und mit ihren Händen ein Grab für ein armes Mädchen gruben, deren Körper nahebei im Bett eines ausgetrockneten Waldstromes lag.

Als unser Werk vollbracht war, trugen wir die Schönheit in ihr Ruhebett von Thon. Ach, ich hatte ihr wohl ein anderes Lager zu bereiten gehofft! Dann nahm ich eine Handvoll Staub und heftete mit schauerlichem Schweigen mein Auge zum letztenmal auf Atala's Gesicht. Endlich streute ich die Erde des Schlummers auf eine Stirne von achtzehn Lenzen; ich sah wie die Züge meiner Schwester nach und nach verschwanden und ihre Anmuth sich unter dem Schleier der Ewigkeit verbarg; ihr Busen schimmerte noch einige Zeit über der schwärzlichen Erde, wie eine weiße Lilie aus dem dunklen Boden ragt. Lopez! rief ich jetzt, siehe wie dein Sohn deine Tochter in die Grube legt! — und ich deckte die Erde des Schlummers vollends über Atala.

Wir kehrten in die Grotte zurück, wo ich dem Missionär mein Vorhaben mittheilte, mich bei ihm niederzulassen. Der Heilige, wunderbar bekannt mit dem menschlichen Herzen, durchschaute meine Absicht und die List meines Schmerzens.

Chactas, Sohn Utaliſſi's, ſagte er, ſo lange Atala lebte, bin ich ſelbſt in dich gedrungen, du ſolleſt bei mir bleiben; nun aber hat dein Schickſal ſich geändert, und du biſt an dein Vaterland gebunden. Glaube mir, mein Sohn, der Schmerz iſt nicht ewig: er muß früher oder ſpäter enden, weil das Herz des Menſchen endlich iſt. So ſchwach ſind wir, daß wir nicht einmal lange unglücklich zu ſein vermögen. Kehre an den Meſchacebe zurück, tröſte deine Mutter, welche täglich um dich weint und deines Schutzes bedürftig iſt. Laß dich im Glauben deiner Atala unterrichten, ſobald du Gelegenheit dazu erlangſt, und erinnere dich, daß du ihr verſprochen haſt, der Tugend und Chriſto anzugehören. Ich will hier an ihrem Grabe wachen. Gott, die Seele deiner Schweſter und das Herz deines alten Freundes ſind mit dir.

So ſprach der Mann des Felſens; ſeine Gewalt über mich war ſo groß, ſeine Weisheit ſo tief, daß ich ihm gehorchte. Den andern Tag verließ ich meinen ehrwürdigen Gaſtfreund, der mich ans Herz drückte, mir den letzten Rath, den letzten Segen gab, und die letzten Thränen an meinem Halſe weinte. Ich ging zu dem Grabe, und war erſtaunt, ein kleines Kreuz daſelbſt zu finden, das ſich über der Stätte des Todes erhob, ſo wie man noch den Maſt eines Schiffes ſieht, das in den Wellen verſunken iſt. Ich ſchloß daraus, daß der Einſiedler in der Nacht hier geweſen ſei, um zu beten; dieſes Merkmal von Freundſchaft und Frömmigkeit gab meinen Thränen reiche Nahrung. Ich kam in Verſuchung, die Grube wieder zu öffnen und die Geliebte noch einmal zu ſehen; aber eine heilige Scheu hielt mich zurück. Ich ſetzte mich auf die friſch aufgeſchaufelte Erde. Den Arm auf das Knie geſtützt, das Haupt in die Hand gelegt, blieb ich in bittern Gram verſunken. O René,

zum erstenmal stellte ich hier ernsthafte Betrachtungen über die Eitelkeit unsres Lebens und die noch größere Eitelkeit unserer Plane an. Ach mein Sohn, wer hat nicht schon solche Betrachtungen angestellt! Ich bin jetzt nur ein alter von dem Winter gebleichter Hirsch, meine Jahre machen der Krähe die ihrigen streitig: und doch, trotz den auf mein Haupt gehäuften Tagen, trotz dieser langen Lebenserfahrung bin ich noch keinem Menschen begegnet, der nicht in seinen Glücksträumen getäuscht worden wäre, keinem Herzen, das nicht eine heimliche Wunde getragen hätte. Das Herz, das unter dem heitersten Gesichte schlägt, gleicht dem natürlichen Brunnen auf der Savanne Alachua: sein Spiegel scheint still und rein, aber wenn du in die Tiefe blickst so siehst du ein arges Crocodil, das der Brunnen in seinen Wassern nährt.

Nachdem ich so den Auf- und Untergang der Sonne an dem Ort des Schmerzens gesehen hatte, bereitete ich mich den andern Morgen beim ersten Schrei des Storches das heilige Grab zu verlassen. Ich ging von ihm, wie von einem Grenzmal, von wo ich die Bahn der Tugend beginnen wollte. Dreimal beschwor ich die Seele Atala's: dreimal antwortete der Geist der Wildniß meinem Ruf unter dem Trauerbogen. Dann begrüßte ich den Ost, und erblickte fern auf dem Gebirgspfade den Eremiten, der sich nach der Hütte eines Leidenden begab. Ich fiel auf meine Kniee und umfaßte den Hügel der Geliebten: Schlummre friedlich, rief ich, in diesem fremden Boden, Tochter des Unglücks! Zum Lohne deiner Liebe, deiner Verbannung und deines Todes wirst du verlassen, selbst von Chactas verlassen! — Unter Thränenströmen schied ich von Lopez' Tochter und riß mich von dieser Stätte los, wo ich unter dem

Denkmal der Schöpfung ein noch edleres hinterließ: das bescheidene Grab der Tugend.

Chactas, Utalissi's Sohn, der Natche, hat diese Geschichte dem Europäer René erzählt. Die Väter vererbten sie auf ihre Kinder, und ich, der Wanderer in fernen Landen, habe treulich berichtet, was ich von den Indianern vernahm. Ich sah in dieser Erzählung das Gemälde des jagenden und des ackerbauenden Volkes, ich erkannte die Religion als erste Gesezgeberin der Menschen, die Gefahren der Unwissenheit und frommen Schwärmerei im Gegensatz mit der Erleuchtung, der Liebe und dem Wahrheitsgeist des Evangeliums, die Kämpfe der Leidenschaft und Tugend in einem einfältigen Herzen, endlich den Sieg des Christenthums über die auflodernste Lebenskraft und die tiefste Furcht, über die Liebe und den Tod.

Als ein Siminole diese Geschichte mir erzählte, fand ich sie gar lehrreich und anmuthig, weil er die Blume der Wildniß, den Reiz der Indianerhütte und eine Einfachheit in der Darstellung des Schmerzes hineinlegte, welche ich beibehalten zu haben mir nicht schmeicheln kann. Aber eines blieb mir noch übrig, das ich wissen mußte. Ich fragte, was aus Vater Aubry geworden sei, und niemand konnte mir es sagen. Ich würde es nie erfahren haben, wenn nicht die alles leitende Vorsehung mir zu dem geholfen hätte was ich suchte. Dieß trug sich also zu.

Ich hatte die Ufer des Meschacebe, welche vormals die südliche Grenze von Neufrankreich bildeten, durchstreift, und war begierig, im Norden das zweite Wunder dieses Reichs, den Niagarafall zu sehen. Auch war ich ganz in seiner Nähe,

in dem alten Lande der Agonnonſioni (Irokeſen) angelangt, als ich eines Morgens, über ein Blachfeld ſchreitend, eine Frau erblickte, welche unter einem Baume ſaß und ein todtes Kind auf den Knieen hielt. Stille trat ich auf die junge Mutter zu und hörte was ſie ſagte:

Wäreſt du bei uns geblieben, mein Kind, wie würde deine Hand den Bogen mit Anmuth geſpannt haben! dein Arm hätte den wüthenden Bären gezähmt und deine Schritte auf dem Gipfel des Berges das Reh zum Lauf herausgefordert. Weißes Hermelin des Felſens, ſo jung biſt du in das Land der Seelen gegangen. Und wie wirſt du dort leben können? Dein Vater iſt nicht da um dich zu ernähren mit ſeiner Jagd. Du wirſt frieren und kein Geiſt wird dir Felle geben, um dich zu bedecken. O ich muß eilen, wieder zu dir zu kommen, um dir Lieder zu ſingen und meine Bruſt zu reichen.

Und die junge Mutter ſang mit zitternder Stimme, wiegte das Kind auf den Knieen, benetzte ſeine Lippen mit Muttermilch, und verſchwendete an den Tod alle Sorgfalt die man dem Leben weiht.

Dieſe Frau wollte nach indianiſcher Sitte die Leiche ihres Kindes auf den Zweigen eines Baumes trocknen, um es ſodann ins Grab ſeiner Väter zu legen. Sie kleidete den Neugebornen aus, hauchte ihm ein paarmal auf den Mund und ſagte: Seele meines Sohnes, holde Seele, dein Vater hat dich einſt durch einen Kuß auf meine Lippen geſchaffen: ach, ſie haben das Vermögen nicht mehr, dir ein zweites Leben zu verleihen. — Dann öffnete ſie ihre Bruſt und drückte die kalten Reſte daran, die ſich an der Flamme des Mutterherzens belebt haben würden, hätte nicht Gott den Hauch ſich vorbehalten, der das Leben gibt.

Nun erhob ſie ſich und ſuchte mit den Augen nach einem Baum, auf deſſen Zweige ſie ihr Kind legen könnte. Sie wählte ſich einen rothblühenden Ahorn, der Blumengewinde von Apios trug und die ſüßeſten Düfte ausathmete. Mit der einen Hand bog ſie die untern Zweige herab, mit der andern legte ſie die Leiche darauf. Dann ließ ſie die Zweige los, die in ihre natürliche Lage zurückkehrten und die Hülle der Unſchuld in einer duftenden Blätterwiege mit ſich nahmen. Wie rührend iſt dieſer indianiſche Brauch! In ihren verödeten Gefilden hab' ich ſie geſehen, die prunkenden Monumente des Craſſus und Cäſar, aber ich ziehe ihnen die luftigen Gräber des Wilden vor, dieſe Mauſoleen von Laub und Blüthen, welche die Biene mit Düften würzt, der Zephyr wiegt, wo die Nachtigall ihr Neſt baut und ihre klagende Weiſe ertönen läßt. Noch größer wird der Reiz, wenn es die Hülle eines jungen Mädchens iſt, welche die Hand des Geliebten auf den Baum des Todes legte, wenn es die Reſte eines holden Kindes ſind, welchen die Mutter bei den jungen Vögeln ihre Wohnung angewieſen hat. Ich näherte mich der Frau, die am Fuße des Ahorns weinte; ich legte ihr die Hände auf das Haupt und ſtieß das dreimalige Geſchrei des Schmerzens aus. Dann nahm ich ſtill nach ihrem Beiſpiel einen Zweig, um die Inſecten, die um die Leiche ſummten, zu verjagen, hütete mich aber, eine in der Nähe befindliche Taube zu verſtören. Die Indianerin ſagte zu ihr: Taube, wenn du nicht die Seele meines Sohnes biſt, ſo biſt du gewiß eine Mutter, welche etwas ſucht, um ein Neſt zu bauen. Nimm von dieſen Haaren, die ich nicht mehr im Waſſer der Chinawurzel waſchen werde, nimm davon, um deinen Jungen ein Bettchen zu machen; möge der große Geiſt ſie dir erhalten.

Die Mutter weinte vor Freude, da sie die Freundlichkeit des Fremden sah. Unterdessen kam ein junger Mann herzu: Tochter Celuta's, sagte er, nimm unser Kind herab, wir halten uns nicht länger hier auf, wir werden mit der ersten Sonne fortziehen. — Bruder, sagte ich zu ihm, ich wünsche dir einen blauen Himmel, viele Rehe, einen Bibermantel und die Hoffnung. Du bist also nicht aus dieser Wildniß? — Nein, erwiderte der junge Mann, wir sind Verbannte und suchen ein Vaterland. — Bei diesen Worten senkte der Krieger das Haupt auf die Brust und schlug mit dem Ende seines Bogens den Blumen die Köpfe ab. Ich sah Thränen im Hintergrunde dieser Geschichte und schwieg. Die Frau nahm ihren Sohn von den Baumzweigen herab und gab ihn ihrem Gatten zu tragen. Hierauf sagte ich: Wollt ihr mir erlauben, euer Feuer heute Nacht anzuzünden? — Wir haben keine Hütte, antwortete der Krieger: wir lagern am Rande des Wasserfalls, wenn du uns folgen willst. — Gerne, versetzte ich und wir brachen zusammen auf.

Bald gelangten wir zu dem Wasserfall, der seine Nähe durch ein schreckliches Getöse verkündigte. Er wird vom Niagarafluß gebildet, der aus dem Eriesee kommt und sich in den Ontario ergießt; seine senkrechte Höhe beläuft sich auf hundert vier und vierzig Fuß. Vom Eriesee an eilt der Fluß mit raschem Fall herbei, und wo er an den Katarakt gelangt, da ist er weniger ein Fluß als ein Meer, dessen Ströme in den gähnenden Schlund eines Abgrundes stürzen. Der Katarakt theilt sich in zwei Arme und hat die Gestalt eines Hufeisens. Zwischen den beiden Fällen tritt eine untergrabene Insel hervor, die mit all ihren Bäumen über dem Chaos der Gewässer hängt. Der Arm des Flusses, der gegen Süden

fällt, rundet ſich zu einem ungeheuren Cylinder, breitet ſich dann gleich einem Schneeteppich aus und funkelt tauſendfarbig in der Sonne. Der öſtliche Arm fällt in eine grauenhafte Tiefe; man könnte ihn für eine Waſſerſäule der Sündfluth halten. Tauſend Regenbogen wölben und durchkreuzen ſich über dem Abgrunde. Das Waſſer ſchlägt gegen den erſchütterten Felſen und prallt in Schaumwirbeln zurück, die ſich wie Rauchwolken von einer ungeheuren Feuersbrunſt über die Wälder erheben. Fichten, wilde Nußbäume, Felſen, die wie Phantome einherzuſchreiten ſcheinen, umrahmen dieſes Bild. Adler, vom Luftzuge hingeriſſen, ſchweben kreiſend in die Tiefe hinab, und Carcaju's (amerikaniſche Dächſe) hängen ſich mit ihren biegſamen Schwänzen an einen untern Zweig, um in der Tiefe die zerſchmetterten Körper der Elennthiere und Bären herauszuholen.

Während ich mit ſchauernder Luſt dieſem Schauſpiele zuſah, hatten mich die Indianerin und ihr Gatte verlaſſen. Ich ſuchte ſie, wieder hinanſteigend, oberhalb des Waſſerfalls, und fand ſie an einem Orte, der zu ihrer Trauer paßte. Sie lagerten im Graſe; alte Männer hatten ſich zu ihnen geſellt, und neben ihnen lagen Menſchenknochen, in Thierfelle gewickelt. Erſtaunt über alles was ich ſeit einigen Stunden ſehen mußte, ſetzte ich mich zu der jungen Mutter und ſagte: Was bedeutet das alles, meine Schweſter? — Sie antwortete mir: Mein Bruder, dieß iſt die Erde des Vaterlandes, dieß iſt die Aſche unſrer Väter, die uns in die Verbannung folgt. — Und wie ſeyd ihr, rief ich, in ein ſolches Unglück gerathen? — Die Tochter Celuta's erwiderte: Wir ſind die Ueberreſte der Natchez. Nach dem Blutbade, das die Franzoſen unter unſerm Volk anrichteten, um ihre Brüder zu rächen, fanden die,

welche den Siegern entkamen, bei den Chikaſſas, unſern Nachbarn, eine Freiſtätte. Dort haben wir lange Zeit friedlich gewohnt, aber vor ſieben Monden bemächtigten ſich die Weißen aus Virginien unſres Landes, indem ſie behaupteten, es ſei ihnen von einem König in Europa geſchenkt worden. Wir haben die Augen zum Himmel aufgehoben, und, beladen mit den Reſten unſrer Vorfahren, unſre Straße mitten durch die Wildniß eingeſchlagen. Ich habe unterwegs geboren, und da meine Milch durch den Gram bitter geworden war, ſo iſt mein Kind daran geſtorben. — Bei dieſen Worten wiſchte ſich die junge Mutter die Augen mit den Haaren aus; auch meine Thränen floßen.

Ich ſagte aber gleich darauf: Meine Schweſter, laß uns den großen Geiſt anbeten; alles geſchieht auf ſein Gebot. Wir ſind alle Wanderer: unſre Väter ſind es geweſen, wie wir; aber es gibt einen Ort wo wir ruhen werden. Wenn ich nicht fürchtete, meine Zunge möchte ſo leicht wie eines Weißen Zunge ſein, ſo würde ich dich fragen, ob du nicht von Chactas, dem Natche, haſt reden hören? — Die Indianerin ſah mich an und ſagte: Wer hat dir von Chactas dem Natche geſprochen? — Ich antwortete: Die Weisheit. — Die Indianerin erwiderte: Ich will dir ſagen was ich weiß, weil du die Fliegen von der Leiche meines Sohnes verjagt und gute Worte von dem großen Geiſt geredet haſt. Ich bin die Tochter der Tochter René's, des Europäer's, welchen Chactas an Kindesſtatt annahm. Chactas, der die Taufe empfangen hat, und René, mein ſo unglücklicher Großvater, ſind in dem Blutbad umgekommen. — Der Menſch geht immer von Schmerz zu Schmerz, antwortete ich, indem ich mich neigte. Du kannſt mir wohl auch Nachricht von Pater Aubry geben? — Er iſt nicht

glücklicher geweſen, als Chactas, ſagte die Indianerin: Die Cherokeſen, Feinde der Franzoſen, drangen in ſeine Miſſion; ſie wurden von der Glocke, die man für die Wanderer läutete, dahin gezogen. Vater Aubry hätte ſich retten können, aber er wollte ſeine Kinder nicht verlaſſen, und blieb, um ſie durch ſein Beiſpiel zum Tode zu ſtärken. Er wurde unter großen Qualen verbrannt; man konnte ihm keinen Schrei auspreſſen, der ſeinem Gotte zur Schmach oder ſeinem Vaterlande zur Unehre gereicht hätte. Er ließ während der Marter nicht ab, für ſeine Henker zu beten, und um ſeine Mitopfer zu jammern. Ein Zeichen der Schwachheit bei ihm zu erzwingen, führten die Cherokeſen einen chriſtlichen Wilden zu ſeinen Füßen, den ſie gräßlich verſtümmelt hatten. Aber ſie waren nicht wenig erſtaunt, als ſie ſahen, wie der Jüngling ſich auf die Kniee warf und die Wunden des alten Eremiten küßte, der ihm zurief: Mein Kind, wir ſind den Engeln und den Menſchen zur Schau geſtellt. — Die raſenden Indianer ſtießen ihm ein glühendes Eiſen in die Kehle, um ihn nicht weiter reden zu laſſen. Da er nun die Menſchen nicht mehr tröſten konnte, ſo ſtarb er.

Man ſagt, die Cherokeſen, ſo gewohnt ſie auch waren, die Wilden ſtandhaft leiden zu ſehen, hätten doch geſtehen müßen, in dem demüthigen Heldenthum des Paters Aubry liege etwas, das ihnen unbekannt ſey und jeden Muth der Erde überſchreite. Einige unter ihnen, durch dieſen Tod überraſcht, ſind Chriſten geworden.

Mehrere Jahre nachher kam Chactas aus dem Lande der Weißen zurück, und als er vernahm, wie es dem Häuptling des Gebets ergangen war, ſo brach er auf, um ſeine und Atala's Aſche zu ſammeln. Er kam in die Gegend, wo die

Miſſion einſt lag, aber er konnte ſie kaum noch erkennen. Der See war ausgetreten und die Savanne hatte ſich in einen Sumpf verwandelt; die natürliche Brücke war eingeſtürzt, unter ihren Trümmern Atala's Hügel und den Hain des Todes begrabend. Chactas irrte lange Zeit an dieſem Ort umher; er beſuchte die Grotte des Einſiedlers; hier fand er alles mit Brombeer- und Himbeerſträuchen überwachſen, und drinnen ſäugte eine Hindin ihr Kalb. Er ſetzte ſich auf den Felſen der Todtenwache, wo er nichts als einige Federn ſah, die aus der Schwinge des Zugvogels gefallen waren. Während er hier weinte, kroch die zahme Schlange des Einſiedlers aus dem Geſtrüpp hervor und wand ſich um ſeine Füße. Chactas erwärmte an ſeiner Bruſt den treuen Freund, der ihm allein unter dieſen Trümmern geblieben war. Der Sohn Utaliſſi's hat erzählt, er habe mehrmals, wenn die Nacht anbrach, Atala's und Vater Aubry's Schatten im Nebel der Dämmerung zu ſehen geglaubt. Dieſe Geſichte erfüllten ihn mit frommem Schauer und ſchmerzlicher Freude.

Nachdem er die Gräber ſeiner Schweſter und des Eremiten vergebens geſucht, wollte er den Ort eben verlaſſen, als die Hindin der Grotte vor ihm her zu ſpringen begann. Er folgte ihr und ſie machte am Fuße des Miſſionskreuzes Halt. Dieſes ſtand damals zur Hälfte unter Waſſer; ſein Holz war von Moos zerfreſſen, und der Pelican der Wildniß ſaß auf ſeinen wurmſtichigen Armen. Chactas dachte, die dankbare Hirſchkuh habe ihn an das Grab ſeines Wirthes geführt. Er grub unter dem Felſen, der vormals zum Altar gedient hatte, und fand daſelbſt die Gebeine eines Mannes und einer Frau. Er zweifelte nicht, daß es die Reſte des Prieſters und der Jungfrau ſeien, welche die Engel vielleicht an dieſer Stätte

begraben hatten; er hüllte sie in Felle des Bären, und trat den Heimweg wieder an, beladen mit den kostbaren Ueberresten, die auf seinen Schultern wie der Köcher des Todes klangen. Bei Nacht legte er sie unter sein Haupt, und Träume von Liebe und Tugend kamen über ihn. O Fremdling, du kannst ihren Staub hier sehen; Chactas' eigene Gebeine sind dabei.

Sobald die Indianerin diese Worte ausgesprochen hatte, erhob ich mich, trat zu der heiligen Asche und warf mich schweigend vor ihr nieder. Dann entfernte ich mich mit großen Schritten und rief: So geht auf Erden alles dahin, was gut, tugendhaft und fühlend ist. Mensch, du bist nur ein flüchtiger Wahn, ein schmerzvoller Traum! du lebst nur durch das Unglück; ein Wesen wirst du nur durch die Traurigkeit deiner Seele und die ewige Schwermuth deiner Gedanken.

Diese Betrachtungen beschäftigten mich die ganze Nacht. Den andern Morgen verließen mich meine Wirthe mit Tagesanbruch. Die jungen Krieger eröffneten den Zug und die Frauen beschloßen ihn. Jene waren mit den heiligen Reliquien beladen, diese trugen ihre Neugeborenen; die Greise gingen langsam in der Mitte, zwischen ihren Vorfahren und ihrer Nachkommenschaft, zwischen Erinnerung und Hoffnung, zwischen dem verlornen und dem künftigen Vaterlande. O wie viele Thränen fließen, wenn man so die heimische Erde verläßt, wenn man von dem Hügel der Verbannung zum letztenmal zurückschaut auf das Dach, unter dem man die Nahrung empfing, auf den Fluß der Hütte, welcher traurig fortfließt durch die einsamen Gefilde der Heimath.

Unglückliche Indianer, die ich in den Wildnissen der neuen Welt mit der Asche ihrer Väter irren sah, die ihr mir trotz eures Elendes Gastfreundschaft gewährtet, ich könnte sie

euch heute nicht erwidern: denn ich irre selbst, wie ihr, der Gnade der Menschen preisgegeben, umher, und, minder beglückt in meiner Verbannung, habe ich die Asche meiner Väter nicht mit mir nehmen können.

Gedruckt in der Wagner'schen Buchdruckerei in Ulm.

Chateaubriand's

ausgewählte Werke.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Zweites Bändchen.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

René.

Der Letzte der Abenceragen

von

Chateaubriand.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

Universitäts-
München
Bibliothek

René.

Als René zu den Natchez kam, mußte er sich nach ihren Sitten richten und eine Frau nehmen; aber er lebte nicht bei ihr. Ein schwermüthiger Hang zog ihn in den Schooß der Wälder: dort brachte er ganze Tage einsam zu und schien ein Wilder selbst unter den Wilden zu sein.. Außer Chactas, der ihn an Kindesstatt angenommen, und Pater Souel, dem Missionär im französischen Fort Rosalie, ließ er keinen Menschen mit sich in Gemeinschaft kommen. Diese beiden Greise hatten große Gewalt über sein Herz erlangt, der erstere durch liebenswürdige Nachsicht, der andre dagegen durch grenzenlose Strenge. Seit der Biberjagd, wo ihm der blinde Sachem seine Schicksale erzählte, hatte René sich beständig gesträubt, von seinen eigenen zu reden. Aber Chactas und der Missionär wünschten lebhaft, zu erfahren, was für ein Unglück einen Europäer von guter Geburt zu dem sonderbaren Entschlusse gebracht habe, sich in den Wildnissen von Louisiana zu begraben. René hatte immer als Grund seiner Weigerung angegeben, seine Geschichte sei durchaus unbedeutend und beschränke sich einfach auf seine Gedanken und Gefühle. Was das Ereigniß betrifft, fügte er hinzu, das mich nach America herüber zu gehen bestimmte, so muß ich es in ewiges Schweigen hüllen.

So verfloßen einige Jahre, ohne daß die beiden Greiſe ihm ſein Geheimniß hätten entlocken können. Ein Brief den er aus Europa durch die Kanzlei der auswärtigen Miſſionen erhielt, verdoppelte ſeine Traurigkeit in ſolchem Grade, daß er ſelbſt ſeine alten Freunde floh. Sie ſetzten ihm aber nur um ſo dringender zu, ihnen ſein Herz zu eröffnen: dabei gingen ſie mit ſolcher Zartheit, Milde und Ueberlegenheit zu Werke, daß er endlich genöthigt war, ihren Willen zu thun. Er verabredete einen Tag, um ihnen, nicht die Abentheuer ſeines Lebens, weil ihm keine widerfahren ſeien, ſondern die geheime Geſchichte ſeines Herzens zu erzählen.

Am einundzwanzigſten des Monats, den die Wilden den Blumenmond nannten, begab ſich René in Chactas' Hütte. Er lieh dem Sachem ſeinen Arm und führte ihn unter einem Saſſafrasbaum am Ufer des Meſchacebe. Pater Souel ließ nicht lange auf ſich warten. Die Morgenröthe brach an, in einiger Entfernung lag in der Ebene das Dorf der Natchez mit ſeinem Wäldchen von Maulbeerbäumen und mit jenen Hütten, welche Bienenkörben gleichen. Zur Rechten, am Ufer des Fluſſes, erſchien die franzöſiſche Niederlaſſung und das Fort Roſalie. Zelte, halb gebaute Häuſer, angefangene Befeſtigungen, mit Negern bedeckte Striche von Neubruchland, Gruppen von Weißen und Indianern zeigten auf dieſem kleinen Raume den Gegenſatz des europäiſchen und des wilden Lebens. Gegen Oſten, im Hintergrunde der Ausſicht, ſtieg die Sonne zwiſchen den durchbrochenen Gipfeln der Apalachen herauf, die ſich in dem Gold des Himmels wie blaue Schriftzüge abzeichneten; gegen Abend rollte der Meſchacebe ſeine Wellen in ſtiller Pracht und bildete den unbeſchreiblich großartigen Rahmen des Gemäldes.

Der Jüngling und der Missionär bewunderten das hohe Schauspiel und beklagten den Sachem, der sich nicht mehr daran weiden konnte; dann setzten sich Pater Souel und Chactas am Fuße eines Baumes auf den Rasen; René nahm zwischen ihnen Platz, und nach kurzem Stillschweigen hob er gegen seine Freunde an:

Ich kann, da ich meine Geschichte beginnen soll, mich einer Anwandlung von Scham nicht erwehren. Der Friede in euren Herzen, ehrwürdige Greise, und das ruhige Antlitz der Schöpfung um uns heißt mich über die unruhige Bewegtheit meines Innern erröthen.

Wie müßt ihr mich bemitleiden, wie muß meine ewige Ruhelosigkeit euch ärmlich erscheinen, euch, die ihr jeden Gram des Lebens gekostet habt! was werdet ihr von einem Jüngling ohne Kraft und Tugend denken, der in sich selbst seine Folter findet, und nur über Leiden klagen kann, die er sich selber zugefügt. Ach verdammt ihn nicht; denn allzuhart ist er gestraft.

Ich kostete meiner Mutter das Leben, als ich das Licht erblickte; das Eisen entriß mich ihrem Schoße. Ich hatte einen Bruder, den mein Vater segnete, weil er in ihm den Erstgebornen sah. Ich aber wurde frühzeitig in fremde Hände gegeben, und fern vom väterlichen Haus erzogen.

Meine Gemüthsart war heftig, mein Charakter ungleich. Wechselsweise lärmend und lustig, dann wieder still und traurig, versammelte ich in einer schnellen Anwandlung meine jungen Gespielen, und verließ sie plötzlich wieder, um mich beiseite zu setzen, nach den flüchtigen Wolken zu schauen oder den Regen auf die Blätter klatschen zu hören.

Jeden Herbſt durfte ich in die Burg meines Vaters kommen, welche in einer entfernten Gegend mitten in Wäldern an einem See gelegen war.

Schüchtern und befangen vor meinem Vater, fand ich nirgends Ruhe und Behagen als bei meiner Schweſter Amalie. Eine ſüße Gleichförmigkeit der Gemüthsſtimmung und des Geſchmacks feſſelte mich eng an dieſe Schweſter, welche etwas älter war als ich. Wir ergötzten uns damit, die Hügel gemeinſchaftlich zu erklettern, auf dem See zu rudern, die Wälder beim Fallen der Blätter zu durchſtreifen: jetzt noch füllt das Andenken an dieſe Gänge mein Herz mit Entzücken. O Traumgebilde der Jugend und Heimath, ihr verliert doch euren ſüßen Zauber nie!

Bald wandelten wir ſchweigend hin und horchten auf das ferne Geflüſter des Herbſtes oder das Geräuſch der dürren Blätter, welche traurig unter unſern Tritten kniſterten; bald verfolgten wir im unſchuldigen Spiel die Schwalbe auf der Wieſe, den Regenbogen auf dem naſſen Hügel; zuweilen auch ſtammelten wir Verſe, die das Schauſpiel der Natur uns eingab. In meiner Jugend diente ich den Muſen; nichts iſt ſo dichteriſch als ein ſechzehnjähriges Herz in der erſten Friſche quellender Gefühle. Der Morgen des Lebens iſt wie der Morgen des Tages, rein, reich an Bildern und an Tönen.

An Sonn- und Feiertagen hörte ich oft im Forſte zwiſchen den Bäumen die ferne Glocke, die den Landmann in die Kirche rief. An dem Stamm einer Ulme lehnend lauſchte ich ſtille dem frommen Klang. Jeder Ton des Erzes hauchte meiner jungen Seele die Unſchuld ländlicher Sitten, den Frieden der Einſamkeit, den Zauber der Religion und die ſüße Schwermuth der erſten Kindheitserinnerungen ein. O welches Herz iſt ſo

ſchlecht beſchaffen, das nicht beim Klang der Heimathglocken bebte, der Glocken, die vor Freuden über ſeiner Wiege dröhnten, die ſeinen Eintritt ins Leben verkündigten, beim erſten Klopfen ſeines Herzens mitſchlugen und aller Orten die heilige Freude des Vaters, die unausſprechlichen Schmerz- und Luſtgefühle der Mutter erzählten? Alles iſt in den zauberiſchen Träumereien, worein uns der Ton der Heimathglocke verſenkt enthalten: Religion, Familie, Vaterland, Wiege und Grab Vergangenheit und Zukunft.

Freilich ergötzten wir uns auch mehr als irgend jemand an ſolchen ſchwermüthigen und zärtlichen Gedanken; denn in der Tiefe unſrer beiden Herzen lag eine leiſe Traurigkeit, die wir von Gott oder von unſrer Mutter empfangen hatten.

Inzwiſchen wurde der Vater von einer Krankheit befallen, die ihn in wenigen Tagen dem Grabe zuführte. Ich lernte den Tod auf den Lippen der Mannes kennen, der mir das Leben gegeben hatte. Dieſer Eindruck war groß; er dauert jetzt noch fort. Es war das erſtemal daß mir die Unſterblichkeit der Seele klar vor die Augen trat. Ich kann nicht glauben daß jener lebloſe Körper den Gedanken in mir erregte: ich fühlte daß der aus einer andern Quelle kommen mußte, und in heiligem Schmerz, der an Freude grenzte, hoffte ich einſt mit der Seele meines Vaters wieder vereinigt zu werden.

Eine andere Erſcheinung beſtärkte mich in dieſem erhabenen Glauben. Die väterlichen Züge hatten im Sarg etwas Verklärtes angenommen. Warum ſollte dieſes geheimnißvolle Wunder nicht der Herold unſrer Unſterblichkeit ſein? Warum könnte der Tod, der alles weiß, nicht auf die Stirne ſeines Opfers die Geheimniſſe einer andern Welt gezeichnet haben? Warum

sollte das Grab nicht einen wunderbaren Traum der Ewigkeit enthüllen?

Amalie hatte sich, vom Schmerz gebeugt, in einen Thurm zurückgezogen, wo sie den Gesang der Priester bei der Leiche und das Geläute der Todtenglocken durch die Hallen des alten Schlosses vernahm.

Ich begleitete meinen Vater zu der letzten Stätte. Die Erde schloß sich über seinem Staub; die Ewigkeit und das Vergessen ruhten mit all ihrem Gewicht auf ihm; schon am Abend schritt die Gleichgültigkeit über seine Gruft, und allen, außer seiner Tochter und seinem Sohne, däuchte es, als ob er nie gewesen wäre.

Ich mußte das Vaterhaus verlassen, das meines Bruders Erbe geworden war, und zog mich mit Amalien zu alten Verwandten zurück

Die trügerischen Lebenswege lagen jetzt vor mir. Ich stand still und beschaute mir einen nach dem andern, ohne mich zu einer Wahl zu erkühnen. Amalie sprach mir oft vom Glück des Klosterlebens; sie sagte mir, ich sei das einzige Band, das sie in der Welt zurückhalte, und ihre Augen ruhten trauernd auf mir.

Bewegt von diesen frommen Unterredungen, richtete ich meine Schritte oft nach einem Kloster, das in der Nähe meines neuen Aufenthalts gelegen war; einen Augenblick sogar kam ich in Versuchung, mein Leben darin zu verbergen. Wohl denen die ihre Pilgerschaft vollenden, ohne den Hafen verlassen zu haben, die nicht, wie ich, unnütze Tage auf Erden dahin schleppten.

Die Europäer, von beständiger Unruhe umhergetrieben, sind genöthigt, sich Einsiedeleien zu erbauen. Je stürmischer

und geräuschvoller unser Herz ist, desto mehr zieht die Ruhe und das Schweigen uns an. Diese Freistätten meines Vaterlandes, die den Unglücklichen und Schwachen offen stehen, verstecken sich oft in Thälern, welche dem Herzen auf den ersten Blick eine Ahnung von Unglück und Zuflucht einflößen; manchmal sieht man sie auch auf hohen Gipfeln, wo die fromme Seele wie eine Gebirgspflanze dem Himmel entgegenstrebt, um ihm ihre Düfte zu senden.

Noch sehe ich die herrliche Landschaft mit ihren Wäldern und Gewässern, und die alte Abtey, wohin ich mein Leben vor den Launen des Schicksals zu flüchten gedachte; noch immer schweife ich, wenn der Tag sich neigt, durch jene einsamen Hallen und Kreuzgänge. Wenn der Mond die Pfeiler der Schwibbogen halb erleuchtete und ihren Schatten auf die Mauer gegenüber warf, so blieb ich stehen, um das Kreuz, das den Todesacker bezeichnete, und das lange Gras, das zwischen den Grabsteinen wuchs, zu beschauen. Ihr ruhigen Schläfer, die ihr, der Welt fremd und ferne, von der Stille des Lebens zur Stille des Todes hinabgegangen seid, mit welchem Ekel vor allem Erdenwesen erfüllten eure Gräber nicht mein Herz!

Mochte es angeborene Unbeständigkeit oder Vorurtheil gegen das Mönchswesen sein, ich änderte meinen Vorsatz und entschloß mich zu reisen. Ich sagte meiner Schwester Lebewohl; sie umarmte mich mit einer Bewegung, die wie Freude aussah, als wäre sie glücklich, meiner los zu sein. Ich konnte mich einer bittern Betrachtung über die Unzuverlässigkeit des Menschenherzens nicht erwehren.

Inzwischen stürzte ich mich voll Feuer ganz allein in jenen stürmischen Ocean der Welt, in dem ich weder Häfen noch

Klippen kannte. Zuerst besuchte ich die Völker, welche nicht mehr sind: ich weilte über den Trümmern von Rom und Griechenland, den Ländern der Kraft und des Geistes, wo die Paläste in Staub begraben und die Grabmäler der Könige von Dorngesträuchen überwachsen sind. O Macht der Natur, o Schwäche des Menschen! oft dringt ein Grashalm durch den härtesten Marmor dieser Gräber, den die mächtigen Todten niemals in die Höhe heben werden.

Zuweilen tauchte eine hohe Säule einsam in der Trümmerwüste auf, wie ein großer Gedanke von Zeit zu Zeit in einer von Jahren und Leiden zerstörten Seele sich erhebt.

Unter allen Ereignissen und zu allen Stunden des Tages sann ich über diese Monumente nach. Jetzt ging dieselbe Sonne, welche den Grund zu diesen Bauten legen sah, herrlich über ihren Trümmern unter; jetzt stieg der Mond am reinen Himmel auf, schien zwischen zwei halbzerbrochenen Aschenkrügen hervor, und ließ mich bleiche Gräber schauen. Oft glaubte ich bei den Strahlen dieses Gestirnes, das die Träumereien nährt, den Geist der Erinnerung sinnend an meiner Seite sitzen zu sehen.

Aber ich ward müde, in Särgen zu wühlen, wo ich nur allzu oft verbrecherischen Staub aufrührte.

Ich wollte sehen, ob die lebenden Geschlechter mehr Tugenden und weniger Unglück darbieten würden, als jene verschwundenen. Als ich eines Tags in einer großen Stadt hinter einem Palast in einem abgelegenen einsamen Hofe auf- und niederging, erblickte ich eine Bildsäule, welche mit dem Finger nach einer durch ein Opfer berüchtigten Stätte wies; sie erinnerte an einen König, den seine Unterthanen hingerichtet hatten. Die Stille an diesem Orte machte mich betroffen; nur der Wind seufzte um den verhängnißvollen Marmor. Arbeiter

waren gleichgültig am Fuß des Bildes gelagert; andre hieben Steine und pfiffen dazu. Ich fragte sie, was dieses Denkmal bedeute: die einen wußten es mir kaum zu sagen, die andern kannten das Ereigniß nicht, auf das es sich bezog. Nichts hat mir ein wichtigeres Maß von den Ereignissen des Lebens und von der Kleinheit dessen was wir bedeuten beigebracht. Was ist aus den Männern geworden, die so viel Geräusch von sich machten? Die Zeit that einen Schritt, und die Gestalt der Erde war verändert.

Ich suchte vor allem auf meinen Reisen die Künstler auf, und jene höhern Menschen, welche auf ihrer Lyra die Götter singen und das Glück der Völker, bei denen Gesetze, Religion nnd Gräber in Ehren sind.

Diese Sänger sind göttlicher Abkunft; sie besitzen die einzige unbestreitbare Gabe, womit der Himmel die Erde beschenkte. Ihr Leben ist natürlich und erhaben zugleich: sie feiern die Götter mit goldenem Munde, und sind dabei die einfachsten Menschen; sie reden wie Unsterbliche oder wie kleine Kinder; sie erklären die Gesetze des Alls, und begreifen die harmlosesten Vorgänge des Lebens nicht; sie haben die wunderbarsten Gedanken über den Tod, und sterben bewußtlos wie die neugebornen Kinder.

Auf Caledoniens Bergen sang mir der letzte Barde, den man in dieser Einöde vernommen hat, die Gedichte womit ein Held sich einst in seinem Alter tröstete. Wir saßen auf vier bemoosten Steinen; ein Bergstrom brauste zu unsern Füßen hinab; nicht weit von uns weidete ein Reh unter den Trümmern eines Thurmes, und der Seewind pfiff über die Heide von Cona hin. Jetzt hat die christliche Religion, auch eine Tochter hoher Gebirge, Kreuze auf die Heldenmale von Morven

gepflanzt, und an demſelben Stromesufer, wo Oſſian's Harfe ſeufzte, die Saiten David's angeſchlagen. Sie iſt eben ſo friedlich, als die Götter von Selma kriegeriſch waren: wo Fingal ſeine Schlachten kämpfte, da weidet ſie ihre Heerden, und mit Friedensengeln hat ſie die Wolken bevölkert, in welchen des Sängers blutige Schattenbilder wohnten.

Das alte und ewig junge Italien öffnete mir den Schatz ſeiner Meiſterwerke. Mit welch heiligem, dichteriſchem Schauer ſchweifte ich durch jene unermeßlichen Gebäude, welche die Künſte für die Religion errichtet haben! Welches Labyrinth von Säulen! Welche Reihen von Bogen und Gewölben! Wie herrlich das Rauſchen um dieſe Dome, das dem Getöſe der Meereswellen, dem Windesbrauſen in den Bäumen, der Stimme Gottes in ſeinem Tempel gleicht! Der Meiſter baute die Gedanken des Dichters auf und ſtellte ſie den Sinnen faßlich dar.

Was hatte ich aber bis jetzt mit all meiner Mühe gelernt? Nichts Gewiſſes bei den Alten und nichts Schönes bei den Neuen. Vergangenheit und Gegenwart ſind wie zwei unvollkommene Säulen! Die eine iſt verſtümmelt aus den Trümmern der Zeiten hervorgegangen, die andre hat ihre Vollendung noch nicht von der Zukunft erhalten.

Vielleicht, meine alten Freunde, ſeid ihr jedoch, und vor allem ihr, Männer der Wildniß, verwundert, daß ich euch in der Erzählung meiner Reiſe auch nicht mit einem Wort von den Denkmalen der Natur geſprochen habe.

Eines Tags war ich auf den Gipfel eines Vulkans geſtiegen, des Aetna, der mitten in einer Inſel brennt. Ich ſah die Sonne in der unbegrenzten Landſchaft unter mir aufgehen; Sicilien war in einen Punkt zu meinen Füßen zuſammengedrängt, und fernhin entfaltete ſich das Meer. Bei dieſem Anblick

aus senkrechter Höhe kamen mir die Flüsse nur noch wie Linien vor, welche die Länderkunde auf einer Karte gezogen hat; aber während mein Auge auf der einen Seite diese Dinge sah, tauchte es auf der andern in den Krater des Aetna, und erblickte durch schwarze Rauchwolken hindurch seine brennenden Eingeweide.

Ein leidenschaftlicher junger Mensch, am Rande eines Vulcanes sitzend und über die Menschen weinend, deren Dächer er kaum zu seinen Füßen sehen kann, ist ohne Zweifel, o Greise, nur ein Gegenstand eures Mitleids; wie ihr aber auch von René denken mögt, diese Schilderung gibt euch ein Bild seines Gemüths und seines Lebens: so habe ich beständig eine grenzenlose und unabsehbare Schöpfung vor meinen Augen und zu meiner Seite einen offenen Abgrund gehabt.

Als René diese letzten Worte gesprochen hatte, schwieg er und versank plötzlich in tiefes Brüten. Pater Souel sah ihn verwundert an, und der alte blinde Sachem, der den Jüngling nicht mehr reden hörte, wußte nicht was er von diesem Schweigen denken sollte.

René hatte die Augen auf einen Indianertrupp gerichtet, der fröhlich durch die Ebene zog. Auf einmal wurden seine Züge weich, Thränen stürzten ihm aus den Augen und er rief:

Glückliche Wilde, o warum kann ich den Frieden nicht genießen, der euch allezeit begleitet! Während ich fruchtlos so viele Lande durchstreift habe, seid ihr ruhig unter euren Eichen gesessen und habt die Tage ungezählt vorüber gehen lassen. Euer Grübeln ging nicht über eure Bedürfnisse hinaus, und ihr gelangtet, glücklicher als ich, dem Kinde gleich, zwischen Spiel und Schlaf zur Weisheit. Wenn jene Wehmuth, die von dem Uebermaß des Glückes stammt, bisweilen eure Seelen

ergriff, ſo reißet ihr euch bald von der vorübergehenden Trauer los, und eure gen Himmel gerichtete Augen ſuchten liebevoll das unbekannte Weſen, welches Mitleid mit dem armen Wilden hat.

Hier erloſch René's Stimme von Neuem und der Jüngling ſenkte das Haupt auf die Bruſt. Chactas ſtreckte die Hand in der Dunkelheit aus, griff nach ſeines Sohnes Hand und rief mit bewegter Stimme: Mein Sohn, mein lieber Sohn! — Bei dieſen Worten kam René wieder zu ſich, erröthete über ſeine Aufregung, und bat ſeinen Vater ihm zu vergeben.

Mein junger Freund, ſagte der Wilde, die Regungen eines Herzens wie das deinige können nicht gleichmäßig ſein; zügle nur wenigſtens dein Gemüth, das dir ſchon ſo viele Schmerzen machte. Wenn das Leben dir mehr Leiden auflegt als einem andern, ſo darfſt du darüber nicht erſtaunen: in einer großen Seele ruhen mehr Schmerzen als in einer kleinen. Fahre in deiner Erzählung fort. Du haſt uns durch einen Theil von Europa geführt; laß uns auch von deinem Vaterlande hören. Du weißt daß ich Frankreich geſehen habe, du kennſt die Bande die mich daran knüpfen: ich möchte gerne von jenem großen Häuptling reden hören, der nicht mehr iſt, und den ich in ſeiner königlichen Cabane beſucht habe. Mein Sohn, ich lebe nur noch von der Erinnerung. Ein Greis mit ſeinen Erinnerungen gleicht der abgelebten Eiche unſrer Wälder: ſie ſchmückt ſich nicht mehr mit ihrem eignen Laub, ſie deckt ihre Blöße mit fremden Pflanzen die auf ihren alten Aeſten aufgewachſen ſind.

René, durch dieſe Worte beſänftigt, fuhr in der Geſchichte ſeines Herzens fort.

Ach, mein Vater, ich kann dir wenig von jenem groſsen Jahrhundert sagen; ich sah nur sein Ende in meiner Kindheit, und bei meiner Rückkehr in die Heimath war es abgelaufen. Noch bei keinem Volk ist eine so plötzliche und wundersame Verwandlung vorgegangen. Von der Geistesgröße, von der Achtung der Religion, vom Ernst der Sitten war alles plötzlich zur Geistesspielerei, zur Gottlosigkeit und Verderbniß herabgesunken.

Vergebens also hatte ich gehofft, in meinem Vaterland ein Mittel zur Stillung dieser Unruhe, dieser Sehnsuchtsgluth, die mir allenthalben folgt, zu finden. Die Kenntniß der Welt hatte mich nichts gelehrt, und doch genoß ich nicht mehr die süße Unbefangenheit.

Meine Schwester schien sich mit ihrem unerklärlichen Benehmen das Vergnügen machen zu wollen, meinen Ueberdruß zu vermehren: sie hatte Paris einige Tage vor meiner Ankunft verlassen. Ich schrieb ihr, ich wünsche mit ihr zusammenzukommen; sie antwortete eilig, um mich davon abzubringen, sie wisse nicht wohin ihre Angelegenheiten sie rufen würden. Was für traurige Betrachtungen stellte ich nicht über die Freundschaft an, welche in der Gegenwart erkaltet, in der Abwesenheit erlischt, welche dem Unglück nur kaum, und noch weniger dem Glücke widersteht!

Bald fand ich mich zu Hause noch einsamer, als ich es auf fremdem Boden gewesen war. Ich wollte mich eine Weile in die Welt werfen, die mir nichts sagte und mich nicht verstand. Meine Seele, noch von keiner Leidenschaft zerrieben, suchte einen Gegenstand an dem sie sich halten könnte; aber ich mußte bald gewahr werden, daß ich mehr gab als empfing. Weder eine ungewöhnliche Sprache noch tiefes Gefühl war

es, was man von mir verlangte. Ich hatte nichts zu thun als mich herabzustimmen, um auf der Höhe der Gesellschaft zu sein. Auf allen Seiten als überspannter Kopf behandelt, beschämt über die Rolle die ich spielte, immer mehr der Dinge und der Menschen überdrüssig, zog ich mich endlich in eine Vorstadt zurück, um dort in völliger Dunkelheit zu leben.

Anfangs fand ich in diesem unbeachteten und unabhängigen Leben einen großen Genuß. Ungekannt von Allen mischte ich mich unter die Menge: o grenzenlose Menschenwüste!

Oft saß ich in einer wenig besuchten Kirche und brachte ganze Stunden mit Sinnen und Brüten zu. Ich sah wie arme Frauen sich vor dem Höchsten niederwarfen, wie Sünder vor dem Beichtstuhl knieten. Jedermann ging mit aufgehelltem Antlitz von dieser Stätte fort, und das dumpfe Getöse draußen erinnerte an die Wogen der Leidenschaften, an die Stürme der Welt, die zu den Füßen des Gotteshauses erstarben. O Herr, der du in diesen heilgen Hallen meine Thränen fließen sahst, du weißt wie oft ich mich vor dir niederwarf, und dich bat mir die Last des Daseins abzunehmen oder den alten Menschen in mir zu verwandeln. Ach wer hat nicht schon zu Zeiten das Bedürfniß gefühlt, wiedergeboren zu werden, sich in den Fluthen des Stromes zu verjüngen, seine Seele im Lebensquell zu baden? Wer fühlt sich nicht zu Zeiten von der Bürde seiner Verderbniß niedergedrückt, und unvermögend, etwas Großes, Edles, Rechtes zu thun?

Wenn der Abend kam, trat ich den Rückweg in meine Klause an, und verweilte auf den Brücken, um den Sonnenuntergang zu sehen. Das Gestirn, die Dünste der Stadt in Flammen setzend, schien langsam wie der Zeiger an der Uhr der Zeiten in dem flüssigen Golde zu schwingen. Mit dem

Anbruch der Nacht zog ich mich durch ein Labyrinth von Straßen nach Hause zurück. Ich sah nach den Lichtern, die in den Wohnungen der Menschen schimmerten, versetzte mich in Gedanken mitten unter die Ereignisse des Schmerzes und der Freude, welche sie beschienen, und erinnerte mich, daß ich unter so vielen bewohnten Dächern nicht einen einzigen Freund besaß. Während solcher Betrachtungen schlug die Stunde in abgemessenen Schlägen am Thurm der gothischen Kathedrale, und wurde von Kirche zu Kirche in allen Tönen und nach allen Seiten nachgesprochen. Ach, jede Stunde öffnet ein Grab, jeder Schlag der Glocke preßt Thränen aus.

Dieses Leben, das mich anfangs entzückt hatte, wurde mir jedoch bald unerträglich: die beständige Wiederkehr der nämlichen Schauspiele und Gedanken ermüdete mich. Ich erforschte mein Herz, und fragte mich was ich denn wünsche. Ich wußte es nicht, aber plötzlich kam mir der Gedanke, die Wälder würden mir angenehm sein, und mit Einemmal war ich entschlossen, eine kaum begonnene Laufbahn, die mir schon Jahrhunderte lang zu währen schien, in ländlicher Verbannung zu vollbringen.

Ich ergriff diesen Vorsatz mit dem Feuer mit dem ich alle meine Plane verfolge: ich reiste plötzlich ab, um mich in einer Hütte zu begraben, wie ich einst plötzlich fortgegangen war, die Reise um die Welt zu machen.

Man klagt mich an, ich habe einen unbeständigen Geschmack, ich könne mich nicht lange an der gleichen Grille weiden, ich sei die Beute einer Einbildungskraft, welche mit jedem Vergnügen schnell zu Ende zu kommen suche, als wäre ihr seine Dauer lästig; man beschuldigt mich, daß ich stets über das Ziel, das ich erreichen könnte, hinausgerathe: ach, ich suche nur ein unbekanntes Gut, dessen Trieb und Gedanke mich verfolgt.

Iſt es meine Schuld, wenn ich überall Grenzen finde, wenn etwas Durchgeführtes keinen Werth für mich hat? Und doch fühle ich, daß ich die Einförmigkeit in den Empfindungen des Lebens liebe, und wenn ich noch den Wahn hätte an das Glück zu glauben, ſo würde ich es in der Gewohnheit ſuchen.

Die tiefe Einſamkeit und der Anblick der Schöpfung verſetzte mich bald in einen unbeſchreiblichen Zuſtand. Ohne Verwandte, ohne Freunde, gleichſam allein auf der Welt, noch unbekannt mit der Liebe, empfand ich einen Lebensüberfluß der mich zu Boden drückte. Zuweilen erröthete ich plötzlich und fühlte Ströme glühender Lava in meinem Herzen, zuweilen ſchrie ich unwillkürlich auf, und meine Nächte waren, ich mochte wachen oder träumen, ohne Ruhe. Es fehlte mir etwas, um die bodenloſe Leere meines Daſeyns auszufüllen: ich ſtieg ins Thal hinab, ich eilte den Berg hinan, und beſchwor mit der ganzen Stärke meiner Sehnſucht die überirdiſche Geſtalt der künftigen Geliebten; ich umarmte ſie in den Lüften, ich glaubte ſie im Gemurmel des Fluſſes zu vernehmen, überall ſah ich dieß Geſchöpf meines Herzens, in den Geſtirnen des Himmels, ja im Urgrund des Lebens ſelbſt.

Gleichwohl war dieſe Miſchung von Ruhe und Unruhe, von Armuth und Reichthum nicht ohne gewiſſen Reiz. Einmal vergnügte ich mich, einen Weidenzweig am Bache zu entblättern, und an jedes Blatt das die Welle forttrug, einen Gedanken zu knüpfen. Ein König, der durch eine plötzliche Umwälzung ſeine Krone zu verlieren fürchtet, kann nicht ſo in Aengſten und Nöthen ſein, wie ich es bei jedem Zufall war, der die Blätter meines Zweigs bedrohte. O Schwachheit der Sterblichen! O Kindheit des Menſchenherzens, das nicht altern

Univ. Bibl. München

kann! Zu welcher Knabenhaftigkeit kann unsre stolze Vernunft herunterſinken! Und geſchieht es denn nicht, daß viele Menſchen ihr Geſchick an Dinge feſſeln, die ſo werthlos ſind wie meine Weidenblätter?

Aber wie ſoll ich die Fülle von flüchtigen Eindrücken ſchildern, die ich auf meinen Spaziergängen fand? Die Töne womit die Leidenſchaften in der Leere eines einſamen Herzens reden, gleichen dem Rauſchen der Winde und Waſſer in der ſtillen Wildniß: man hört ſie gerne, aber malen kann man ſie nicht.

Der Herbſt überraſchte mich in dieſem unbeſtimmten Treiben; mit Jauchzen trat ich in die ſtürmiſchen Monate ein. Bald hätte ich einer jener Krieger ſein mögen, die durch Wind, Wolken und Geſpenſter hinbrauſen, bald beneidete ich ſogar das Loos des Hirten, dem ich zuſah wie er die Hände am Waldſaum über dem niedrigen Reiſigfeuer wärmte. Ich lauſchte ſeinen ſchwermüthigen Liedern, die mich erinnerten daß in allen Landen der natürliche Geſang des Menſchen traurig klingt, traurig ſelbſt, wenn er vom Glücke reden will. Unſer Herz iſt ein unvollkommenes Inſtrument, eine nur halb bezogene Leyer, wo wir die Töne der Freude auf Saiten ſpielen müſſen, die der Wehmuth angehören.

Den Tag über ſchweifte ich auf großen waldbegrenzten Haiden umher. Wie wenig bedurfte ich zu meinen Träumereien! ein dürres Laub, das der Wind vor mir her jagte, eine Hütte, deren Rauch in die kahlen Baumgipfel ſtieg, das Moos, das im Hauch des Nordes am Eichſtamm zitterte, einen fernen Fels, einen verlaſſenen Teich, in dem die welken Binſen flüſterten. Oft hat der einſame Kirchthurm, der ſich aus dem fernen Thal erhob, meine Blicke auf ſich gezogen; oft folgte ich mit

den Augen den Wandervögeln, die über meinem Haupte hinschwebten. Ich malte mir die unbekannten Gestade, die fernen Himmel, wohin sie zogen, und wäre gern auf ihren Schwingen mitgereist. Eine geheime Ahnung quälte mich: ich fühlte daß ich selbst nur ein Wanderer sei, aber eine Stimme vom Himmel sagte mir: Mensch, die Stunde deiner Pilgerschaft ist noch nicht gekommen; warte bis der Wind des Todes sich erhebt, dann wirst du deinen Flug nach jenen unbekannten Gefilden nehmen, wohin dein Herz verlangt.

Erhebt euch bald, ersehnte Stürme, die ihr René zu den Fluren eines andern Lebens tragen sollt! So rief ich mit großen Schritten dahin streichend, mein Antlitz flammte, der Wind pfiff durch meine Haare, ich fühlte weder Regen noch Reif, ich war entzückt, gepeinigt, und ganz vom Dämon meines Herzens besessen.

Nachts, wenn der Nordwind meine Hütte wiegte, der Regen in Strömen auf mein Dach niederschlug, wenn ich durchs Fenster den Mond die Wolkenschichten durchfurchen sah, gleich einem blassen Schiffe, das die Wellen pflügt, da schien das Leben sich in meinem Herzen zu verdoppeln, es war mir als hätte ich die Kraft, Welten zu schaffen. Ach, hätte ich einem andern Wesen diese Empfindungen mittheilen können! O Gott, hättest du mir ein Weib nach meinem Herzen gegeben, hättest du mir wie unsrem ersten Vater an deiner Hand eine aus mir selbst genommene Eva zugeführt — — — Himmlische Schönheit, ich wäre vor dir niedergefallen, hätte dich in die Arme geschlossen und den Ewigen gebeten, dir den Rest meines Lebens zu schenken.

Ach, ich war allein, allein auf Erden. Eine stille Verzehrung wühlte in meinem Körper. Jener Lebensekel, den ich

ſchon von meiner Jugend an empfunden hatte, kehrte mit neuer Kraft zurück. Bald gab mein Herz meinem Denken keine Nahrung mehr, und nur noch ein tiefes Gefühl von Ueberdruß verſicherte mich meines Daſeyns.

Ich kämpfte eine Zeitlang gegen mein Uebel, aber gleichgültig und ohne den feſten Entſchluß, es zu beſiegen. Endlich, da ich kein Mittel gegen dieſe ſeltſame Wunde meines Herzens, die überall und nirgends war, entdecken konnte, beſchloß ich aus dem Leben zu ſcheiden.

Prieſter des Höchſten, der du mich anhörſt, vergieb einem Unglückſeligen, dem der Himmel beinahe die Vernunft entzogen hatte. Ich war voll Religion und dachte doch ruchlos, mein Herz liebte Gott und mein Geiſt verkannte ihn. Mein Benehmen, meine Reden, Gefühle und Gedanken waren nichts als Widerſpruch, Verfinſterung, Lüge. Aber weiß der Menſch immer was er will? iſt er beſtändig Meiſter deſſen was er denkt?

Alles wich mit Einemmal von mir, Freundſchaft, Welt und Einſamkeit. Ich hatte alles verſucht und alles war mir verderblich geweſen. Die Geſellſchaft hatte mich zurückgeſtoßen, Amalie mich verlaſſen, und als nun auch die Einſamkeit von mir abzufallen drohte, was blieb mir da noch übrig? Sie war die letzte Planke, auf der ich mich zu retten gehofft hatte, und nun fühlte ich, wie auch dieſe in die Tiefe ſank.

Entſchloſſen, wie ich war, mich der Lebensbürde zu entledigen, wollte ich meine ganze Vernunft bei dieſer unſinnigen Handlung bethätigen. Nichts drängte mich, ich beſtimmte keine Stunde für meinen Austritt, um noch in langen Zügen die letzten Augenblicke meines Daſeyns zu genießen; ich wollte alle meine Kraft zuſammen nehmen, um nach dem Beiſpiel eines Alten zuzuſehen wie meine Seele von mir ſchied.

Indeſſen hielt ich es für nothwendig, Verfügungen über mein Vermögen zu treffen, und dieß veranlaßte mich an meine Schweſter zu ſchreiben. Es entſchlüpften mir einige Klagen über ihre Vergeßlichkeit, und wahrſcheinlich ließ ich die Rührung durchſchimmern, die mich nach und nach übermannte. Gleichwohl glaubte ich mein Geheimniß verborgen zu haben, aber Amalie, in den Falten meiner Seele zu leſen gewohnt, errieth es ohne Mühe. Sie war beſtürzt über den befangenen Ton meines Briefes und über die Fragen nach Angelegenheiten, womit ich mich ſonſt nie beſchäftigt hatte; ſtatt zu antworten kam ſie zu meiner Ueberraſchung plötzlich ſelbſt.

Um die Bitterkeit meines nachherigen Schmerzens und meinen Jubel bei Amaliens Wiederſehen recht zu empfinden, müßt ihr euch vorſtellen, daß ſie das einzige Weſen auf Erden war, das ich je geliebt hatte, daß in ihr alle meine Gefühle mit den ſüßen Erinnerungen der Kindheit verſchmolzen. In einem wahren Herzenstaumel empfing ich ſie. Ich hatte ſo lange Zeit Niemand gefunden, der mich verſtand, den ich in meine Seele blicken laſſen konnte.

Amalie ſtürzte mir in die Arme und rief: Undankbarer, du willſt ſterben, und deine Schweſter lebt! Du verdächtigſt mein Herz! Erkläre dich nicht, entſchuldige dich nicht, ich weiß alles; ich habe alles verſtanden, wie wenn ich um dich geweſen wäre. Bin ich zu täuſchen, ich, die deine erſten Gefühle keimen ſah? Erkenne hier dein unglückliches Gemüth, deinen Ueberdruß, deine Ungerechtigkeit. Schwöre, während ich dich an mein Herz drücke, ſchwöre, daß dieß das letztemal ſein ſoll, wo du dich deinem Wahn überläſſeſt; lege das Gelübde ab, niemals gegen dein Leben zu ſtürmen.

Bei dieſen Worten ſah mich Amalie mitleidig und zärtlich an, und bedeckte meine Stirne mit Küſſen. Sie war wie eine Mutter, ſie war noch zärtlicher. Ach, mein Herz öffnete ſich allen Freuden wieder; ich war ein Kind, das nichts als Troſt verlangte, und unterwarf mich Amaliens Gewalt. Sie verlangte einen feierlichen Eid von mir: unverweilt leiſtete ich ihn, und hatte nicht einmal eine Ahnung, daß ich je wieder unglücklich ſein könnte.

Länger als einen Monat gaben wir uns der Wonne unſres Zuſammenlebens hin. In der Frühe, wenn ich, ſtatt allein zu ſein, die Stimme meiner Schweſter hörte, da zitterte ich vor Freude und Seligkeit. Amalien war etwas Göttliches angeboren; ihre Seele beſaß dieſelben unſchuldigen Reize wie ihr Leib; ihre Empfindungen waren unbeſchreiblich ſanft; ihr Geiſt war nichts als Anmuth, zu welcher ſich ein wenig Schwärmerei geſellte; ihr Herz, ihr Denken und ihre Stimme waren wie Ein harmoniſcher Seufzer; ſie hatte die Schüchternheit und Liebe des Weibes, aber dazu die Reinheit und den Wohllaut eines Engels.

Der Augenblick war gekommen, wo ich alle meine Widerſprüche büßen ſollte. In meinem Wahnſinn war ich ſo weit gegangen, mir ein Unglück zu wünſchen, um doch einen wirklichen Schmerz zu erdulden: ſchrecklicher Wunſch, den Gott in ſeinem Grimm nur allzu ſehr erhörte!

Was muß ich euch entdecken, o meine Freunde! ſeht dieſe Thränen die aus meinen Augen ſtürzen. Kann ich es denn? Vor wenigen Tagen hätte nichts mir dieß Geheimniß ausgepreßt. Jetzt iſt alles vergebens.

Der Winter ging zu Ende; da gewahrte ich daß Amalie die Ruhe und Geſundheit, die ſie mir wieder gegeben hatte,

mehr und mehr verlor. Sie nahm ab, ihre Augen fielen ein, ihr Gang wurde ſchleppend, ihre Stimme zitternd. Eines Tages fand ich ſie in Thränen vor einem Crucifix. Welt, Einſamkeit, meine Abweſenheit und Gegenwart, Nacht und Tag, alles machte ſie unruhig. Unwillkürliche Seufzer erſtarben auf ihren Lippen; bisweilen machte ſie ohne müde zu werden einen weiten Gang, zuweilen konnte ſie kaum noch fortwanken; ſie nahm ihre Arbeit und legte ſie wieder hin, öffnete ein Buch ohne darin zu leſen, begann eine Rede die ſie nicht vollendete, brach plötzlich in Thränen aus, und entfernte ſich um zu beten.

Vergebens ſuchte ich ihr Geheimniß zu entdecken. Wenn ich ſie in meinen Armen hielt und fragte, ſo antwortete ſie lächelnd, es gehe ihr eben wie mir, ſie wiſſe nicht was ſie habe.

So vergingen drei Monate, und ihr Zuſtand wurde mit jedem Tage ſchlimmer. Ein geheimer Briefwechſel ſchien die Urſache ihrer Thränen zu ſein; denn ſie wurde ruhiger oder bewegter, je nachdem ein Brief eingelaufen war. Eines Morgens endlich, als unſre gemeinſchaftliche Frühſtücksſtunde vorüber war, ging ich zu ihrem Zimmer hinauf; ich klopfe, Niemand antwortet, ich öffne die Thüre, das Gemach iſt leer. Auf dem Kamin lag ein Päckchen, an mich überſchrieben. Zitternd nahm ich es auf, öffnete und las einen Brief, den ich aufbewahrt habe, um mir für die Zukunft jede fröhliche Regung zu benehmen.

An René.

Der Himmel iſt mein Zeuge, Bruder, daß ich mein Leben tauſendmal hergeben würde, um dir einen Augenblick des Kummers zu erſparen; aber, elend wie ich bin, vermag ich nichts für dein Glück zu thun. Vergib mir alſo, daß ich mich von

dir fortgeſtohlen habe wie eine Verbrecherin; ich hätte deinen Bitten nicht widerſtehen können, und doch galt es Trennung. Mein Gott, habe Mitleid mit mir!

Du weißt, René, daß ich immer einen Hang zum Kloſterleben gehabt habe; nun iſt es Zeit für mich, den Wink des Himmels zu benützen. Warum habe ich ſo lange gezögert? Gott läßt mich dafür büßen. Ich war um deinetwillen in der Welt geblieben — verzeih, der Schmerz, dich verlaſſen zu müſſen, macht mich ganz verwirrt.

Nunmehr, mein lieber Bruder, kenne ich die Nothwendigkeit jener Freiſtätten, gegen welche du dich ſo oft aufgelaſſen haſt. Es gibt Mißgeſchicke, die uns auf immer von den Menſchen trennen: was ſollte dann aus den armen Unglücklichen werden? Ich bin überzeugt, daß du ſelbſt, mein Bruder, in jenen heiligen Zellen Ruhe finden würdeſt: die Erde hat nichts was deiner würdig wäre.

Ich will dich nicht an deinen Eid erinnern: ich kenne deines Wortes Zuverläſſigkeit. Du haſt es geſchworen, du wirſt um meinetwillen leben. Gibt es etwas Elenderes, als ohne Unterlaß an die Flucht aus dem Leben zu denken? Für einen Menſchen deiner Art iſt es ſo leicht zu ſterben. Glaube deiner Schweſter, das Leben iſt eine ſchwerere Kunſt.

Aber, mein Bruder, flieh ſo ſchnell als du kannſt aus der Einſamkeit, die dir nicht zuträglich iſt; ſuche eine Beſchäftigung. Ich weiß, du lächelſt bitter über jene Nothwendigkeit, worin man ſich in Frankreich befindet, „einen Stand zu ergreifen;“ René, verachte die Erfahrung und Weisheit unſrer Väter nicht. Es iſt beſſer, mein theurer Bruder, etwas mehr den gewöhnlichen Menſchen zu gleichen und etwas weniger unglücklich zu ſein.

Vielleicht würdeſt du in der Ehe eine Linderung deines Zuſtandes finden; eine Frau und Kinder könnten dein Leben ausfüllen. Und welches Weib würde dich nicht glücklich zu machen ſuchen! Die Gluth deiner Seele, die Herrlichkeit deines Geiſtes, deine edlen, leidenſchaftlichen Züge, dein ſtolzer und doch ſo zärtlicher Blick, alles das würde dir ihre Liebe und Treue verbürgen. Ach, mit welcher Wonne würde ſie dich in ihre Arme, an ihr Herz empfangen! Wie würden alle ihre Blicke, alle ihre Gedanken auf dich gerichtet ſein, um auch den geringſten Kummer von dir abzuwehren! Sie wäre ganz Liebe, ganz Reinheit vor dir; du würdeſt wieder eine Schweſter zu haben meinen.

Ich gehe in das Kloſter, das du kennſt. Dieſes Gebäude am Meeresufer paßt vollkommen zu meiner Stimmung. Nachts werde ich in meiner Zelle das Murmeln der Wogen vernehmen, welche die Pforten beſpülen; ich werde an jene Gänge denken, wo wir in den Wäldern das Rauſchen des Meeres zu hören glaubten, wenn der Wind die Wipfel der Fichten bewegte. Geliebter Genoſſe meiner Kindheit, ſo ſoll ich dich denn niemals wieder ſehen? Kaum ein wenig älter als du, habe ich dich in deiner Wiege geſchaukelt; oft haben wir zuſammen geſchlafen. Ach daß Ein Grab uns einſt umſchlöße! Aber nein: ich muß einſam unter dem kalten Marmor dieſes Heiligthums ſchlafen, wo die Mädchen, welche nicht geliebt haben, ihre ewige Ruhe finden.

Ich weiß nicht, ob du dieſe von meinen Thränen halbverwiſchten Zeilen leſen kannſt; bei alle dem, mein Theurer, ein wenig früher oder ſpäter hätten wir uns ja doch trennen müſſen. Was ſoll ich dir von der Ungewißheit und dem Unwerth des Lebens reden? Du erinnerſt dich des jungen Freundes,

der bei Isle de France schiffbrüchig wurde. Als du seinen letzten Brief erhieltest, war seine irdische Hülle schon seit Monaten verschwunden, und in der Stunde, da du in Europa deine Trauer um ihn begannst, war sie in Indien schon zu Ende. Was ist der Mensch, wenn sein Gedächtniß so schnell verschwindet? Ein Theil seiner Freunde kann nicht einmal seinen Tod erfahren, ehe der andere ihn schon vertrauert hat. Wie? theurer, nur allzutheurer René, wird mein Andenken auch so geschwind in deinem Herzen erlöschen? O mein Bruder, ich entreiß mich dir in der Zeit hinieden, um nicht in der Ewigkeit von dir getrennt zu sein.

Amalie.

N. S.

Ich lege die Schenkungsurkunde über das Meinige bei, und hoffe, du werdest dieses Zeichen meiner Liebe nicht zurückweisen.

Hätte der Blitz zu meinen Füßen eingeschlagen, er würde mich nicht mehr erschreckt haben, als dieser Brief. Welches Geheimniß verbarg mir Amalie? Was zwang sie so plötzlich ins Kloster zu gehen? Hatte sie mich nur ins Leben zurückgezaubert, um mich auf einmal zu verlassen? O warum kam sie, mich von meinem Vorsatz abzubringen! Eine mitleidige Regung hat sie zu mir gerufen, aber bald eilt sie, müde einer lästigen Pflicht, den Unglücklichen zu verlassen, der nur sie auf Erden hatte. Man glaubt alles gethan zu haben, wenn man einen Menschen nicht sterben ließ. So klagte ich, dann kehrte ich in mich selbst zurück: Undankbare Amalie, sagte ich, wärest du an meiner Stelle gewesen, hättest du wie ich an der Leere des Daseins gelitten, nein, du würdest dich nicht von deinem Bruder verlassen gesehen haben.

Wenn ich aber den Brief wieder las, so fand ich etwas so Trauriges und Zärtliches darin, daß mein ganzes Herz zerschmolz. Auf einmal kam mir ein Gedanke, der mir einige Hoffnung gab: ich bildete mir ein, Amalie habe vielleicht eine Neigung zu einem Manne gefaßt, die sie nicht zu bekennen wage. Nun glaubte ich ihre Niedergeschlagenheit, ihren geheimnißvollen Briefwechsel und die leidenschaftliche Sprache ihres Schreibens erklären zu können. Ich schrieb ihr auf der Stelle und beschwor sie, mir ihr Herz zu öffnen.

Sie antwortete mir unverweilt, aber ohne ihr Geheimniß zu entdecken. Sie meldete mir blos, sie habe ihre Lossprechung vom Noviziat erhalten und werde demnächst ihr Gelübde ablegen.

Ich war empört über ihren Eigensinn, über das Geheimnißvolle ihrer Reden und ihr geringes Vertrauen auf meine Freundschaft. Nach einem augenblicklichen Bedenken über die Maßregeln, die ich zu ergreifen hätte, entschloß ich mich in jenes Kloster zu reisen und einen letzten Versuch bei meiner Schwester zu machen. Die Gegend, wo ich aufgewachsen war, lag auf meinem Wege. Als ich die Wälder sah, wo ich die einzigen glücklichen Stunden meines Lebens zugebracht, da floßen meine Thränen unaufhaltsam, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen.

Mein älterer Bruder hatte das väterliche Erbe verkauft, und der neue Eigenthümer wohnte nicht darin. Ich kam durch die lange Tannenallee zum Schlosse; ich durchwandelte die verödeten Höfe; ich blieb stehen, um nach den geschlossenen oder halbzerbrochenen Fenstern zu sehen, nach den Disteln, die am Fuße der Mauern wuchsen, nach dem Laube, mit dem die Thürschwellen besäet waren, nach der verlassenen Freitreppe, auf

der ich so oft meinen Vater und seine treuen Diener gesehen hatte. Die Stufen waren bereits mit Moos bedeckt; die gelbe Levkoje wuchs zwischen den lockern wankenden Steinen hervor. Ein unbekannter Aufseher öffnete mir barsch die Thüre. Ich zauderte über die Schwelle zu treten; da schrie der Mensch: Nun, wollt Ihrs auch machen, wie die Fremde, die vor einigen Tagen da war? Als sie an die Thüre kam, wurde sie ohnmächtig, und ich mußte sie in ihren Wagen tragen. — Leicht konnte ich diese Fremde erkennen, welche wie ich hieher gekommen war, um Thränen und Erinnerungen an dieser Stätte zu suchen.

Die Augen von Zeit zu Zeit mit dem Tuch bedeckend, trat ich unter das Dach meiner Ahnen. Ich durchschritt die tönenden Gemächer, wo kein Laut zu vernehmen war, als der Tritt meiner Füße. Die Zimmer waren nur halb von dem schwachen Licht erhellt, das durch die geschlossenen Läden drang; ich besuchte das Zimmer, wo meine Mutter an meiner Geburt gestorben war, das Cabinet meines Vaters, das Gemach wo ich in meiner Wiege geschlafen hatte, und endlich das, wo die Freundschaft meine ersten Gelübde am Busen der Schwester empfangen hatte. Ueberall waren die Tapeten abgenommen, und die Spinne wob ihr Netz über die verlassenen Bettstellen. Rasch ging ich fort und entfernte mich mit großen Schritten von dem Schlosse, nach welchem ich nicht umzublicken wagte. Wie süß, aber auch wie flüchtig sind die Augenblicke, wo Geschwister in ihren jungen Jahren unter dem Fittich der alten Eltern zusammen leben! Ein Menschenhaus währt nur einen Tag: der Athem Gottes weht es auseinander, wie einen Rauch. Kaum kennt der Sohn den Vater noch, kaum der Vater den Sohn, der Bruder die Schwester, die Schwester den

Bruder. Die Eiche sieht ihre Schößlinge um sich her aufwachsen: nicht also ist es mit den Menschenkindern.

Im Kloster angekommen, ließ ich mich an's Sprachgitter führen, und verlangte meine Schwester zu sprechen. Man sagte mir, sie nehme keinen Besuch an. Ich schrieb an sie: sie antwortete mir, da sie im Begriffe stehe, sich Gott zu weihen, so dürfe sie sich keinen Gedanken an die Welt erlauben; wenn ich sie liebe, so möchte ich sie nicht durch meinen Schmerz zu Boden drücken. Wenn du übrigens, setzte sie hinzu, gesonnen bist, am Tage meiner Einweihung am Altar zu erscheinen, so thu' mir die Liebe, Vatersstelle bei mir zu vertreten: diese Eigenschaft ist die einzige, die Deinem Muthe ziemt, die einzige, die für unsre Freundschaft und meine Ruhe geeignet ist.

Diese kalte Festigkeit, die sie meiner glühenden Bruderliebe entgegensetzte, machte mich beinahe rasend. Bald war ich entschlossen meines Weges zu gehen, bald wollte ich bleiben, um das Opferfest zu stören. Die Hölle gab mir sogar den Gedanken ein, mich in der Kirche zu erdolchen und die Gelübde, die mir die Schwester raubten, mit meinen letzten Seufzern zu begleiten. Die Priorin des Klosters ließ mich benachrichtigen, man habe einen Sitz im Heiligthum für mich bereitet, und lud mich zu der Ceremonie ein, welche am folgenden Tage Statt finden sollte.

Mit dem Anbruch der Morgenröthe gaben die Glocken das erste Zeichen. Gegen zehn Uhr schleppte ich mich wie ein Sterbender in's Kloster hin. Es gibt kein Trauerspiel mehr für den, der einer solchen Handlung beigewohnt hat, keinen Schmerz für den mehr, der sie überleben konnte.

Die Kirche war mit einer ungeheuren Volksmenge angefüllt. Man führte mich nach meinem Sitz; ich warf mich auf

die Kniee, faſt ohne zu wiſſen wo ich mich befand und zu was ich entſchloſſen war. Schon wartete der Prieſter am Altar. Auf einmal that ſich das geheimnißvolle Gitter auf, und Amalie ſchritt, angethan mit allem weltlichen Schmucke, hervor. Sie war ſo ſchön, auf ihren Zügen lag eine ſolche Verklärung, daß Staunen und Bewunderung die Menge ergriff. Beſiegt von dem glorreichen Schmerze der Heiligen, in den Staub gedrückt durch die Hoheit der Religion, mußte ich alle meine gewaltſamen Entwürfe ſchwinden laſſen; meine Kraft verging; ich fühlte mich von einer allmächtigen Hand gehalten, und ſtatt der Gotteslästerungen und Drohworte fand ich in meinem Herzen nur tiefe Andacht und Seufzer der Demuth.

Amalie trat unter einen Thronhimmel. Die Meſſe begann beim Schein der großen Lichter, unter Blumen und Düften, welche das Opfer ſüß machen ſollten. Beim Offertorium legte der Prieſter ſeine Gewande ab, behielt nur den weißen Leibrock an, beſtieg die Kanzel und ſchilderte in einer ſchlichten feierlichen Rede das Glück der Jungfrau, die ſich dem Höchſten weiht. Als er die Worte ſprach: Sie iſt erſchienen wie der Weihrauch, der ſich im Feuer verzehrt, — da ſchwebte Himmelsduft und hehre Stille über der Verſammlung; man fühlte ſich wie unter den Flügeln der geheimnißreichen Taube; die Engel ſtiegen auf den Altar herab, und kehrten mit Düften und Kronen in den Himmel zurück.

Der Geiſtliche beſchließt ſeine Rede, legt die Gewänder wieder an und ſetzt das Opfer fort. Amalie, von zwei jungen Nonnen geführt, kniet auf der unterſten Stufe des Altares nieder. Nun ruft man mich, um meine Vaterpflichten zu erfüllen. Der Schall meiner Tritte, die durch das Heiligthum hin wanken, bringt Amalien der Ohnmacht nahe. Man ſtellt

mich neben den Prieſter, dem ich die Scheere reichen ſoll. In dieſem Augenblick empört ſich mein Herz von Neuem, mein Grimm iſt am Ausbrechen, als Amalie, ihren Muth zuſammennehmend, mir einen ſo ſchmerzlichen, vorwurfsvollen Blick zuſendet, daß ich ganz vernichtet bin. Die heilige Sache ſiegt. Meine Schweſter benützt meine Verwirrung; muthig bietet ſie das Haupt der Scheere dar. Ihre ſchönen Locken fallen rings unter dem geweihten Eiſen, ein langes härenes Gewand tritt an die Stelle des weltlichen Schmuckes, ohne den rührenden Reiz ihrer Schönheit zu vermindern; die Kummerwolken ihrer Stirne bergen ſich unter der leinenen Binde, und der geheimnißvolle Schleier, das Doppelzeichen der Jungfräulichkeit und Religion, haftet an ihrem zierdeloſen Haupte. Nie war ſie ſo ſchön geweſen. Das Auge der Büßenden ruhte auf dem Staub der Erde; ihre Seele ſchwebte im Himmel.

Noch hatte Amalie ihr Gelübde nicht geſprochen: um der Welt abzuſterben mußte ſie durch das Grab gehen. Meine Schweſter legt ſich auf den Marmor nieder; ein Leichentuch wird über ſie hingebreitet, an deſſen Enden vier Kerzen brennen. Der Prieſter, mit der Stola angethan, das Buch in den Händen, beginnt das Todtenamt, das von Jungfrauen ausgeführt wird. O Freuden der Religion, wie groß, aber auch wie ſchrecklich ſeid ihr! Man hatte mich auf die Kniee niedergedrückt, und in dieſer Lage mußte ich die Leichenfeier mitbegehen. Auf einmal dringt ein verworrenes Geflüſter unter dem Grabesſchleier hervor, und ich vernehme, ich allein, die entſetzlichen Worte: Gott der Barmherzigkeit, laß mich nicht mehr von dieſem Sterbelager aufſtehen, und häufe deinen Segen auf das Haupt meines Bruders, der dieſe verbrecheriſche Leidenſchaft nicht theilte!

Bei dieſen Worten, die aus dem Sarge kommen, geht mir das furchtbare Licht der Wahrheit auf; meine Sinne verwirren ſich, ich ſtürze auf das Leichentuch, preſſe meine Schweſter in die Arme und rufe: Reine Himmelsbraut, nimm meine letzte Umarmung durch die eiſige Decke des Grabes und die Tiefen der Ewigkeit, die dich jetzt von deinem Bruder trennen!

Dieſer Auftritt, dieſer Schrei, dieſe Thränen unterbrechen die heilige Handlung. Der Prieſter hält inne, die Nonnen ſchließen das Gitter, die Menge geräth in Bewegung und drängt ſich gegen den Altar; beſinnungslos trägt man mich fort. Wie wenig Dank wußte ich denen, die mich ins Leben zurückriefen! Ich erfuhr, als ich die Augen wieder aufſchlug, das Opfer ſey vollbracht und meine Schweſter von einem hitzigen Fieber befallen worden. Sie ließ mich bitten, ich möchte nie wieder einen Verſuch machen, ſie zu ſehen. O Jammergeſchick, Fluch der auf meinem Leben ruht! eine Schweſter fürchtet mit ihrem Bruder zu reden, ein Bruder ſcheut ſich die Schweſter ſeine Stimme hören zu laſſen. Ich verließ das Kloſter wie jenen Ort der Sühne, wo uns Flammen für das himmliſche Leben vorbereiten, wo man, wie in der Hölle, alles verloren hat, nur die Hoffnung nicht.

Gegen das eigene Mißgeſchick mag der Menſch nachhaltige Streitkräfte in ſeiner Seele finden, aber die unwillkürliche Urſache fremden Unglücks zu werden, das iſt ein Schickſal, das keiner ertragen kann. Seit ich die Leiden meiner Schweſter verſtand, konnte ich mir die Folter denken, die ſie erduldet haben mußte. Nun wurde mir manches, was ich nicht hatte begreifen können, erklärlich: jene Miſchung von Schmerz und Freude, welche Amalie beim Antritt meiner Reiſe hatte blicken laſſen, die Sorgfalt mit der ſie mich bei meiner Zurückkunft

vermied, und dann wieder die Schwäche, die ſie ſo lang ins Kloſter zu gehen hinderte; — ohne Zweifel hatte das unglückliche Mädchen Geneſung von ihrer Leidenſchaft erwartet. Der geheime Briefwechſel, der mich ebenfalls täuſchte, hatte augenſcheinlich die Verhandlungen über ihre Einkleidung, die Freiheit vom Noviziat und die Verfügung über ihre Güter zu meinen Gunſten betroffen.

O meine Freunde, nun wußte ich was es heiße, Thränen über einen wirklichen Schmerz zu vergießen! Meine Leidenſchaften, die ſo lange ſchwankend und unbeſtimmt geweſen waren, ſtürzten ſich mit Wuth auf dieſe ihre erſte Beute. Ich fand ſogar in der Fülle meines Kummers eine Art unerwarteter Befriedigung, und wurde nicht ohne ſtille Freude gewahr, daß auch der Schmerz eine Regung iſt, die man auskoſten kann wie das Vergnügen.

Ich hatte vor dem Ruf des Allmächtigen von der Erde ſcheiden wollen. Dieß war ein großer Frevel: Gott hatte mir Amalien zu meiner Rettung und zugleich zu meiner Buße geſendet. So führt jeder ſtrafbare Gedanke, jedes verbrecheriſche Thun zu Verwirrung und Mißgeſchick. Amalie hatte mich gebeten zu leben: ich war innig verpflichtet, ihren Jammer nicht noch höher zu ſteigern. Auch empfand ich, was ſeltſam klingt, keine Sehnſucht weiter nach dem Tode, ſeit ich wirklich unglücklich war. Mein Kummer war zu einer Beſchäftigung geworden, die mir jeden Augenblick ausfüllte: ſo ganz gehört mein Herz von Natur dem Elend, Gram und Ueberdruß.

Augenblicklich hatte ich mir einen andern Plan gebildet: ich beſchloß Europa zu verlaſſen und nach Amerika zu gehen.

In dem Hafen, an welchem das Kloſter lag, rüſtete man gerade in dieſen Tagen eine Flotte für Louiſiana aus; ich wurde mit einem Schiffscapitän einig und traf die nöthigen Vorkehrungen zu meiner Abfahrt.

Meine Schweſter war an den Pforten des Todes geſtanden; aber Gott, der ihr die ſchönſte Palme der Jungfrauen beſtimmte, wollte ſie nicht ſo frühe zu ſich rufen, und verlängerte ihre Prüfung hienieden. Sie mußte, vom Himmel zurückkehrend, noch einmal die ſchmerzliche Lebensbahn betreten; hier ſchritt die Heldin, unter das Kreuz gebeugt, muthig den Schmerzen entgegen, im Kampfe nur den Sieg und im Uebermaß der Leiden nur das Uebermaß der Herrlichkeit erkennend.

Der Verkauf meiner wenigen Habe, die ich an meinen Bruder abtrat, die langwierigen Zurüſtungen des Geleitſchiffes und widrige Winde hielten mich geraume Zeit im Hafen zurück. Jeden Morgen fragte ich nach Amalien, und kam jedesmal mit neuen Beweggründen zu Bewunderung und Thränen zurück.

Unaufhörlich umſchweifte ich das am Geſtade der See gelegene Kloſter. Oft konnte ich an einem kleinen vergitterten Fenſter, das auf einen öden Theil der Küſte ging, eine Nonne erblicken, welche in tiefem Sinnen ſaß und ins Meer hinausſchaute, wo eben ein Schiff, in vollem Lauf nach dem Ende der Welt begriffen, erſchien. Mehrmals gewahrte ich im Mondſchein dieſe Nonne am Gitter deſſelben Fenſters wieder: ſie ſah auf die vom Geſtirn der Nacht erhellte See hinaus, und ſchien dem Geflüſter der Wogen zu lauſchen, die ſich ſchwermüthig am öden Geſtade brachen.

Noch meine ich die Glocke zu hören, die in der Nacht die Nonnen zu den Vigilien und Gebeten rief. Während ſie langſam anſchlug und die Jungfrauen ſich ſchweigend um den

Altar des Allmächtigen schaarten, eilte ich dem Kloster zu; da lehnte ich dann am Fuß der Mauer und hörte in heiliger Entzückung, wie die Lieder, unter den Gewölben der Kathedrale verhallend, sich in den leisen Gesang der Fluthen mischten.

Wunderbarer Weise hatten alle diese Dinge, welche meinen Schmerz hätten nähren sollen, die Wirkung, daß sie ihm seinen Stachel nahmen. Meine Thränen waren nicht mehr so bitter, seit ich sie im Wind auf den Felsen weinte. Mein Kummer selbst hatte in seiner Ungewöhnlichkeit eine gewisse Arznei: man weidet sich am Außerordentlichen, selbst wenn es ein Unglück ist. Hieraus wagte ich beinahe die Hoffnung zu schöpfen, daß auch meine Schwester mit der Zeit ihr Elend minder tief empfinden werde.

Ein Schreiben, das ich vor meiner Abfahrt von ihr erhielt, schien diese Vorstellung zu bestätigen. Amalie klagte zärtlich über meinen Schmerz und versicherte mich, daß die Zeit den ihren zu vermindern beginne. Ich verzweifle nicht an meinem Glücke, fuhr sie fort. Selbst die Größe des Opfers dient jetzt, da es vollbracht ist, einiger Maßen zu meinem Frieden. Die Einfachheit meiner Genossinnen, die Reinheit womit sie ihre Gelübde halten, die Ordnung in ihrer Lebensweise, alles das ist Balsam für mein Herz. Wenn ich die Gewitter grollen höre, wenn die Möve mit den Flügeln an meine Fenster schlägt, dann denke ich arme Taube des Himmels an das Glück, einen Schutz vor dem Sturm gefunden zu haben. Hier ist der heilige Berg, der hohe Gipfel, wo man das ersterbende Getöse der Welt und die ersten Laute des Himmels zugleich vernimmt; sanft beschleicht die Andacht hier eine sinnende Seele und ersetzt die heftigste Leidenschaft durch eine

keusche Gluth, worin die Liebende eins ist mit der Jungfrau; sie läutert die Seufzer; die vergängliche Flamme verwandelt sie in eine unauslöschliche, und schenkt einem Herzen, das die Ruhe, einem Leben, das die Einsamkeit sucht, ihre göttliche Stille und Unschuld, um die letzten Reste von Lust und Empörung in den Schlummer zu wiegen. —

Ich weiß nicht was der Himmel mir vorbehalten hat, ob er mir bedeuten wollte, daß Stürme ewig meinen Schritten folgen werden. Die Flotte hatte Befehl zur Abfahrt erhalten; bei Sonnenuntergang waren schon mehrere Schiffe bereit; ich hatte meine Anordnungen getroffen, um die letzte Nacht am Lande zuzubringen und einen Abschiedsbrief an meine Schwester zu schreiben. Gegen Mitternacht, während ich mich eben damit beschäftigte und das Papier mit meinen Thränen netzte, schlug das Gebrüll der Winde an mein Ohr. Ich horchte; mitten im Sturm unterschied ich den Donner der Lärmkanonen, vom Todtenruf der Klosterglocke begleitet. Ich flog an das verlassene Gestade, wo ich nichts als das Tosen der Wellen vernahm. Dort setzte ich mich auf ein Felsenstück. Auf der einen Seite breiteten sich die leuchtenden Wogen aus, auf der andern verlor sich die verworrene Masse der düstern Klostermauern in den Wolken. Ein schwaches Licht erschien an jenem Gitterfenster. Warst du es, o meine Amalie, niedergeworfen vor dem Crucifix und zu dem Gott der Stürme betend, daß er deines armen Bruders schone? Der Sturm auf den Fluthen und die Stille in deiner Einsamkeit; an Klippen zerschmetterte Menschen zu Füßen des Heiligthums, das keine Unruhe kennt; das grenzenlose Weltall, das außerhalb der Wände einer Zelle beginnt; die schwankenden Masten der Schiffe und der unbewegliche Leuchtthurm des Gotteshauses;

das ungewiſſe Schickſal des Seefahrers, und die Sicherheit der Veſtalin, die an Einem Tage alle künftigen ihres Lebens vor ſich ſchaut; aber auch eine Seele wie die deinige, o Amalie, ſtürmiſcher als der Ocean! ein Schiffbruch, gräßlicher als der des Seemanns! — unauslöſchlich iſt meiner Erinnerung dieß Gemälde eingeprägt. Sonne dieſes neuen Himmels, die du meine Thränen ſiehſt. Echo der Ufer von Louiſiana, du, das meine Klagen nachſprichſt: wißt, am Morgen nach dieſer jammervollen Nacht ſtand ich auf dem Caſtell des Schiffes und ſah wie mein Heimathland für immer mir entwich! Lange ſchaute ich nach der Küſte, ſah zum letzten Mal die Bäume meines Vaterlandes ſchwanken, die Kloſtergiebel nach und nach am Horizont verſchwinden. —

Als René ſeine Geſchichte beſchloſſen hatte, zog er ein Papier aus der Bruſt und gab es dem Pater Souel; dann warf er ſich in Chactas' Arme und unterdrückte ſeine Seufzer, um den Miſſionär ungeſtört jenes Schreiben leſen zu laſſen.

Es war von der Priorin des verhängnißvollen Kloſters, und enthielt einen Bericht über die letzten Augenblicke Amaliens, der barmherzigen Schweſter, die als Opfer ihres Eifers und ihrer chriſtlichen Liebe bei der Pflege ihrer von einer anſteckenden Krankheit ergriffenen Mitſchweſtern geſtorben war. Das ganze Kloſter war untröſtlich; Amalie wurde als Heilige angeſehen. Die Priorin ſetzte bei, ſie habe in den dreißig Jahren, daß ſie dem Hauſe vorſtehe, keine Nonne gekannt, welche eine ſo ſanfte und gleichmäßige Gemüthsſtimmung beſeſſen und ſich ſo zufrieden gezeigt habe, den Trübſalen der Welt entronnen zu ſeyn.

Chactas drückte René in ſeine Arme; der Greis mußte weinen. Mein Sohn, ſagte er zu ihm: ich wollte, Vater

Aubry wäre hier; er würde aus der Tiefe ſeines Herzens jenen Frieden holen, der die Stürme beſchwor und ihnen doch zugleich nicht fremd erſchien. Er glich dem Mond in einer Gewitternacht: die jagenden Wolken können ihn nicht entführen; rein und unverwandelt ſchwebt er über ihnen hin. Ich, ach, werde von allem verwirrt und mitgeriſſen.

Bis dahin hatte Pater Souel, ohne ein Wort zu reden, Renè's Geſchichte mit ſtrenger Miene angehört. Er verbarg ein theilnehmendes Herz unter einem unbeugſamen Ernſt. Des Sachem's Rührung forderte ihn auf, ſein Stillſchweigen zu unterbrechen.

Nichts, ſagte er zu Amaliens Bruder, nichts verdient in dieſer Geſchichte das Mitleid, das ſie da erregt. Ich ſehe nur einen jungen Menſchen, der Hirngeſpinnſte im Kopfe hat, dem alles entleidet iſt, der ſich den Pflichten der Geſellſchaft entzieht, um unnützen Träumereien nachzuhängen. Nein, Junker, deßhalb iſt man noch kein höheres Weſen, wenn man die Welt in einem gehäſſigen Lichte ſieht. Man haßt die Menſchen und das Leben nur, weil man kurzſichtig iſt. Erweitere deinen Blick ein wenig, und du wirſt dich bald überzeugen, daß all die Leiden, über die du klagſt, lauter Nichtigkeiten ſind. Aber welche Schmach, daß du nicht an das einzige wahre Unglück deines Lebens denken kannſt, ohne erröthen zu müſſen! Alle Reinheit, Tugend, Andacht, alle Kronen einer Heiligen können den Gedanken an deinen Kummer kaum erträglich machen. Deine Schweſter hat ihre Schuld gebüßt; aber, wenn ich ſagen ſoll, was ich denke, ſo fürchte ich, ein ſchrecklicher Act der Gerechtigkeit habe dem Geſtändniß, das aus dem Grabe ſtieg, die Kraft gegeben, auch deine Seele zu verwirren. Was thuſt du allein in den Wäldern, wo du deine Tage vergeu-

deſt, deine Pflichten vernachläſſigſt? Heilige, willſt du ſagen, haben ſich in Wüſten vergraben? Ja, aber mit ihren Thränen und ihrer Buße, und auf die Abtödtung ihrer Leidenſchaften wandten ſie die Zeit, die du vielleicht verlierſt, um die deinigen zu entfachen. Junger Dünkelkopf, der du glaubteſt, der Menſch könne ſich ſelbſt genügen! Die Einſamkeit iſt Gift für den, der nicht mit Gott darin lebt; ſie verdoppelt die Kräfte der Seele, während ſie ihnen zugleich jeden Gegenſtand, woran ſie ſich abarbeiten könnten, raubt. Wer Gaben und Kräfte empfangen hat, der iſt verpflichtet ſie dem Dienſte ſeiner Brüder zu weihen; wenn er ſie brach liegen läßt, ſo büßt er erſt durch ein geheimes Elend, und früher oder ſpäter ſchickt ihm Gott eine furchtbare Züchtigung.

Beſtürzt über dieſe Reden erhob René ſein gebeugtes Haupt von Chactas' Bruſt. Der blinde Sachem lächelte, und dieſes verwaiſte Lächeln des Mundes, wozu ſich keine Regung der Augen mehr geſellen konnte, hatte einen geheimnißvollen, himmliſchen Ausdruck.

Mein Sohn, ſagte der greiſe Geliebte Atala's: er redet ſtreng mit uns; er ſchilt den Alten wie den Jungen, und er hat Recht. Du mußt dieſem wunderlichen Leben entſagen, das nichts als Kummer hat; das Glück iſt nur auf den gemeinſamen Menſchenwegen zu finden. Einſt war der Meſchacebe, noch nahe bei ſeiner Quelle, überdrüſſig nur ein klarer Bach zu ſeyn. Er begehrte Schnee von den Gebirgen, Waſſer von den Waldſtrömen, Regen von den Sturmwolken; er übertrat ſeine Grenzen und verwüſtete ſeine reizenden Geſtade. Der ſtolze Fluß frohlockte über ſeine Macht; bald aber ſah er, daß alles wüſte ward auf ſeinem Pfade, daß er einſam durch die Oede zog, daß ſeine Waſſer immer trübe waren; und er ſehnte

ſich mit Trauern nach dem demüthigen Bette, das ihm Gott gegraben, nach den Vögeln, Blumen, Bäumen und Bächlein, den ſchlichten Geſpielen ſeines friedlichen Laufs, zurück.

Chactas ſchwieg, und ſie vernahmen die Stimme des Flamingo's, der im Schilf des Meſchacebe verborgen ein Gewitter für den Mittag prophezeite. Die drei Freunde traten den Heimweg nach ihren Hütten an. René ging ſtumm zwiſchen dem Miſſionär, welcher betete, und dem blinden Sachem, der nach dem Wege taſtete. Man ſagt, er ſey, dem Drängen der beiden Greiſe nachgebend, zu ſeiner Gattin zurückgekehrt, aber ohne das Glück bei ihr zu finden. Kurze Zeit darauf kam er mit Chactas und dem Pater Souel bei dem Blutbade zwiſchen den Franzoſen und Natchez in Louiſiana um. Man zeigt noch einen Felſen, auf dem er bei Sonnenuntergang zu ſitzen pflegte.

Der Letzte der Abenceragen.

Als Boabdil, der letzte König von Granada, seiner Väter Reich verlassen mußte, da hielt er auf dem Gipfel des Berges Padul an. Von dieser Höhe sah man das Meer, wo der unglückliche Fürst sich nach Afrika einschiffen wollte; auch Granada lag vor den Augen, mit der Vega und dem Xenil, an dessen Ufern Ferdinands und Isabellens Zelte schimmerten. Beim Anblick dieser schönen Landschaft und der Cypressen, welche noch da und dort an maurischen Gräbern standen, brach Boabdil in Thränen aus. Die Sultanin Aixa, seine Mutter, die ihn mit den ehmaligen Großen seines Hofes in die Verbannung begleitete, sprach zu ihm: Weine nur wie ein Weib um ein Reich, das du nicht wie ein Mann vertheidigen konntest. — Sie ritten den Berg hinab, und Granada entschwand auf immer ihren Augen.

Die spanischen Mauren, die das Schicksal ihres Königs theilten, zerstreuten sich in Afrika. Die Stämme der Zegris und der Gomelen ließen sich im Königreiche Fez, aus dem sie stammten, nieder. Die Banegas und Alabes blieben an der Küste und bewohnten den Strich von Oran bis Algier; die Abenceragen endlich nahmen die Umgegend von Tunis ein. Sie bildeten im Angesicht der Trümmer von Karthago eine

Colonie, welche ſich noch heute durch die Freiheit ihrer Sitten und die Milde ihrer Geſetze von den afrikaniſchen Mauren unterſcheidet.

Dieſe Stämme brachten das Andenken des alten Vaterlandes in ihre neue Heimath mit. Das Paradies von Granada lebte ſtets in ihrer Erinnerung: die Mütter erzählten den Kindern, die noch an den Brüſten ſogen, davon; ſie wiegten ſie mit den Romanzen von den Zegris und Abenceragen ein. Alle fünf Tage wurde in der Moſchee gebetet, wobei man ſich gegen Granada wendete und Allah anflehte, ſeinen Auserwählten das Land der Wonnen wieder zu geben. Vergebens bot das Land der Lotophagen den Verbannten ſeine Früchte, ſeine Waſſer, ſein Grün, ſeine leuchtende Sonne dar: ferne von den rothen Thürmen gab es weder wohlſchmeckende Früchte, noch klare Quellen, weder friſches Grün, noch eine Sonne die des Anſchauens werth geweſen wäre. Wenn man einem Verbannten die Ebenen von Bagrada zeigte, ſo ſchüttelte er den Kopf und rief mit Seufzen Granada's Namen aus.

Das zärtlichſte und treuſte Andenken an ihr Vaterland bewahrten vor allen andern die Abenceragen. Mit dem bitterſten Schmerz waren ſie von dem Schauplatz ihres Ruhmes, von jenen Ufern geſchieden, wo ſie ſo oft den Waffenruf: Ehre und Liebe! hatten wiederhallen laſſen. Da ſie in der Wüſte keine Lanze mehr erheben, noch unter einer ackerbauenden Colonie das Haupt mit dem Helme decken konnten, ſo hatten ſie ſich der Arzneikunde, einer bei den Arabern dem Waffenwerke gleich geachteten Beſchäftigung, ergeben, und ſo brachte dieſes Geſchlecht von Kriegern, das einſt Wunden geſchlagen hatte, ſeine Tage jetzt in Heilung derſelben zu. Hierin hatten ſie etwas von ihrem frühern Weſen beibehalten; denn

die Ritter verbanden oft selbst die Wunden die sie dem Feinde schlugen.

Die Hütte dieses Stammes, der einst in Palästen wohnte, stand nicht im Dorf der übrigen Verbannten, am Fuße des Berges Mamalifa; sie war mitten unter den Trümmern Karthago's am Ufer der See gebaut, da wo der heilige Ludwig auf der Asche starb und jetzt eine muhamedanische Einsiedelei zu erblicken ist. An den Wänden der Hütte waren Schilde von Löwenhäuten aufgehängt; darauf waren in blauem Felde zwei Wilde gemalt, die eine Stadt mit der Keule brachen, und darunter stand die Unterschrift: Das ist eine Kleinigkeit. Dieß war das Wappen und der Wahlspruch der Abenceragen. Lanzen mit weißen und blauen Fahnen, Alburnos und Streitröcke von aufgeschlitzter Seide hingen neben den Schilden, unter Schwerten und Dolchen schimmernd. Auch sah man da und dort Panzerhandschuhe, juwelenbesetzte Zäume, große silberne Steigbügel, lange Degen, deren Scheide die Hände von Fürstinnen gestickt, und goldene Sporen, welche die Isolden, die Genevren und Orianen einst ihren tapfern Rittern angeschnallt hatten.

Unter diesen Trophäen des Ruhmes waren auf Tischen friedliche Siegeszeichen ausgestellt, Pflanzen vom Gipfel des Atlas und aus der Wüste Zahara; manche waren sogar in der Ebene von Granada geholt worden. Die einen waren geeignet, die Schmerzen des Körpers zu lindern, die andern sollten gar auf die Leiden der Seele Einfluß haben. Vor allen schätzten die Abenceragen diejenigen, welche vergebliche Sehnsucht stillen, thörichte Einbildungen zerstreuen und jene immer neu aufkeimenden, immer wieder trügerischen Hoffnungen auf glückliche Tage zur Ruhe bringen konnten.

Unglücklicherweise hatten jedoch diese Kräuter die entgegengesetzten Tugenden, und oft wirkte der Duft einer heimischen Blume wie ein Gift auf die erlauchten Verbannten.

Vier und zwanzig Jahre hatten seit Granada's Fall gewechselt. In diesem kurzen Zeitraum waren vierzehn Abenceragen unter den Einflüssen des fremden Himmels, durch widrige Zufälle des Wanderlebens, vor allem aber am Heimweh, welches leise die Kräfte des Menschen untergräbt, dahin gestorben. Ein einziger Sprößling war die ganze Hoffnung des berühmten Hauses. Aben Hamet trug den Namen jenes Abenceragen, der von den Zegris angeklagt wurde, die Sultanin Alfaima verführt zu haben. Auf ihm ruhte die Schönheit, der Heldenmuth, die ritterliche Sitte und der Edelsinn seiner Vorfahren, verschmolzen mit jenem leisen Anflug sanfter Trauer, den ein mit Großheit ertragenes Unglück gibt. Erst zwei und zwanzig Jahre war er alt, als er seinen Vater verlor; da beschloß er eine Pilgerfahrt nach dem Lande seiner Ahnen anzutreten, um einem Herzenswunsche zu genügen und einen Plan zu erfüllen, den er sorgfältig vor seiner Mutter verbarg.

Er schiffte sich in Tunis ein; günstige Winde führten ihn nach Carthagena; er stieg ans Land und schlug alsbald die Straße nach Granada ein, indem er sich als einen arabischen Arzt ankündigte, der unter den Felsen der Sierra Nevada Kräuter sammeln wolle. Ein sanftes Maulthier trug ihn friedsam in das Land, das die Abenceragen einst auf kriegerischen Rennern durchflogen hatten; ein Arriero ging vor ihm her, welcher zwei andre Maulthiere, geschmückt mit Glöckchen und bunten wollenen Decken, führte. Aben Hamet durchkreuzte die großen Haiden und Palmenwälder des Königreiches Murcia:

aus dem Alter dieſer Palmen ſchloß er, daß ſie von ſeinen Vätern gepflanzt ſeyn müßten, und ſchmerzliche Sehnſucht überkam ſein Herz. Hier erhob ſich ein Wartthurm von den Kriegen der Mauren mit den Chriſten her; dort ſtand eine Ruine, deren Bauart den arabiſchen Urſprung verrieth: neue Quellen des Schmerzes für den Abenceragen. Er ſtieg von ſeinem Maulthiere, und unter dem Vorwand, nach Pflanzen zu ſuchen, verbarg er ſich einen Augenblick in den Trümmern, um ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen. Dann zog er träumend bei dem Ton der Glöckchen und dem einförmigen Geſang des Führers ſeine Straße fort. Dieſer unterbrach ſeine lange Romanze nur zuweilen, um ſeine Thiere anzutreiben, indem er ihnen zuſprach und ſie ſchön und tapfer hieß, oder in einer Strafrede träg und eigenſinnig ſchalt.

Schafheerden, die ein Hirt wie eine Heerſchaar in die gelben unbebauten Ebenen führte, einſame Wanderer, die kein Leben auf ihrem Weg verbreiteten, machten die Straßen noch öder und trauriger. Dieſe Wandrer trugen jeder ein Schwert am Gürtel; ſie waren in einen Mantel gehüllt, und ein groſſer Hut mit herabgeſchlagener Krempe bedeckte das Geſicht zur Hälfte. Sie grüßten im Vorüberziehen Aben Hamet, der in ihrem edlen Gruße nur die Namen Gott, Herr und Ritter verſtand. Abends in der Venta nahm der Abencerage mitten unter Fremden Platz, ohne von einer unartigen Neugier beläſtigt zu werden. Man redete ihn nicht an, man verſchonte ihn mit Fragen; ſein Turban, ſein Gewand und ſeine Waffen erregten keine Verwunderung. Nun es Allah einmal gefallen hatte, daß die ſpaniſchen Mauren ihr ſchönes Vaterland verlieren ſollten, konnte ſich Aben Hamet der Achtung gegen ihre ernſten Sieger nicht erwehren.

Noch lebendigere Rührungen erwarteten den Abenceragen am Ziele ſeiner Wanderſchaft. Granada liegt am Fuße der Sierra Nevada auf zwei hohen durch ein tiefes Thal geſchiedenen Hügeln. Die vom Abhang der Höhe in das Thal hineingebauten Häuſer geben der Stadt das Ausſehen und die Geſtalt einer zerſchnittenen Granate, woher ſie auch den Namen hat. Zwei Flüſſe, der Xenil und der Duro, wovon der eine Gold- der andre Silberſand mit ſich führt, beſpülen den Fuß der Hügel, fließen zuſammen und ſchlängeln ſich dann durch die reizende Ebene, welche die Vega heißt. Dieſe Ebene, die man von Granada ſieht, iſt mit Reben, Granaten-, Feigen-, Maulbeer- und Orangenbäumen bedeckt und mit Bergen von herrlicher Geſtalt und Farbe eingeſchloſſen. Ein zauberiſcher Himmel, eine reine köſtliche Luft hauchen die Seele mit einer geheimen Wehmuth an, deren ſich auch der vorübergehende Wanderer kaum erwehren kann. Man fühlt, daß in dieſem Lande die zartieren Leidenſchaften bald die Heldengefühle erſtickt hätten, wenn die Liebe, um ihren Namen zu verdienen, nicht immer von dem Ruhm begleitet ſeyn müßte.

Als Aben Hamet den erſten Giebel von Granada erblickte, ſchlug ihm das Herz ſo heftig, daß er genöthigt war ſein Maulthier anzuhalten. Er kreuzte die Arme auf der Bruſt und richtete ſtumm und unbeweglich die Augen auf die heilige Stadt. Auch der Führer hielt an, und wie der Spanier alle höhern Gefühle leicht verſteht, ſo ſchien er mit Rührung zu errathen, daß hier ein Maure ſeine alte Heimath begrüße. Endlich brach der Abencerage das Schweigen.

Führer, rief er, mögeſt du glücklich ſeyn! verhehle mir die Wahrheit nicht, denn Ruhe lag auf den Fluthen als du geboren wurdeſt, und der Mond war eine wachſende Sichel. Was

ſind das für Thürme, die wie Sterne über dem grünen Walde ſchimmern?

Das iſt die Alhambra, erwiderte der Führer.

Und jenes andre Schloß? fragte Aben Hamet.

Das iſt das Generalife, verſetzte der Spanier. In dieſem Schloß iſt ein Garten, mit Myrthen bepflanzt, wo der Abencerage bei der Sultanin Alfaima überraſcht worden ſeyn ſoll. Weiterhin ſeht Ihr den Albaizyn, und hier, etwas näher bei uns, liegen die rothen Thürme.

Jedes Wort des Maulthiertreibers durchſchnitt Aben Hamet's Herz. Wie grauſam iſt es, ſich an Fremde wenden zu müſſen, um die Denkmale der Väter kennen zu lernen, ſich von einem gleichgültigen Munde die Geſchichte der eigenen Verwandten und Freunde erzählen zu laſſen! Der Maulthiertreiber unterbrach Aben Hamet's Gedanken und rief: Vorwärts, Señor Maure, vorwärts! Gott hat es ſo gewollt. Faſſet Muth. Iſt nicht Franz I. jetzt Gefangener in unſrem Madrid? Gott hat es ſo gewollt. — Er nahm den Hut ab, ſchlug ein großes Kreuz und trieb ſeine Maulthiere an. Der Abencerage ritt ebenfalls ſchneller. Es ſtand geſchrieben! rief er, und ſo kamen ſie hinunter nach Granada.

Der Weg führte ſie an der großen Eſche vorbei, welche durch den Kampf zwiſchen Muza und dem Großmeiſter von Calatrava, unter dem letzten Könige der Mauren, berühmt geworden iſt, durchritten den Spaziergang Alameida, und zogen durch das Thor Elvira in die Stadt. Sie ſtiegen die Rambla hinan und gelangten bald auf einen Platz, welchen mauriſch gebaute Häuſer rings umgaben. Hier ſtand ein Khan für die afrikaniſchen Mauren, welche der Seidenhandel der

Vega in Masse nach Granada zog. Hieher wurde auch Aben Hamet von seinem Arriero geführt.

Der Abencerage war zu bewegt um in seinem neuen Aufenthalt einen Augenblick der Ruhe genießen zu können: die Heimath wurde ihm zur Folter. Er konnte den Empfindungen, die sein Herz aufrührten, nicht widerstehen, und ging um Mitternacht aus, um in den Straßen von Granada umherzuschweifen. Mit Augen und Händen suchte er sich jener Denkmale zu versichern, welche die Greise ihm so oft beschrieben hatten. Vielleicht war dieses hohe Gebäude, dessen Mauern er durch das Dunkel schimmern sah, einst eine Wohnung der Abenceragen gewesen; auf diesem einsamen Platze waren vielleicht die Feste gefeiert worden, welche Granada's Ruhm bis zu den Wolken trugen. Hier zogen die prächtig in Brocat gekleideten Quadrillen vorüber; hier schwebten die Galeeren heran, mit Waffen und Blumen beladen, hier die Drachen, welche Feuer spieen und erlauchte Krieger in ihren Seiten bargen: sinnreiche Erfindungen des Vergnügens und der Galanterie.

Aber ach, statt der Töne der Añafils, der Trompeten und Liebesgesänge herrschte tiefes Schweigen um Aben Hamet. Diese stille Stadt hatte ihre Bewohner gewechselt, und die Sieger ruhten auf dem Kissen der Besiegten. Da schlafen sie, diese stolzen Spanier, rief der junge Maure unwillig, unter den Dächern, woraus sie meine Väter vertrieben haben! Und ich, ein Abencerage, wache unbekannt, einsam und müde an der Palastpforte meiner Väter.

Aben Hamet dachte über die menschlichen Schicksale nach, über die Wechselfälle des Glücks, über den Sturz der Reiche, über dieses Granada, das mitten unter Vergnügungen von

seinen Feinden sich überraschen ließ und in Einem Augenblick seine Blumengewinde mit Ketten vertauschte; er glaubte die Bürger zu sehen, wie sie noch im Festschmuck ihren Heerd verließen, Gästen ähnlich, welche plötzlich durch eine Feuersbrunst mit ihrem in Unordnung gekommenen Putze aus dem Festsaal verscheucht worden sind.

Solche Bilder, solche Gedanken drängten sich in Aben Hamet's Seele; voll Schmerz und Sehnsucht dachte er vor allem auf die Ausführung des Vorhabens, das ihn nach Granada geführt hatte: da überraschte ihn der Tag. Der Abencerage hatte sich verirrt, und befand sich in einer entlegenen Vorstadt, weit von seinem Khan entfernt. Alles schlief, kein Laut störte die stillen Straßen; Thüren und Fenster waren geschlossen; nur der Hahnenschrei kündigte in der Wohnung des Armen die Wiederkehr der Sorgen und Arbeit an.

Nachdem er lange umhergeirrt war, ohne sich auf den Weg finden zu können, hörte er wie sich eine Thüre öffnete, und sah ein junges Frauenbild heraustreten, das beinahe wie die gothischen Königinnen auf den Monumenten unsrer alten Abteien gekleidet war. Ein schwarzes mit Gagat eingefaßtes Mieder umschloß ihren zartgebauten Leib; ihr kurzes ohne Falten anliegendes Unterkleid verrieth ein wohlgeformtes Bein und einen reizenden Fuß; über den Kopf war eine ebenfalls schwarze Mantille geworfen, die sie mit der Linken wie einen Busenschleier gekreuzt unter dem Kinn zusammenhielt, so daß man von ihrem Angesichte nur die großen Augen und den rosigen Mund erkennen konnte. Eine Duenna begleitete sie; ein Page trug ihr das Gebetbuch vor, und zwei in ihre Farbe gekleidete Diener folgten in einiger Entfernung. Die schöne

Unbekannte begab ſich zu dem Frühgottesdienſte, den eine Glocke in einem nahen Kloſter verkündigte.

Aben Hamet glaubte den Engel Israfil oder die ſchönſte der Huri's zu ſehen. Nicht minder überraſcht blickte die Spanierin den Abenceragen an, deſſen edle Züge durch den Turban, das mauriſche Kleid und die Waffen noch erhöht wurden. Sie faßte ſich aus ihrer leichten Beſtürzung, und gab dem Fremden mit einer Anmuth und Freiheit, welche den Frauen dieſes Landes eigen iſt, einen Wink, zu ihr heranzutreten. Herr Maure, ſagte ſie, Ihr ſcheint ſeit Kurzem erſt in Granada zu ſeyn; habt Ihr Euch verirrt?

Sultanin der Blumen, erwiderte Aben Hamet, Wonne der Augen, Chriſtenſclavin, ſchöner als die Jungfrauen Georgiens, du haſt es errathen. Ich bin fremd in dieſer Stadt: unter ihren Paläſten verirrt, kann ich den Khan der Mauren nicht wieder finden. Mahomed rühre dein Herz und vergelte deine Gaſtfreundſchaft.

Die Mauren ſind wegen ihrer Galanterie berühmt, verſetzte die Spanierin mit dem holdeſten Lächeln: aber ich bin keine Sultanin der Blumen und keine Sclavin; auch macht es mir eben kein Vergnügen an Mahomed empfohlen zu werden. Folgt mir, Herr Ritter, ich will Euch zu dem Khan der Mauren bringen.

Sie ſchritt zierlich vor dem Abenceragen her, führte ihn bis an die Thüre des Khans, wies ihn mit der Hand zurecht und verſchwand alsdann hinter einem Palaſte.

Woran hängt doch die Ruhe des Menſchen! Nicht das Vaterland erfüllt mehr Aben Hamet's Seele einzig und allein; Granada kommt ihm nicht mehr öde, verlaſſen, verwaist und einſam vor; es iſt ihm theurer als je; aber ſeine Trümmer

ſchmückt auch eine neue Glorie, und zu dem Andenken der Vorfahren iſt ein neuer Reiz getreten. Aben Hamet hat nun den Begräbnißplatz gefunden, wo die Aſche der Abenceragen ruht; aber während er betet, während er kniet, während er kindliche Thränen vergießt, denkt er immer daran, daß die junge Spanierin ſchon über dieſen Gräbern gewandelt habe, und er kann ſeine Vorfahren nicht mehr ſo unglücklich finden.

Vergebens ſucht er ſeine Gedanken auf die Pilgerſchaft im Lande ſeiner Väter zu beſchränken, vergebens ſchweift er in der Tagesfrühe an den Ufern des Duro und Xenil hin, um Kräuter in der Morgenröthe zu pflücken: die einzige Blume, die er jetzt ſucht, iſt die ſchöne Chriſtenjungfrau. Wie viel vergebliche Verſuche hat er ſchon gemacht, um den Palaſt ſeiner Zauberin wieder zu finden! Wie oft hat er ſich bemüht, jene Wege auszuforſchen, die ihn ſein Führerengel gehen ließ! Wie oft hat er den Ton jener Glocke, wie oft den Hahnenſchrei, den er an der Wohnung der Spanierin vernahm, wieder zu erkennen geglaubt! durch ähnliche Laute getäuſcht, eilte er oft nach jener Seite, aber der märchenhafte Palaſt trat nicht vor ſeine Augen. Oft erweckte auch die gleichförmige Frauenkleidung von Granada eine flüchtige Hoffnung in ihm: von Weitem glichen alle Chriſtinnen der Dame ſeines Herzens, aber in der Nähe hatte nicht Eine ihre Schönheit und Huld. Aben Hamet war nach und nach in allen Kirchen geweſen, um die Unbekannte zu entdecken; ja er war ſogar zum Grabe Ferdinands und Iſabellens gegangen, das größte Opfer, das er bis jetzt ſeiner Liebe bringen konnte.

Eines Tages ſuchte er im Thal des Duro nach Pflanzen. Der ſüdliche Hügel trug auf ſeinem blühenden Abhang die Mauern der Alhambra und die Gärten des Generalife; der

nördliche war mit dem Albaizyn, mit lachenden Baumgärten und mit Grotten, die ein zahlreiches Volk bewohnte, geziert. Am westlichen Ende des Thales tauchten zwischen Steineichen und Cypressen die Thürme von Granada auf. Am andern Ausgang gegen Osten traf das Auge von einer Felsenspitze zu der andern auf Klöster, Einsiedeleien und Ruinen des alten Illiberiens; in der Ferne strebten die Gipfel der Sierra Nevada empor. Der Duro floß mitten durch das Thal, und längs seines Laufes waren frische Mühlen, rauschende Wasserfälle, zerbrochene Bogen einer römischen Wasserleitung, und Trümmer einer maurischen Brücke zu sehen.

Aben Hamet war weder unglücklich noch glücklich genug, um den Reiz der Einsamkeit in seiner ganzen Fülle genießen zu können; zerstreut und gleichgültig schweifte er an diesen zauberischen Ufern hin. Er überließ sich dem Zufall und folgte einer Allee, die um den Hügel des Albaizyn im Kreise herlief. Da fiel ihm ein Landhaus, von einem Orangenwäldchen umgeben, in die Augen; während er sich näherte, vernahm er eine Stimme und dazu die Töne einer Guitarre. Zwischen der Stimme, dem Antlitz und den Blicken einer Frau ist ein geheimer Zusammenhang, der das Herz eines Liebenden nicht täuschen kann. Das ist meine Huri! sagte Aben Hamet. Er horchte bebend, und beim Namen der Abenceragen, welcher mehrmals vorkam, schlug sein Herz noch schneller. Die Unbekannte sang eine castilische Romanze von den Zegris und Abenceragen. Aben Hamet konnte seine Aufregung nicht länger bemeistern; er brach durch eine Myrthenhecke und stürzte unter eine Gesellschaft junger Frauenzimmer, welche erschrocken und schreiend auseinander stoben. Die Spanierin, welche gesungen hatte und in der Hand noch die Guitarre hielt, rief:

Das iſt der edle Maure! und hieß ihre Geſpielinnen zurückkehren. Liebling der Geiſter! ſagte der Abencerage, ich habe dich geſucht wie der Araber am glühenden Mittag eine Quelle ſucht; ich hörte die Töne deiner Guitarre, du ſangeſt meine Helden, ich erkannte dich an der Anmuth deiner Stimme, und lege Aben Hamet's Herz zu deinen Füßen.

Und ich, verſetzte Donna Blanca, habe an Euch gedacht, als ich die Romanze von den Abenceragen ſang. Seit ich Euch ſah, mußte ich mir immer vorſtellen, daß die mauriſchen Ritter Euch glichen.

Eine leichte Röthe trat auf ihre Stirne, während ſie dieſe Worte ſprach. Aben Hamet war nahe daran, vor der jungen Chriſtin niederzuknieen und ihr zu ſagen, daß er der letzte Abencerage ſey; aber ein Reſt von Klugheit hielt ihn zurück. Er fürchtete, ſein in Granada allzuberühmter Name möchte den Gouverneur beunruhigen. Der Krieg mit den Moriſken war kaum zu Ende, und in dieſem Augenblicke konnte die Gegenwart eines Abenceragen den Spaniern gerechte Beſorgniß einflößen. Nicht daß er vor irgend einer Gefahr zurückgeſchaudert wäre, aber er zitterte bei dem Gedanken, ſich auf immer von Don Rodrigo's Tochter entfernen zu müſſen.

Doña Blanca gehörte einer Familie, die ihren Urſprung bis zu dem Cid, Rodrigo de Bivar, und Ximene, der Tochter des Grafen Gomez de Gormas, zurückleitete. Die Nachkommenſchaft des Siegers von Valencia verſank durch den Undank des caſtiliſchen Hofes in tiefe Armuth. Mehrere Jahrhunderte durch hielt man ſie ſogar für erloſchen, ſo unbekannt war ſie geworden. Aber zur Zeit der Eroberung von Granada machte ſich ein ſpäter Sprößling von dem Stamme der Bivar's, Blanca's Großvater, weniger durch ſeine Titel als durch ſeine

ausgezeichnete Tapferkeit bemerklich. Nach der Vertreibung der Ungläubigen ſchenkte Ferdinand dem Abkömmling des Cid mehrere mauriſche Ländereien und ernannte ihn zum Herzog von Santa Fe. Der neue Herzog nahm ſeinen Aufenthalt in Granada, und hinterließ bei ſeinem frühen Tode einen bereits vermählten Sohn, Don Rodrigo, Blanca's Vater.

Donna Thereſa de Xeres, ſeine Gemahlin, hatte einen Sohn geboren, der wie alle ſeine Ahnen bei der Taufe den Namen Rodrigo empfing, zum Unterſchied von ſeinem Vater jedoch Don Carlos genannt wurde. Die großen Ereigniſſe, die er ſeit ſeiner zarteſten Jugend vor Augen gehabt, die Gefahren, denen er ſich faſt ſeit dem Austritt aus der Kindheit unterzogen hatte, konnten ſeinen von Natur ſtrengen Charakter nur noch ernſter und härter machen. Don Carlos war kaum vierzehn Jahre alt, als er unter Cortez' Fahnen nach Mexico zog; er hatte alle Gefahren, alle Schrecken dieſes wundervollen Abenteuers mitgemacht, hatte den Sturz des Kaiſers einer bis dahin unbekannten Welt geſehen. Drei Jahre nach dieſem Ereigniß ſchlug er in Europa die Schlacht von Pavia mit, als wäre er beſtimmt, die gekrönte Ehre und Tapferkeit den Stößen des Schickſals unterliegen zu ſehen. Der Anblick einer neuen Welt, lange Reiſen auf unbeſuchten Meeren, das Schauſpiel von Umwälzungen und Glückswechſeln hatten ſeine religiöſe und ſchwermüthige Einbildungskraft ſtark erſchüttert: er war in den ritterlichen Orden von Calatrava getreten, hatte trotz Don Rodrigo's Bitten der Ehe entſagt und ſeine Güter für ſeine Schweſter beſtimmt.

Blanca von Bivar, ſeine einzige Schweſter und um vieles jünger als er, war der Abgott ihres Vaters; ſie hatte ihre Mutter verloren und trat, als Aben Hamet in Granada

eintraf, in ihr achtzehntes Jahr. Dieſes zauberiſche Mädchen riß alle Herzen hin; ihre Stimme war entzückend, ihr Tanz leichter als das Lüftchen auf den Blumen; bald fuhr ſie in einem Wagen, wie Armida, bald flog ſie auf dem raſcheſten andaluſiſchen Renner hin, jenen holden Feeen ähnlich, welche Triſtan und Galaor im Walde ſahen. Athen hätte ſie für Aſpaſia, Paris für Diana von Poitiers, welche damals am Hofe zu glänzen begann, gehalten; aber neben den Reizen einer Franzöſin beſaß ſie die Leidenſchaften einer Spanierin, und ihre natürliche Koketterie benahm der Sicherheit, Dauer, Stärke und Höhe ihrer Herzensempfindungen nichts.

Bei dem Schrei, den die jungen Spanierinnen bei Aben Hamet's Erſcheinung im Wäldchen ausgeſtoßen hatten, war Don Rodrigo herzugeeilt. Mein Vater, ſagte Blanca, dieß iſt der Herr Maure, von dem ich Euch erzählt habe. Er hörte mich ſingen, erkannte mich wieder und trat in den Garten, um mir zu danken, daß ich ihm den Weg gezeigt.

Der Herzog von Santa Fe empfing den Abenceragen mit der feierlichen und doch natürlichen Höflichkeit des Spaniers. Man findet bei dieſem Volke nichts von jenen unterthänigen Geſichtern, von jenen Redensarten, welche die Niedrigkeit der Gedanken und der Seele verrathen. Der große Herr redet wie der Bauer; ihr Gruß iſt gleich, ihre Höflichkeiten, Sitten und Gebräuche ſind dieſelben. Wie dieſes Volk dem Fremden ein Vertrauen und einen Edelmuth ohne Grenzen beweiſt, ſo iſt auch ſeine Rache ſchrecklich, wenn man es verräth. Es hat einen ächten Heldenmuth, eine Geduld, die jeder Prüfung gewachſen iſt, und unfähig, dem Mißgeſchicke zu weichen, muß es ſein Unglück entweder beſiegen oder darüber zu Grunde gehen. Es beſitzt wenig von dem was wir Eſprit nennen,

aber seine hohen Leidenschaften ersetzen ihm diese Bildung, welche aus der Feinheit und dem Ueberflusse der Begriffe stammt. Ein Spanier, der den Tag hinbringt, ohne ein Wort zu reden, der nichts gesehen hat, sich auch nichts darum bekümmert, der nichts gelesen, nichts studirt und nichts verglichen hat, findet im Augenblick der Gefahr seine Hülfsquellen in der Größe seiner Entschlüsse.

Es war Don Rodrigo's Geburtstag, und Blanca hatte ihrem Vater in dieser reizenden Einsiedelei ein kleines Fest, genannt Tertullia, veranstaltet. Der Herzog von Santa Fe lud den Abenceragen ein, unter den jungen Damen Platz zu nehmen, welche sich an des Fremdlings Turban und Gewand ergötzten. Man brachte Sammtkissen, worauf sich Aben Hamet nach Maurensitte niederließ; man fragte ihn über sein Land und seine Abenteuer, er antwortete mit Geist und Munterkeit; er redete das reinste Castilianisch; man hätte ihn für einen Spanier halten können, wenn er nicht immer Du statt Ihr gesagt hätte. Diese Anrede klang in seinem Munde so anmuthig, daß Blanca, als er sich einmal an eine ihrer Gespielinnen wandte, einen geheimen Verdruß nicht unterdrücken konnte.

Es erschienen zahlreiche Diener mit Chocolade, Kuchen von Früchten, und kleinen Zuckerbroden von Malaga, weiß wie Schnee, porös und leicht wie Schwämme. Nach dem Refresco bat man Blanca, einen jener Charaktertänze auszuführen, worin sie die geschicktesten Zigeunerinnen übertraf. Sie mußte den Bitten ihrer Freundinnen nachgeben. Aben Hamet hatte geschwiegen, aber seine flehenden Augen hatten statt des Mundes gesprochen. Blanca wählte die Zambra, einen ausdrucksvollen Tanz, den die Spanier von den Mauren entlehnt haben.

Eines der jungen Mädchen nahm die Guitarre und begann die ausländiſche Tanzweiſe zu ſpielen. Blanca legte den Schleier ab, und befeſtigte Caſtagnetten von Ebenholz an den weißen Händen. Ihre ſchwarzen Haare fielen in Locken auf den Alabaſterhals, ihr Mund und ihre Augen lächelten zumal, ihre Wangen rötheten ſich von der Bewegung des Buſens. Plötzlich ſchlug ſie das Ebenholz aneinander, gab dreimal den Takt an, begann den Geſang zum Tanze, und flog, ihre Stimme in das Spiel der Guitarre miſchend, wie ein Blitz dahin.

Welcher Wechſel in ihren Schritten! welche Zierlichkeit in ihren Stellungen! Bald erhob ſie lebhaft die Arme, bald ließ ſie ſie in ſanfter Erſchöpfung wieder ſinken. Sie ſtürzte ſich, wie trunken von Entzücken, vorwärts, und kehrte langſam, wie vom Schmerz vernichtet, wieder zurück. Sie wandte den Kopf, ſchien einen Unſichtbaren herbeizuwinken, bot ſchüchtern die purpurne Wange dem Kuſſe des Bräutigams, floh erröthend, kehrte ſtrahlend und gefaßt zurück, ſchritt mit edler, faſt kriegeriſcher Haltung einher, und ſchwebte dann von Neuem tanzend über den Raſen hin. Ihre Schritte, ihr Geſang und die Töne der Guitarre ſtimmten wundervoll zuſammen. Blanca's leicht gedämpfte Stimme hatte jenen Klang, der die Leidenſchaften in der Tiefe des Herzens aufwühlt. Die ſpaniſche Muſik, aus Seufzern, raſchen Wendungen, klagenden Kehrreimen und plötzlich abgebrochenen Melodieen zuſammengeſetzt, hat eine wunderſame Miſchung von Heiterkeit und Trauer. Dieſe Muſik und dieſer Tanz entſchieden unabänderlich das Geſchick des letzten Abenceragen: ſie hätten hingereicht, ein weniger krankes Herz als das ſeinige zu ergreifen.

Die Gesellschaft kehrte Abends durch das Durothal nach Granada zurück. Don Rodrigo, von der edlen, feinen Sitte des Mauren bezaubert, entließ ihn nicht eher, als bis er ihm versprochen hatte, seine Besuche oft zu wiederholen und Blanken mit den Wundergeschichten des Morgenlandes zu ergötzen. Aben Hamet, der sich auf dem Gipfel seiner Wünsche sah, kam der Einladung des Herzogs von Santa Fe entgegen, und trat schon am folgenden Tage in den Palast, wo Sie athmete, die er mehr als das Licht des Tages liebte.

Bald war Blanca von tiefer Leidenschaft ergriffen, welche durch das Gefühl der Unmöglichkeit noch tiefer wurde. Einen Ungläubigen, einen Mauren, einen Unbekannten zu lieben, schien ihr so fremd, daß sie gar keine Vorkehrung gegen die in ihren Adern schon wühlende Krankheit traf; aber sobald sie die Wunde erkannte, betrug sie sich als echte Spanierin. Die Gefahren und Sorgen, die sie vorhersah, hießen sie weder vom Rande des Abgrundes zurücktreten, noch lange mit ihrem Herzen berathschlagen. Sie sprach bei sich selbst: Aben Hamet werde Christ und liebe mich, dann folge ich ihm bis an's Ende der Welt.

Der Abencerage empfand seinerseits die ganze Gewalt der unbesiegbaren Leidenschaft. Er lebte nur noch für Blanca: an die Plane, die ihn nach Granada geführt hatten, dachte er nicht mehr. Es wäre ihm leicht gewesen, die Aufklärungen, wegen deren er gekommen war, zu erhalten; aber seinen Augen war jeder andre Gegenstand außer dem seiner Liebe fremd geworden. Er zitterte sogar vor Aufklärungen, welche seinen Zustand verändern konnten. Er fragte nichts, er wollte nichts erfahren, sein ganzes Denken war: Blanca trete zu Mohammed

und liebe mich, dann will ich ihr bis zu meinem letzten Seufzer dienen.

So erwarteten die Liebenden, nachdem sie mit ihren Entschlüssen im Reinen waren, nur noch den Augenblick, einander ihre Herzen zu eröffnen. Es war in der schönsten Jahreszeit. Ihr habt die Alhambra noch nicht gesehen, sagte die Tochter des Herzogs von Santa Fe zu dem Abenceragen: wenn ich aus einigen Worten, die Euch entschlüpft sind, schließen darf, so stammt Euer Geschlecht aus Granada. Vielleicht möchtet Ihr gerne den Palast Eurer alten Könige besuchen? ich selbst will diesen Abend Eure Führerin seyn.

Aben Hamet schwor bei dem Propheten, daß ihm kein Gang auf Erden lieber seyn könnte.

Als die Stunde zur Wallfahrt in die Alhambra gekommen war, bestieg Don Rodrigo's Tochter einen weißen Zelter, der die Felsen hinanklettern konnte wie ein Reh. Aben Hamet begleitete die strahlende Spanierin auf einem andalusischen Rosse, das nach türkischer Weise gesattelt war. Bei dem schnellen Ritte flog das Purpurgewand des jungen Mauren in der Luft, sein krummer Säbel klirrte gegen den hohen Sattel, und der Reiherbusch auf seinem Turban flatterte vom Wind bewegt. Die Leute, entzückt über seinen Anstand, sagten im Vorbeigehen: Das ist ein ungläubiger Prinz, welchen Donna Blanca bekehren wird.

Sie folgten anfangs einer langen Straße, welche noch immer den Namen eines maurischen Geschlechtes trug und am äußersten Ring der Alhambra endigte. Dann durchschnitten sie ein Ulmenwäldchen, gelangten zu einer Quelle, und befanden sich alsbald vor dem innern Ring des maurischen Palastes. In einer Mauer mit Thürmen und Zinnen öffnete sich ein

Thor, die Pforte des Gerichts genannt. Sie durchschritten dieſes erſte Thor und bewegten ſich auf einem engen Wege vorwärts, der, zwiſchen hohen Mauern und halbverfallenen Gebäuden ſich hindurchſchlängelnd, ſie zu dem Platze der Algiben (Ciſternen) führte. In dieſer Gegend ließ Karl V. damals einen Palaſt aufführen. Von hier aus wandten ſie ſich gegen Mitternacht, und hielten in einem öden Hofe am Fuß einer ſchmuckloſen, von der Zeit zerfreſſenen Mauer an. Aben Hamet ſprang leicht vom Roſſe und reichte Blanken die Hand, um ſie von ihrem Maulthiere herabzuheben. Die Diener pochten an eine verlaſſene Thüre mit grasbewachſener Schwelle: ſie ſprang auf und öffnete mit Einemmal den Blicken das Innerſte der Alhambra.

Alle Wonnen, alle Schmerzen die das Vaterland einflößen kann, ergriffen, mit den Reizen der Liebe vermiſcht, das Herz des letzten Abenceragen. Er ſtand ſtumm, unbeweglich, und tauchte mit ſtaunenden Blicken in dieſe Wohnung der Geiſter; er glaubte an den Eingang eines jener Paläſte verſetzt zu ſeyn, wie man ſie nur aus den arabiſchen Märchen kennt. Zierliche Galerieen, Waſſerleitungen von weißem Marmor, mit blühenden Citronen- und Orangenbäumen eingefaßt, Brunnen, einſame Höfe, lagen rings vor den Augen des Mauren, und durch die langen Säulenhallen hindurch erblickte er immer wieder neue Labyrinthe und Zauberſchlöſſer. Der blauſte Himmel glänzte zwiſchen den Säulen, die eine Kette von gothiſchen Bogen trugen. Die mit Arabesken überladenen Mauern glichen jenen orientaliſchen Stoffen, welche in der Muße des Harems die Laune einer Sclavin ſtickt. Etwas Wollüſtiges, Religiöſes und Kriegeriſches ſchien zugleich aus dieſem Wunderbau zu athmen; ein Kloſter der Liebe mochte man ihn

nennen, einen geheimnißvollen Aufenthalt, wo die mauriſchen Könige alle Wonnen der Welt koſteten und alle Pflichten des Lebens vergaßen.

Nach einigen Augenblicken ſtummer Ueberraſchung betraten die Liebenden dieſe Stätte verſchwundener Macht und ausgeträumter Seligkeit. Zuerſt durchwandelten ſie den Saal der Meſucar, von Blumen umduftet und von dem friſchen Hauche der Waſſer überwallt. Dann begaben ſie ſich in den Löwenhof. Mit jedem Schritte ſtieg Aben Hamet's Bewegung. Wenn du nicht meine Seele mit Entzücken fülleſt, ſagte er zu Blanca, welch ein Leid wäre es für mich, dich, die Spanierin, um die Geſchichte dieſer Stätten zu fragen! Ach ſie ſind geſchaffen, das Glück zu beherbergen, und ich! —

Der Maure las den Namen Boabdil in Moſaik. O mein König! rief er, was iſt aus dir geworden? Wo ſoll ich dich finden in deiner Alhambra? — Und Thränen der Treue und Ehre glänzten in den Augen des jungen Abencerragen. — Eure ehmaligen Herren, ſagte Blanca, oder vielmehr die Könige Eurer Väter waren Undankbare. — Was thut das? erwiderte Aben Hamet: ſie ſind unglücklich geworden.

Als er dieſe Worte geſprochen, führte ihn Blanca in ein Gemach, das wie das Allerheiligſte im Tempel der Liebe anzuſehen war. Nichts glich der Pracht an dieſem Orte: die wohl erhaltene Decke, mit Gold und Azur gemalt und von durchbrochenen Arabesken gebildet, ließ das Licht wie durch ein Blumengewebe hereinfallen. Ein Springbrunnen ſprudelte mitten darin, deſſen Waſſer, in Thauregen verwandelt, von einer alabaſternen Muſchel aufgefangen wurde.

Aben Hamet, ſagte die Tochter des Herzogs von Santa Fe, betrachtet dieſen Brunnen wohl: er empfing die entſtellten

Häupter der Abenceragen. Auf dem Marmorboden seht Ihr noch Blutspuren von den Unglücklichen, welche Boabdil seinem Argwohn opferte. So behandelt man in Eurem Lande die Männer, welche leichtgläubige Frauen verführen.

Aben Hamet hörte nicht weiter; er hatte sich niedergeworfen und küßte voll Ehrfurcht seiner Väter Blut. Dann erhob er sich und rief: O Blanca, ich schwöre bei dem Blute dieser Ritter, dich mit der Beständigkeit, Treue und Gluth eines Abenceragen zu lieben.

Ihr liebt mich also? erwiderte Blanca, die schönen Hände faltend, die Augen zum Himmel erhoben: Aber bedenkt Ihr auch, daß Ihr ein Ungläubiger seyd, ein Maure, ein Feind, und daß ich eine Christin, eine Spanierin bin?

Heiliger Prophet, rief Aben Hamet, sey Zeuge meiner Schwüre —! — Blanca unterbrach ihn: Wie wollt Ihr, daß ich den Schwüren eines Verfolgers meines Gottes glauben soll? Wißt Ihr denn, ob ich Euch liebe? Was gibt Euch die Zuversicht, eine solche Sprache gegen mich zu führen?

Es ist wahr, versetzte Aben Hamet bestürzt: ich bin freilich nur dein Sclave; du hast mich nicht zu deinem Ritter erkoren.

Maure, sagte Blanca, laß die Verstellung; du hast in meinen Augen gelesen, daß ich dich liebe; meine Leidenschaft geht über alle Grenzen; werde Christ und nichts soll mich hindern dein zu seyn. Aber wenn die Tochter des Herzogs von Santa Fe so frei mit dir zu reden wagt, so kannst du darnach urtheilen, daß sie sich beherrschen kann, und daß ein Feind der Christen nie ein Recht über sie erlangen wird.

Aben Hamet ergriff im Uebermaß der Leidenschaft Blanca's Hände, legte sie auf seinen Turban und dann auf sein Herz.

Allah iſt groß, rief er, und Aben Hamet iſt glücklich! O Mohammed, daß dieſe Chriſtin dein Geſetz erkennte, dann ſollte nichts mich — — Du redeſt Läſterung! rief Blanca: wir wollen fort.

Sie ſtützte ſich auf den Arm des Mauren, und ſchritt dem Brunnen der zwölf Löwen zu, von welchem ein Hof der Alhambra den Namen hat. Fremdling, ſagte die unbefangene Spanierin, wenn ich dein Gewand, deinen Turban, deine Waffen betrachte und dabei an unſre Liebe denke, ſo iſt es mir, als ſähe ich den Schatten des ſchönen Abenceragen, wie er in dieſer Einſamkeit mit der unglücklichen Alfaima luſtwandelte. Verdolmetſche mir die arabiſche Inſchrift, die auf dem Marmor dieſes Brunnens ſteht.

Aben Hamet las die Worte:

Die ſchöne Prinzeſſin, welche mit Perlen bedeckt in ihrem Garten luſtwandelt, erhöht ſeine Schönheit ſo wunderbar — die übrigen Worte waren verwiſcht.

Dir gilt ſie, dieſe Inſchrift! rief Aben Hamet. Geliebte Sultanin, dieſe Paläſte waren nie ſo ſchön in ihrer Jugend, wie ſie es heute in ihren Trümmern ſind. Höre den Fall dieſer Brunnen, deren Waſſer das Moos abgeleitet hat; ſieh dieſe Gärten, welche durch die halbzerfallenen Arcaden hindurchſchimmern; ſchau auf das Geſtirn des Tages, das hinter dieſen Säulenhallen niedergeht: wie ſüß iſt es, dieſe Orte mit dir zu durchirren! Deine Worte verbreiten Düfte wie die Roſen des Vermählungsfeſtes. Mit welchem Entzücken erkenne ich in deiner Sprache Töne aus der Sprache meiner Väter! Das bloße Rauſchen deines Kleides auf dem Marmor macht mich beben. Die Luft iſt voll von Wohlgerüchen, nur weil ſie dein Haar durchwehte. Du biſt ſchön wie der Geiſt meiner Heimath,

der auf diesen Trümmern ruht. Aber darf Aben Hamet hoffen, dein Herz zu besitzen? Was ist er neben dir? er hat die Gebirge mit seinem Vater durchschweift, die Pflanzen der Wüste sind ihm bekannt: ach kein einziges von allen diesen Kräutern kann die Wunde heilen, die du ihm geschlagen hast! Er trägt Waffen, aber er ist kein Ritter. Einst sprach ich zu mir: das Wasser des Meeres, das in einer Felsenhöhle schläft, ist still und ruhig, während ringsherum das hohe Meer sich empört und schäumt. Aben Hamet, also wird dein Leben still, friedlich und unbekannt in einem abgelegenen Winkel der Erde vergehen, während der Hof des Sultans von Wettern zerrüttet wird. So sprach ich zu mir, junge Christin; du aber hast mich erfahren lassen, daß der Sturm auch den Wassertropfen in der Felsenhöhle ergreifen kann.

Blanca lauschte mit Entzücken dieser ihr so neuen Sprache, deren morgenländischer Geist so gut zu dieser Feenwohnung, dieser Stätte der Liebe stimmte. Die Leidenschaft durchdrang ihr Herz; sie fühlte ihre Kniee wanken und mußte sich fester auf den Arm ihres Begleiters stützen. Aben Hamet hielt die theure Bürde und sprach im Gehen: Ach, warum bin ich kein glänzender Abencerage!

Du würdest mir minder gefallen, erwiderte Blanca, denn du würdest mir noch größere Sorgen machen. Bleibe in der Dunkelheit und lebe für mich. Oft vergißt ein erlauchter Ritter die Liebe über seinem Ruhme.

Das würdest du nicht bei mir zu fürchten haben! versetzte Aben Hamet feurig.

Und wie würdest du mich denn lieben, wenn du ein Abencerage wärest? fragte Ximenens Enkelin.

Ich würde dich, antwortete der Maure, mehr als den Ruhm und weniger als die Ehre lieben.

Inzwiſchen war die Sonne hinter den Horizont geſunken. Die Liebenden hatten die ganze Alhambra durchwandelt. Welche Erinnerungen für Aben Hamet! Hier empfing die Sultanin durch Luftöffnungen den Rauch der köſtlichen Gewürze, die man unter ihr verbrannte. Dort, in jenem einſamen Gemache, ſchmückte ſie ſich mit allen Herrlichkeiten des Morgenlandes. Und Blanca, das geliebte Mädchen, war es, die dem ſchönen angebeteten Jüngling alles dieß erzählte.

Der aufgehende Mond warf ſein Dämmerlicht auf die verlaſſenen Heiligthümer, auf die verödeten Vorhöfe der Alhambra. Seine weißen Strahlen zeichneten auf den Raſen der Plätze, auf die Wände der Säle das Spitzengewebe eines ätheriſchen Baues, die Bogen der Kreuzgänge, den beweglichen Schatten der Springbrunnen und der im leichten Winde ſchwankenden Geſträuche. Die Nachtigall ſang in einer Cypreſſe, welche durch die Kuppel einer zerfallenen Moſchee gewachſen war, und die tauſend Hallen tönten ihre Klage nach. Aben Hamet ſchrieb im Mondlicht Blanca's Namen auf den Marmor im Saal der beiden Schweſtern; er zeichnete ihn mit arabiſcher Schrift, damit der Wandrer noch ein Geheimniß mehr in dieſem Palaſt der Geheimniſſe zu errathen hätte.

Maure, dieſe Spiele ſind grauſam, ſagte Blanca: wir wollen gehen. Das Schickſal meines Lebens iſt für immer entſchieden. Bewahre dieſe Worte wohl: der Muſelman hat mich zur Geliebten ohne Hoffnung, der Chriſt macht mich zu ſeiner glücklichen Gattin.

Aben Hamet antwortete: Die Chriſtin macht mich zu ihrem troſtloſen Sclaven, die Dienerin des Propheten zu ihrem glorreichen Gemahl.

Und die edlen Liebenden verließen den gefährlichen Palaſt

Blanca's Leidenſchaft ſtieg immer höher, und mit ihr wuchs die Glut in Aben Hamet's Herzen. Er war ſo entzückt, um ſeiner ſelbſt willen geliebt zu werden, keiner fremdartigen Urſache ſein Glück zu verdanken, daß er der Tochter des Herzogs von Santa Fe das Geheimniß ſeiner Geburt verſchwieg; erſt an dem Tage, wo ſie ihm ihre Hand reichte, wollte er ſich die köſtliche Freude machen, ihr zu bekennen, daß er einen erlauchten Namen trage. Aber plötzlich wurde er nach Tunis zurückgerufen: ſeine Mutter, von einer tödtlichen Krankheit befallen, wollte ihren Sohn noch einmal umarmen und ſegnen, ehe ſie aus dem Leben ginge. Aben Hamet erſchien in Blanca's Palaſt. Sultanin, ſagte er zu ihr, meine Mutter will ſterben. Sie ruft mich, um ihr die Augen zu ſchließen. Wirſt du mir deine Liebe bewahren?

Du verläſſeſt mich? rief Blanca erbleichend. Werde ich dich wiederſehen?

Komm, ſagte Aben Hamet. Du ſollſt mir einen Eid ſchwören und einen von mir empfangen, den nur der Tod zu löſen vermag. Folge mir.

Sie gingen zu einem Begräbnißplatze, der einſt von den Mauren angelegt worden war. Man ſah noch da und dort eine Todtenſäule, in welche der Bildhauer einen Turban gemeiſelt hatte; die Chriſten aber hatten ſeitdem Kreuze dafür geſetzt. Zu dieſen Säulen führte Aben Hamet ſeine Geliebte.

Blanca, ſagte er, hier ruhen meine Väter. Ich ſchwöre dir bei ihrer Aſche, dich zu lieben bis auf den Tag, wo der

Gerichtsengel mich vor Allah führen wird. Ich verspreche dir, mein Herz nie einem andern Weibe zu verpfänden, und dich zu meiner Gattin zu machen, sobald du das heilige Licht des Propheten erkennen wirst. Jährlich werde ich um diese Zeit nach Granada kommen, um zu sehen, ob du mir Treue gehalten hast und deinen Irrthümern entsagen willst.

Und ich, sagte Blanca weinend, werde dich jedes Jahr erwarten; bis zu meinem letzten Seufzer will ich dir die Treue, die ich schwur, bewahren, und dich als Gemahl empfangen, wenn der Gott der Christen, mächtiger als deine Geliebte, dein ungläubiges Herz gerührt haben wird.

Aben Hamet ging zu Schiffe; die Winde trugen ihn nach dem afrikanischen Gestade. Seine Mutter war so eben gestorben; er beweinte sie und umfaßte ihren Sarg. Monde vergingen: bald unter den Trümmern von Karthago umherschweifend, bald auf dem Grab des heiligen Ludwig sitzend, rief der verbannte Maure den Tag herbei, der ihn nach Granada führen sollte. Endlich kam der ersehnte Tag: Aben Hamet bestieg ein Fahrzeug und hieß das Vordertheil gen Malaga wenden. Mit welchem Entzücken, mit welch zagender Freude begrüßte er die ersten Vorgebirge Spaniens! Wird ihn Blanca an der Küste erwarten? Denkt sie noch an den armen Araber, dessen Liebe sich unter den Palmen der Wüste gleich geblieben ist?

Die Tochter des Herzogs von Santa Fe war ihren Schwüren nicht untreu geworden. Sie hatte ihren Vater gebeten, sie nach Malaga zu führen. Vom Gipfel der Berge, welche die unbewohnte Küste säumten, verfolgte sie mit den Augen die fernen Schiffe und die flüchtigen Segel. Beim Sturme sah sie angstvoll auf das von den Winden aufgewühlte Meer.

Dann liebte sie es, sich in den Wolken zu verlieren, an gefährlichen Stellen zu weilen, sich denselben Wellen, denselben Wirbelwinden auszusetzen, welche Aben Hamet's Leben bedrohten. Wenn sie die klagende Möve mit den großen gebogenen Schwingen auf dem Fluge nach dem afrikanischen Ufer die Wellen streifen sah, so gab sie ihr alle Liebesgrüße, alle fruchtlosen Wünsche eines von Leidenschaft verzehrten Herzens mit.

Eines Tages, als sie auf dem sandigen Ufer wandelte, nahm sie eine lange Barke wahr, deren hohes Vordertheil, deren gesenkter Mast und dreieckiges Segel die zierliche Weise des Mauren ankündigten. Blanca eilte zum Hafen, und bald sah sie das Barbareskenfahrzeug, unter dessen raschem Kiel die Welle schäumte, einlaufen. Ein Maure stand in prächtigen Gewändern auf dem Verdecke. Hinter ihm hielten zwei schwarze Sclaven ein arabisches Roß, dessen dampfende Nüstern und flatternde Mähnenhaare seinen feurigen Muth und zugleich die Scheu vor dem Getöse der Wogen verriethen. Die Barke glitt herein, strich die Segel, berührte den Molo und legte sich auf die Seite; der Maure schwang sich auf den Strand, der vom Klirren seiner Waffen widerhallte. Die Sclaven brachten den wie ein Leopard getigerten Renner, welcher den festen Boden wiehernd und mit Freudensprüngen begrüßte. Andre Sclaven trugen behutsam einen Korb herab, in welchem eine Gazelle auf Palmenblättern ruhte. Ihre zarten Füße waren unter ihr befestigt und umwickelt, damit sie nicht beim Schwanken des Schiffes zerbrechen könnten. Sie trug ein Halsband von Aloekörnern, und auf einer goldenen Platte, welche zum Schlosse für dasselbe diente, war mit arabischen Zügen ein Name und ein Talisman eingegraben.

Blanca erkannte Aben Hamet; da sie aber nicht wagte, sich vor der Menge zu verrathen, so schickte sie Dorotheen, eine ihrer Frauen, zu dem Geliebten und ließ ihm sagen, daß sie ihn im Palast der Mauren erwarte. Aben Hamet überreichte eben dem Gouverneur seinen Ferman, der mit Azurschrift auf kostbares Pergament geschrieben und in einer seidenen Kapsel enthalten war. Dorothea trat herzu und führte den glücklichen Abenceragen zu den Füßen seiner Blanca. Welch Entzücken, als die treuen Liebenden sich wieder sahen! welche Seligkeit nach so langer Trennung! Abermals schwuren sie sich ewige Liebe.

Die beiden schwarzen Sclaven führten das numidische Roß herbei, das anstatt des Sattels nur eine von einer Purpurspange zusammengehaltene Löwenhaut auf dem Rücken trug. Hierauf wurde die Gazelle gebracht. Sultanin, sprach Aben Hamet, sieh, hier ist ein Reh meiner Heimath; es ist beinahe so leicht wie du. — Mit eigenen Händen löste Blanca die Bande des reizenden Thieres, das ihr mit den sanftesten Blicken zu danken schien. Während der Abwesenheit des Abenceragen hatte die Tochter des Herzogs von Santa Fe arabisch gelernt, und mit dem zärtlichsten Entzücken las sie auf dem Halsband der Gazelle ihren Namen. Das befreite Thier konnte sich kaum auf den so lange gefesselten Füßchen halten; es legte sich nieder und ruhte mit dem Kopf auf den Knieen der Herrin. Blanca bot ihm frische Datteln, und koste freundlich mit dem Reh der Wüste, dessen feine Haut den Duft des Aloeholzes und der Rose von Tunis behalten hatte.

Der Abencerage, der Herzog von Santa Fe und seine Tochter reisten zusammen nach Granada. Die Tage verflossen dem glücklichen Paare wie im vergangenen Sommer: dieselben

Gänge, derselbe Schmerz beim Anblick der Heimath, dieselbe oder vielmehr eine immer wachsende, immer wechselseitig getheilte Liebe, aber auch dieselbe Anhänglichkeit an den Glauben der Väter! Werde Christ, sagte Blanca; tritt zum Propheten, sprach Aben Hamet, und abermals schieden sie, ohne ihrer Leidenschaft unterlegen zu seyn.

Im dritten Jahr erschien Aben Hamet wieder, gleich jenen Wandervögeln, welche im Frühling die Liebe zu unsern Gegenden führt. Er fand Blanken nicht am Ufer; ein Schreiben von der Geliebten meldete dem treuen Araber, daß der Herzog von Santa Fe nach Madrid gereist und Don Carlos, ihr Bruder, in Granada angekommen sey, begleitet von einem französischen Gefangenen, seinem Freunde. Dem Mauren zog sich bei Lesung dieses Briefes das Herz zusammen, und die traurigsten Ahnungen verfolgten ihn von Malaga nach Granada. Die Gebirge sahen ihm schauerlich einsam entgegen, und er wandte sich mehr als einmal, um auf das Meer, das er durchflogen hatte, zurückzuschauen.

Blanca hatte während der Abwesenheit ihres Vaters den geliebten Bruder nicht verlassen können, einen Bruder, der zu ihren Gunsten allen seinen Gütern entsagen wollte, den sie nach einer siebenjährigen Trennung wieder sah. Don Carlos besaß den ganzen Muth des Spaniers: furchtbar wie die Conquistadoren der neuen Welt, bei welchen er seine ersten Waffen getragen hatte, gläubig wie die Besieger der Mauren, nährte er gegen alle Ungläubigen einen Haß, der mit dem Blut des Cid auf ihn vererbt worden war.

Thomas von Lautrec, aus dem erlauchten Hause der Foix, wo die Schönheit der Frauen und die Tapferkeit der Männer für erblich galt, war ein jüngerer Bruder der Gräfin Foix

und des so tapfern als unglücklichen Odet de Foix, Herrn von Lautrec. In einem Alter von achtzehn Jahren hatte Thomas den Ritterschlag von Bayard erhalten, auf jenem Rückzuge, welcher dem Ritter ohne Furcht und Tadel das Leben kostete; einige Zeit hernach wurde er bei Pavia, mit Wunden bedeckt, in der Vertheidigung des ritterlichen Königes gefangen, für welchen alles, „nur die Ehre nicht!“ verloren war.

Don Carlos de Bivar, ein Zeuge seiner Tapferkeit, hatte für die Pflege des verwundeten Franzosen gesorgt, und bald wurde eine jener Heldenfreundschaften, deren Grundlage Achtung und Tugend sind, zwischen ihnen geschlossen. Franz I. war wieder in Frankreich, aber die andern Gefangenen behielt Karl V. noch zurück. Lautrec hatte die Gefangenschaft seines Königs theilen und im Gefängniß zu seinen Füßen schlafen dürfen. Nach der Abreise seines Fürsten mußte er in Spanien bleiben, wurde aber auf sein Ritterwort seinem Freunde Don Carlos übergeben, und war nun von diesem nach Granada geführt worden.

Als Aben Hamet in Don Rodrigo's Palast erschien und in das Gemach des Fräuleins von Santa Fe geführt wurde, empfand er Qualen, die ihm bis jetzt unbekannt geblieben waren. Zu Blanca's Füßen saß ein Jüngling, der sie stumm in einer Art von Verzückung anschaute. Er trug Beinkleider von Büffelleder und ein Wamms aus demselben Stoffe, von einem Wehrgehäng umschlossen, woran ein Schwert, verziert mit Lilien, hing. Ein seidner Mantel war um seine Schultern geworfen, auf seinem Haupte prangte ein Hut mit schmalem Rande, von Federn beschattet; ein bis auf die Brust herabgeschlagener Spitzenkragen zeigte den entblößten Hals. Ein Schnurbart, schwarz wie Ebenholz, gab dem von Natur

sanften Antlitz einen männlichen, kriegerischen Ausdruck. An den großen faltigen Halbstiefeln schimmerte das Zeichen der Ritterschaft, der goldne Sporn.

In einiger Entfernung stand ein andrer Ritter, auf das eherne Kreuz seines langen Schwertes gestützt; er war wie Lautrec gekleidet, schien aber älter zu seyn. Seine strengen und doch leidenschaftlich warmen Züge flößten Achtung und Furcht ein. Auf seinem Wammse war das rothe Calatravakreuz gestickt, mit der Devise: Für dieß und meinen König.

Ein unwillkürlicher Schrei entfuhr Blanca's Lippen, als sie den Abenceragen vor sich stehen sah. Ritter, sagte sie schnell, seht hier den Mauren, von dem ich Euch so oft gesprochen, Ihr habt sehr zu fürchten, daß er den Sieg davon tragen werde. Die Abenceragen waren Ritter wie er: keiner übertraf sie an Treue, Muth und Galanterie.

Don Carlos trat auf Aben Hamet zu: Sennor Maure, sagte er, mein Vater und meine Schwester haben mir Euren Namen genannt; man glaubt Euch einem edlen und tapfern Haus entsprossen, und Ihr selbst habt Euch durch Eure Rittersitte ausgezeichnet. Bald wird Karl, mein Herr, den Krieg nach Tunis verpflanzen, und wir werden uns, hoffe ich, auf dem Feld der Ehre sehen.

Aben Hamet legte die Hand auf die Brust, setzte sich ohne zu antworten auf den Boden, und ließ seine Augen unverwandt auf Blanca und Lautrec ruhen. Dieser bewunderte mit der Neugier seines Landes das prachtvolle Kleid, die leuchtenden Waffen und die Schönheit des Mauren. Blanca schien gar nicht verlegen; ihre ganze Seele lag in ihren Blicken; die offene Spanierin machte keinen Versuch, das Geheimniß ihres Herzens zu verbergen. Nach einem Stillschweigen von einigen

Augenblicken ſtand Aben Hamet auf, verbeugte ſich gegen Don Rodrigo's Tochter und entfernte ſich. Betroffen über die Haltung des Mauren und Blanca's Blicke ging auch Lautrec fort und nahm einen Argwohn mit, der ſich bald in Gewißheit verwandelte.

Don Carlos blieb allein bei ſeiner Schweſter. Blanca, ſagte er, erkläre dich. Woher die Beſtürzung, die dir der Anblick dieſes Fremden verurſachte?

Mein Bruder, antwortete Blanca, ich liebe Aben Hamet, und wenn er Chriſt werden will, ſo gehört ihm meine Hand.

Wie? rief Don Carlos: du liebſt Aben Hamet? die Tochter der Bivar's liebt einen Mauren, einen Ungläubigen, einen Feind, den wir aus dieſen Paläſten vertrieben haben!

Don Carlos, verſetzte Blanca, ich liebe Aben Hamet, und Aben Hamet liebt mich; aber ſeit drei Jahren ſchon will er lieber mir als dem Glauben ſeiner Väter entſagen. Adel, Ehre und Ritterlichkeit wohnen in ihm; bis zu meinem letzten Seufzer werde ich ihn lieben.

Don Carlos war edel genug, die Seelengröße Aben Hamet's zu fühlen, obwohl er die Verblendung des Ungläubigen bedauerte. Unſelige Blanca, ſagte er, wohin wird dich dieſe Liebe führen? Ich hatte gehofft, mein Freund Lautrec ſollte mein Bruder werden.

Du haſt dich getäuſcht, erwiderte Blanca, ich kann dieſen Fremden nicht lieben. Ueber meine Geſinnungen für Aben Hamet bin ich keinem Menſchen Rechenſchaft ſchuldig. Halte du deinen Rittereid, wie ich meine Liebesſchwüre halten werde. Aber das ſollſt du zu deinem Troſte wiſſen, daß Blanca nie die Gattin eines Ungläubigen werden wird.

So muß denn unſer Stamm von der Erde verſchwinden! rief Don Carlos.

Es iſt deine Sache, ihn wieder aufleben zu laſſen, ſagte Blanca: was liegt übrigens an Söhnen, die du nicht ſehen kannſt und die von deiner Tugend abarten mögen? Carlos, ich fühle, daß wir die Letzten unſres Hauſes ſind; wir entfernen uns zu weit von der gewöhnlichen Ordnung, als daß unſer Geſchlecht nach uns blühen könnte. Der Eid war unſer Ahnherr: er ſey auch unſere Nachkommenſchaft. — Mit dieſen Worten ging ſie ab.

Don Carlos flog zu dem Abenceragen. Maure, ſprach er, entſage meiner Schweſter, oder nimm den Kampf an, den ich dir biete.

Biſt du von deiner Schweſter geſendet, verſetzte Aben Hamet, um den Eid, den ſie mir geleiſtet hat, zurückzufordern?

Nein, erwiderte Don Carlos: ſie liebt dich mehr als je.

O würdiger Bruder Blanca's! unterbrach ihn Aben Hamet: ſo ſoll ich all mein Glück von deinem Haus empfangen! Glücklicher Aben Hamet! ſelige Stunde! ich glaubte Blanken wegen dieſes franzöſiſchen Ritters ungetreu —.

Das iſt eben dein Unglück! rief Don Carlos außer ſich: Lautrec iſt mein Freund; ohne dich würde er mein Bruder ſeyn. Gieb Rechenſchaft von den Thränen die du meinem Hauſe verurſachſt.

Gerne, verſetzte der Abencerage: aber wiewohl ich aus einem Geſchlechte ſtamme, das ſich vielleicht mit dem deinigen gemeſſen hat, ſo bin ich doch kein Ritter. Ich ſehe hier Niemand, um mir den Orden zu verleihen, der dir ohne Nachtheil für deinen Stand mit mir zu kämpfen geſtattet.

Don Carlos, betroffen über die Bemerkung des Mauren, betrachtete ihn mit einer Mischung von Bewunderung und Wuth. Plötzlich rief er: ich will dich zum Ritter schlagen! du bist es werth.

Aben Hamet bog das Knie vor Don Carlos, der ihn dreimal mit der flachen Klinge auf die Schulter schlug und dann mit dem Schwert umgürtete, das ihm der Abencerage vielleicht nach wenigen Augenblicken in den Busen stieß: so beschaffen war die alte Ritterehre.

Beide schwangen sich auf ihre Rosse, verließen Granada und sprengten zu dem Fichtenbrunnen. Schon seit langer Zeit war diese Quelle durch die Zweikämpfe der Mauren und Christen berühmt. Hier hatte Malik Alabes mit Ponce de Leon gefochten, hier der Großmeister von Calatrava den tapfern Abayados getödtet. Noch sah man Waffenstücke dieses maurischen Ritters an den Fichtenzweigen hängen, noch waren auf der Rinde des Baumes Buchstaben von seiner Grabschrift zu lesen. Don Carlos zeigte dem Abenceragen das Grab des Maurenritters mit der Hand. Ahme diesem tapfern Ungläubigen nach! rief er: empfange die Taufe und den Tod von mir.

Den Tod vielleicht, erwiderte Aben Hamet: aber Allah sey gepriesen und sein Prophet.

Sie nahmen alsbald ihre Stellung und trafen grimmig aufeinander. Sie hatten nur ihre Schwerter. Aben. Hamet war kein so gewandter Kämpfer wie Don Carlos, aber die Trefflichkeit seiner Damascenerklinge und die Leichtigkeit seines arabischen Rosses gaben ihm sogar den Vortheil über seinen Feind. Er warf sein Pferd nach Maurenart herum und traf mit dem breiten schneidenden Bügel das Pferd des Christenritters

über dem rechten Knie. Es stürzte, und Don Carlos, durch den glücklichen Stoß aus dem Sattel gehoben, griff den Mauren zu Fuß mit geschwungenem Degen an. Auch Aben Hamet sprang auf den Boden und stand unerschrocken vor seinem Feind. Er fing die ersten Hiebe des Spaniers auf, dessen Schwert an der Klinge von Damascus zerbrach. Zweimal vom Glück betrogen, vergoß Carlos Thränen der Wuth und rief: Hau zu, Maure! auch entwaffnet trotzt dir Don Carlos, dir und deinem ungläubigen Geschlecht!

Du durftest mich tödten, erwiderte der Abencerage, aber ich habe nie daran gedacht dir die kleinste Wunde beizubringen; ich wollte dir blos beweisen, daß ich würdig bin dein Bruder zu heißen, und daß ich keine Verachtung von dir verdiene.

In diesem Augenblick erhob sich eine Staubwolke: Lautrec und Blanca kamen auf zwei Stuten von Fez mit Sturmeseile herangejagt und erreichten den Fichtenbrunnen, wo sie den Kampf unterbrochen sahen.

Ich bin besiegt, sagte Don Carlos: dieser Ritter hat mir das Leben geschenkt. Lautrec, vielleicht seid Ihr glücklicher als ich.

Meine Wunden, erwiderte dieser mit edlem anmuthigem Tone, gestatten mir den Kampf mit diesem vollendeten Ritter auszuschlagen. Ich will, setzte er erröthend hinzu, den Grund dieses Streites nicht wissen, noch in ein Geheimniß dringen, das meinem Herzen tödtlich werden könnte. Bald wird meine Abwesenheit den Frieden unter euch herstellen, es wäre denn, daß Blanca mir geböte, zu ihren Füßen zu verharren.

Ritter, sprach Blanca, Ihr sollt bei meinem Bruder bleiben und mich als Schwester ansehen. Hier sind vier kummervolle

Herzen; Ihr werdet von uns lernen, wie man die Leiden des Lebens erträgt.

Blanca wollte die Ritter bewegen, einander die Hände zu reichen; aber sie weigerten sich alle drei. Ich hasse Aben Hamet! rief Don Carlos. — Ich beneide ihn, sagte Lautrec. — Und ich, versetzte der Maure, achte Don Carlos und beklage Lautrec, aber lieben kann ich sie nicht.

Laßt uns täglich beisammen seyn, sagte Blanca, und früher oder später wird die Freundschaft auf die Achtung folgen. Das verhängnißvolle Ereigniß, das uns hier versammelt, soll der Stadt auf immer verborgen bleiben.

Seit diesem Augenblicke war Aben Hamet der Tochter Don Rodrigo's noch tausendmal theurer: Liebe liebt den Muth; nun fehlte dem Abenceragen nichts mehr, denn er war tapfer und Don Carlos verdankte ihm das Leben.

Aben Hamet vermied auf Blanca's Rath in den nächsten Tagen den Palast zu betreten, um ihres Bruders Zorn erkalten zu lassen. Eine Mischung von süßen und bittern Empfindungen erfüllte das Herz des Abenceragen; wenn die Ueberzeugung, so treu und heiß geliebt zu werden, für ihn eine unerschöpfliche Quelle der Wonne war, so schlug die Gewißheit, ohne Verzichtung auf den Glauben seiner Väter niemals glücklich werden zu können, seinen Muth darnieder. Schon waren mehrere Jahre, ohne seinen Leiden ein Mittel zu bringen, hingeflossen: sollte er so auch den Rest seines Lebens verschwinden sehen?

Eines Abends war er in die ernstesten und zärtlichsten Betrachtungen versunken, als er zum Gebete läuten hörte, das bei den Christen den Schluß des Tages verkündigt; da kam ihm der Gedanke, in den Tempel des Gottes seiner Geliebten

zu treten und den Herrn der Schöpfung um seinen Rath zu bitten.

Er ging und kam an die Pforte einer alten Moschee, welche zur Kirche umgewandelt worden war. Das Herz voll Trauer und Andacht, trat er in den Tempel, der einst seinem Gott und seinen Vätern gehört hatte. Das Gebet war zu Ende, Niemand befand sich in der Kirche mehr. Ein heiliges Dunkel umgab die tausend Säulen, welche den Baumstämmen eines in Ordnung gepflanzten Waldes glichen. Die leichte Bauart der Araber hatte sich mit der gothischen verbunden, und dadurch, ohne etwas von ihrer Zierlichkeit zu verlieren, einen zu Betrachtungen geeigneteren Ernst angenommen. Einige Lampen erhellten die Vertiefungen der Hallen kaum; aber beim Lichte mehrerer Kerzen war im Chore der Altar zu erblicken, der von Gold und Edelsteinen schimmerte. Die Spanier setzen ihren ganzen Ruhm darein, sich ihrer Reichthümer zu entledigen, um die Gegenstände ihrer frommen Verehrung damit zu schmücken, und das Bild des lebendigen Gottes wird, unter Spitzenschleiern, Perlenkronen und Rubinengarben prangend, von einem halb nackten Volke angebetet.

Kein Sitz war in dem weiten Raume zu bemerken; der Marmorboden, der die Todten deckte, diente dem Großen wie dem Kleinen, um sich vor dem Herrn des Himmels und der Erde niederzuwerfen. Aben Hamet schritt langsam durch die leere Kirche, die von seinen Schritten widerhallte; seine Seele war getheilt zwischen den Erinnerungen an den Glauben, dem dieses alte Gebäude einst gewidmet war, und den Gefühlen, die das Christenthum in ihm erweckte. Am Fuße einer Säule fiel ihm eine unbewegliche Gestalt in die Augen, die er anfangs für ein Standbild auf einem Grabe hielt. Er

näherte ſich und unterſchied einen jungen Ritter, welcher, das Haupt in Ehrfurcht geſenkt und die Arme über der Bruſt gekreuzt, auf den Knieen lag. Der Ritter machte keine Bewegung beim Geräuſch von Aben Hamet's Tritten; keine Zerſtreuung, kein äußeres Lebenszeichen weckte ihn aus ſeiner tiefen Andacht. Sein Schwert lag vor ihm, ſein Federhut neben ihm auf dem Marmorboden; es ſchien als ob er in dieſer Stellung verzaubert worden wäre. Es war Lautrec. Sieh, ſagte der Abencerage zu ſich, dieſer junge ſchöne Franzoſe begehrt vom Himmel ein günſtiges Zeichen; dieſer Krieger, ſchon ſo berühmt durch ſeinen Muth, ſchüttet hier ſein Herz vor dem Höchſten aus, wie der Demüthigſte und Niedrigſte der Menſchen. So will auch ich denn zu dem Gott der Ritter und des Ruhmes beten.

Eben wollte ſich Aben Hamet auf den Marmor niederwerfen, als er beim Schimmer einer Lampe auf einem halbgeſtürzten Pilaſter arabiſche Schriftzüge und einen Koranvers entdeckte. Reue durchdrang ſein Herz, und er beeilte ſich die Stätte zu verlaſſen, wo er ſeinem Glauben und ſeiner Heimath untreu zu werden im Begriff geweſen war.

Der Begrabnißplatz, der dieſe alte Moſchee umgab, war eine Art von Garten, mit Orangen, Cypreſſen und Palmen bepflanzt, und von zwei Quellen bewäſſert; ein Kreuzgang lief rings herum. Während Aben Hamet durch dieſen ging, gewahrte er ein weibliches Weſen, welches ſo eben in die Kirche treten wollte. Obgleich ſie in einen Schleier gehüllt war, ſo erkannte doch der Abencerage die Tochter des Herzogs von Santa Fe. Er hielt ſie an: Suchſt du Lautrec in dieſem Tempel? fragte er.

Laß dieſe Eiferſucht gewöhnlicher Menſchen! entgegnete Blanca: wenn ich dich nicht mehr liebte, ſo würde ich es dir ſagen; es wäre unter meiner Würde, dich zu täuſchen. Ich komme her, um für dich zu beten; du biſt allein der Gegenſtand meiner Wünſche: ich vergeſſe meine Seele über der deinigen. Du hätteſt mich nicht mit dem Gifte deiner Liebe berauſchen, oder du hätteſt einwilligen ſollen, meinem Gotte zu dienen. Du betrübſt mein ganzes Haus; mein Bruder haßt dich; meinen Vater drückt der Gram darnieder, daß ich mich weigere, einen Gatten zu wählen. Merkſt du nicht wie meine Geſundheit abnimmt? Sieh dieſe Freiſtätte des Todes! Bald werde ich hier ruhen, wenn du nicht eilſt, meine Hand vor einem chriſtlichen Altar zu empfangen. Die Kämpfe, die ich erdulde, untergraben nach und nach mein Leben; die Leidenſchaft, mit der du mich erfüllſt, wird mein ſchwaches Daſeyn nicht ewig aufrecht halten: bedenke, o Maure, daß, um in deiner eigenen Sprache zu reden, das Feuer, das die Fackel entzündet, ſie auch verzehrt.

Blanca trat in die Kirche, und Aben Hamet blieb, vernichtet von dieſen Worten, zurück.

Es iſt geſchehen! der Abencerage iſt beſiegt und will den Irrthümern ſeines Glaubens entſagen; lang genug hat er gekämpft. Die Furcht, Blanken ſterben zu ſehen, hat jedes andere Gefühl in ſeinem Herzen beſiegt. Und iſt denn, ſagte er zu ſich, iſt der Gott der Chriſten nicht vielleicht der wahre Gott? Er iſt doch immer der Gott edler Seelen, denn er iſt Blanca's, ihres Bruders und Lautrec's Gott.

Unter ſolchen Gedanken erwartete Aben Hamet mit Ungeduld den andern Tag, um Blanken ſeinen Entſchluß mitzutheilen und ein Leben voll Gram und Thränen in ein Leben der

Freude und Seligkeit zu verwandeln. Erſt am Abend konnte er ſich in den Palaſt des Herzogs von Santa Fe begeben. Er erfuhr, Blanca ſey mit ihrem Bruder im Generalife, wo Lautrec ein Feſt gebe. Von neuem Argwohn aufgeregt, eilte er ihren Spuren nach. Lautrec erröthete, als er den Abenceragen ſah. Don Carlos empfing ihn, ohne jedoch ſeine Achtung verbergen zu können, mit kalter Höflichkeit.

Lautrec hatte die ſchönſten Früchte Spaniens und Afrika's in einem Saal des Generalife, der Ritterſaal genannt, auftragen laſſen. Rings an den Wänden dieſes Saales hingen die Bilder der Fürſten und Ritter, welche die Mauren beſiegt hatten: da waren Pelayo, der Cid, Gonſalvo de Cordova. Das Schwert des letzten Königs von Granada hing unter dieſen Gemälden. Aben Hamet verſchloß ſeinen Schmerz in ſeiner Bruſt, und ſagte nur, wie der Löwe, auf die Bilder blickend: Wir können nicht malen.

Der edle Lautrec, der die Augen des Abenceragen unwillkürlich auf Boabdil's Schwert gerichtet ſah, ſprach zu ihm: Herr Maurenritter, wenn ich gewußt hätte, daß Ihr mir die Ehre erweiſen würdet, zu dieſem Feſte zu kommen, ſo würde ich Euch nicht hier empfangen haben. Es kann jeden Tag ein Schwert verloren werden, und ich habe den tapferſten der Könige geſehen, wie er das ſeine dem glücklichen Sieger überreichte.

Ach! rief der Maure, das Geſicht mit ſeinem Kleid verhüllend: man kann ſein Schwert verlieren wie Franz I., aber wie Boabdil —!

Die Nacht erſchien; man brachte Fackeln; das Geſpräch nahm eine andre Wendung. Man bat Don Carlos, die Entdeckung von Mexico zu erzählen. Er ſprach von dieſer neuen

Welt mit der prunkvollen Beredsamkeit, welche dem Spanier eigen ist. Er schilderte Motecuzuma's Leiden, die Sitten der Amerikaner, die Wunder der castilischen Tapferkeit, ja selbst die Grausamkeiten seiner Gefährten, die ihm weder Lob noch Tadel zu verdienen schienen. Diese Erzählungen entzückten Aben Hamet, dessen Leidenschaft für Wundergeschichten das arabische Blut verrieth. Er gab dafür ein Gemälde des ottomanischen Reiches, das neuerdings auf den Trümmern Konstantinopels gegründet war, nicht ohne schmerzliche Rückblicke auf Mahomed's Herrschaft und die glücklichen Zeiten, wo der Beherrscher der Gläubigen Zobeiden, Blume der Schönheit, Herzensbezwingerin, Herzensqual, und den edlen Ganem, den Liebesclaven, um sich strahlen sah. Lautrec malte Franz des I. galanten Hof, das Auferstehen der Künste aus der Barbarei, die Vereinigung der Ehre, Treue und Ritterlichkeit der alten Zeiten mit der Feinheit seines Jahrhunderts, die Verpflanzung des griechischen Styls auf gothische Thürme, und die Damen aus gallischem Blute, welche den Reichthum ihres Putzes durch atheniſchen Geschmack erhöhten.

Nach diesen Reden nahm Lautrec, um die Königin des Festes zu ergötzen, die Guitarre, und sang eine Romanze, die er zu einer Liederweise aus den Bergen seiner heimischen Auvergne gedichtet hatte.

Wie oft, in süßen Traum verloren,
Denk' ich des Orts der mich geboren!
Ihm hab' ich Treu' in Freud' und Schmerz
Geschworen.
Zur Heimath sehnt sich allerwärts
Mein Herz.

O Schweſter, denkſt du noch der Hütte?
Die Mutter ſaß in unſrer Mitte:
Ach, wie das Häuflein ſelig war
Zu dritte!
Wir küßten ihr das weiße Haar
Manch Jahr.

Denkſt du der Burg in Abendhelle?
Die Dore floß um ihre Wälle;
Der alte Thurm des Mauren lag
Zur Stelle,
Und weckte mit der Glocke Schlag
Den Tag.

Denkſt du des ſtillen See's am Hügel?
Die Schwalbe ſtreifte ſeinen Spiegel,
Der Wind im Rohr ſchwang wohlgemuth
Die Flügel;
Die Sonne ſank in heit'rer Gluth
Zur Fluth.

Gebt mir mein Lieb und ihre Lieder,
Den Berg und ſeine Eiche wieder!
Das Heimweh drückt mich allerwärts
Darnieder.
In Frankreich weilt, mit treuem Schmerz
Mein Herz.

Bei dieſer letzten Strophe wiſchte er ſich mit dem Handſchuh eine Thräne ab, welche ihm das Andenken an die holde Heimath in die Augen gelockt hatte. Der Schmerz des ſchönen Gefangenen fand einen lebhaften Anklang bei Aben Hamet,

welcher wie Lautrec den Verluſt des Vaterlandes beklagte. Als man ihn drängte, die Guitarre zu nehmen, ſo entſchuldigte er ſich und ſagte, er verſtehe nur Eine Romanze, welche den Chriſten nicht eben willkommen ſeyn könne.

Wenn Ungläubige darin über unſre Siege ſeufzen, erwiderte Don Carlos hochfahrend, ſo könnt Ihr immerhin ſingen; Thränen ſind den Beſiegten geſtattet.

Ja, ſagte Blanca, deßhalb haben uns auch unſre Väter, die einſt unter dem Joch der Mauren ſtanden, ſo viele Klagelieder hinterlaſſen.

Hierauf ſang Aben Hamet eine Ballade, die er von einem Dichter aus dem Geſchlechte der Abenceragen gelernt hatte.

Der König Don Juan
Sah einſtens auf dem Plan
Am Fuße der Nevada
Die reizende Granada.
Er ſprach mit heißem Sehnen:
Mein Herz will ich dir geben,
Du holdeſte der Schönen,
Und meine Hand daneben.

Nimm meine Hand, und, ja!
Sevilla, Cordova,
Die Zierden meiner Krone,
Nimm dir zu Pfand und Lohne.
Geſchmuck und Perlenketten,
Und jede reiche Habe,
Willſt du dich zu mir betten,
Sey deine Morgengabe.

Granada ſprach mit Hohn:
Herr König von Leon,
Ich gab, kann's nicht verſchweigen,
Dem Mauren mich zu eigen.
Behalt' die Herrlichkeiten!
Ich habe Schmuck nicht minder,
Den Gürtel um die Seiten,
Dazu auch ſchöne Kinder. —

So ſagteſt du zur Stund',
So heuchelte dein Mund.
Schreit ewig Schmach und Leide!
Granada brach die Eide!
Ein Chriſt, den Gott verderbe,
Bewohnt, der uns vertrieben,
Abenceragenerbe:
So ſtand es ja geſchrieben!

Nicht mehr auf ſchatt'ger Bahn
Trägt das Kameel fortan
Zum Grab an der Piscina
Den Hadſchi von Medina.
Ein Chriſt, den Gott verderbe,
Bewohnt, der uns vertrieben,
Abenceragenerbe:
So ſtand es ja geſchrieben!

Alhambra, Wunderhaus!
Ihr Tempel stolzen Bau's!
Du holde Stadt der Bronnen!
Du grüne Au der Wonnen!
Ein Christ, den Gott verderbe,
Bewohnt, der uns vertrieben,
Abenceragenerbe:
So stand es ja geschrieben!

Der natürliche Ausdruck dieser Klage hatte sogar den stolzen Carlos trotz des wiederholten Fluches über die Christen gerührt. Er hätte wohl gewünscht des Singens überhoben zu werden, aber aus Höflichkeit gegen Lautrec glaubte er dessen Bitten nachgeben zu müssen. Aben Hamet reichte ihm die Guitarre und der Ritter sang zum Ruhme des Cid, seines erlauchten Ahnherren, nach der Weise der Folias d'España:

Bereit, am Strand den Mauren zu begrüßen,
Von Muth und Waffen leuchtend, sang der Cid,
Mit der Guitarre zu Ximenen's Füßen,
Beseelt von Ehre, dieß sein Ehrenlied:

Ximene sprach: „Geh hin, den Feind zu schlagen,
Und kehre stets als Sieger aus dem Streit.
Rodrigo liebt mich? Ja, ich will es sagen,
Wenn er sein Liebesglück der Ehre weiht.“ —

Gebt mir den Helm und gebt mir meine Lanze,
Heut zeig' ich meinen Muth in hellem Schein!
Das Feldgeschrei in diesem wilden Tanze,
Ximene soll es und die Ehre seyn.

Du Feind, berühmt durch zierlich feine Sitten,
Mein Lied, beſiegend deiner Weiſen Klang,
Tönt einſt zu Spaniens edlen Reigenſchritten,
Weil es die Liebe mit der Ehre ſang.

Einſt ſingen alte Chriſten hunderttönig
In Andaluſiens Thalen dieſen Chor:
„Er zog dem Leben ſeinen Gott und König,
„Ximenen's Liebe und die Ehre vor!“

Don Carlos hatte, als er dies Lied mit männlicher wohlklingender Stimme ſang, ſo ſtolz ausgeſehen, daß man ihn für den Cid ſelbſt hätte halten können. Lautrec theilte die kriegeriſche Begeiſterung ſeines Freundes; aber der Abencerage war bei dem Namen Cid erbleicht.

Dieſer Ritter, ſprach er, den die Chriſten die Blume der Schlachten nennen, heißt bei uns der Grauſame. Wäre ſeine Großmuth ſeiner Tapferkeit gleich gekommen —!

Seine Großmuth, fiel Don Carlos lebhaft ein, übertraf noch ſeine Tapferkeit, und nur ein Maure kann den Helden ſchmähen, deſſen Blut in meinen Adern rollt.

Was ſagſt du? rief Aben Hamet, aufſpringend von dem Sitze, den er halb liegend eingenommen hatte: du zählſt den Cid unter deine Ahnen?

Ich bin von ſeinem Blut! erwiderte Don Carlos, und das erkenne ich an dem edlen Haſſe, den ich gegen die Feinde meines Gottes trage.

Alſo ſeyd ihr, ſagte Aben Hamet, Blanken anſchauend, aus dem Hauſe jener Bivar's, welche nach der Eroberung von Granada den Heerd der unglücklichen Abenceragen einnahmen

und einem alten Ritter, der das Grab seiner Väter beschützen wollte, den Tod gaben!

Maure! rief Don Carlos, flammend von Zorn, wisse, daß ich mir nichts abfragen lasse. Wenn ich heute den Nachlaß der Abenceragen besitze, so haben ihn meine Vorfahren mit ihrem Blut erworben und ihrem Schwert verdankt.

Nur noch ein Wort! sagte Aben Hamet in immer größerer Bewegung: wir haben in unsrer Verbannung nicht gewußt, daß die Bivar's den Namen Santa Fe besitzen; daher kommt mein Irrthum.

Diesen Namen, versetzte Don Carlos, erhielt eben jener Bivar, der Besieger der Abenceragen, von Ferdinand dem Katholischen.

Der Maure ließ das Haupt auf die Brust sinken, und blieb so zwischen Don Carlos, Lautrec und Blanca, welche über sein Benehmen erstaunt waren, unbeweglich stehen. Thränenströme stürzten aus seinen Augen auf den Dolch, den er am Gürtel trug. Vergebt mir, sprach er endlich: ich weiß es wohl, Männer dürfen nicht weinen, und fürderhin sollen meine Thränen nicht mehr fließen, obgleich mir viel zu beweinen bleibt. Hört mich an.

Blanca, meine Liebe zu dir ist so heiß wie die glühenden Winde Arabiens. Ich war besiegt; ich konnte nicht mehr leben ohne dich. Gestern Abend hatte der Anblick dieses betenden französischen Ritters, und das Wort, das du unter den Tempelsäulen sprachst, mich zu dem Entschluß gebracht, deinen Gott zu erkennen und dir meine Treue anzubieten.

Eine freudige Bewegung Blanca's und ein Ruf des Staunens von Don Carlos unterbrach ihn; Lautrec verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen. Der Maure errieth seine Gedan-

ken und schüttelte mit einem herzzerreißenden Lächeln das Haupt: Ritter, sagte er, laß nicht alle Hoffnung sinken, und du, Blanca, weine ewig über den Letzten der Abenceragen.

Blanca, Don Carlos und Lautrec hoben alle drei die Hände gen Himmel: der letzte Abencerage! riefen sie mit Einer Stimme.

Ein tiefes Schweigen folgte; Furcht, Hoffnung, Haß, Liebe, Staunen, Eifersucht bewegten die Herzen. Blanca sank auf die Kniee: Herr der Güte! rief sie, du rechtfertigst meine Wahl: ich konnte nur den Abkömmling von Helden lieben.

Schwester! rief Carlos aufgebracht, bedenke doch, daß Lautrec zugegen ist.

Don Carlos, fiel Aben Hamet ein, halte deinen Zorn zurück; an mir ist's, euch die Ruhe wieder zu geben. — Und er wandte sich an Blanca, die sich wieder gesetzt hatte:

Huri des Himmels, sprach er, Fee der Liebe und der Schönheit, Aben Hamet wird dein Sclave bis zu seinem letzten Seufzer seyn; aber lerne den ganzen Umfang meines Unglücks kennen. Der Greis, den dein Großvater an seinem Heerde opferte, war der Vater meines Vaters; höre noch ein weiteres Geheimniß, das ich dir verbarg, das du mich vielmehr vergessen machtest. Als ich das erstemal mein armes Vaterland zu besuchen kam, hatte ich vor allem die Absicht, einen Abkömmling des Hauses Vivar aufzusuchen, den ich für das Blut, das seine Väter vergossen haben, zur Rechenschaft ziehen könnte.

Wohlan, sprach die seelenstarke Jungfrau mit schmerzlicher, aber gelassener Stimme: was ist nun dein Entschluß?

Der einzige, der deiner werth seyn kann, erwiderte Aben Hamet: dir deinen Schwur zurückzugeben, durch ewige Ver-

bannung und durch meinen Tod den Pflichten zu genügen, die wir der Entzweiung unsrer Götter, unsrer Lande und unsrer Geschlechter schuldig sind. Wenn je mein Bild in deinem Herzen verlöschen sollte, wenn die Zeit, die alles überwindet, aus deiner Seele das Gedächtniß des Abenceragen tilgt — hier dieser französische Ritter — es ist ein Opfer, das du deinem Bruder schuldig bist.

Lautrec sprang ungestüm empor und warf sich in die Arme des Mauren. Aben Hamet! rief er, glaube nicht durch Edelmuth mich zu besiegen! ich bin Franzose, Bayard hat mich zum Ritter geschlagen, ich habe mein Blut für meinen König vergossen, und wie mein Pathe und mein Lehnsherr will ich ohne Furcht und Tadel seyn. Wenn du bei uns bleibst, so bitte ich Don Carlos um die Hand seiner Schwester für dich; verlässest du Granada, so soll kein Liebeswort von mir deine Freundin betrüben. Du sollst in deine Verbannung nicht den unseligen Glauben mitnehmen, daß Lautrec, ohne Sinn für deine Tugend, Vortheil aus deinem Unglück zu ziehen suche.

Und der junge Ritter drückte den Mauren mit der Wärme und Lebhaftigkeit eines Franzosen an sein Herz.

Ritter, sprach nun Don Carlos, ich habe nicht weniger von euren erlauchten Geschlechtern erwartet. Aben Hamet, an welchem Zeichen kann ich Euch für einen Abenceragen erkennen?

An meinen Gesinnungen, erwiderte der Maure.

Ich bewundre sie, sagte der Spanier: aber ehe ich mich erkläre, gebt mir ein Zeichen Eurer Geburt.

Aben Hamet zog den Erbsiegelring der Abencerangen, der an einer goldnen Kette hing, von seiner Brust.

Bei dieſem Zeichen bot Don Carlos dem unglücklichen Fürſten die Hand. Herr Ritter, ſprach er, ich halte Euch für einen Ehrenmann und für den ächten Sohn von Königen. Eure Abſichten in Betreff meines Hauſes ehren mich gleicherweiſe: ich nehme den Kampf an, welcher der geheime Zweck Eures Kommens war. Unterliege ich, ſo ſollen meine Güter, einſt die Eurigen, Euch treulich zurückerſtattet werden. Wenn Ihr dem Kampf entſagt, ſo nehmt dafür meinen Antrag an: werdet Chriſt und empfangt die Hand meiner Schweſter, welche Lautrec für Euch erbeten hat.

Die Verſuchung war groß, aber ſie ging nicht über die Kräfte des Abenceragen. Wenn auch die Liebe in ihrer ganzen Gewalt zu ſeinem Herzen ſprach, ſo dachte er doch nur mit Grauen an das Vorhaben, das Blut der Verfolger mit dem Blute der Verfolgten zu vereinigen. Er ſah den Schatten des Ermordeten, wie er aus dem Grabe ſtieg und ihm das tempelſchänderiſche Bündniß vorwarf. Von Schmerz durchdrungen rief er aus: Ach, muß ich hier ſo große Herzen, ſo edle Seelen finden, um doppelt zu fühlen was ich verliere! Blanca ſoll das Wort ausſprechen, ſie ſoll ſagen was ich thun muß, um ihrer Liebe werth zu ſeyn.

Blanca rief: Kehre in die Wüſte zurück! und ſank ohnmächtig nieder.

Aben Hamet warf ſich in den Staub vor ihr, die er mehr als den Himmel anbetete, und eilte ohne ein Wort weiter zu reden hinaus. Noch in derſelben Nacht reiste er nach Malaga und ſchiffte ſich auf einem Fahrzeuge, das Oran berühren ſollte, ein. Nahe bei dieſer Stadt traf er die Karavane gelagert, welche alle drei Jahre von Marokko aufbricht, Egypten durchkreuzt und in Yemen mit der großen Karavane von

Mekka zuſammentrifft. Hier trat er unter die Reihen der Pilger.

Blanca, die anfangs dem Tode nahe geweſen war, kehrte in's Leben zurück. Lautrec, dem Worte treu, das er dem Abenceragen gegeben, entfernte ſich, und kein Wort der Liebe noch des Schmerzens ſtörte die Tochter des Herzogs von Santa Fe in ihrer Trauer. Jedes Jahr begab ſie ſich auf die Berge von Malaga, zur Zeit da ihr Geliebter von Tunis zurückzuſchiffen pflegte: ſie ſetzte ſich auf die Felſen, betrachtete das Meer, die fernen Schiffe, und kehrte dann wieder nach Granada zurück. Den Reſt ihrer Tage brachte ſie unter den Trümmern der Alhambra zu. Sie klagte nicht, ſie weinte nicht; niemals ſprach ſie von Aben Hamet; ein Fremder hätte ſie für glücklich halten können. Sie überlebte ihr Haus. Ihr Vater ſtarb vor Gram, und Don Carlos fiel in einem Zweikampfe, wobei Lautrec ihm ſecundirte. Von Aben Hamet's Schickſal iſt nichts kund geworden.

Wenn man aus Tunis geht, und zwar durch das Thor, welches nach Karthago führt, ſo kommt man zu einem Begräbnißplatze; dort, in einer Ecke, unter einer Palme, zeigte man mir ein Grab, welches das Grab des letzten Abenceragen heißt. Es bietet gar nichts Bemerkenswerthes; der Grabſtein iſt einfach und ganz glatt; nur hat in der Mitte, nach arabiſchem Brauche, der Meiſel eine kleine Vertiefung eingehauen. Das Regenwaſſer ſammelt ſich in dieſer Todtenſchale, und löſcht, unter den Strahlen der glühenden Sonne, den Vögeln des Himmels ihren Durſt.

Chateaubriand's

ausgewählte Werke.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Drittes Bändchen.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

Geiſt des Chriſtenthums

von

Chateaubriand.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Erſte Abtheilung. Erſtes bis drittes Buch.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

Erſte Abtheilung.

Die Dogmen und die Lehre.

Erſtes Buch.

Myſterien und Sacramente.

Erſtes Capitel.

Einleitung.

Dreierlei Feinde ſind es, welche das Chriſtenthum ſeit ſeiner Erſcheinung auf Erden beſtändig angegriffen haben: die Irrlehrer, die Sophiſten, und die Spötter, die mit lachendem Munde alles zerſtören. Den Spitzfindigkeiten und den Lügen haben zahlreiche Vertheidiger ſiegreich geantwortet, aber minder glücklich waren ſie gegen den Spott.

Der heilige Ignatius von Antiochien, der heilige Irenäus, Biſchof von Lyon, und Tertullian (in ſeiner von Boſſuet göttlich genannten Abhandlung von den Vorſchriften), bekämpften die Neuerer, deren hochtrabende Auslegungen der Einfalt des Glaubens Verderben drohten.

Die Verläumdung wurde zuerſt von den atheniſchen Philoſophen Quadratus und Ariſtides zurückgewieſen; man kennt

jedoch von ihren beiden Apologieen nur ein durch Eusebius aufbewahrtes Bruchstück aus der ersteren, obschon der heilige Hieronymus so wie der Bischof von Cäsarea von der zweiten als von einem Meisterstücke sprechen.

Als in der Folgezeit die Heiden den Christen den Vorwurf des Atheismus, der Unzucht und gewisser abscheulicher Gastmahle machten, wo man angeblich das Fleisch neugeborner Kinder verzehrte, da führte der h. Justinus die Sache der Glaubigen. Sein Styl ist schmucklos, und die Berichte von seinem Märtyrthum beweisen, daß er für die Religion mit derselben Herzenseinfalt sein Blut vergoß, womit er für dieselbe geschrieben hatte. Athenagoras zeigt zwar mehr Geist in seiner Vertheidigung, aber er hat weder die Originalität Justins noch die Energie des Verfassers der Apologetik. Tertullian ist der Bossuet der Africaner und Barbaren: Theophilus, in den drei Büchern an seinen Freund Autolykus, zeigt Phantasie und Kenntnisse, und der Octavius des Minutius Felix stellt uns ein schönes Bild vor Augen von einem Christen und zwei Götzendienern, die auf einem Spaziergang an der Meeresküste sich über die Religion und die Natur Gottes unterhalten.

Ebenso haben der Rhetor Arnobius, Lactanz, Eusebius und der h. Cyprian das Christenthum vertheidigt, aber sie sind weniger bemüht, seine Vorzüge hervorzuheben, als die Abgeschmaktheiten des Götzendienstes aufzudecken.

Origenes bekämpfte die Sophisten und stand an Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Styl hoch über seinem Gegner Celsus. Sein Griechisches hat eine eigenthümliche Anmuth, wenn auch bisweilen Hebraismen und andere fremdartige Wendungen mit unterlaufen, wie das oft bei Schriftstellern, die mehrerer Sprachen mächtig sind, sich findet.

Unter dem Kaiser Julian erlitt die Kirche eine ihrer gefährlichsten Verfolgungen. Man brauchte keine Gewalt gegen die Christen, aber man überhäufte sie mit Schmach. Man begann mit Beraubung der Altäre und verbot sodann den Gläubigen Unterricht in den Wissenschaften zu geben und zu hören. Jedoch wollte der Kaiser, der den Werth der christlichen Institutionen nicht verkannte, dieselben nachahmen, während er sie aufhob: er gründete Krankenhäuser und Klöster, und versuchte, wie es in dem evangelischen Gottesdienste geschieht, Moral und Religion zu verbinden, indem er in den Tempeln eine Art von Predigten einführte.

Die Sophisten, mit denen Julian sich umgeben hatte, brachen gegen das Christenthum los, und Julian selbst hielt es nicht unter seiner Würde, sich mit den Galiläern zu messen. Zwar ist seine Schrift gegen sie nicht auf uns gelangt, aber der heilige Cyrill, der Patriarch von Alexandrien, führt in seiner noch vorhandenen Widerlegung Fragmente daraus an. So lange Julian sich in ernsthaftem Tone hält, bleibt der heilige Cyrill Sieger über den Philosophen, aber so wie der Kaiser die Ironie zu Hülfe nimmt, wendet sich die Sache nachtheilig für den Patriarchen. Julian's Styl ist lebendig, voll Seele und Geist: der heilige Cyrill wird heftig, er ist verwickelt, unklar und gezwungen. Von Julian bis auf Luther hatte die Kirche, die nun in ihrer vollen Kraft dastand, keine Vertheidiger mehr nöthig. Aber als die Kirchenspaltung im Abendlande sich bildete, da standen mit den neuen Feinden auch neue Vertheidiger auf. Man muß gestehen, die Protestanten hatten im Anfang das Uebergewicht über die Katholiken, wenigstens — wie Montesquieu richtig bemerkt — in der Form. Selbst Erasmus war schwach gegen Luther, und Theodor Beza besaß eine

Leichtigkeit des Styls, die nur zu häufig seinen Gegnern fehlte."

Aber als Bossuet auf den Kampfplatz trat, konnte der Sieg nicht lange unentschieden bleiben: die Hyder der Irrlehre ward auf's Neue zu Boden geschlagen. Die Geschichte der Veränderungen und die Entwicklung der katholischen Lehre sind zwei Meisterwerke, welche auf die späte Nachwelt kommen werden.

Es ist ganz naturgemäß, daß die Trennung von der Kirche zum Unglauben führt, und daß der Atheismus aus der Ketzerei entspringt. Bayle und Spinoza erhoben sich nach Calvin; sie fanden an Clarke und Leibnitz zwei Geister, die fähig waren, ihre Trugschlüsse zu widerlegen. Abbadie schrieb zu Gunsten des Glaubens eine durch Methode und Scharfsinn ausgezeichnete Apologie; aber der Styl läßt viel zu wünschen übrig, obgleich die Gedanken etwas Glänzendes haben. „Wenn die alten Philosophen — sagt Abbadie — die Tugenden anbeteten, so war dieß eben nur ein schöner Götzendienst."

Während die Kirche noch ihren Sieg feierte, rief Voltaire die Julianische Verfolgung wieder ins Leben. Er besaß die unselige Kunst, bei einem launenhaften und liebenswürdigen Volke den Unglauben zur Modesache zu machen. In dieses unsinnige Bündniß nahm er alle Arten der Eigenliebe auf, und griff die Religion mit allen Waffen an, von der Flugschrift bis zum Folianten und vom Epigramm bis zum gelehrten Sophismus. Erschien eine religiöse Schrift, so ward der Verfasser sogleich dem Gelächter preisgegeben, während man Werke über die Wolken erhob, über welche Voltaire mit seinen Freunden zu spotten der Erste war: er übersah seine Schüler so weit, daß er sich oft nicht enthalten konnte, ihren irreligiösen

Enthusiasmus zu verlachen. Indeß verbreitete sich das System der Zerstörung nach und nach über ganz Frankreich; es setzte sich in den Akademieen der Provinzen fest, welche ebenso viele Herde des schlechten Geschmacks und der Parteienumtriebe wurden. Vornehme Damen, wie ernste Philosophen, hatten ihren Lehrstuhl des Unglaubens. Endlich wurde erkannt, daß das Christenthum nur ein barbarisches System sei, dessen Sturz für die menschliche Freiheit, für die Fortschritte der Aufklärung, für den Lebensgenuß und die schönen Künste nicht zu frühe eintreten könne.

Um zu schweigen von dem Abgrund, worein diese Grundsätze uns gestürzt haben, so waren die unmittelbaren Folgen dieses Hasses gegen das Evangelium eine mehr gemachte als aufrichtige Rückkehr zu den Göttern Roms und Griechenlands, denen man die Wunder des Alterthums zuschrieb. Man schämte sich nicht, jenen Cultus zurückzuwünschen, der das Menschengeschlecht zu einer Horde von Unsinnigen, von Schamlosen oder von wilden Thieren herabwürdigte. Von diesem Standpunkte aus mußte man nothwendig die Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwig's des XIV. verachten, die doch nur darum zu einer so hohen Vollkommenheit sich erhoben hatten, weil sie religiös waren. Wagte man auch aus Achtung vor der Autorität ihres Namens nicht offen gegen sie zu Felde zu ziehen, so griff man sie auf indirecte Weise an, indem man zu verstehen gab, sie haben insgeheim dem Unglauben gehuldigt oder sie wären wenigstens viel größere Männer geworden, wenn sie in unsern Tagen gelebt hätten. Jeder Schriftsteller pries sein Geschick, das ihn in diesem schönen Zeitalter der Diderot und D'Alembert geboren werden ließ, in dem Zeitalter, wo die Denkmale menschlicher Weisheit in der Encyklopädie, diesem Babel der

Wissenschaften und der Vernunft, alphabetisch geordnet waren. Zwar versuchten Männer von umfassender Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Geiste diesem Strom sich entgegenzusetzen, aber ihr Widerstand war fruchtlos, ihre Stimme verlor sich unter der Menge, und ihr Sieg blieb unbeachtet von der leichtsinnigen Welt, welche zu der Zeit Frankreich beherrschte und welche man ebendeßwegen irgendwie zu berühren wissen mußte.

So trat derselbe Unstern, welcher den Sophisten unter Julian den Sieg verschafft hatte, auch in unsrem Jahrhundert auf ihre Seite. Die Vertheidiger der christlichen Kirche fielen wieder in denselben Fehler, der ihnen schon einmal zum Verderben ausgeschlagen hatte: sie übersahen, daß es sich nun nicht mehr darum handle, diesen oder jenen Glaubenssatz zu verfechten, nachdem man die Grundlagen des Glaubens selbst völlig verwarf. Ausgehend von der Sendung Jesu Christi und darauf Schluß auf Schluß bauend, errichteten sie freilich ein festes Gebäude der Wahrheiten des Glaubens, aber diese Art zu beweisen, gut genug für das 17. Jahrhundert, wo das Fundament noch nicht in Frage gestellt war, konnte in unsern Tagen nichts mehr genügen. Umgekehrt mußte man von der Wirkung auf die Ursache zurückgehen und statt zu beweisen, das Christenthum sei vortrefflich, weil es von Gott komme, vielmehr argumentiren, es komme von Gott, weil es vortrefflich sei.

Ein weiterer Irrthum war es, daß man sich den Sophisten gegenüber auf eine ernste Antwort einließ, denn diese Leute lassen sich doch nie überzeugen, weil sie immer Unrecht haben. Man vergaß, daß sie doch nie aufrichtig nach der Wahrheit forschen und an ihrem System nur um des Lärms willen, den es macht, festhalten, bereit, schon morgen damit zu wechseln, wenn der Wind von einer andern Seite bläst.

Weil man diese Bemerkung nicht gemacht hatte, so verlor man viel Zeit und Mühe. Nicht die Sophisten galt es mit der Religion auszusöhnen, sondern die Welt, die sie in der Irre führten. Und war letzteres durch die Behauptung geschehen, das Christenthum sei ein Cultus, entsprungen aus dem Schoße der Barbarei, abgeschmackt in seinen Dogmen, lächerlich in seinen Gebräuchen und feindlich den Künsten und Wissenschaften, der Vernunft und Schönheit gegenüberstehend; ein Cultus, der nur zu Blutvergießen und Knechtschaft führe und das Glück und die Bildung des menschlichen Geschlechtes aufhalte: — so durfte man nur das Gegentheil zu beweisen suchen, nämlich daß unter allen Religionen, die je existirt haben, keine so viel Poesie und Humanität in sich schließe und der Freiheit, den Künsten und Wissenschaften so hold sei, als die christliche; daß die moderne Welt dem Christenthum alles verdanke vom Ackerbau bis zu den abstracten Wissenschaften, von den Zufluchtsstätten der leidenden Menschheit bis zu den Tempeln die Michel Angelo gebaut und Raphael geschmückt haben. Man mußte zeigen, daß es nichts Göttlicheres gebe als seine Sittenlehre, nichts Liebenswürdigeres und Großartigeres als seine Dogmen, seine Lehre und seinen Gottesdienst: man mußte sagen, daß es den Genius begünstige, den Geschmack reinige, die Neigungen zur Tugend entwickle, den Gedanken kräftige, dem Schriftsteller die edelsten Gestalten und dem Künstler die vollkommensten Modelle an die Hand gebe; daß man sich nicht schämen dürfe mit einem Newton und Bossuet, mit einem Pascal und Racine zu glauben: kurz man mußte alle Zauber der Phantasie und alle Interessen des Herzens für die Religion zu Hülfe rufen, gegen welche mit diesen Waffen gekämpft worden war.

Von diesem Standpunkt aus möge der Leser unser Werk betrachten. Die andern Arten von Apologieen sind erschöpft und wären wohl in unsern Tagen unbrauchbar. Wer liest denn heute noch ein theologisches Werk? Einige fromme Männer, die nicht erst überzeugt zu werden brauchen; einige wenige wahre Christen, die schon glauben. Allein, ist es nicht gefährlich, die Religion in einem blos menschlichen Lichte zu betrachten? — Warum denn? Fürchtet unsre Religion das Licht? Einer der stärksten Beweise für ihren himmlischen Ursprung liegt darin, daß sie die strengste und gewissenhafteste Prüfung der Vernunft erträgt. Soll man uns denn immer den Vorwurf machen dürfen, wir verhüllen unsre Dogmen in eine heilige Nacht, aus Furcht, man könnte ihre Falschheit entdecken? Sollte das Christenthum an Wahrheit einbüßen, wenn es an Schönheit gewinnt? Verbannen wir also eine kleinmüthige Furcht! Lassen wir die Religion nicht aus übertriebener Gewissenhaftigkeit untergehen. Wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo es hinreichte zu sagen: Glaubet ohne zu prüfen; man würde prüfen ohne unsre Erlaubniß, und unser ängstliches Stillschweigen würde zugleich den Sieg der Ungläubigen erhöhen und die Zahl der Gläubigen vermindern.

Ja es ist an der Zeit, daß man endlich einsehe, worauf die Vorwürfe der Abgeschmacktheit, der Roheit, der Kleinlichkeit sich stützen, die man tagtäglich dem Christenthume macht; es ist an der Zeit zu zeigen, daß es, weit entfernt den Gedanken zu verkrüppeln, sich auf wunderbare Weise dem Schwung der Seele zum Gegenstand erbietet und den Geist mit derselben göttlichen Gewalt bezaubern kann, wie die Götter Virgil's und Homer's. Unsern Gründen wird man wenigstens nicht absprechen können, daß sie jedermann zugänglich sind und daß man

zu ihrer Beurtheilung nichts als den gesunden Menschenverstand mitbringen darf. Man versäumt vielleicht sonst in Werken der Art nur zu sehr, die Sprache seiner Leser zu reden: mit dem Gelehrten muß man ein Gelehrter, mit dem Dichter ein Dichter sein. Gott verbietet ja die Blumenwege nicht, wenn sie nur zu ihm zurückführen, und nicht immer auf den rauhen und steilen Gebirgspfaden kehrt ein verirrtes Schaf zu seiner Heerde zurück.

Wir glauben annehmen zu dürfen, daß diese Art das Christenthum ins Auge zu fassen neue Beziehungen desselben aufdecke: denn erhaben durch das Alter seiner Erinnerungen, die bis zur Wiege der Welt zurückgehen, unbeschreiblich in seinen Mysterien, anbetungswürdig in seinen Sacramenten, anziehend in seiner Geschichte, himmlisch in seiner Moral, reich und reizend in seinen Feierlichkeiten, heischt es alle Arten der Zeichnung. Wollt ihr ihm folgen in das Gebiet der Poesie? Tasso, Milton, Corneille, Racine, Voltaire lassen euch seine Wunder schauen. Oder auf den Boden der schönen Wissenschaften, der Beredsamkeit, der Geschichte, der Philosophie? was haben da nicht, begeistert von ihm, ein Bossuet, Fenelon, Massillon, Bourdaloue, Bacon, Pascal, Euler, Newton, Leibnitz vollbracht? Und in der Kunst, welche Meisterwerke sind da aufzuweisen! Oder wollt ihr es auf seinen Cultus absehen, was sprechen nicht seine alten gothischen Münster, seine wundervollen Gebete, seine prächtigen Ceremonien! Endlich seine Geistlichkeit! blicket auf jene Männer, welche die Sprache und die Werke Rom's und Griechenlands auf euch gebracht haben, auf die Einsiedler der Thebais, auf all die Zufluchtsstätten der Unglücklichen, auf die Missionäre in China, in Canada, in Paraguay, nicht zu vergessen der kriegerischen Orden, dieser Schule der

Ritterlichkeit! Die Sitten unſrer Ahnen, die Gemälde der alten Zeit, die Poeſie, ſelbſt den Roman, und auch die Heimlichkeiten des Lebens, alles haben wir für unſre Sache in Dienſt genommen. Wir borgen von der Wiege das Lächeln und die Thränen vom Grabe; leben bald mit dem maronitiſchen Mönche auf dem Gipfel des Karmel und Libanon, bald wachen wir mit der barmherzigen Schweſter am Krankenbette; hier rufen uns zwei amerikaniſche Gatten in den Schoß ihrer Wildniß, dort hören wir die Jungfrau ſeufzen in der Einſamkeit ihres Kloſters: Homer ſetzt ſich neben Milton, Virgil neben Taſſo: die Ruinen von Memphis und Athen ſtehen den Ruinen des Chriſtenthums gegenüber, Oſſian's Gräber unſern ländlichen Friedhöfen: zu Saint Denis beſuchen wir die Aſche der Könige, und wenn unſer Gegenſtand uns auf das Dogma vom Daſein Gottes führt, ſuchen wir unſre Beweiſe einzig in den Wundern der Natur: mit einem Worte, wir klopfen auf jede Weiſe am Herzen des Ungläubigen an, aber wir ſchmeicheln uns nicht den Wunderſtab der Religion zu beſitzen, welche aus dem Felſen Ströme des lebendigen Waſſers fließen läßt.

Unſer Werk beſteht aus vier Theilen, deren jeder in ſechs Bücher zerfällt. Der erſte handelt von den Dogmen und der Lehre.

Der zweite und dritte umfaſſen die Poetik des Chriſtenthums oder ſein Verhältniß zu der Poeſie, Literatur und Kunſt.

Der vierte beſpricht den Cultus, das heißt alles was ſich auf die kirchlichen Gebräuche ſo wie auf die Welt und Ordensgeiſtlichkeit bezieht.

Uebrigens haben wir oft die Dogmen und Lehren andrer Religionen mit der evangeliſchen Lehre und den Dogmen und

dem Cultus des Christenthums zusammengestellt, auch, um alle Gattungen von Lesern zu befriedigen, bisweilen den geschichtlichen und mystischen Theil der Religion berührt. Und nun, nachdem der Leser den Hauptplan unsres Werkes kennt, beginnen wir die Untersuchung über die Dogmen und die Lehre; um aber zu den christlichen Mysterien den Uebergang zu finden, stellen wir eine Untersuchung über das Wesen des Geheimnißvollen voran.

Zweites Capitel.

Vom Wesen des Mysteriums.

Das Schönste, Reizendste und Größte, was es im Menschenleben giebt, ist das Geheimnißvolle. Die wunderbarsten Gefühle sind diejenigen, welche uns mehr oder weniger unbewußt bewegen: die Scham, die keusche Liebe, die heilige Freundschaft sind voll von Geheimnissen. Man kann sagen, liebende Herzen verstehen sich mit halben Worten und seien gleichsam nur halb geöffnet. Die Unschuld ebenso, die nur eine heilige Unwissenheit ist, ist sie nicht das unaussprechlichste aller Geheimnisse? Die Kindheit ist nur darum so glücklich, weil sie nichts weiß, das Alter nur darum so elend, weil es alles weiß, und ein Glück ist's, daß, wenn die Geheimnisse des Lebens verschwinden, die des Todes beginnen.

Wie mit den Gefühlen, so verhält es sich auch mit den Tugenden: die engelgleichsten sind die, welche, unmittelbar von Gott ausströmend, zum Beispiel wie die Liebe, gleich ihrem Urquell den Blicken sich entziehen.

Gehen wir zu den geistigen Verhältnissen über, so finden wir, daß die Freuden des Gedankens gleichfalls Geheimnisse sind. Das Geheimniß ist so göttlicher Natur, daß die ersten Menschen in Asien nur in Symbolen sprachen. Zu welcher Wissenschaft kehrt man immer wieder zurück, wenn nicht zu derjenigen, welche stets etwas zu rathen übrig läßt und vor unsern Blicken eine unendliche Perspective eröffnet? Wenn wir uns in der Wildniß umhertreiben, so heißt uns ein gewisser Instinct die Ebenen, wo man alles mit einem Blick übersieht, vermeiden und die Wälder aufsuchen, diese Wiege der Religion, die Wälder, deren Schatten, deren Laut und Stille voll Wunder ist, jene Einsamkeit, wo die Raben und Bienen die ersten Kirchenväter speisten, wo diese heiligen Männer solches Entzücken empfanden, daß sie ausriefen: Herr, es ist genug; ich sterbe vor Wonne, wenn du nicht meine Freude mäßigst! Kurz, man steht nicht stille bei einem neueren Denkmal, dessen Ursprung bekannt ist; trifft man aber auf einer verlassenen Insel mitten im Ocean eine Statue von Erz, deren ausgereckter Arm nach der Gegend des Sonnenuntergangs hinweist, deren Fußgestell mit Hieroglyphen bedeckt und von Meer und Zeit angefressen ist, welch reiche Quelle von Betrachtungen für den Reisenden! Alles in der Welt ist verborgen, alles unbekannt. Der Mensch selbst, ist er nicht ein seltsames Geheimniß? Woher stammt der Blitz, den wir Dasein nennen, und in welcher Nacht wird er erlöschen? Der Ewige hat Geburt und Tod wie zwei verschleierte Phantome an die zwei Enden unsrer Laufbahn gestellt; das eine bringt den unbegreiflichen Moment des Lebens, welchen das andre zu verschlingen eilt.

Man darf sich also nicht wundern, daß, bei diesem Hang des Menschen zum Geheimnißvollen, die Religionen aller

Völker ihre Mysterien hatten. Die Sellier sannen über die wundersamen Worte der Tauben von Dodona; Indien, Persien, Aethiopien, Scythien, Gallien und Skandinavien hatten ihre heiligen Höhlen, oder Berge, oder Eichen, wo der Brahmane, der Magier, der Gymnosophist, der Druide das unerklärliche Orakel der Unsterblichen verkündigte.

Ferne sei es, daß wir diese Mysterien mit denen der wahren Religion vergleichen wollten, oder die unwandelbaren Tiefen des Herrschers im Himmel mit dem schillernden Dunkel der Götter, die ein Werk von Menschenhänden sind; wir haben nur bemerken wollen, daß keine Religion ohne Mysterien ist; sie sind es, welche, in Verbindung mit den Opfern, das Wesen des Cultus ausmachen: Gott selbst ist das große Geheimniß der Natur; die Gottheit war verschleiert in Egypten, und auf der Schwelle ihrer Tempel saß die Sphinx.

Drittes Capitel.

Von den christlichen Mysterien.

Von der Dreieinigkeit.

Auf den ersten Anblick entdeckt man in den Mysterien einen großen Vorzug der christlichen Religion vor den Religionen des Alterthums. Bei diesen hatten die Mysterien keinen Bezug auf den Menschen und gaben höchstens dem Philosophen zu Betrachtungen oder dem Dichter zu Gesängen Stoff. Unsere Mysterien dagegen beziehen sich auf uns selbst und enthalten die Geheimnisse unserer Natur. Da handelt es sich nicht mehr um die gehaltlose Anordnung gewisser Zahlen, sondern um das

ewige Heil des Menschengeschlechts. Der Mensch, der täglich seine Unwissenheit und Schwachheit so empfindlich fühlt, könnte er die Mysterien Jesu Christi verwerfen? es sind die Mysterien der Mühseligen und Beladenen!

Die Dreieinigkeit, das erste Geheimniß der Christen, öffnet der philosophischen Forschung ein ungeheures Feld, sei es daß man sie in den Attributen Gottes betrachtet, oder daß man die Spuren dieses Dogma, das einst über den ganzen Orient verbreitet war, aufsucht. Jedenfalls aber ist es sehr verkehrt, wenn man das verwirft, was man nicht begreifen kann. Um von den einfachsten Gegenständen des Lebens auszugehen, so ließe sich leicht beweisen, daß wir gar nichts wissen: und wir wollten die Falten der ewigen Weisheit durchdringen?

Vielleicht war die Dreieinigkeit schon den Egyptiern bekannt: der große Obelisk in dem Circus major zu Rom trug die griechische Inschrift:

Μεγας Θεος, der große Gott, Θεογενητος, der Gottgezeugte, und Παμφεγγης, der Allerleuchtende (Apollon, der Geist).

Heraklid von Pontus und Porphyr berichten ein berühmtes Orakel des Serapis:

. . Πρωτα Θεος, μετεπειτα λογος, και πνευμα συν αὐτοις.

. . . . Συμφυτα δη τρια παντα, και εἰς ἐν ἐοντα.

Zuerst ist Gott, dann das Wort und der Geist: drei Götter zugleich erzeugt und in Einem vereinigt.

Die Magier hatten in ihrem Metris, Oromasis und Araminis, oder in Mitra, Ormuzd und Ariman auch eine gewisse Dreieinigkeit.

Platon scheint an mehreren Stellen seiner Werke von diesem Dogma zu sprechen.

„Nicht allein, sagt Dacier, behauptet man, er habe das Wort gekannt, den ewigen Gottessohn, sondern er habe ebenso auch den heiligen Geist gekannt und demnach eine gewisse Vorstellung von der allerheiligsten Dreieinigkeit gehabt; denn er schreibt an den jüngern Dionys:

„„Ich muß dem Archidemus erklären, was noch viel schwieriger und viel göttlicher ist, und was du nach deiner ausdrücklichen Botschaft zu schließen sehr zu wissen verlangst: denn er sagte mir, du meinest, ich habe dir nicht hinreichend erklärt, was ich über das Wesen des Urprincips denke; ich muß es dir in Räthseln schreiben, damit, wenn mein Brief zu Wasser oder zu Lande aufgefangen würde, wer ihn liest, nichts davon versteht. Alle Dinge stehn rings um ihren König, sie sind seinetwegen da, und er ist die einzige Ursache der guten Dinge, ein Zweiter für die Zweiten und ein Dritter für die Dritten.“

„In der Epinomis und sonst stellt er das höchste Gut, das Wort oder das Verständniß, und die Seele als Principien auf. Das höchste Gut ist Gott: das Wort oder das Verständniß ist der Sohn dieses höchsten Guts, welches ihn sich selbst gleich erzeugt hat, und die Seele, welche die Grenze bildet zwischen Vater und Sohn, ist der Heilige Geist.“

Platon hatte diese Lehre von der Dreieinigkeit dem Timäus aus Lokris abgeborgt, welcher sie von der italischen Schule überkommen hatte. Marsilius Ficinus zeigt in seinen Anmerkungen zu Platon nach Jamblichus, Porphyr, Platon und Maximus von Tyrus, daß auch die Pythagoräer den besondern

Werth der Dreizahl kannten. Pythagoras selber weist darauf hin in dem Sinnspruch:

Προτιμα το σχημα και βημα και Τριοβωλον.

Honorato in primis habitum, tribunal et Triobolum.

Den Indiern war die Dreieinigkeit nicht unbekannt.

„Das Merkwürdigste und Staunenswertheste in dieser Art, sagt Pater Calmette, schien mir eine Stelle aus dem Lamaastambam, einem ihrer Bücher. Sie beginnt mit den Worten: „„Der Herr, das Gut, der große Gott, in seinem Munde ist das Wort.““ Der Ausdruck dessen sie sich bedienen, personificirt das Wort. Und dann heißt es weiter vom heiligen Geiste: Ventus seu spiritus perfectus, und schließt mit der Schöpfung, die einem einzigen Gotte zugeschrieben wird.“

Nun in Thibet.

„Folgendes hörte ich von Thibets Religion: Gott nennen sie Konciosa, und scheinen eine gewisse Vorstellung von der anbetungswürdigen Trinität zu haben, denn bald nennen sie ihn Koncicocick, Ein-Gott, bald Konciokſum, Drei-Gott. Sie bedienen sich einer Art von Rosenkranz, wobei sie diese Worte aussprechen: om, ha, hum. Fragt man sie um die Bedeutung dieser Worte, so sagen sie, om bezeichne Verstand oder Arm, das heißt Macht; ha sei das Wort, hum das Herz oder die Liebe, und diese drei Wörter bezeichnen Gott.“

Die englischen Missionäre zu Taiti haben auch unter den religiösen Lehren der Bewohner dieser Insel einige Spuren der Dreieinigkeit entdeckt.

Ueberdieß glauben wir in der Natur selbst eine Art von physischem Beweis für die Dreieinigkeit aufzufinden. Sie ist das Urbild des Universums, oder wenn man lieber will, sein göttliches Gerüste. Wäre es nicht möglich, daß die äußere und

Univ. Bibl. München

sinnliche Gestalt ihren Antheil hätte an dem innern, geistigen Bau der sie stützt, gleicher Weise wie Platon die Körper als Schatten der göttlichen Gedanken darstellte? Die Dreizahl scheint der Haupttypus in der Natur zu sein. Das Drei ist nicht erzeugt, und erzeugt alle andern Brüche, weßhalb es von Pythagoras die mutterlose Zahl genannt wurde.

Selbst in den Fabeln des Polytheismus läßt sich eine dunkle Spur von der Dreieinigkeit entdecken. Die Grazien hatten sie für sich in Anspruch genommen; sie kommt im Tartarus, in Gestalt der Furien wieder zum Vorschein, und endlich bildeten die drei Götterbrüder in ihrer Vereinigung die ganze Macht des Weltalls.

Die Philosophen theilten den moralischen Menschen in drei Theile und die Kirchenväter glaubten das Bild der geistlichen Dreieinigkeit in der Menschenseele wiederzufinden.

„Wenn wir unsre Sinne zur Ruhe weisen," sagt Bossuet, „und eine Weile uns in der Tiefe unsrer Seele, nämlich in dem Theile, wo die Wahrheit sich vernehmen läßt, abschließen, so werden wir darin ein Bild der Dreieinigkeit finden, die wir anbeten. Der Gedanke, den wir wie den Keim unsres Geistes, wie den Sohn unsres Verstandes werden sehen, giebt uns eine Vorstellung von dem Sohne Gottes, welcher von Ewigkeit im Gedanken des himmlischen Vaters enthalten ist. Darum erhält dieser Gottessohn den Namen des Worts, damit wir verstehen, er sei im Busen des Vaters entsprungen, nicht wie die Körper entstehen, sondern wie in unsrer Seele jenes innre Wort entsteht, das wir daselbst fühlen, wenn wir die Wahrheit anschauen.

„Aber die Fruchtbarkeit unsres Geistes nimmt mit diesem innern Worte, mit diesem intellectuellen Gedanken, diesem Bilde der Wahrheit, das sich in uns erzeugt, kein Ende. Wir

lieben sowohl dieß innere Wort als den Geist, worin es erzeugt wird; und indem wir es lieben, fühlen wir etwas in uns, das uns nicht weniger theuer ist als unser Geist und unser Gedanke, das die Frucht beider ist, das sich mit ihnen zusammenschließt und nur ein Leben mit ihnen ausmacht.

„So entsteht, so weit Gott und Mensch zusammengestellt werden dürfen, in Gott die ewige Liebe, die vom Vater, der denkt, und vom Sohne, der sein Gedanke ist, ausgeht, um mit ihm und seinem Gedanken Eine gleich selige und vollkommene Natur zu bilden."

In diesen Worten erblicke ich einen schönen Commentar zu dem kleinen Satze der Genesis: „Lasset uns Menschen machen."

Tertullian drückt sich in seiner Apologetik über das große Mysterium unsrer Religion also aus:

„Gott hat die Welt erschaffen durch sein Wort, seine Vernunft und seine Macht. Eure Philosophen selbst geben zu, daß Logos, das Wort und die Vernunft, Schöpfer des Weltalls sei. Die Christen fügen nur hinzu, daß die eigenthümliche Substanz des Worts und der Vernunft, jene Substanz, durch welche Gott alles hervorgebracht, Geist ist; daß dieses Wort vonGott ausgesprochen werden mußte; daß Gott, indem er es aussprach, es gezeugt hat, und daß es demzufolge Sohn Gottes und, vermöge der Einheit der Substanz, Gott ist. Wenn die Sonne einen Strahl aussendet, so ist ihre Substanz nicht getrennt, sondern nur ausgedehnt: so ist auch das Wort Geist vom Geiste, Gott von Gott, wie wenn man ein Licht an einem andern Lichte anzündet. Was daher von Gott ausgeht, ist Gott, und beide sammt ihrem Geiste sind eins, verschieden in den Eigenschaften, aber nicht der Zahl nach, in der Stellung, nicht im Wesen: der Sohn ist ausgegangen von

seinem Ursprung ohne ihn zu verlassen. Darnach hat sich dieser Strahl herabgelassen in den Schooß einer Jungfrau, er hat Fleisch an sich genommen und ist Mensch geworden in der Einheit mit Gott. Dieses Fleisch, getragen vom Geiste, nährt sich, wächst, spricht, lehrt, wirkt: das ist Christus."

Dieser Beweis der Dreieinigkeit kann von den einfältigsten Geistern begriffen werden. Auch darf man nicht vergessen, daß Tertullian zu Leuten sprach, die Jesum Christum verfolgten und sehr begierig nach Mitteln suchten, die Lehre und selbst die Person seiner Vertheidiger anzugreifen. Wir wollen nun diese Beweise nicht weiter verfolgen, sondern denen überlassen, welche sich mit der italischen Secte und der hohen christlichen Theologie befaßt haben.

Was die Abbildungen betrifft, welche das größte aller Mysterien vor unsre schwachen Sinne bringen wollen, so begreifen wir nicht recht, was jenes feurige Dreieck in einer Wolke poetisch Lächerliches haben soll. Und wenn der Vater als ein Greis, als der ehrwürdige Alte der Zeiten, oder als eine Lichtergießung dargestellt wird, sollte das ein Bild sein, welches denen aus der Mythologie nicht an die Seite gestellt werden dürfte? Ist es nicht etwas Wundervolles, den heiligen Geist, den erhabenen Geist Jehova's, vom Sinnbild der Milde, der Liebe und der Unschuld getragen zu sehen? Ist es aber Gott darum zu thun, sein Wort in der Welt auszustreuen, so ist der Geist nicht mehr eine Taube, die mit ihren friedlichen Fittigen die Menschen bedeckt, sondern ein sichtbares Wort, eine feurige Zunge, die alle Sprachen der Erde spricht und deren Beredsamkeit Reiche erhebt oder zu Boden stürzt.

Um den göttlichen Sohn zu malen, dazu genügen die Worte dessen, der in seiner Herrlichkeit ihn geschaut hat: „Er

saß auf einem Throne, sagt der Apokalyptiker: sein Antlitz leuchtete wie die helle Sonne, und seine Füße wie Erz, das im Ofen schmilzt; seine Augen waren wie Feuerflammen. Ein zweischneidig Schwert ging aus seinem Munde; in der Rechten hielt er sieben Sterne, in der Linken ein Buch mit sieben Siegeln. Ein Lichtstrom umfloß seine Lippen; die sieben Geister Gottes leuchteten vor ihm wie sieben Lampen, und von seinem Fußschemel gingen aus Stimmen, Donner und Blitze."

Viertes Capitel.

Von der Erlösung.

Gleichwie die Trinität metaphysische Geheimnisse in sich schließt, so befaßt die Erlösung die Wundergeheimnisse des Menschen, die Geschichte seiner Endzwecke und seines Herzens. Mit welchem Erstaunen würde man, wenn man bei so hohen Betrachtungen ein wenig verweilte, auf diese zwei Mysterien blicken, welche die ersten Entwürfe der Gottheit und das System des Alls in ihren Schatten bergen. Die Trinität verwirrt unsre Kleinheit, erdrückt unsre Sinne mit ihrem blendenden Glanz, und vernichtet ziehen wir uns vor ihr zurück. Aber die Erlösung, indem sie unsre Augen mit Thränen der Rührung füllt, läßt sie nicht erblinden, sondern gestattet uns, sie wenigstens einen Augenblick aufs Kreuz zu heften.

Aus dem Schooße dieses Mysteriums sehen wir zuerst die Lehre von der Erbsünde treten, welche Aufschluß über den Menschen giebt. Wo diese Wahrheit nicht zugegeben wird, welche die Traditionen aller Völker anerkennen, da deckt uns eine

undurchdringliche Nacht. Wie wollten wir ohne sie von dem Hang unsrer Natur zum Bösen uns Rechenschaft geben, womit jene innere Stimme, die uns sagt, wir seien zur Tugend erschaffen, beständig im Streite liegt? Wie wollten wir die Empfänglichkeit des Menschen für den Schmerz, wie seine Schweißtropfen, die befruchtend in die Furchen des Schreckens fallen, wie die Thränen, den Kummer, das Unglück des Gerechten, wie die Triumphe und die straflosen Erfolge des Lasters, wie — sage ich — wollten wir ohne den ersten Sündenfall dieß alles erklären? Nur darum, weil sie die Verderbniß menschlicher Natur verkannten, fielen die Philosophen des Alterthums in so seltsame Irrthümer, und nur deßhalb erfanden sie die Lehre von der Wiedererinnerung. Um uns von der traurigen Wahrheit zu überzeugen, welche auf das Geheimniß unsrer Versöhnung führt, dürfen wir nur an jenen Fluch uns halten, der über Eva ausgesprochen wurde, ein Fluch, der täglich unter unsern Augen sich erfüllt. Wie viel liegt in dem „Zerreißen der Eingeweide“ und den süßen Mutterfreuden daneben! Welch geheimnißvolle Hinweisung auf den Menschen und seine doppelte Bestimmung, die zugleich durch den Schmerz und durch die Freude seiner Gebärerin angekündigt wird! Man kann sich über die Wege des Allerhöchsten nicht täuschen, wenn man die zwei großen Ziele des Menschen in der Geburtsarbeit seiner Mutter angedeutet findet, und auch in einem Fluche muß man Gott zu erkennen wissen.

Ueberdieß sehen wir täglich den Sohn für den Vater büßen und das Verbrechen eines Elenden auf seinen tugendhaften Enkel fallen, was gewiß aufs deutlichste die Lehre von der Erbsünde beweist. Allein ein gütiger und nachsichtsvoller Gott, dem nicht verborgen war, daß jener Sündenfall uns zu

Grunde richten würde, ist zu unsrer Rettung erschienen. Fragen wir nicht unsern Geist, sondern unser Herz, wir Schwache und Schuldbeladene, wie ein Gott sterben könne. Wenn dieses Muster eines guten Sohnes, dieses Vorbild treuer Freunde, wenn der Gang nach dem Oelberg, der bittre Leidenskelch, der blutige Schweiß, die Sanftmuth, die Seelengröße, das Kreuz, das Zerreißen des Vorhangs, das Spalten der Felsen, die Finsterniß über der Natur, kurz wenn der für die Menschen sterbende Gott unser Herz nicht entzücken, unsre Gedanken nicht in Feuer setzen kann, so wird man wohl niemals in unsern Werken, wie in denen des Dichters, glanzvolle Wunder, speciosa miracula, finden können.

Bilder — wird man vielleicht einwenden — sind keine Gründe; wir leben in einem Jahrhundert der Aufklärung, welches ohne Beweise nichts gelten läßt.

Daß wir in einem Jahrhundert der Aufklärung leben, ist nun freilich schon von manchem bezweifelt worden, aber wir wollen uns über eine solche Einwendung nicht verwundern. Wenn man ernsthafte Beweise gegen das Christenthum vorbringen will, so haben die Origenes, die Clarke, die Bossuet darauf bereits geantwortet. Gedrängt von diesen furchtbaren Gegnern, suchte man ihnen dadurch zu entwischen, daß man dem Christenthum gerade die metaphysischen Streitigkeiten zum Vorwurf machte, worein man uns verwickeln wollte. Man sagte, wie Arius, Celsus und Porphyr, unsre Religion sei ein Gewebe von Spitzfindigkeiten, die der Phantasie und dem Herzen nichts darbieten und nur Narren und Schwächlinge zu Anhängern haben. Findet sich einer welcher als Erwiderung auf diese letzten Vorwürfe zu beweisen sucht, daß der evangelische Gottesdienst den Dichter und das zarte Gemüth anspreche, so wird

man sogleich rufen: Ach, das beweist alles nur, daß ihr mehr oder minder gut zu malen versteht. Also, wollet ihr malen und rühren, so verlangt man von euch Axiome und Corollarien; wollt ihr aber wissenschaftlich zu Werke gehen, so verlangt man nichts als Gefühle und Bilder. Es ist schwierig, so leichtfertige Feinde zu fassen, die nie auf dem Posten, wohin sie euch fordern, sich einfinden. Wir wagen dennoch einige Worte über die Erlösung, um zu zeigen, daß die Theologie des Christenthums nicht so abgeschmackt ist als man sie sich gerne vorgestellt haben möchte.

Eine allgemeine Ueberlieferung belehrt uns, daß der Mensch in einem vollkommeneren Zustand erschaffen worden, als der ihm jetzt eigen ist, und daß er demnach gefallen sein muß. Diese Ueberlieferung wird verstärkt durch die Meinung der Philosophen aller Zeiten und Länder, welche sich von dem sittlichen Zustande des Menschen nie Rechenschaft geben konnten, ohne einen ursprünglich vollkommenen Zustand vorauszusetzen, woraus die menschliche Natur durch ihre Schuld gefallen ist.

Als der Mensch geschaffen wurde, wurde er für irgend einen Zweck geschaffen: ist er nun vollkommen geschaffen worden, so konnte der Zweck, den er erreichen sollte, nur ein vollkommener sein.

Wurde aber nicht der Endzweck des Menschen durch seinen Fall verändert? Nein, weil der Mensch nicht von Neuem geschaffen und das Menschengeschlecht nicht vernichtet worden ist, um einem neuen Platz zu machen.

So blieb der Mensch, obschon sterblich und unvollkommen geworden durch seinen Ungehorsam, doch für unsterbliche und vollkommene Zwecke bestimmt. Und wie soll er in seinem gegenwärtigen Zustande der Unvollkommenheit sein Ziel erreichen?

Er kann es nicht aus eigener Kraft, aus demſelben Grunde warum ein Kranker nicht zu derſelben Höhe der Gedanken, wie ein Geſunder, ſich erheben kann. Es beſteht demnach ein Mißverhältniß zwiſchen der Kraft und der Laſt, welche jene heben ſoll, woraus ſchon die Nothwendigkeit einer Hülfe oder Erlöſung erhellt.

Dieſe Beweisführung — wird man ſagen — gilt für den erſten Menſchen, wir aber ſind zur Erreichung unſrer Beſtimmung tüchtig. Welche Ungerechtigkeit und Abgeſchmacktheit, zu denken, wir werden alle für die Schuld unſres erſten Stammvaters beſtraft!

Ohne zu entſcheiden, ob Gott das Recht habe oder nicht, uns zu Mitſchuldnern zu machen, wiſſen wir nun einmal, und es genügt uns zu wiſſen, daß das Geſetz beſteht. Wir ſehen, daß überall der unſchuldige Sohn die vom ſchuldigen Vater verdiente Strafe zu tragen hat, und daß dieſes Geſetz ſo genau mit dem Weſen der Dinge verbunden iſt, daß es ſich ſogar in der phyſiſchen Ordnung des Weltalls wiederholt. Wenn ein Kind zufolge der Ausſchweifungen ſeines Vaters mit einem Krebsſchaden behaftet zur Welt kommt, warum beklagt man ſich da nicht über die Natur? denn was hat das unſchuldige Ding gethan, daß es für die Laſter eines andern büßen muß? Nun, die Krankheiten der Seele pflanzen ſich fort wie die leiblichen, und der Menſch wird noch in ſeinem letzten Sprößling für den Fehler geſtraft, der ihn zuerſt mit dem Gifte des Laſters anſteckte.

Nach dem Bisherigen iſt alſo der Sündenfall durch die allgemeine Ueberlieferung wie durch die Uebertragung oder Fortpflanzung des phyſiſchen und moraliſchen Uebels als factiſch nachgewieſen; und da nun auf der andern Seite die Beſtim-

mung des Menſchen, obſchon er entartet iſt, ebenſo vollkommen blieb als vor ſeinem Ungehorſam, ſo iſt klar, daß eine Erlöſung oder ein Mittel, den Menſchen zur Erreichuug ſeiner Beſtimmung tüchtig zu machen, eine nothwendige und natürliche Folge des Zuſtandes iſt, worein die menſchliche Natur gefallen.

Iſt einmal die Nothwendigkeit einer Erlöſung zugegeben, ſo haben wir noch zu unterſuchen, von wo ſie ausgeht. Der Ausgangspunkt kann entweder im Menſchen oder über dem Menſchen liegen.

Im Menſchen. Um eine Erlöſung vorauszuſetzen, muß der Preis zum Mindeſten im Verhältniß zu ſeinem Gegenſtande ſtehen. Wie ließe ſich nun vorausſetzen, daß der unvollkommene ſterbliche Menſch ſich ſelbſt hingeben könnte, um eine vollkommene und unſterbliche Beſtimmung wieder zu erreichen? Wie hätte der Menſch, mit der Erbſünde behaftet, ſowohl für ſeine eigne Schuld als für die des übrigen Menſchengeſchlechts Genugthuung leiſten können? Forderte eine ſolche Aufopferung nicht eine Liebe und eine Tugend, die über menſchliche Kräfte geht? Es ſcheint, der Himmel habe viertauſend Jahre wollen verſtreichen laſſen vom Sündenfall an bis zur Wiederherſtellung des urſprünglichen Zuſtandes, um den Menſchen Zeit zu laſſen zur Beurtheilung, wie unzulänglich ihre herabgekommenen Kräfte für ein ſolches Opfer ſeien.

Es bleibt alſo nur die zweite Vorausſetzung: nämlich daß die Erlöſung von einer Bedingung über dem Menſchen ausgehen mußte. Sehen wir, ob ſie wohl von den Mittelweſen zwiſchen ihm und Gott kommen konnte.

Bei Milton findet ſich der ſchöne Gedanke, nach der erſten Sünde habe der Ewige den beſtürzten Himmel gefragt, ob irgend eine Macht ſich für das Heil des Menſchen aufopfern wolle. Die himmliſchen Gewalten blieben ſtumm, und unter

all den Seraphim und Thronen und Herrschaften und Engeln und Erzengeln fühlte keiner sich stark genug, zum Opfer sich anzubieten. Dieser Gedanke des Dichters ist in der Theologie im strengsten Sinne wahr. In der That, woher sollten die Engel die unendliche Liebe zu den Menschen haben, welche das Mysterium des Kreuzes fordert? Zudem hätte die erhabenste der erschaffenen Gewalten nicht Kraft genug es auszuführen. Kein Engelwesen konnte sich, bei seiner eigenthümlichen Schwachheit, dem Kelche unterziehen, der, nach Massillon, auf das Haupt Jesu Christi alle die der Strafe für die vom Anfang der Geschlechter begangenen Sünden entsprechenden physischen Schmerzen und überdieß alle die moralischen Leiden, alle die Gewissensbisse häufte, welche die Sünder für ihre Vergehen zu erdulden gehabt hätten. Wenn der Menschensohn selbst den Kelch bitter fand, wie hätte ihn ein Engel an die Lippen gesetzt? Er hätte ihn nie bis zur Hefe trinken können, und das Opfer hätte unvollendet bleiben müssen.

Niemand konnte uns also erlösen als eine der drei Personen, die von Ewigkeit sind; unter den drei göttlichen Personen aber war seiner Natur nach der Sohn der einzige, der uns von der Sünde loskaufen konnte. Als Liebe, welche die Theile des Alls unter einander verbindet, als Mittler, der die Gegensätze vereint, als das belebende Naturprincip konnte er allein den Menschen mit Gott versöhnen. Er kam, dieser neue Adam, ein Mensch nach dem Fleisch aus Maria, ein Mensch nach der Moral durch sein Evangelium, ein Mensch nach Gott durch sein Wesen. Er ward geboren von einer Jungfrau, um an der Erbsünde nicht Theil zu haben und ein Opfer ohne Fehl und Tadel zu sein; er erblickte das Licht in einem Stall auf der tiefsten Stufe menschlicher Verhältnisse, weil wir durch

Hochmuth gefallen waren. Hier aber beginnt die Tiefe des Myſteriums; der Menſch, der hineinblicken will, verwirrt ſich, und der Vorhang fällt vor ſeinem Auge.

So wurde die Beſtimmung, die wir vor dem erſten Ungehorſam hätten erreichen können, uns von Neuem vorgehalten, aber der Weg, ſie zu erreichen, iſt nicht mehr derſelbe. Der unſchuldige Adam wäre ihr auf paradieſiſchen Pfaden entgegengewandelt, der ſündige Adam muß emporſtreben über jähe Abgründe und ſteile Berge. Die Natur iſt ſeit unſres Stammvaters Sünde eine andre geworden, und die Erlöſung ſollte nicht eine neue ſchaffen, ſondern nur für die erſte ein endliches Heil bringen. Alles iſt alſo mit dem Menſchen entartet geblieben, und dieſer König der Welt, der von Anfang unſterblich ohne Wechſel des Daſeins zu dem Glück der himmliſchen Mächte ſich hätte erheben ſollen, kann nunmehr der Nähe Gottes ſich nicht erfreuen ohne, wie der heilige Chryſoſtomus ſagt, durch die Einöden des Grabes zu gehen. Seine Seele ward durch die Erlöſung von dem endlichen Untergang gerettet; aber ſein Leib, in dem zu der natürlichen Schwäche der Sinnlichkeit noch die zufällige Schwäche der Sünde ſich geſellt, leidet das urſprüngliche Strafurtheil in ſeiner ganzen Strenge; er fällt, er welkt, er verweſt. Gott, nach dem Fall unſrer erſten Eltern den Bitten des Sohnes nachgebend, und nicht Willens, den ganzen Menſchen zu zerſtören, erfand den Tod gleichſam als eine halbe Vernichtung, um den Sünder den Schrecken der völligen Vernichtung fühlen zu laſſen, zu der er ohne die Wunder der himmliſchen Liebe verurtheilt worden wäre.

Gewiß, wenn es in der Metaphyſik etwas Klares gibt, ſo iſt es dieſe Kette von Schlüſſen. Da werden die Worte nicht geſchraubt, da gibt es keine Theile und Unterabtheilungen, keine

dunklen und unverſtändlichen Ausdrücke. Das Chriſtenthum beſteht keineswegs aus ſolchen Dingen, wie der Spott des Unglaubens uns glauben machen will. Das Evangelium wurde den geiſtlich Armen gepredigt, es iſt das klarſte Buch, das es giebt. Seine Lehre hat ihren Sitz nicht in dem Kopf, ſondern im Herzen, ſie lehrt nicht disputiren, ſondern fromm leben. Doch iſt ſie nicht ohne Geheimniſſe. Was wirklich unausſprechlich in der Schrift iſt, das iſt die beſtändige Miſchung der tiefſten Myſterien und der höchſten Einfachheit: Eigenſchaften, woraus das Rührende und das Erhabene entſpringt. Man darf ſich daher nicht wundern, daß das Werk Jeſu Chriſti ſo beredt zum Herzen ſpricht; und zudem ſind die Wahrheiten unſrer Religion, trotz ihres Mangels an wiſſenſchaftlicher Einkleidung, von ſolcher Art, daß die Anerkennung eines einzigen Punktes zur Anerkennung aller übrigen nöthigt. Ja noch mehr: wenn du durch Läugnung des Princips, zum Beiſpiel der Erbſünde, ausweichen willſt, ſo wirſt du bald von Schluß zu Schluß gedrängt dem Atheismus dich in die Arme werfen müſſen: ſobald du aber Gott wieder anerkennſt, ſobald ſteht auch das Chriſtenthum, wie Pascal und Clarke richtig bemerken, mit allen ſeinen Dogmen vor dir da. Darin erkennen wir einen der ſtärkſten Beweiſe für das Chriſtenthum.

Indeß darf man ſich nicht darüber wundern, daß der, welcher Millionen von Welten in der ſchönſten Ordnung über unſern Häuptern rollen läßt, ſo viel Einklang in die Principien eines von ihm geſtifteten Gottesdienſtes gelegt hat; man darf ſich nicht wundern, daß er ſeine großen und reizenden Myſterien in den Kreis einer ſtrengen Logik eingeſchloſſen, wie er die Geſtirne in ihren Bahnen zu ihren alten Stellungen zurückführt, um uns die Blumen oder die Blitze der Jahreszeiten

wiederzubringen. Es iſt ſchwer zu begreifen, weßhalb dieß Jahrhundert ſo erbost iſt gegen das Chriſtenthum. Wenn, wie alle Philoſophen geglaubt haben, die Religion wirklich für die Menſchen unentbehrlich iſt, durch welchen Cultus will man den unſrer Väter erſetzen? Noch lange wird man der Tage gedenken, wo Blutmenſchen auf den Trümmern des Chriſtenthums den Tugenden Altäre errichten wollten. Mit der einen Hand erbauten ſie Blutgerüſte, mit der andern erkannten ſie im Angeſicht unſrer Tempel Gott die Ewigkeit und dem Menſchen den Tod zu; und dieſelben Tempel, wo man ſonſt den Gott erblickte, der aller Welt bekannt iſt, und die Bilder der Jungfrau, welche ſo viele Unglückliche ſchon getröſtet haben, dieſelben Tempel wurden der Wahrheit geweiht, die kein Menſch kennt, und der Vernunft, die noch nie eine Thräne getrocknet hat!

Fünftes Capitel.

Von der Menſchwerdung.

Die Menſchwerdung zeigt uns den Beherrſcher der Himmel in einer niedrigen Hütte, den, der die Blitze ſchleudert, in Linnen gewickelt, den das All nicht faßt, im Schooße eines Weibes. Das Alterthum hätte von dieſem Wunder einen herrlichen Gebrauch zu machen gewußt. Welche großartigen Gemälde würden uns Homer und Virgil hinterlaſſen haben von dem neugeborenen Gott in der Krippe, von den Hirten, die zu dieſer Wiege eilten, von den Magiern, die von einem Sterne geführt wurden, von den Engeln in der Wüſte, von der jungfräulichen Mutter, die ihren Neugebornen anbetet,

und von dieſer ganzen Vereinigung von Unſchuld, Zauber und Größe!

Abgeſehen von dem, was unſre Myſterien in ihrer nächſten Bedeutung Heiliges enthalten, kann man unter ihren Schleiern noch die entzückendſten Wahrheiten der Natur entdecken. Dieſe Geheimniſſe des Himmels, um von ihrem myſtiſchen Beſtandtheile nicht zu reden, ſind vielleicht der Grundtypus der moraliſchen und phyſiſchen Geſetze des Alls; dieß wäre des glorreichen Gottes nicht unwürdig, und man könnte daraus erkennen, warum er in dieſen Myſterien lieber als auf andre mögliche Weiſe ſich offenbaren wollte. Jeſus Chriſtus (oder zum Beiſpiel die ſittliche Welt) würde durch ſeine Geburt aus dem Schooße einer Jungfrau uns das Wunder der phyſiſchen Schöpfung erklären, und uns zeigen wie das All im Schooß der himmliſchen Liebe ſich bildet. Die Gleichniſſe und Bilder dieſes Myſteriums wären dann in jedem Gegenſtande, den wir erblicken, ausgeprägt. In der That entſpringt überall die Stärke aus der Anmuth; der Fluß kommt aus der Quelle, der Löwe wird anfangs mit einer ähnlichen Milch ernährt, wie das Lamm, und unter den Menſchen hat der Allmächtige die himmliſche Herrlichkeit denen verheißen, welche die einfachſten Tugenden ausüben.

Diejenigen welche in der keuſchen Königin der Engel nur unkeuſche Myſterien entdecken wollen, ſind ſehr zu beklagen. Sicherlich könnte man ſehr rührende Dinge ſagen über dieß ſterbliche Weib, welches die unſterbliche Mutter eines göttlichen Erlöſers wurde, über Maria, die, Jungfrau und Mutter zugleich, die zwei göttlichſten Zuſtände des Weibs in ſich vereinte, über dieſe junge Tochter des alten Jakob, die dem menſchlichen Elend zu Hülfe kommt und einen Sohn opfert, um das Ge-

ſchlecht ihrer Väter zu retten. Dieſe zärtliche Mittlerin zwiſchen uns und dem Ewigen öffnet mit der ſanften Tugend ihres Geſchlechts unſern wehmüthigen Bekenntniſſen ein mitleidvolles Herz und entwaffnet den Zorn Gottes; gewiß eine herrliche Lehre, die den Schrecken Gottes mildert, indem ſie zwiſchen unſre Nichtigkeit und die göttliche Majeſtät die Schönheit in die Mitte ſtellt!

Die Geſänge der Kirche malen uns die ſelige Maria auf einem glänzenden Throne, der heller iſt als Schnee; auf dieſem Throne leuchtet ſie wie eine geheimnißvolle Roſe (rosa mystica), oder wie der Morgenſtern, welcher der Gnadenſonne vorangeht (stella matutina); die ſchönſten Engel dienen ihr, rings um ſie ertönen himmliſche Stimmen und Harfen; man verehrt in dieſer Menſchentochter die Zuflucht der Sünder und die Tröſterin der Betrübten; der heilige Zorn des Herrn iſt ihr unbekannt; ſie iſt ganz Güte, ganz Mitleid, ganz Erbarmen.

Maria iſt die Gottheit der Unſchuld, der menſchlichen Schwachheit und des Unglücks. Die Schaar ihrer Verehrer in unſern Kirchen bilden arme Matroſen, die ſie aus dem Schiffbruch gerettet, alte Invaliden, die ſie dem Tod unter dem Schwerte der Feinde Frankreichs entriſſen, und junge Frauen, deren Schmerzen ſie gelindert hat. Dieſe tragen ihre Säuglinge vor ihr Bild, und das Herz des Neugebornen, das den Gott des Himmels noch nicht begreift, erkennt ſchon dieſe göttliche Mutter, die ein Kind auf den Armen trägt.

Sechstes Capitel.

Die Sacramente.

Taufe und Beichte.

Wenn die Myſterien den Geiſt durch ihre Größe niederdrücken, ſo erfaßt uns ein ganz andres aber vielleicht eben ſo tiefes Erſtaunen bei Betrachtung der kirchlichen Sacramente. Dieſe Anſtalten ſchließen die vollſtändige Wiſſenſchaft der bürgerlichen und moraliſchen Verhältniſſe des Menſchen in ſich.

Die Taufe, das erſte Sacrament, welches die Religion dem Menſchen ſpendet, bekleidet ihn nach des Apoſtels Ausſpruch mit Jeſu Chriſto. Dieſes Sacrament erinnert uns an das Verderben worin wir geboren ſind, an den Schooß der mit Schmerzen uns getragen, an die Mühſale die in der Welt uns erwarten; es ſagt uns, daß unſre Sünden übergehen auf unſre Kinder, daß wir alle für einander haften: eine ſchauerliche Lehre, welche für ſich allein, wenn man ſie recht bedächte, die Tugend unter den Menſchen zur Herrſchaft bringen könnte.

Schauet den Neophyten in den Wellen des Jordans: der Einſiedler vom Felſen gießt das geweihte Waſſer auf ſein Haupt; der Fluß der Patriarchen, die Kameele an ſeinen Ufern, der Tempel zu Jeruſalem und die Cedern des Libanon ſcheinen aufmerkſame Zeugen zu ſein: — oder betrachtet lieber dieſes kleine Kind, das mit dem geweihten Waſſer beſprengt wird. Eine Familie umringt es voll Freude, ſie widerſagt an ſeiner Statt der Sünde, ſie giebt ihm dem Namen ſeines Großvaters, der unſterblich wird in dieſer liebevoll von Geſchlecht zu Geſchlechte fortgeſetzten Wiedergeburt. Mit Sehnſucht erwartet

der Vater ſeinen Sohn zurück, um ihn der ungeduldigen Gattin zu bringen, die hinter ihren Vorhängen jeden Schlag der Taufglocke nachzählt. Dann umringen ſie das mütterliche Lager: Thränen heiliger Scheu und liebender Zärtlichkeit ſtehen in Aller Augen, der neue Name des Kindes, der alte Name ſeines Ahnherrn, geht von Mund zu Munde, und jeder, die Erinnerungen vergangener Zeit an die Gegenwart knüpfend, glaubt den Greis in dem Neugeborenen, welcher ſein Andenken ins Leben ruft, wieder zu erkennen. Solche Auftritte ſchafft das Sacrament der Taufe; aber die Religion, ſtets ſittlich, ſtets ernſt, auch wo ſie am heiterſten erſcheint, zeigt uns auch den Sohn der Könige in ſeinem Purpur, wie er der Macht des Satans entſagt an dem nämlichen Taufſteine, wo das Kind des Armen in Lumpen gehüllt der Pracht abſagt, zu welcher es nie verdammt werden wird.

Beim heiligen Ambroſius findet man eine merkwürdige Beſchreibung der Art und Weiſe, wie man in den erſten Jahrhunderten der Kirche das Sacrament der Taufe verwaltete. Der beſondere Tag für dieſe Feierlichkeit war der Samstag vor dem Oſterfeſte. Zuerſt berührte man die Naſe und öffnete die Ohren des Katechumenen, während man ſprach: hephata, das heißt, öffne dich. Sodann brachte man ihn ins Allerheiligſte, wo er in Gegenwart des Diakons, des Prieſters und des Biſchofs den Werken des Teufels abſagte. Er mußte ſich gegen Abend, das Sinnbild der Finſterniß, wenden, um der Welt abzuſchwören, und hierauf gegen Morgen, das Symbol des Lichtes, um ſeine Verbindung mit Chriſto zu bezeichnen. Nun nahm der Biſchof die Weihe des Bades vor, deſſen Waſſer nach Ambroſius an die Geheimniſſe der Schrift: die Schöpfung, die Sündfluth, den Durchgang durchs rothe Meer, die

Wolkenſäule, die Waſſer von Mara, an Naeman und den Gichtbrüchigen am Fiſchteich erinnert; nnd nachdem durch das Zeichen des Kreuzes das Waſſer geweiht war, tauchte man den Katechumenen dreimal unter, zur Ehre der Dreieinigkeit, und zum Zeugniß, daß drei Dinge zeugen in der Taufe: das Waſſer, das Blut und der Geiſt.

Beim Heraustreten aus dem Allerheiligſten ertheilte der Biſchof dem nun wiedergeborenen Menſchen die Salbung auf's Haupt, um ihn einzuweihen zu dem auserwählten Geſchlecht und zu dem prieſterlichen Volke des Herrn. Hierauf wurden ihm die Füße gewaſchen, und weiße Kleider, das Gewand der Unſchuld, angezogen, wornach er mit dem Sacramente der Confirmation oder Firmelung den Geiſt der Gottesfurcht, den Geiſt der Weisheit und Erkenntniß, den Geiſt des Raths und der Kraft, den Geiſt der Lehre und der Frömmigkeit erhielt. Der Biſchof ſprach dabei mit lauter Stimme die Worte: Gott der Vater hat dich mit ſeinem Siegel bezeichnet; Jeſus Chriſt, unſer Herr hat dich beſtätigt, er hat deinem Herzen das Angeld des heiligen Geiſtes gegeben.

Der neue Chriſt trat nun zum Altar, um das Brod der Engel zu empfahen, mit den Worten. Ich gehe zum Altare des Herrn, des Gottes, der meine Jugend erfreut; und vor dem Altare, der mit goldenen Gefäſſen, mit Fackeln, Blumen und ſeidenen Stoffen bedeckt war, rief der Neugeborne mit dem Propheten: Du haſt einen Tiſch bereitet vor mir: es iſt der Herr, der mich nährt, es wird mir nichts mangeln, denn er hat mich an einen Ort geſtellt, wo Speiſe die Fülle iſt. Die ganze Feierlichkeit ſchloß mit dem Meßopfer. Das muß in der That ein erhabenes Feſt geweſen ſein, wo ein Ambroſius dem ſchuldloſen

Armen den Platz einräumte, den er dem ſchuldbeladenen Kaiſer verweigerte.

Wenn nicht in dieſem erſten Act des chriſtlichen Lebens eine göttliche Verbindung von Theologie und Moral, von Myſterium und Einfalt liegt, ſo hat keine Religion etwas Göttliches mehr.

Allein von einem höhern Standpunkte und als Bild des Myſteriums unſrer Erlöſung betrachtet, iſt die Taufe ein Bad, das der Seele ihre urſprüngliche Kraft wieder giebt. Nicht ohne Bedauern kann man an die ſchönen alten Tage zurückdenken, wo die Wälder nicht ſtill, die Grotten nicht tief genug waren für die Glaubigen, welche dahin kamen, um über die Myſterien nachzudenken.

Dieſe erſten Chriſten, die Zeugen der Erneuerung der Welt, beſchäftigten ſich mit ganz andern Gedanken als mit denen, welche uns heutzutage zur Erde herabziehen, uns Chriſten, die alle in der Welt, nicht aber im Glauben alt geworden ſind. In jener Zeit wohnte die Weisheit auf den Felſen, in den Höhlen bei den Löwen, und die Könige kamen, den Einſiedler vom Berge um Rath zu fragen. Zu ſchnell entſchwundene Tage! Es giebt keinen heiligen Johannes in der Wüſte mehr, und der Täufling fühlt nicht mehr des Jordans Wellen über ſich ſtrömen, die alle ſeine Beſleckungen zum Meere trugen.

Auf die Taufe folgt die Beichte, und die Kirche hat mit der ihr einzig angehörigen Weisheit die Zeit der Beichte in das Alter verlegt, wo man den Begriff der Sünde zu faſſen fähig iſt; denn ein Kind von ſieben Jahren kann gewiß zwiſchen Gut und Böſe unterſcheiden. Alle Menſchen, ſelbſt die Philoſophen, haben das Sacrament der Buße für eine der

ſtärkſten Schranken gegen das Laſter und für ein Meiſterſtück der Klugheit angeſehen. Rouſſeau ſagt: „Wie oft führt bei den Katholiken die Beichte zum Entſchluß, Fehler gut zu machen oder ſich zu verſöhnen.“ Und nach Voltaire iſt „die Beichte eine vortreffliche Sache, ein Zügel für das Laſter, im tiefſten Alterthum erſonnen, denn bei der Feier aller alten Myſterien wurde gebeichtet. Wir haben dieſe weiſe Sitte nachgeahmt und geheiligt: ſie iſt ſehr geeignet, vom Haß erbitterte Herzen zur Verzeihung zu ſtimmen!“

Ohne dieſe heilſame Anſtalt fiele der Sünder in Verzweiflung. In welchen Buſen ſollte er die Laſt ſeines Herzens ausſchütten? In den eines Freundes? Ach, wer mag auf die Freundſchaft der Menſchen zählen? Soll er die Wüſte zur Vertrauten machen? Die Wüſte ertönt für die Sünde immer von dem Schall jener Trompeten, welche der mordbefleckte Nero um das Grab ſeiner Mutter zu hören meinte. Aber wenn die Natur und die Menſchen kein Erbarmen haben, finden wir gerührten Herzens einen Gott, der geneigt iſt zu verzeihen: es iſt ein dem Chriſtenthum eigenthümliches Verdienſt, die Unſchuld und die Reue verſchwiſtert zu haben.

Siebentes Capitel.

Vom heiligen Abendmahl.

Wenn das zwölfte Jahr erreicht iſt, und wenn des Jahres Lenz gekommen, ſo vereinigt ſich die Jugend mit ihrem Schöpfer. Die Chriſtenheit hat den Tod des Welterlöſers mit Zions Bergen beklagt und die Finſterniſſe, welche die Erde bedeckten,

vor dem Geiſte vorüberziehen laſſen; nun aber erhebt ſie ſich aus ihrem Schmerz; die Glocken wachen wieder auf; die Heiligen entſchleiern ſich, der Ruf der Freude, das uralte Halleluja Abraham's und Jakob's wiederhallt in den Räumen der Kirchen. Jungfrauen, in weißes Linnen gekleidet, und Knaben, mit Zweigen geſchmückt, ziehen einher über die Erſtlingsblumen des Jahres; ſie kommen zum Tempel, neue Lobgeſänge anſtimmend, ihre Eltern folgen, und bald ſteigt Chriſtus auf den Altar herab zu dieſen zarten Seelen. Das Brod der Engel wird gelegt auf die wahrhaftige Zunge, die noch keine Lüge befleckt, während der Prieſter in dem reinen Weine das verdienſtliche Blut des Lammes trinkt.

Bei dieſer Feierlichkeit fordert Gott ein blutiges Opfer unter der friedlichſten Geſtalt. Mit den unermeßlichen Höhen dieſer Geheimniſſe vereint ſich die Erinnerung an die erfreulichſten Auftritte. Die Natur feiert ihre Auferſtehung mit ihrem Schöpfer und der Engel des Frühlings ſcheint ihm die Pforten des Grabes zu öffnen, wie jener Lichtengel, der den Stein vom heiligen Grabe wälzte. Das Alter der jungen Communicanten und das Alter des beginnenden Jahres ſtellt Jugend zu Jugend, Frieden zu Frieden, Unſchuld zu Unſchuld. Brod und Wein weiſen auf die Geſchenke der Felder, die der Ernte entgegenreifen, und geben ein Bild des Ackerbaus; endlich läßt ſich Gott in die Seelen dieſer Kinder herab, ſie zu befruchten, wie er in dieſer Jahreszeit ſich in den Schooß der Erde ſenkt, damit ſie ihre Blumen und ihre Schätze hervorbringen möge.

Aber — wird man ſagen — was bedeutet dieſe myſtiſche Communion, wo die Vernunft, ohne Gewinn für die Tugend, einer Abgeſchmacktheit ſich unterwerfen muß?

Man möge mir erlauben vorerſt nur im Allgemeinen zu antworten, daß alle chriſtlichen Gebräuche höchſt ſittlich ſind, ſchon darum, weil ſie von unſern Vätern geübt wurden, ſchon darum, weil unſre Mütter an unſrer Wiege Chriſtinnen geweſen ſind, endlich darum, weil die Religion an dem Sarg unſrer Voreltern geſungen und ihrer Aſche Frieden gewünſcht hat.

Doch auch vorausgeſetzt, das Abendmahl ſei ein kindiſcher Brauch, ſo müßte man blind ſein, um nicht zu ſehen, daß eine Feierlichkeit, der eine allgemeine Beichte vorangehen muß, und die nur nach einer langen Reihe frommer Uebungen Statt haben darf, den guten Sitten nothwendig ſehr förderlich iſt; ja ſie iſt es in dem Grade, daß, wenn jemand einmal in jedem Monate würdig zu Gottes Tiſch ging, derſelbe nothwendig zufolge des heiligen Abendmahles der tugendhafteſte Menſch auf Erden ſein müßte. Schließt man nun vom Einzelnen aufs Ganze, von dem Menſchen auf das Volk, ſo wird man deutlich einſehen, daß die Communion eine völlige Geſetzgebung iſt.

„Siehe da Menſchen" — ſagt Voltaire, deſſen Autorität keine verdächtige ſein wird — „Menſchen, die Gott in ſich aufnehmen unter einer erhabenen Ceremonie, beim Schimmer von hundert Kerzen, nach einer ſinnenbezaubernden Muſik, am Fuße eines von Gold ſtrahlenden Altars; da wird die Einbildungskraft unterjocht, die Seele ergriffen und gerührt; man athmet kaum, man iſt dem Irdiſchen entrückt, man iſt eins mit Gott, er iſt in unſrem Fleiſch und in unſrem Blute. Wer könnte nach einer ſolchen Scene einen einzigen Fehler begehen oder nur an einen denken? Ohne Zweifel ließ ſich kein Myſterium erſinnen, welches die Menſchen ſtärker an die Tugend feſſelte."

Wollten wir uns gleich ſtark ausdrücken, ſo würde man uns gewiß für fanatiſch erklären.

Die Euchariſtie nahm beim Abendmahle ihren Anfang, und wir fordern die Maler zu Zeugen auf für die Schönheit eines Gemäldes, das Chriſtum darſtellt, wie er die Worte ſpricht: Hoc est corpus meum, das iſt mein Leib. Hiebei iſt viererlei zu bedenken:

1. In dem Brod und Wein ſieht man die Heiligung der menſchlichen Nahrung, die von Gott kommt und die wir ſeiner Güte verdanken. Wenn beim Abendmahle nichts als dieſes Opfer der Reichthümer der Erde ihrem Spender dargebracht würde, ſo würde dieß allein ſchon uns berechtigen, es den ſchönſten religiöſen Gebräuchen der Griechen an die Seite zu ſetzen.

2. Die Euchariſtie ruft uns das Paſcha der Iſraeliten ins Gedächtniß, das in die Zeiten der Pharaone zurückreicht; ſie verkündet die Aufhebung der blutigen Opfer; ſie iſt auch ein Bild der Berufung Abraham's und des erſten Bundes zwiſchen Gott und dem Menſchen. Alles Große alſo, was das Alterthum, die Geſchichte, die Geſetzgebung und die heiligen Vorbilder aufzuweiſen haben, findet ſich vereint in der Communion des Chriſten.

3. Die Euchariſtie verkündet die Vereinigung der Menſchen zu einer großen Familie, das Ende der Feindſchaften, die naturgemäße Gleichheit und die Einführung eines neuen Geſetzes, das weder Juden noch Heiden kennt und alle Kinder Adam's zu Einem Tiſche ladet.

4. Zum Vierten endlich ſchließt die Euchariſtie in ſich das eigentliche Myſterium, die wirkliche Gegenwart Gottes im geweihten Brode; und hier muß ſich die Seele für einen

Augenblick zu jener geiſtigen Welt aufſchwingen, die ihr vor ihrem Falle offen ſtand.

Als der Allmächtige den Menſchen nach ſeinem Bilde geſchaffen und mit dem Hauche des Lebens ihn beſeelt hatte, machte er einen Bund mit ihm. Adam und Gott unterredeten ſich mit einander in der Einſamkeit. Durch den Ungehorſam wurde der Bund rechtlich aufgehoben. Der Ewige konnte mit dem Tode, das Geiſtige mit dem Sinnlichen keine Gemeinſchaft mehr haben. Denn zwiſchen zwei Weſen mit verſchiedenen Eigenſchaften gibt es keine Berührung, als durch ein mittleres. Den erſten Schritt, ſich uns zu nähern, that die göttliche Liebe durch die Berufung Abraham's und die Einführung der Opfer: Vorbilder, die der Welt die Zukunft des Meſſias verkündigten. Der Erlöſer mußte, indem er uns unſrer eigentlichen Beſtimmung zurückgab, wie wir im Artikel von der Erlöſung bemerkt haben, uns auch in unſre Vorrechte wieder einſetzen, und das ſchönſte dieſer Vorrechte war offenbar der freie Verkehr mit dem Schöpfer. Aber dieſer Verkehr konnte nicht mehr wie im irdiſchen Paradieſe unmittelbar ſtattfinden, erſtlich, weil unſer Urſprung befleckt war, und ſodann weil unſer nun dem Tode unterworfener Leib zu ſchwach blieb, mit Gott unmittelbar zu verkehren, ohne zu ſterben. Es bedurfte alſo einer Vermittlung, und dieſe hat der Sohn vollbracht. Er giebt ſich dem Menſchen in der Euchariſtie, und auf dieſem erhabenen Wege vereinigen wir uns aufs Neue mit dem, von welchem unſre Seele ausgegangen iſt.

Wäre jedoch der Sohn in ſeinem urſprünglichen Weſen geblieben, ſo hätte begreiflicher Weiſe hienieden die alte Trennung zwiſchen Gott und Menſchen fortgedauert, weil es keine Vereinigung giebt zwiſchen reiner Tugend und dem Laſter,

zwiſchen einer ewigen Realität und dem Traume unſres Lebens. Indem aber das Wort in den Schooß eines Weibes eintrat, hat es ſich herabgelaſſen uns ähnlich zu werden. Auf einer Seite berührt es den Vater durch ſeine geiſtige Natur, auf der andern vereinigt es ſich mit dem Fleiſche durch eine menſchliche Geſtalt; und ſo geht die geſuchte Annäherung zwiſchen dem ſündhaften Kind und dem barmherzigen Vater vor ſich. Verborgen unter dem Sinnbilde des Brodes, iſt es für unſer leibliches Auge ein ſinnlicher Gegenſtand, während es zugleich für das geiſtige Auge ein geiſtiger Gegenſtand bleibt. Und daß es gerade das Brod zur Hülle wählte, dieß geſchah darum, weil das Korn ein edles und reines Sinnbild göttlicher Nahrung iſt.

Wenn dieſe hohe und geheimnißvolle Theologie, von welcher wir jedoch nur einige Züge flüchtig zu entwerfen uns begnügen, unſre Leſer erſchrecken ſollte, ſo mögen ſie nicht vergeſſen, wie lichtvoll dieſe Metaphyſik iſt gegenüber der eines Pythagoras, Platon, Timäus, Ariſtoteles, Karneades und Epikur. Man trifft darin keine jener abſtracten Ideen, für welche man eine eigene dem gemeinen Mann unverſtändliche Sprache ſchaffen mußte.

Im Bisherigen haben wir geſehen, daß das Abendmahl zuerſt ein rührendes Schauſpiel gewährt; daß es Sittlichkeit predigt, weil nur Reine ſich nahen dürfen; daß es ein dem Schöpfer dargebrachtes Opfer der Gaben der Erde iſt, und endlich, daß es die erhabene und rührende Geſchichte des Menſchenſohnes darſtellt. Eins ſodann mit der Erinnerung an das Paſcha und den erſten Bund, verliert ſich das Abendmahl in die Nacht der Zeiten; es ſchließt ſich den erſten Ideen über die Natur des religiöſen und bürgerlichen Menſchen an, und

bezeichnet die uralte Gleichheit des Menschengeschlechts; endlich bewahrt es das Andenken an unsern ersten Fall, an unsre Rettung und Wiedervereinigung mit Gott.

Achtes Capitel.

Die Confirmation, die Priesterweihe und die Ehe.

Prüfung des Gelübdes der Ehelosigkeit in seinen sittlichen Beziehungen.

Man muß immer staunen bei der Bemerkung, an welchen Zeitpunkt des Lebens die Religion die große Vermählung des Menschen und des Schöpfers verlegt hat. Nur wo das Herz vom Feuer der Leidenschaften entflammt ist, nur in diesem Augenblicke kann es das höchste Wesen begreifen: Gott ist der unendliche Geist, der mit Einem Male den Jüngling treibt und alle Kräfte seiner unruhigen, großgewachsenen Seele erfüllt. Aber die Bedrängniß steigt; der Fremdling ohne Erfahrung bedarf aufs Neue der Hülfe gegen die Gefahren, denen er auf dem Wege der Welt ausgesetzt ist. Die Religion wird ihn nicht vergessen, sie hält eine Stütze für ihn bereit. Die Confirmation kommt seinen zitternden Schritten zu Hülfe, wie der Stab in der Hand eines Wanderers, oder wie die Scepter, welche bei den alten Königen von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbten, und auf welche Evander und Nestor, die Hirten der Menschen, sich stützten, wenn sie die Völker richteten. Uebersehen wir nicht, daß die ganze Moral des Lebens in dem Sacra-

mente der Confirmation enthalten ist; wer die Kraft hat Gott zu bekennen, muß nothwendig die Tugend üben, denn eine Sünde begehen, heißt den Schöpfer verläugnen.

Derselbe Geist der Klugheit hat die Ordination und die Ehe unmittelbar hinter die Confirmation gesetzt. Aus dem Kind ist nun ein Mann geworden, und die Religion, die im Naturzustande ihm gefolgt ist, will ihn im Zustand der Gesellschaft nicht verlassen. Bewundere hier die tiefe Einsicht des Gesetzgebers der Christen. Er hat nur zwei gesellige Sacramente eingesetzt, wenn wir uns so ausdrücken dürfen; denn es gibt in der That nur zwei Stände im Leben, den ehelosen und den ehlichen. Auf diese Weise theilte Christus, ohne sich auf die bürgerlichen Unterscheidungen einzulassen, die nur von unserer beschränkten Vernunft erfunden sind, die Gesellschaft in zwei Classen. Diesen Classen gibt er nur moralische, keine politischen Gesetze, und hierin stimmt er mit dem ganzen Alterthume überein. Die alten Weisen des Morgenlandes, ruhmvollen Andenkens, versammelten niemals zufällig aufgegriffene Leute, um unausführbare Constitutionen zu berathen. Diese Weisen waren ehrwürdige Einsiedler, die lange gereist waren und auf ihrer Lyra die Götter besangen. Reich an Schätzen die sie bei fremden Völkern geholt, noch reicher durch den Segen eines heiligen Lebens, die Laute in der Hand, eine goldene Krone auf den weißen Haaren, gaben diese göttlichen Männer unter einer Platane sitzend dem entzückten Volke ihre Unterweisungen. Und welcher Art waren diese Einrichtungen eines Amphion, eines Kadmus und Orpheus? Eine schöne Musik, Gesetz genannt, Tänze, Gesänge, gewisse heilige Bäume, Greise als Führer von Kindern, eine Hochzeit bei einem Grabe, überall die Religion und Gott. Und gerade ebendasselbe hat das Christenthum

zuwege gebracht, nur auf eine viel bewundernswürdigere Weise.

Doch über die Principien vereinigen sich die Menschen niemals, und die weisesten Anstalten haben ihre Widersacher gefunden. Man hat sich in der letzten Zeit gegen das Gelübde des Cölibats erhoben, das an das Sacrament der Priesterweihe geknüpft wird. Die einen, die überall nach Waffen gegen die Religion suchen, glaubten welche in der Religion selbst gefunden zu haben: sie wollten die alte Disciplin der Kirche geltend machen, die nach ihrer Meinung die Priesterehe gestattete; die andern begnügten sich über die christliche Keuschheit zu spotten.

Antworten wir zuerst den ernsten Gegnern und ihren Einwürfen aus der Moral, so ist so viel gewiß, daß der 7. Kanon des zweiten Lateranensischen Concils vom Jahr 1139 die Ehelosigkeit des katholischen Klerus in eine frühere Periode setzt, auch kann man sich auf einige Verordnungen des ersten Lateran-Concils vom J. 1123, so wie der Concilien von Tribur (895), von Troisi (909), von Toledo (633) und von Chalkis (461) berufen. Baronius beweist, daß das Gelübde des Cölibats unter dem Klerus des sechsten Jahrhunderts allgemein war. Ein Kanon des ersten Concils von Tours excommunicirt jeden Priester, Diakon oder Subdiakon, der seine Frau nach Empfang der Weihe beibehält, auf ein volles Jahr: Si inventus fuerit presbyter cum sua presbytera, aut diaconus cum sua diaconissa, aut subdiaconus cum sua subdiaconissa, annum integrum excommunicatus habeatur. Von des heiligen Paulus Zeit an wurde die Jungfrauschaft stets für den vollkommensten Stand des Christen gehalten.

Allein zugegeben, daß die Prieſterehe im Anfang der Kirche geduldet wurde, was ſich jedoch weder hiſtoriſch noch kanoniſch nachweiſen läßt, ſo folgt daraus noch nicht, daß ſie auch jetzt den Geiſtlichen erlaubt werden müſſe. Die modernen Sitten ſtehen dieſer Neuerung im Wege, welche überdieß die Kirchenzucht von Grund aus zerſtören würde.

In den alten kampf- und ſiegreichen Tagen der Religion lebten die Chriſten, gering an Zahl und reich an Tugend, brüderlich beiſammen; ſie genoßen die gleichen Freuden und theilten die gleichen Trübſale am Tiſche des Herrn. Der Hirte hätte alſo wohl inmitten dieſer heiligen Geſellſchaft, die ſchon ſeine Familie war, eine Familie haben können, ohne durch ſeine eigenen Kinder von der Sorge für ſeine übrigen Lämmer abgelenkt zu werden, denn dieſelben hätten einen Theil der Heerde gebildet; auch hätte er denſelben nicht die Geheimniſſe des Sünders verrathen können, denn es gab keine Laſter zu verbergen, ſondern die Beichte geſchah öffentlich und mit lauter Stimme in jenen Baſiliken des Todes, wie ſie Hieronymus nennt, wo die Glaubigen ſich verſammelten, um über der Aſche der Märtyrer zu beten. Die Chriſten hatten vom Himmel ein Prieſterthum erhalten, das wir verloren haben. Es war da weniger eine Verſammlung des Volks als eine Gemeinſchaft von Leviten und geweihten Frauen, denn die Taufe hatte ſie alle zu Prieſtern und Bekennern Jeſu geſchaffen.

St. Juſtin, der Philoſoph, giebt in ſeiner erſten Apologie eine merkwürdige Beſchreibung von dem Leben der Glaubigen in jener Zeit: „Man klagt uns an, wir ſtören die Ruhe des Staats, und doch iſt es eine der Hauptlehren unſres Glaubens, daß den Augen Gottes ntchts verborgen bleibt, und daß Er eines Tags uns richten wird über unſre guten und böſen

Handlungen: aber, o mächtiger Kaiſer! ſogar die Strafen die du uns angeordnet haſt, beſtärken uns nur in unſrem Glauben und Gottesdienſt, weil alle dieſe Verfolgungen uns von unſrem Meiſter vorher verkündigt ſind, von dem Sohn des allmächtigen Gottes, des Vaters und Herrn der Welt....."

„Am Sonntage verſammeln ſich alle Bewohner von Stadt und Land an einem gemeinſamen Orte; man lieſt die heiligen Schriften und ein Aelteſter ermahnt darauf das Volk, ſo ſchöne Vorbilder nachzuahmen. Man erhebt ſich, man betet von Neuem, man reicht Waſſer, Brod und Wein; der Vorſteher macht die Dankſagung und die Gemeinde antwortet mit Amen. Einen Theil der geweihten Gegenſtände vertheilt man unter die Verſammlung, und den Reſt bringen die Diakonen den Abweſenden. Zuletzt wird eine Beiſteuer veranſtaltet, und die Reichen geben nach Belieben. Der Vorſteher nimmt dieſe Almoſen zur Unterſtützung der Wittwen, Waiſen, Kranken, Gefangenen, Armen, Fremden, kurz aller Hülfsbedürftigen, für welche er insbeſondere zu ſorgen hat, in Verwaltung. Am Sonntage aber verſammeln wir uns, weil an dieſem Tage Gott die Welt geſchaffen hat und am ſelben Tage ſein Sohn auferſtanden iſt, um ſeinen Jüngern die Wahrheit der Lehre zu beweiſen, die ich Dir auseinandergeſetzt habe."

„Findeſt Du ſie gut, ſo achte ſie; verwirf ſie, wenn ſie Dir verächtlich ſcheint; aber überliefre deßhalb nicht den Henkern Leute, die kein Uebel thaten; denn wir wagen dir zu verkündigen, daß Du dem Gerichte Gottes nicht entgehen wirſt, wenn Du in der Ungerechtigkeit bleibſt. Mag übrigens unſer Loos ſein welches es wolle, ſo geſchehe der Wille Gottes! Wir hätten kraft eines Briefes Deines Vaters, des Kaiſers Hadrian, erlauchten und glorreichen Andenkens, deine Billigkeit und

Nachſicht anrufen können, aber wir wollten lieber der Gerechtigkeit unſrer Sache vertrauen.“

Juſtin's Apologie war wohl geeignet die Welt in Erſtaunen zu ſetzen. Er offenbarte darin ein goldnes Zeitalter mitten in der allgemeinen Verderbniß und ließ ein neues Volk in den Grüften eines alten Reiches entdecken. Dieſe Sitten mußten um ſo ſchöner erſcheinen, da ſie nicht wie in den erſten Tagen der Welt mit der Natur und den Geſetzen harmonirten, vielmehr mit der übrigen Geſellſchaft einen auffallenden Gegenſatz bildeten. Ueberdieß iſt das Leben dieſer Glaubigen merkwürdiger und anziehender als das Leben jener vollkommenen Menſchen der Fabelwelt, weil dieſe als glücklich dargeſtellt, jene aber von den Reizen des Unglücks umgeben ſind. Nicht unter dem Laubdach der Wälder und am Rande der Quellen, ſondern im Schatten der Kerkermauern und unter Strömen von Blut und Thränen erſcheint die Tugend in ihrer höchſten Macht, und göttlich zeigt ſich die Religion, wenn in der Tiefe einer Gruft, im Schweigen und der Nacht der Gräber, umgeben von Gefahren, ein Prieſter beim Schimmer einer Lampe vor einer kleinen Schaar von Glaubigen die Myſterien eines verfolgten Gottes feiert.

Dieſe Unſchuld der erſten Chriſten mußte nothwendig ſo überzeugend dargeſtellt werden, um zu zeigen, daß, wenn man trotz dieſer Sittenreinheit die Prieſterehe unzuläſſig fand, es heutzutage ganz unmöglich ſein würde, ſie zu geſtatten.

In der That, wie hätte, als die Chriſten ſich vermehrten und das Verderben mit den Menſchen ſich verbreitete, der Prieſter zugleich zu Beſorgung ſeiner Familie und der Kirche Zeit finden ſollen? Wie hätte er keuſch leben können mit einer Gattin, die es nicht mehr geweſen wäre? Will man die prote-

ſtantiſchen Länder dagegen anführen, ſo erinnern wir daran, daß man in dieſen Ländern einen groſsen Theil des äußern Gottesdienſtes abzuſchaffen genöthigt war, daß der Geiſtliche kaum zwei- oder dreimal wöchentlich in die Kirche kommt, daß faſt alle Verhältniſſe zwiſchen einem Hirten und ſeiner Heerde aufgehoben ſind, und daß der Geiſtliche nicht ſelten ein Weltmenſch iſt, der zum Vergnügen ſeiner Kinder Bälle und Gaſtmahle gibt. Jene mürriſchen Secten, welche die evangeliſche Einfachheit affectiren und eine Religion ohne Cultus wollen, wird man uns hoffentlich nicht entgegen halten. Kurz, in allen Ländern, wo die Prieſterehe eingeführt iſt, hat die ſchönſte aller ſittlichen Einrichtungen, die Beichte, plötzlich aufgehört und nothwendig aufhören müßen; denn natürlich will man einen Mann nicht zum Herrn ſeiner Geheimniſſe machen, der eine Frau zur Herrin der ſeinigen gemacht hat; man fürchtet mit Recht einem Prieſter ſich anzuvertrauen, welcher Gott ſeine Treue gebrochen und den Schöpfer verlaſſen hat, um ſein Geſchöpf zu heirathen.

Nun iſt nur noch der Einwurf zu beantworten, den man vom allgemeinen Geſetze der Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts hergenommen hat.

Hier glauben wir daß eines der erſten natürlichen Geſetze, die im neuen Bunde aufhören mußten, dasjenige war, welches die Bevölkerung über gewiſſe Grenzen hinaus begünſtigte. Chriſtus war nicht Abraham: dieſer lebte zu einer Zeit der Unſchuld, zu einer Zeit, wo es der Erde an Bewohnern fehlte; Jeſus Chriſtus aber kam mitten in der Zeit des Verderbens, als die Erde längſt ihre Einſamkeit verloren hatte. Heutzutage alſo kann Keuſchheit den Schooß der Frauen verſchloſſen halten; die zweite Eva, die Uebel, wovon die erſte getroffen wurde,

heilend, brachte vom Himmel herab die Jungfräulichkeit, um uns eine Idee von jenem Zuſtand der Reinheit und Freude zu geben, der den uralten Mutterwehen voranging.

Der Geſetzgeber der Chriſten wurde von einer Jungfrau geboren und ſtarb keuſch. Wollte er uns nicht damit zeigen, und zwar in politiſcher und natürlicher Beziehung, daß die Erde ihr volles Maß der Bevölkerung erreicht habe, und daß man nicht an Vermehrung, ſondern an Beſchränkung der Zeugungen von nun an denken müſſe? Zur Bekräftigung dieſer Anſicht kann man bemerken, daß die Staaten niemals aus Mangel an Menſchen, ſondern durch Uebervölkerung zu Grunde gehen. Eine übermäßige Bevölkerung iſt eine Geißel der Reiche. Die Barbaren aus dem Norden haben den Erdboden verwüſtet, als ihre Wälder überfüllt waren; die Schweiz mußte ihre fleißigen Bewohner fremden Ländern zuſenden, wie ſie ihre befruchtenden Ströme ihnen zuſendet, und wir ſehen es ja ſelbſt: gerade in dieſem Augenblicke, wo Frankreich ſo viele Ackerbauer verloren hat, erſcheint ſein Landbau nur um ſo blühender. Ach! welch elende Inſecten ſind wir! wir ſummen um einen Wermuthkelch, in welchen zufällig einige Honigtropfen fielen; wir zehren einander auf, da es nachgerade für die Menge an Raum gebricht! Zu noch ſchwererem Unglück brauchen wir, je ſtärker wir uns vermehren, auch ein deſto größeres Feld für unſre Begierden. Aus dem Boden, der immer kleiner wird, und aus dieſen Leidenſchaften, die unaufhörlich wachſen, müſſen früher oder ſpäter fürchterliche Umwälzungen entſtehen.

Doch genug. Die Syſteme verſchwinden vor Thatſachen. Iſt Europa verödet, weil man einen katholiſchen Klerus darin erblickt, der das Gelübde der Eheloſigkeit abgelegt hat? Selbſt die Klöſter ſind für die Geſellſchaft förderlich, weil die Ordens-

leute ihre Lebensmittel an Ort und Stelle verzehren und so in der Hütte des Armen Ueberfluß verbreiten. Wo gab es in Frankreich gutgekleidete Bauern und Arbeiter, deren Gesicht von Ueberfluß und Freude strahlte, wenn nicht unter den Hörigen einer reichen Abtei? Große Besitzungen haben immer denselben Erfolg; und waren die Abteien etwas anderes als Domänen, auf denen die Eigenthümer sich aufhielten? Doch dieß würde uns zu weit führen, und wir werden darauf zurückkommen, wenn wir von den Mönchsorden zu reden haben. Indeß behaupten wir nur, daß der Klerus die Bevölkerung begünstigte, indem er ehlichen Frieden und Eintracht predigte, die Fortschritte des Libertinismus aufhielt und die Blitze der Kirche schleuderte gegen das Wenig-Kinder-System, das in den Städten herrschte.

Um es kurz zu sagen, es scheint fast erwiesen, daß es in einem großen Staate Menschen geben muß, die abgesondert von der übrigen Welt und mit einem erhabenen Charakter bekleidet, ohne Kinder, ohne Gattin, ohne weltliche Verwicklungen lebend, für die Fortschritte der Bildung, für die Vervollkommnung der Sittenlehre und die Unterstützung des Unglücks thätig sein können. Welche Wunder haben nicht in diesen drei Beziehungen unsere Priester und Ordensgeistliche in der menschlichen Gesellschaft gewirkt! Gäbe man ihnen eine Familie, so würden sie die Liebe und den Eifer, welche sie dem Vaterlande geweiht haben, auf den Vortheil der Ihrigen wenden; ja ein Glück wäre es, wenn jene Tugenden sich nicht in Fehler verwandelten!

Das ist es, was wir den Moralisten über den Priester-Cölibat zu erwidern hatten; sehen wir nun wie wir mit den

Poeten zurecht kommen. Doch da brauchen wir andre Gründe, andre Autoritäten und einen andern Styl.

Neuntes Capitel.

Fortsetzung.

Ueber das Sacrament der Priesterweihe.

Die meisten Weisen des Alterthums haben nicht in der Ehe gelebt; man weiß, wie die Gymnosophisten, die Brahmanen und Druiden die Keuschheit in Ehren gehalten haben. Sogar die Wilden betrachten sie als etwas Himmlisches, denn die Völker aller Zeiten und aller Länder haben nur Ein Gefühl für den hohen Vorzug der Jungfräulichkeit. Bei den Alten mußten die Priesterinnen, denen man den vertrautesten Umgang mit dem Himmel zuschrieb, einsam leben, und die geringste Verletzung ihrer Gelübde zog ihnen die furchtbarsten Strafen zu. Den Göttern opferte man nur junge Kühe, die noch nie ein Kalb getragen hatten. Das Erhabenste und Rührendste in der ganzen Fabelwelt gehörte der Jungfräulichkeit an; sie schrieb man den Göttinnen des Geistes und der Weisheit zu: die Freundschaft war eine Jungfrau, und Luna, die personificirte Jungfrauschaft, wandelte in geheimnißvoller Keuschheit durch die frischen Schatten der Nacht.

Auch in andern Beziehungen ist die Jungfräulichkeit nicht minder liebenswürdig. In den drei Reichen der Natur ist sie die Quelle der Anmuth und der Gipfel der Schönheit. Die Dichter, welche hier uns widerlegen wollen, müssen uns Waffen

gegen ſich ſelber leihen. Denn begegnen wir nicht überall in ihren Beſchreibungen und Gemälden der Idee der Jungfräulichkeit als dem ſchönſten ihrer Zauber? Sie finden dieſelbe mitten auf den Feldern, in den Roſen des Frühlings und im Schnee des Winters; auch verlegen ſie dieſelbe an die zwei Grenzpunkte des Lebens, auf die Lippen des Kindes und die Locken des Greiſes. Ebenſo bringen ſie dieſelbe mit den Geheimniſſen des Grabes zuſammen und reden uns von dem Alterthum, welches den Schatten der Verſtorbenen Bäume ohne Samen weihte, weil der Tod unfruchtbar iſt, oder weil im andern Leben der geſchlechtliche Unterſchied unbekannt und die Seele eine unſterbliche Jungfrau iſt. Endlich ſagen ſie uns, diejenigen unter den Thieren, welche unſrer vernünftigen Natur am nächſten ſtehen, ſeien der Keuſchheit geweiht. Und iſt nicht wirklich der Bienenſtock das Vorbild der Klöſter zu nennen, wo Veſtalinnen aus der Blume der Tugenden einen himmliſchen Honig bereiten?

In den ſchönen Künſten übt gleichfalls die Jungfräulichkeit ihren Zauber, und ihr verdanken die Muſen ihre ewige Jugend. Doch erſt im Menſchen entfaltet ſie all ihre Vorzüge. Der heilige Ambroſius hat drei Abhandlungen über die Jungfräulichkeit verfaßt, und wenn er allen Zauber ſeiner Beredſamkeit darauf verwendet, ſo entſchuldigt er ſich darüber mit der Behauptung, er habe es gethan, um den Geiſt der Jungfrauen durch die Süßigkeit ſeiner Worte zu gewinnen. Er nennt die Jungfräulichkeit eine Erhabenheit über alle Befleckung; er zeigt, wie weit ihre Ruhe den Sorgen des ehlichen Lebens vorzuziehen ſei, und ſagt zu den Jungfrauen: „Die Keuſchheit, wenn ſie eure Wangen ſchmückt, macht euch unſäglich ſchön. Fern von dem Anblick der Männer, wie einſam blühende Roſen,

ſind eure Reize ihrem falſchen Urtheile nicht unterworfen; doch tretet auch ihr auf den Kampfplatz, wo es den Preis der Schönheit gilt, nicht einer Schönheit des Körpers, ſondern der Tugend, einer Schönheit, die keine Krankheit angreift, kein Alter entſtellt, und die ſelbſt der Tod nicht rauben kann. Gott allein iſt der Preisrichter in dieſem Kampfe der Jungfrauen, denn er liebt die ſchönen Seelen, liebt ſie ſelbſt in häßlichen Körpern.... Eine Jungfrau kennt nicht die Beſchwerden der Schwangerſchaft, noch die Schmerzen der Geburt.... Sie iſt ein Himmelsgeſchenk und die Freude ihrer Nächſten. Im väterlichen Hauſe übt ſie das Prieſterthum der Keuſchheit, und iſt ein Opfer, das ſich täglich für ihre Mutter Gott darbringt."

In dem Manne nimmt die Jungfrauſchaft einen hehren Charakter an. Widerſteht ſie den Stürmen des Herzens, dann wird ſie himmliſch. Der heilige Bernhard ſagt: „Eine keuſche Seele wird durch Tugend das, was die Engel von Natur ſind. Des Engels Keuſchheit zeigt mehr Glück, die des Mannes mehr Muth. Bei den Ordensgliedern wird ſie zur Humanität, wie die Väter von der Erlöſung und die Orden der Gaſtfreundſchaft beweiſen, welche die Linderung der Schmerzen ſich zum Ziel geſetzt haben. Beim Gelehrten verwandelt ſie ſich in Studium, beim Einſiedler wird ſie zum ſtillen Nachdenken: da ſie der Seele und der Gemüthskraft ein weſentliches Gepräge verleiht, ſo gibt es keinen Mann, der nicht bei geiſtigen Arbeiten ihren Vorzug empfunden hätte; ſie iſt alſo eine der vornehmſten Eigenſchaften, weil ſie der Seele einen neuen Aufſchwung gibt und die Seele der ſchönſte Theil unſres Weſens iſt.

Wenn aber irgendwo die Keuſchheit nothwendig iſt, ſo iſt dieß beim Gottesdienſte der Fall. Schon Platon ſagt: „Gott

iſt das rechte Maß der Dinge, und wir müſſen aus allen Kräften ihm zu gleichen ſuchen.“ Hiezu iſt der Mann, der ihm am Altare dienen will, noch mehr als ein andrer verpflichtet. „Es handelt ſich hier,“ ſagt der heilige Chryſoſtomus, „nicht um die Regierung eines Reiches oder den Befehl über Soldaten, ſondern um eine Verrichtung, welche eine engelgleiche Tugend fordert. Die Seele eines Prieſters muß reiner ſein als die Strahlen der Sonne.“ Ferner ſagt der heilige Hieronymus: „Der chriſtliche Prieſter iſt der Dolmetſcher zwiſchen Gott und dem Menſchen.“ Ein Prieſter ſoll alſo eine göttliche Perſon ſein; Tugend und heilige Stille ſoll um ihn herrſchen; aus dem hehren Dunkel des Tempels ſoll man ihn hören, ohne ihn wahrzunehmen; ſeine Stimme, feierlich und voll religiöſen Ernſtes, ſpreche prophetiſche Worte oder ſinge Friedenshymnen in den geweihten Tiefen des Tabernakels; nur kurz ſeien ſeine Beſuche unter den Menſchen und er zeige ſich inmitten der Welt nur um dem Unglücklichen Gutes zu thun: das iſt der Preis, für welchen man dem Prieſter Achtung und Vertrauen zollt. Bald wird er beides verlieren, wenn man ihn vor den Thüren der Großen findet, wenn eine Gattin ihm zu ſchaffen macht, wenn man vertraulich mit ihm wird, wenn er die Fehler an ſich hat, die man der Welt vorwirft, und wenn man nur einen Augenblick vermuthen kann, er ſei ein Menſch wie andre Menſchen.

Ein keuſcher Greis hat etwas Göttliches an ſich: Priam, alt wie der Ida, und gebleicht wie die Eiche von Gargarus, Priam in ſeinem Palaſte in der Mitte ſeiner fünfzig Söhne gibt das ſchönſte Bild der Vaterſchaft; aber Platon ohne Gattin und Familie, wie er am Fuße eines Tempels auf der Spitze eines ſeebeſpülten Vorgebirges ſitzt und ſeine Schüler

über das Daſein Gottes belehrt, iſt ein viel göttlicheres Weſen; er hängt nicht mehr mit der Erde zuſammen, er ſcheint jenen Genien, jenen höhern Geiſtern anzugehören, von denen er uns in ſeinen Schriften erzählt.

So ſteigt die Jungfräulichkeit vom äußerſten Ring in der Kette der Weſen bis zum Menſchen hinauf, und vom Menſchen weiter zu den Engeln und von den Engeln bis zu Gott, wo ſie ſich verliert. Gott leuchtet ewig als der Einzige in den Räumen der unſichtbaren Welt, wie ſein Bild, die Sonne, in der ſichtbaren.

Wir behaupten alſo, daß die Dichter und Menſchen vom zarteſten Geſchmack nichts Vernünftiges einwenden können gegen die Eheloſigkeit des Prieſters, da die Jungfräulichkeit den Erinnerungen des Alterthums, dem Reiz der Freundſchaft, den Geheimniſſen des Grabes, der Unſchuld in der Wiege, dem Zauber der Jugend, der Humanität der Ordensleute, der Heiligkeit der Prieſter und Greiſe, und der Göttlichkeit in den Engeln und in Gott ſelbſt angehört.

Zehntes Capitel.

Fortſetzung.

Die Ehe.

Europa verdankt der Kirche die kleine Anzahl guter Geſetze, die es beſitzt. Es gibt faſt keinen Umſtand in den bürgerlichen Verhältniſſen, den nicht das kanoniſche Recht, dieſe Frucht fünfzehnhundertjähriger Erfahrung und des Genius der Innocenze

und Gregore, vorhergesehen hätte. Die weisesten Kaiser und Könige, wie Karl der Große und Alfred der Große, glaubten nichts Besseres thun zu können als in das bürgerliche Gesetzbuch einen Theil des kirchlichen aufzunehmen, worin das levitische Gesetz, das Evangelium und das römische Recht in einander verschmolzen sind. Welch ein ungeheures und wunderbares Schiff ist doch diese Kirche!

Indem Jesus Christus die Ehe zur Würde eines Sacramentes erhob, hat er vor allem uns das großartige Bild seiner Vereinigung mit der Kirche gezeigt; und wenn man bedenkt, daß die Ehe der Angel ist, um den sich der gesellschaftliche Haushalt dreht, kann man dann noch zweifeln, ob sie je heilig genug gehalten werden könne? Die Weisheit dessen, der ihr das Siegel der Religion aufgedrückt hat, wird man daher n genug bewundern können.

Die Kirche hat sich um einen so großen Act des Lebens vielfach zu schaffen gemacht. Sie hat die Verwandtschaftsgrade bestimmt, in denen die Ehe erlaubt ist. Das kanonische Recht hat, die einzelnen Zeugungen von der Wurzel an zählend, die Ehe bis zum vierten Grad verboten; das bürgerliche, das die doppelten Zweige zählt, bis zum zweiten Grade: so wollte es das Gesetz des Arkadius, das in den Justinianischen Institutionen steht.

Allein die Kirche mit ihrer gewohnten Klugheit folgte bei ihrer Anordnung der fortschreitenden Aenderung der Sitten. In den ersten christlichen Jahrhunderten erstreckte sich das Eheverbot bis zum siebenten Grade; einige Concilien, wie das von Toledo im sechsten Jahrhundert, verboten ohne Unterschied die Ehe zwischen allen Gliedern Einer Familie.

Der Geist dieser Gesetze ist der Reinheit unsrer Religion würdig. Die Heiden sind tief unter der christlichen Keuschheit geblieben. Zu Rom war die Ehe zwischen Geschwisterkindern erlaubt; und Claudius erließ, um Agrippinen zu heirathen, ein Gesetz, das dem Oheim gestattet die Nichte zu ehlichen. Solon hatte es sogar dem Bruder freigestellt, seine Halbschwester von mütterlicher Seite zu heirathen.

Mit Obigem hat die Kirche ihren Vorsichtsmaßregeln keine Grenze gesetzt. Nachdem sie einige Zeit dem Levitikus in Beziehung auf die Schwägerschaft gefolgt war, hat sie endlich für trennende Ehehindernisse erklärt alle die Grade der Schwägerschaft, die den Graden der Blutsfreundschaft, worin die Ehe verboten ist, entsprechen. Auch hat sie einen Fall vorgesehen, der allen Rechtsgelehrten entgangen war: wenn nemlich ein Mann einen unerlaubten Umgang mit einer Frau gehabt hatte. Einem solchen verbot die Kirche, aus der Familie dieser Frau innerhalb des zweiten Verwandtschaftsgrades eine Gattin zu wählen. Dieses in der Kirche längst bekannte, aber erst von dem Tridentiner Concilium ausgesprochene Gesetz wurde so schön befunden, daß das französische Gesetzbuch, welches die Beschlüsse des Concils im Ganzen verwarf, den Kanon aufzunehmen nicht unterlassen wollte.

Uebrigens haben die Hindernisse der Ehe unter Verwandten, welche durch die Kirche so vervielfältigt worden sind, außer ihren sittlichen und geistigen Gründen, im Staatlichen noch die Absicht, das Eigenthum zu theilen und eine endliche Anhäufung aller Güter des Staats in wenigen Händen zu verhindern.

Die Kirche hat die Verlobung, die ins graue Alterthum zurückreichte, beibehalten. Aulus Gellius berichtet, daß sie schon das Volk von Latium gekannt habe; dann nahmen sie die Rö-

mer an; dieſen folgten die Griechen; auch im alten Bunde wurde ſie in Ehren gehalten, und im neuen war Joſeph mit Maria verlobt. Die Abſicht dieſer Sitte iſt, den zwei Gatten Zeit zu laſſen ſich vor der Ehe kennen zu lernen. Einen liebenswürdigen Grund giebt der heilige Auguſtin: Constitutum est, ut jam pactae sponsae non statim tradantur, ne vilem habeat maritus datam, quam non suspiraverit sponsus ditatam.

Auf dem Lande zeigten ſich die Verlobungsgebräuche bei uns noch in ihrer alten Anmuth. An einem ſchönen Auguſtmorgen kam ein junger Bauer zum Beſuche ſeiner Auserwählten auf das Gehöfte ſeines künftigen Schwiegervaters. Zwei Spielleute, an unſre alten Minſtrel's erinnernd, eröffneten den Zug, indem ſie auf ihrer Geige Romanzen aus der Ritterzeit oder Wallfahrtslieder ſpielten. Frühere Jahrhunderte ſchienen, aus ihren gothiſchen Gräbern hervorgeſtiegen, mit ihren alten Sitten und Erinnerungen dieſe Jugend zu begleiten. Die Braut empfing vom Pfarrer den Segen der Verlobung und legte einen mit Bändern umwundenen Spinnrocken auf dem Altare nieder. Dann kehrte man auf das Gehöfte zurück; der Gutsherr und ſeine Gemahlin, der Pfarrer und der Dorfrichter ſetzten ſich mit den Brautleuten, mit den Bauern und Matronen um einen Tiſch, auf dem der Eber des Eumäus und das fette Kalb der Patriarchen prangte. Das Feſt ſchloß mit einem Tanz in der nächſten beſten Scheune; das Fräulein vom Schloſſe tanzte beim Schalle des Dudelſacks mit dem Bräutigam, während die Zuſchauer auf den friſchen Garben ſitzend an Jethro's Tochter, an die Schnitter des Boas und die Verlobung Jakob's mit Rahel dachten.

Auf die Verlobung folgt das öffentliche Aufgebot. Diese vortreffliche Sitte, welche das Alterthum nicht kannte, verdankt man ganz der Kirche. Man darf dieselbe über das vierzehnte Jahrhundert hinaufsetzen, da in einer Decretale des Pabſts Innocenz III. ihrer gedacht iſt. Dieſer Pabſt erhob ſie auf dem Lateranconcil zur allgemeinen Regel. Das Tridentiner Concil hat ſie beſtätigt und die Ordonnanz von Blois hat ſie unter uns eingeführt. Die Abſicht dieſes Geſetzes iſt, heimlichen Verbindungen vorzubeugen und etwaige Ehehinderniſſe kennen zu lernen.

Endlich kommt die chriſtliche Hochzeit an die Reihe. Sie tritt mit ganz andern Formen auf als die Verlobung. Ihr Gang iſt ernſt und feierlich, ihr Gepränge ſtill und erhaben; der Menſch wird erinnert, daß er eine neue Laufbahn betritt. Die Worte der ehlichen Einſegnung (Worte, die Gott ſelbſt über das erſte Menſchenpaar geſprochen hat) müſſen den Gatten mit tiefer Ehrfurcht erfüllen, und ſagen ihm, daß er den wichtigſten Act des Lebens vollbringe, daß er gleich Adam das Haupt einer Familie werden ſolle und die ganze Laſt der menſchlichen Beſtimmung übernehme. Nicht minder wird die Frau belehrt. Das Bild der Freuden entſchwindet ihren Augen vor dem der Pflichten. Eine Stimme ſcheint ihr mitten aus dem Altare zurufen: O Eva, weißt du auch was du thuſt? Weißt du, daß dich von nun an nichts als das Grab frei machen wird? Weißt du, daß du in deinem ſterblichen Leibe den unſterblichen und nach Gottes Bilde geſchaffenen Menſchen tragen ſollſt? — Bei den Alten war die Hochzeit nichts als eine Ceremonie voll unanſtändiger Luſtbarkeit, und erinnerte nicht an die ernſten Gedanken, welche die Ehe einflößen

soll; erst das Christenthum hat dieselbe wieder in ihre Würde eingesetzt.

Auch hat das Christenthum, das vor der Philosophie wußte, in welchem Verhältnisse beide Geschlechter geboren worden, zuerst eingesehen, daß der Mann nur Eine Gattin haben kann und sie bis zum Tode behalten soll. Die Ehescheidung ist in der katholischen Kirche unbekannt, ausgenommen etwa die kleinen illyrischen Völker, die einst dem venetianischen Staate unterworfen waren, und den griechischen Ritus befolgen. Wenn die menschlichen Leidenschaften sich gegen dieses Gesetz empört und nicht wahrgenommen haben, welche Zerrüttung die Scheidung in die Familien bringt, wie sie die Erbfolge stört, die Vaterliebe untergräbt, das Herz verderbt, und die Ehe zu einer bürgerlichen Prostitution herabwürdigt, so werden die wenigen Worte, die wir hier zu sagen haben, ohne Zweifel vergeblich sein.

Wir gehen nicht in die Tiefe dieses Gegenstandes ein und bemerken nur, wenn man durch die Scheidung die Gatten glücklicher zu machen glaubt (und das ist heutzutage der wichtigste Grund) so ist man in großem Irrthum. Wer mit der ersten Frau nicht glücklich war, wer sich nicht an seine Gattin durch ihren jungfräulichen Gürtel oder ihre erste Mutterschaft gekettet fühlt, wer seine Leidenschaften nicht unter das Joch der Familie beugen und sein Herz nicht auf das Ehebette einschränken konnte, der wird nie das Glück einer zweiten Gattin machen; es wäre vergeblich darauf zu rechnen. Er selbst gewinnt bei dem Wechsel nichts. Was er für Verschiedenheit der Gemüthsstimmung zwischen ihm und seiner Genossin hält, ist nur seine Neigung zur Unbeständigkeit und die Unstätigkeit seiner Begierde. Gewohnheit und Länge der Zeit sind zum Glück und

ſelbſt zur Liebe nothwendiger als man glaubt. Man iſt mit dem Gegenſtande ſeiner Neigung nur dann glücklich, wenn man viele Tage und namentlich böſe Tage mit ihm zuſammen verlebt hat. Man muß ſich bis auf den Grund der Seele kennen; den geheimnißvollen Schleier, womit die erſte Kirche die beiden Gatten überhüllte, müſſen ſie bis auf die letzte Falte lüften, während er für die Augen der Welt undurchdringlich bleibt. Was! um jeder Laune willen ſoll ich fürchten müſſen, Frau und Kinder zu verlieren, und die Hoffnung aufgeben, mit ihnen meine Tage zu verleben? Man ſage nicht, dieſe Furcht werde mich zwingen ein beſſerer Gatte zu werden; nein, man hängt ſich nur an ein ſolches Gut, deſſen man ſich verſichert ſieht, und ein Eigenthum, das man verlieren kann, liebt man nicht.

Geben wir dem Hymen nicht Amors Flügel; verwandeln wir eine heilige Wirklichkeit nicht in ein flüchtiges Phantom. Etwas ſtört immer bei einer blos für den Augenblick geſchloſſenen Verbindung dein Glück: du wirſt von Reue verfolgt, vergleichſt eine Gattin mit der andern, was du verloren, mit dem, was du gefunden, und ohne Zweifel wird — wie nun einmal Gott des Menſchen Herz geſchaffen hat — die Wage ſich auf die Seite der Vergangenheit neigen. Dieſe Störung einer Empfindung durch eine andere wird all deine Freuden vergiften: wenn du dein neues Kind liebkoſeſt, wirſt du an das aufgegebene denken; drückſt du deine Frau an's Herz, wird dein Herz dir ſagen, daß es nicht die erſte iſt. Alles im Menſchen ſtrebt nach Einheit: er iſt nicht glücklich, wenn er getheilt iſt, und wie Gott, der ihn nach ſeinem Bilde gemacht hat, ſucht ſein Herz unaufhörlich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Einem Punkte zu vereinigen.

Dieß iſt es, was wir über die Sacramente der Prieſterweihe und der Ehe zu ſagen hatten. Beſondere Gemälde von ihnen zu entwerfen, wäre überflüſſig. Welche Einbildungskraft vermag nicht, ohne daß man ihr zu Hülfe kommt, den Prieſter ſich vorzuſtellen, der den Freuden des Lebens entſagt, um ſich den Unglücklichen zu widmen, oder das Mädchen, das der Stille der Einſamkeit ſich weiht, um die Stille des Herzens zu finden, oder die Gatten, die am Fuß der Altäre ſich Liebe geloben? Die Gattin des Chriſten iſt keine einfache Sterbliche, ſie iſt ein außerordentliches, geheimnißvolles, engelhaftes Weſen, ſie iſt Fleiſch vom Fleiſche, Blut vom Blute ihres Gatten. Der Mann, der ſich mit ihr vereinigt, nimmt damit einen Theil ſeines Weſens zurück; ſeine Seele wie ſein Leib ſind unvollſtändig ohne die Frau; er hat die Kraft, ſie die Schönheit; er bekämpft den Feind und beſtellt das Feld des Vaterlandes, aber er verſteht nichts von den häuslichen Geſchäften, es fehlt ihm die Frau, um ihm das Mahl und das Bette zu bereiten. Er hat bittre Stunden, und die Genoſſin ſeiner Nächte iſt da, ſie zu verſüßen; ſeine Tage ſind böſe und traurig, aber er findet keuſche Arme auf ſeinem Lager und vergißt alle ſeine Leiden. Ohne die Frau wäre er roh, plump, einſam. Die Frau hängt um ihn die Blumen des Lebens auf, wie die Lianen der Wälder den Eichſtamm mit ihren duftenden Kränzen zieren. Kurz, der chriſtliche Gatte und die chriſtliche Gattin leben und ſterben mit einander; mit einander erziehen ſie die Früchte ihrer Verbindung; in den Staub kehren ſie mit einander zurück und finden einander wieder jenſeits der Grenzen des Grabes.

Eilftes Capitel.

Die letzte Oelung.

Aber an der Grenze dieſes Grabes, dieſer ſtillen Vorhalle einer andern Welt, entfaltet das Chriſtenthum ſeine Erhabenheit. Wenn die meiſten der alten Culte die Aſche der Todten geweiht haben, ſo hat doch keiner daran gedacht, die Seele auf jene unbekannten Geſtade vorzubereiten, von denen man nie wiederkehrt.

Sehet das ſchönſte Schauſpiel, das die Erde darbieten kann: ſehet den Gläubigen ſterben. Dieſer Menſch iſt nicht mehr der Menſch der Welt, er gehört nicht mehr ſeinem Lande an, alle ſeine Verhältniſſe zu der Geſellſchaft hören auf. Für ihn endigt die Rechnung nach der Zeit, er rechnet nun nach der Aera der Ewigkeit. Ein Prieſter ſitzt zu ſeinen Häupten und tröſtet ihn. Dieſer heilige Diener ſpricht mit dem Scheidenden von der Unſterblichkeit der Seele, und der erhabene Auftritt, den das Alterthum nur ein einziges Mal, bei dem erſten ſeiner ſterbenden Philoſophen aufzuweiſen hat, dieſer Auftritt wiederholt ſich alle Tage an dem ärmlichen Sterbebette des geringſten Chriſten.

Endlich iſt der letzte Augenblick gekommen; ein Sacrament hat dieſem Gerechten die Pforten der Welt geöffnet, ein Sacrament ſoll ſie ſchließen; die Religion ſchaukelte ihn in der Wiege des Lebens, ihre ſchönen Geſänge und ihre mütterliche Hand werden ihn nun in der Wiege des Todes einſchläfern. Sie bereitet die Taufe dieſer zweiten Geburt; aber nicht mehr Waſſer wählt ſie dazu, ſondern Oel, das Zeichen himmliſcher

Unverderblichkeit. Das befreiende Sacrament löst nach und nach die Bande des Glaubigen; seine Seele, dem Körper halb entflohen, tritt fast sichtbar auf sein Antlitz; schon hört er die Gesänge der Seraphim, schon ist er bereit zu den Regionen sich aufzuschwingen, wohin ihn die göttliche Hoffnung, diese Tochter der Tugend und des Todes, einlädt. Indessen schwebt der Engel des Friedens zu dem Gerechten herab, berührt mit seinem goldnen Scepter seine matten Augen und schließt sie freundlich vor dem Lichte zu. Er stirbt und man hat seinen letzten Seufzer nicht gehört; er stirbt und noch lange, nachdem er nicht mehr ist, stehen seine Freunde schweigend um sein Lager, denn sie glauben, er schlafe noch; so sanft ist dieser Christ hinübergegangen.

Zweites Buch.

Tugenden und Sittengesetze.

Erstes Capitel.

Laster und Tugenden nach der Religion.

Die meisten der alten Philosophen hatten die Eintheilung in Laster und Tugenden, aber die Weisheit der Religion trägt auch hier den Sieg über die der Menschen davon.

Betrachten wir zum Anfang nur den Hochmuth, den die Kirche für das erste der Laster erklärt. Er ist die Sünde Satan's, er ist die erste Sünde der Welt. Ja so sehr ist der Hochmuth der Urgrund des Bösen, daß er sich mit den verschiedensten Schwachheiten der Seele vereinigt: er leuchtet aus dem Lächeln des Neides, er bricht aus in den Ausschweifungen der Wollust, er zählt das Gold des Geizes, er funkelt aus den Augen des Zorns und umschwebt die zierlichen Reize der Weichlichkeit.

Der Hochmuth brachte Adam zu Fall, der Hochmuth bewaffnete Kain mit der brudermörderischen Keule, der Hochmuth erhob Babel und stürzte Babylon. Durch den Hochmuth richtete sich Athen sammt Griechenland zu Grunde, der Hochmuth brach den Thron des Cyrus, theilte das Reich Alexander's und erdrückte zuletzt Rom unter der Last der Welt.

In besondern Lebensverhältnissen hat der Hochmuth noch traurigere Folgen. Er richtet seine Empörung selbst gegen Gott.

Forscht man nach den Ursachen der Gotteslängnung, so macht man die traurige Beobachtung, daß sich die meisten, die sich wider den Himmel auflehnen, über irgend etwas in der Gesellschaft der Natur zu beklagen haben. (Ausnahmen davon sind bisweilen nur junge Leute, welche die Welt verführt hat, oder Schriftsteller, die blos gerne Lärmen machen möchten.) Aber wie? diejenigen welche der nichtigen Vortheile beraubt sind, die der launische Zufall giebt oder raubt, wissen sie denn nicht das Heilmittel gegen dieses leichte Unglück zu finden, indem sie sich der Gottheit nähern? Sie ist die wahre Quelle der Gnadengaben; Gott ist so sehr die Schönheit an sich, daß sein bloßer Name, mit Liebe ausgesprochen, auch dem von der Natur am meisten verkürzten Menschen, wie Sokrates beweist, etwas Göttliches zu verleihen im Stande ist. Lassen wir den Atheismus denen, welche nicht Adel genug haben, sich über die Ungerechtigkeiten des Schicksals zu erheben, und in ihren Gotteslästerungen nur die erste Sünde des Menschen kundgeben, der an seinem empfindlichsten Theile gekitzelt wird.

Wenn die Kirche auf der Stufenleiter menschlicher Erniedrigung den Hochmuth obenangestellt hat, so hat sie nicht minder weise die sechs andern Hauptsünden geordnet. Glauben wir

nicht, daß die Ordnung, in welcher wir sie aufgezählt sehen, willkürlich sei: man darf sie nur prüfen um zu bemerken, daß die Religion von den Verbrechen, welche die Gesellschaft im Allgemeinen angreifen, zu den Vergehen, die allein auf den Schuldigen zurückfallen, übergeht. Auf den Hochmuth folgen unmittelbar der Neid, die Ausschweifung, der Geiz und der Zorn, weil das Laster sind, die gegen einen dritten sich kehren und nur in der Gesellschaft vorkommen, während die Völlerei und die Trägheit, welche zuletzt kommen, einsame und schändliche Neigungen sind, die in sich selbst ihr Hauptvergnügen suchen müssen.

In den Tugenden, die das Christenthum auszeichnet, und in dem Rang, den es ihnen anweist, zeigt sich dieselbe Kenntniß der Natur. Vor Jesus Christus glich die Menschenseele dem Chaos: das Wort ließ sich hören und plötzlich erhellte sich die geistige Welt, wie bei demselben Worte sich die sinnliche Welt geordnet hatte: es war die moralische Schöpfung des Alls. Die Tugenden stiegen wie reine Flammen gen Himmel; die einen zogen als leuchtende Sonnen durch ihr glänzendes Licht die Augen auf sich, die andern suchten als bescheidne Sterne den verschämten Schatten, wo sie jedoch sich nicht verbergen konnten. Von nun an bildete sich ein bewundernswerthes Gleichgewicht zwischen den Kräften und den Schwachheiten; die Religion richtete ihre Donner gegen den Hochmuth, das Laster, das sich von Tugenden nährt; sie entdeckte es in den Falten unsres Herzens, sie verfolgte es in all seinen Verwandlungen; die Sacramente zogen wie ein heiliges Heer dagegen zu Felde, und die Demuth, im Sacke, einen Strick um die Lenden, baarfüßig, das Haupt mit Asche bestreut, die Augen

niedergeſchlagen und thränenfeucht, wurde eine der erſten Tugenden des Glaubigen.

Zweites Capitel.

Vom Glauben.

Und was waren es für Tugenden, welche die Weiſen Griechenlands ſo ſehr empfahlen? die Stärke, die Mäßigung und die Klugheit. Jeſus Chriſtus allein konnte die Welt lehren, daß der Glaube, die Hoffnung und die Liebe die Tugenden ſeien, welche für die Unwiſſenheit wie für das Elend des Menſchen paſſen.

Das iſt gewiß eine wunderbare Lehre, welche uns in dem Glauben die Quelle der Tugenden gezeigt hat. Es gibt keine Macht, außer in der Ueberzeugung. Ein Beweis iſt ſtark, ein Gedicht göttlich, ein Gemälde ſchön, nur weil der Geiſt oder das Auge, die darüber urtheilen, überzeugt ſind, daß in dieſem Beweiſe, dieſem Gedichte, dieſem Gemälde eine Wahrheit verborgen ſei. Eine Handvoll Soldaten, überzeugt von der Geſchicklichkeit ihres Anführers, kann Wunder der Tapferkeit verrichten. Fünfunddreißigtauſend Griechen folgen Alexandern zur Eroberung der Welt; Lacedämon vertraut ſich Lykurgen und wird die weiſeſte der Städte; Babylon hält ſich für berufen zur Größe, und die Größe giebt ſeinem Weltglauben ſich hin; ein Orakel verheißt Rom die Erde, und die Römer erhalten ſie; Columbus glaubt — der einzige auf der ganzen Erde — beharrlich an eine neue Welt, und eine neue Welt ſteigt aus den Fluthen. Die Freundſchaft, der Patriotismus,

die Liebe, alle edlen Gefühle sind eine Art Glauben. Weil sie glaubten, haben Codrus, Pylades, Regulus, Arria Wunder gethan. Und deßhalb können auch die Herzen, die nichts glauben, welche den Bund der Seelen für Täuschung und die schönen Thaten für Thorheiten erklären, welche mit Mitleid auf den Schwung und die Zartheit des Geistes herabblicken, — deßhalb können sie nichts Großes und Edles vollbringen; sie haben nur Glauben an die Materie und den Tod, sie sind jetzt schon fühllos wie jene und eisig wie dieser.

In der Sprache der alten Ritterschaft war Treu und Glauben halten (bailler sa foi) gleichbedeutend mit allen Wundern der Ehre. Roland, Duguesclin, Bayard waren Ritter von Treu und Glauben (féaux chevaliers), und die Felder von Ronceval, von Auray und von Bresse, die Nachkommen der Mauren, der Angeln und der Lombarden sagen noch heute, was das für Männer waren, die Treu und Glauben hielten ihrem Gott, ihrer Dame und ihrem Könige. Wie viele alterthümliche und rührende Vorstellungen knüpfen sich an das einzige Wort foyer, dessen Ableitung so merkwürdig ist! Sollen wir an die Märtyrer erinnern, „diese Helden, die (nach Ambrosius) ohne Heere, ohne Legionen die Tyrannen besiegt, die Löwen gezähmt, dem Feuer die Kraft und dem Schwert die Schärfe genommen haben?“ Der Glaube, von diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist eine so furchtbare Macht, daß er die Welt umkehren könnte, wenn er sich mit verkehrten Zwecken verbände. Es giebt nichts, was ein Mensch unter der Gewalt einer innigen Ueberzeugung, und wenn er seine Vernunft unbedingt der eines andern unterwirft, nicht auszuführen im Stande wäre. Das beweist uns, daß die ausgezeichnetsten Tugenden, wenn man sie von Gott lostrennt und

in ihren einfachen moraliſchen Beziehungen auffaßt, ganz nahe an die gröſten Laſter grenzen. Wenn die Philoſophen dieſe Beobachtung gemacht hätten, ſo hätten ſie ſich nicht ſo viele Mühe gegeben, die Grenzen zwiſchen Gut und Böſe feſtzuſtellen. Das Chriſtenthum hatte nicht nöthig, wie Ariſtoteles, eine Stufenleiter zu erfinden, um darauf ſinnreich je zwiſchen zwei Laſter eine Tugend zu ſtellen; es zerhaut den Knoten mit ſicherer Hand, indem es uns zeigt, daß die Tugenden nur ſo lange Tugenden ſind, als ſie zu ihrem Quell, nemlich zu Gott zurückfließen.

Dieſe Wahrheit wird uns feſtſtehen, wenn wir den Glauben unter Vermittlung religiöſer Ideen auf die menſchlichen Verhältniſſe anwenden. Aus dem Glauben laſſen ſich alle Tugenden in der menſchlichen Geſellſchaft herleiten, wenn es wahr iſt (worüber alle Weiſen einſtimmig ſind), daß das Dogma, das den Glauben an einen belohnenden und rächenden Gott vorſchreibt, die feſteſte Stütze der Moral und Politik iſt.

Mit einem Wort, wenn man den Glauben auf die rechte Weiſe gebraucht, wenn man ihm ganz die Richtung auf Gott gibt, wenn man ihn zu dem geiſtigen Auge macht, durch welches man die Wunder der heiligen Stadt und das Reich der wahren Weſenheiten betrachtet, wenn er der Seele Flügel leiht, ſich über die Leiden dieſer Zeit zu erheben: ſo wird man einſehen, daß die heilige Schrift dieſe Tugend nicht zu hoch geſtellt hat, wenn ſie von Wundern ſpricht, die man durch ſie wirken könne. Himmliſcher, tröſtlicher Glaube! du kannſt mehr als Berge verſetzen, du erleichterſt die erdrückenden Laſten, welche das Herz des Menſchen beſchweren!

Drittes Capitel.

Von der Hoffnung und Liebe.

Die zweite theologiſche Tugend, die Hoffnung, hat faſt die nemliche Kraft wie der Glaube: das Verlangen iſt der Vater der Macht; wer kräftig verlangt, erlangt: Suchet — hat Jeſus geſagt — ſo werdet ihr finden, klopfet an, ſo wird euch aufgethan. Und in demſelben Sinne ſagte Pythagoras: Die Macht wohnt neben der Noth; denn Noth ſchließt Entbehrung in ſich und Entbehrung geht Hand in Hand mit dem Verlangen. Als Vater der Macht iſt das Verlangen oder die Hoffnung ein wahrhaft ſchöpferiſcher Geiſt: es beſitzt jene Männlichkeit, welche zeugt, und jenen Durſt, der nie erliſcht. Sieht ſich einer in ſeinen Entwürfen getäuſcht, ſo geſchieht es darum, weil ſein Verlangen nicht feurig genug war; darum, weil ihm die Liebe fehlte, die ſich früher oder ſpäter des erſehnten Gegenſtandes bemächtigt, die Liebe, die in der Gottheit alles umfaßt und alle Welten genießt durch eine unendliche, immer befriedigte und immer wiederauflebende Hoffnung.

Jedoch beſteht ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Glauben und der Hoffnung, als Kraft betrachtet. Der Glaube hat ſeinen Brennpunkt außer uns und kommt von einem fremden Gegenſtande; die Hoffnung dagegen wird in uns geboren und richtet ſich nach außen. Jener wird uns auferlegt und dieſe wird von unſrem Verlangen erzeugt; jener iſt Gehorſam, dieſer Liebe. Aber wie der Glaube leichter die andern Tugenden erzeugt, wie er unmittelbar von Gott ſtammt und folglich ein Ausfluß von dem Ewigen iſt, ſo iſt er ſchöner als die

Hoffnung, die nur ein Theil des Menschen ist, und die Kirche mußte ihm also den ersten Rang anweisen.

Allein die Hoffnung bietet an sich einen besondern Charakter dar, nämlich den, der sie zu unsrem Elend in Beziehung setzt. Die Religion muß in der That vom Himmel geoffenbart sein, die aus der Hoffnung eine Tugend machte. Diese Säugamme des Unglücks, dem Menschen beigesellt, wie eine Mutter dem kranken Kinde, wiegt ihn in ihren Armen, hält ihn an ihre unversiegliche Brust und tränkt ihn mit schmerzstillender Milch. Sie wacht an seinem einsamen Lager und singt ihn mit Zauberliedern in Schlummer. Ist es nicht überraschend, die Hoffnung, die es so süß ist zu hegen und die nur eine natürliche Regung der Seele scheint, für den Christen in eine streng geforderte Tugend verwandelt zu sehen? Er mag machen was er will, man zwingt ihn in langen Zügen aus diesem Zauberbecher zu trinken, an dem so viele Unglückliche auch nur die Lippen benetzen zu dürfen für ein Glück halten würden. Noch mehr (und dieß ist das Wunder) er soll dafür belohnt werden, daß er gehofft, das heißt mit andern Worten, daß er sein eigenes Glück gegründet hat. Der Glaubige, der so lang er lebt immer im Kampfe ist und mit dem Feinde zu schaffen hat, wird von der Religion, wenn er erlegen ist, gleich jenen besiegten Feldherrn behandelt, welche der römische Senat im Triumphe empfing, aus dem einzigen Grunde, daß sie an einem glücklichen Ausgang nicht verzweifelt waren. Aber wenn die Alten in dem Menschen, welcher nie die Hoffnung aufgibt, ein Wunder erblickten, was hätten sie von dem Christen gedacht, der in seiner bewundernswerthen Sprache nicht vom Unterhalten, sondern vom Ueben der Hoffnung spricht?

Was nun die Liebe (charitas) betrifft, die Tochter Jesu Christi, so bezeichnet sie im eigentlichen Sinne: Huld und Freude. Die Religion, um das menschliche Herz umzugestalten und unsre Affecte und Neigungen zum Vortheil der Tugenden zu verwenden, hat eine neue Leidenschaft erfunden: sie bediente sich, dieselbe zu bezeichnen, weder des Wortes, das vom Amor stammt und nicht ernst genug ist, noch des Wortes Freundschaft, welches am Grabe sich verliert, noch endlich des Wortes Mitleid, das dem Stolze zu nahe liegt: sondern sie erfand das Wort charitas, welches jene drei Begriffe in sich faßt und zugleich an etwas Himmlisches grenzt. Dadurch richtet sie unsre Neigungen himmelan, sie reinigend und auf den Schöpfer lenkend; dadurch lehrt sie uns jene wundervolle Wahrheit, daß die Menchen sich, so zu sagen, durch Gott hindurch lieben sollen, der ihre Liebe vergeistigt und während er ihr zum Durchgangspunkt dient, von ihr nur das unsterbliche Wesen übrig läßt.

Wenn aber die Liebe eine christliche Tugend ist und ein unmittelbarer Ausfluß des Ewigen und seines Wortes, so steht sie auch in der Verbindung mit der Natur. Nur an dieser beständigen Harmonie des Himmels und der Erde, Gottes und der Menschheit erkennt man den Charakter der wahren Religion. Die sittlichen und bürgerlichen Einrichtungen des Alterthums sind oft in Widerspruch mit den Empfindungen der Seele. Das Christenthum dagegen, immer einig mit den Herzen, fordert keine abstracten und einsiedlerischen Tugenden, sondern solche, die aus den Bedürfnissen abgeleitet und allen nützlich sind. Es hat die Liebe wie einen Brunnen des Ueberflusses in die Wüste des Lebens gesetzt. „Die Liebe, sagt der Apostel, ist geduldig, sie ist freundlich, sie sucht niemand zu

übervortheilen, sie handelt nicht unbedachtsam, sie bläht sich nicht auf.

„Sie ist nicht ehrgeizig, sie sucht nicht ihren Vortheil, sie erbost sich nicht, sie trachtet nicht nach Schaden.

„Sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern sie gefällt sich in der Wahrheit.

„Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles."

Viertes Capitel.

Von den Sittengesetzen oder von den Zehen Geboten.

Es demüthigt unsern Stolz, daß die Grundsätze der menschlichen Weisheit sich auf wenige Blätter schreiben lassen. Und selbst auf diesen Blättern noch wie viele Irrthümer! Minos' und Lykurg's Gesetze sind nach dem Fall der Völker, für die sie errichtet waren, nur wie die Pyramiden der Wüste, die unsterblichen Paläste des Todes stehen geblieben.

Gesetze des jüngern Zoroaster.

Die grenzenlose und unerschaffene Zeit ist der Schöpfer des Alls. Das Wort war ihr Sohn; von dem stammte Ormuzd, der Gott des Guten, und Ariman, der Gott des Bösen.

Rufe den göttlichen Stier an, den Vater der Pflanzen und des Menschen.

Das verdienstlichste Werk ist, sein Feld gut bestellen.

Bete mit reinem Gedanken, Wort und That.

Lehre das Gute und Böſe deinen Sohn, ſobald er fünf Jahre zählt.

Das Geſetz treffe den Undankbaren.

Es ſterbe der Sohn, der ſeinem Vater dreimal ungehorſam geweſen.

Das Geſetz erklärt die Frau für unrein, die zu einer zweiten Ehe ſchreitet.

Den Fälſcher ſtreiche mit Ruthen.

Den Lügner verachte.

Am Schluß und am Anfang des Jahres feire zehen Feſttage.

Indiſche Geſetze.

Wiſchnu iſt das Weltall.

Er iſt Alles was war, Alles was iſt und Alles was ſein wird.

Menſchen! ſeid gleich.

Liebe die Tugend um ihretwillen; verzichte auf die Frucht deiner Werke.

Sterblicher, ſei weiſe, ſo wirſt du ſtark ſein wie zehntauſend Elephanten.

Die Seele iſt Gott.

Bekenne die Sünden deiner Kinder der Sonne und den Menſchen, und reinige dich im Waſſer des Ganges.

Egyptiſche Geſetze.

Knef, der Allgott, unbekannte Finſterniß, undurchdringliches Dunkel.

Oſiris iſt der gute Gott, Typhon der böſe.

Ehre deine Eltern.

Treibe das Geschäft deines Vaters fort.

Sei tugendhaft; die Richter am See werden nach deinem Tode über deine Werke entscheiden.

Wasche deinen Leib zweimal des Tags und zweimal die Nacht.

Lebe von Wenigem.

Enthülle die Geheimnisse nicht.

Gesetze des Minos.

Schwöre nicht bei den Göttern.

Jüngling, grüble nicht über das Gesetz.

Das Gesetz erklärt für ehrlos wer keinen Freund hat.

Die Ehebrecherin soll mit Wolle bekränzt und verkauft werden.

Eure Gastmahle seien öffentlich, euer Leben mäßig, eure Tänze kriegerisch.

(Lykurg's Gesetze übergehen wir hier, da sie zum Theil nur eine Wiederholung der des Minos sind.)

Gesetze des Solon.

Es sterbe das Kind, das seinen Vater zu begraben versäumt oder ihn nicht vertheidigt.

Dem Ehebrecher sei der Tempel verschlossen.

Der betrunkene Beamte trinke den Giftbecher.

Tod dem feigen Soldaten.

Das Gesetz erlaubt den Bürger zu tödten, der in bürgerlichen Zwistigkeiten auf keine Seite tritt.

Wer sterben will, erkläre es vor dem Archonten, und sterbe.

Der Tempelräuber sterbe.

Gattin, führe deinen blinden Gatten.
Der sittenlose Mensch kann nicht regieren.

Ursprüngliche Gesetze Rom's.

Ehre das geringe Glück.
Der Mann sei Landmann und Krieger.
Den Wein hebe für die Greise auf.
Zum Tod verurtheile den Landmann der den Ochsen verzehrt.

Gesetze der Gallier oder Druiden.

Das Weltall ist ewig, die Seele unsterblich.
Ehre die Natur.
Vertheidige deine Mutter, dein Vaterland, die Erde.
Ziehe die Frau in deinen Rath.
Ehre den Fremdling und lege bei deiner Ernte seinen Antheil bei Seite.
Der Ehrlose werde in Mist vergraben.
Errichte keinen Tempel, und vertraue die Geschichte der Vergangenheit nur deinem Gedächtnisse.
Mensch, du bist frei; bleibe ohne Eigenthum.
Ehre den Greis, und der Jüngling dürfe nicht gegen ihn zeugen.
Der Tapfere wird nach dem Tode belohnt, der Feige bestraft werden.

Gesetze des Pythagoras.

Ehre die unsterblichen Götter, wie das Gesetz sie anerkennt.
Ehre deine Eltern.
Thue nichts was dein Gedächtniß beunruhigt.

Laß keinen Schlaf in deine Augen kommen, ehe du dreimal in deiner Seele die Werke deines Tages geprüft hast.

Frage dich: wo bin ich gewesen? was habe ich gethan? was hätte ich thun sollen?

So wirst du nach deinem heiligen Leben, wenn dein Leib zu den Elementen zurückkehrt, unsterblich und unverwüstlich sein: du wirst nicht mehr sterben können. *)

Dieß ist ungefähr alles was man aus der so berühmten Weisheit der Zeiten sammeln kann. Dort ist Gott als etwas Dunkles dargestellt; allerdings, doch nur kraft des Lichtes: Finsterniß deckt das Auge, wenn man die Sonne zu betrachten versucht. Hier wird der Mann ohne Freund für ehrlos erklärt, und damit hat dieser Gesetzgeber fast alle Unglücklichen für ehrlos erklärt. Noch mehr, der Selbstmord wird zum Gesetze; endlich scheinen einige dieser Weisen an ein höchstes Wesen gar nicht gedacht zu haben. Und wie viel Unbestimmtes, Zusammenhangsloses, Gemeines in den meisten dieser Sätze! Die Weisen von der Stoa und Akademie geben nach einander so widersprechende Maximen, daß man oft aus einem und demselben Buche beweisen könnte, sein Verfasser habe an Gott geglaubt und nicht geglaubt, er habe eine positive Tugend aner-

---

*) Man könnte dieser Tafel einen Auszug aus Platon's Republik oder vielmehr aus den 12 Büchern seiner Gesetze beifügen. Aber diese Vorschriften sind nie ins Leben getreten, weßhalb wir davon abstehen.

Was den Koran betrifft, so ist was sich Heiliges und Gerechtes darin findet fast Wort für Wort aus unsern heiligen Büchern entlehnt; das Uebrige ist eine Rabbinische Compilation.

kannt und nicht anerkannt, die Freiheit sei das höchste Gut und der Despotismus die beste Regierungsform.

Wenn nun mitten unter solchen Verkehrtheiten ein moralisches Gesetzbuch ohne innern Widerspruch und ohne Irrthum vor unsre Augen käme, das unsre Zweifel höbe, das uns lehrte, was wir von Gott glauben sollen und was unsre wahren Beziehungen zu den Menschen sind; wenn dieses Gesetzbuch mit einer bisher unbekannten Sicherheit des Tons und Einfachheit der Sprache sich vernehmen ließe, müßte man nicht schließen, daß diese Gesetze nur vom Himmel stammen können? Wir haben sie, diese himmlischen Vorschriften: und welche Vorschriften für den Weisen! welches Gemälde für den Dichter!

Dort steigt ein Mann von den flammenden Höhen herab. Seine Hände halten eine steinerne Tafel auf seiner Brust, seine Stirne ist mit zwei Feuerstrahlen geschmückt, sein Antlitz leuchtet vom Glanze des Herrn, der Schrecken Jehova's geht vor ihm her: am äußersten Gesichtskreis entwickelt sich die Kette des Libanon mit ihrem ewigen Schnee und ihren himmelansteigenden Cedern. Die Nachkommen Jakob's liegen am Fuße des Berges auf den Knieen und verhüllen ihr Antlitz, aus Furcht Gott zu schauen und zu sterben. Indeß verstummen die Donner und eine Stimme ertönt:

Höre Israel, mich Jehova, deine Götter, *) der ich dich aus Egyptenland, aus dem Hause der Knechtschaft, geführt habe.

1. Du sollst keine andern Götter neben mir haben.

---

*) Wir geben den Dekalog wörtlich aus dem Hebräischen, um des Ausdruckes „deine Götter" willen, den keine Uebersetzung gelassen hat.

2. Du ſollſt kein Götzenbild machen mit deinen Händen, weder ein Bild von dem, was in den hehren oberen Waſſern iſt, noch auf der Erde unten, noch in den Waſſern unter der Erde. Du ſollſt dich nicht neigen vor den Bildern und ſollſt ihnen nicht dienen; denn ich bin Jehova, deine Götter, der ſtarke Gott, der eiferſüchtige Gott, der das Unrecht der Väter, das Unrecht derer ſo mich haſſen, an den Kindern des dritten und vierten Gliedes verfolgt, und ich erweiſe tauſendmal Gnade denen, die mich lieben und meine Gebote halten.

3. Du ſollſt nicht den Namen Jehova's, deiner Götter, vergeblich führen; denn er wird den nicht für unſchuldig erklären, der ſeinen Namen vergeblich führt.

4. Gedenke des Sabbathtages, ihn zu heiligen. Sechs Tage ſollſt du arbeiten und dein Geſchäft thun, und am ſiebenten, dem Tage Jehova's, deiner Götter, ſollſt du kein Werk thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Diener, noch deine Dienerin, noch dein Kameel, noch dein Gaſt, vor deinen Thoren; denn in ſechs Tagen machte Jehova die wunderbaren obern Waſſer *), die Erde und das Meer, und Alles was darin iſt, und ruhte den ſiebenten; darum ſegnete ihn Jehova und heiligte ihn.

5. Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß deine Tage lang ſeien auf Erden und jenſeits der Erde, die Jehova, deine Götter, dir gegeben hat.

6. Du ſollſt nicht tödten.

---

*) So überſetzt der Verfaſſer was ſonſt Himmel heißt, weil er in dem hebräiſchen Wort schamajim „die Stimme eines Volkes hört, das bei Betrachtung des Firmaments ausruft: Sehet dieſe wunderbaren Waſſer, aufgehängt in Gewölben über unſern Häuptern! dieſe Dome von Kryſtall und Diamanten!“

7. Du sollst nicht ehebrechen.

8. Du sollst nicht stehlen.

9. Du sollst gegen deinen Nächsten kein falsches Zeugniß abgeben.

10. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, noch deines Nächsten Frau, noch seinen Diener, noch seine Dienerin, noch seinen Ochsen, noch seinen Esel, noch etwas von dem was deines Nächsten ist.

Das sind die Gesetze die der Ewige nicht nur auf den Stein des Sinai, sondern auch in des Menschen Herz gegraben hat. Man staunt anfangs über den umfassenden Charakter, welcher diese göttliche Gesetztafel von den voranstehenden menschlichen unterscheidet. Hier ist ein Gesetz für alle Völker, alle Himmelsstriche, alle Zeiten. Pythagoras und Zoroaster wenden sich an Griechen und Meder; Jehova spricht zu allen Menschen: man erkennt den allmächtigen Vater, der über seiner Schöpfung wacht und aus seiner Hand gleicher Weise das Samenkorn fallen läßt, welches das Insect ernährt, wie die Sonne, die ihm leuchtet.

Bewunderungswürdig sind die Sittengesetze der Hebräer in ihrer Einfalt so voll Gerechtigkeit. Die Heiden haben die Urheber unsres Lebens zu ehren befohlen. Solon spricht die Todesstrafe aus über den schlechten Sohn. Was thut Gott? er verheißt der kindlichen Treue das Leben. Dieses Gebot ist aus der Quelle der Natur selbst geschöpft. Gott schreibt die kindliche Liebe vor, nicht aber die väterliche, denn er weiß, daß das Kind, in dem sich des Vaters Erinnerungen und Hoffnungen vereinigen, oft nur allzusehr vom Vater geliebt wird, aber dem Kinde befiehlt er zu lieben, denn er kennt die Flatterhaftigkeit und den Hochmuth der Jugend.

Mit der Kraft des Gedankeninhalts verbindet ſich im Dekalog wie in den andern Werken des Allmächtigen die Majeſtät und Anmuth der Formen. Der Brahmane ſpricht ſchwerfällig die drei Gegenwarten Gottes aus; der Name Jehova's verbindet ſie in Einem Worte: es ſind nämlich die drei Zeiten des Zeitwort ſein auf erhabene Weiſe darin zuſammengeſetzt: havah, er war; hovah, ſeiend, oder er iſt, und je, das vor den drei Stammbuchſtaben eines Zeitworts im Hebräiſchen die zukünftige Zeit bezeichnet, er wird ſein.

Endlich haben die alten Geſetzgeber in ihren Büchern die Zeiten der Volksfeſte beſtimmt; aber der Ruhetag Iſraels iſt der Ruhetag Gottes ſelbſt. Der Hebräer und ſein Erbe, der Heide, hatten in den Stunden gemeiner Arbeit nichts weniger vor Augen als die Erſchaffung der Welt, und das doch ſo poetiſche Griechenland hat niemals daran gedacht, die Mühen des Landmanns oder des Handwerkers mit jenen denkwürdigen Augenblicken in Beziehung zu ſetzen, wo Gott das Licht erſchuf, der Sonne ihre Bahnen zeichnete und das Menſchenherz beſeelte.

Geſetze Gottes, wie wenig gleicht ihr denen der Menſchen! Ewig wie der Urgeiſt, dem ihr entſproſſen ſeid, ſteht ihr unverletzt im Strom der Jahrhunderte, und trotzet der Verfolgung, ja ſelbſt der Verderbniß der Völker. Dieſe religiöſe Geſetzgebung mitten im Schooße politiſcher Geſetzgebungen errichtet (und gleichwohl unabhängig von ihren Schickſalen), iſt ein großes Wunder. Während die Geſtaltungen der Reiche ſchwinden und wechſeln, während die Macht nach dem Belieben des Schickſals von Hand zu Hand geht, hören einige Chriſten, mitten in der Unbeſtändigkeit des Glückes treu geblieben, nicht auf, denſelben Geſetzen ſich zu unterwerfen, ohne ſich durch die Umwälzungen, durch das Unglück und das verlockende Beiſpiel ihrer Bande

entledigt zu glauben. Welche Religion des Alterthums hat nicht ihren ſittlichen Einfluß verloren, wenn ſie ihre Prieſter und ihre Opfer verlor? Wo ſind die Myſterien der Höhle des Trophonius und die Geheimniſſe der eleuſiniſchen Ceres? Iſt Apollo nicht mit Delphi gefallen, Baal mit Babylon, Serapis mit Thebä, und Jupiter mit dem Kapitol? Das Chriſtenthum allein hat oftmals den Sturz der Gebäude geſehen, worin ſeine Feſte gefeiert wurden, ohne unter ihren Trümmern verſchüttet zu werden. Jeſus Chriſtus hat nicht immer Tempel gehabt, aber dem lebendigen Gott iſt Alles Tempel, auch das Haus des Todes, und die Höhle des Berges, vor allem aber das Herz des Gerechten; Jeſus Chriſtus hat nicht immer Altäre gehabt von Porphyr, noch Kanzeln von Cedern und Elfenbein, oder Glückliche zu ſeinen Bekennern: aber ein Stein in der Wüſte genügt, ſeine Sacramente zu feiern, ein Baum, ſeine Geſetze zu predigen, und ein Dornenbette, ſeine Tugenden zu üben.

Drittes Buch.

Wahrheiten der Schrift; Fall des Menschen.

Erstes Capitel.

Vorzüge der Mosaischen Ueberlieferung vor allen andern Kosmogonien.

Es giebt Wahrheiten, die Niemand bestreitet, obgleich man keine unmittelbaren Beweise dafür herstellen kann. Der Aufruhr und Sturz des Dämons der Hoffarth, die Erschaffung der Welt, das ursprüngliche Glück und die Sünde des Menschen sind zu diesen Wahrheiten zu zählen. Es ist unmöglich, daß eine abgeschmackte Lüge allgemeine Tradition werde. Aber öffnen wir die Bücher des zweiten Zoroaster, Platon's und Lucian's Dialogen, die moralischen Abhandlungen Plutarch's, die Geschichtskalender der Chinesen, die Bibel der Hebräer, die Edda der Skandinavier, oder versetzen wir uns zu den Negern Afrika's oder zu den gelehrten Priestern Indiens: sie berichten uns alle von den Verbrechen der Gottheit des Bösen, sie malen uns alle die allzukurzen Zeiten der menschlichen Glückseligkeit und die langen Leiden, welche dem Verluste der Unschuld folgten.

Voltaire behauptet irgendwo, wir haben die allerſchlechteſte Copie von allen Traditionen über den Urſprung der Welt und über ihre phyſiſchen und moraliſchen Beſtandtheile. So zieht er alſo die Schöpfungsgeſchichte der Egyptier, das groſe geflügelte Ei der Prieſter von Thebä vor? Man ſehe was der älteſte Geſchichtſchreiber nach Moſes ganz ernſthaft darüber preisgiebt.

„Der Urſtoff des Alls war eine düſtere und ſtürmiſche Luft, ein Wind, aus einer düſtern Luft und einem verworrenen Chaos zuſammengeſetzt. Dieſer Urſtoff war ohne Grenzen und hatte lange weder Beſtimmtheit noch Geſtalt. Aber als dieſer Wind in ſeine eigenen Urſtoffe ſich verliebte, entſtand daraus eine Miſchung und dieſe ward Verlangen oder Liebe genannt.

„Dieſe Miſchung wurde, als ſie vollendet war, der Anfang aller Dinge; aber der Wind kannte ſein eigenes Werk, die Miſchung, nicht. Dieſe erzeugte nun mit dem Winde, ihrem Vater, Möt oder den Schlamm, und aus dieſem gingen alle Generationen des Weltalls hervor."

Gehen wir zu den griechiſchen Philoſophen über, ſo erklärte Thales, der Gründer der joniſchen Schule, das Waſſer für den allgemeinen Urſtoff. Platon behauptete, Gott habe die Welt geordnet, aber ſchaffen habe er ſie nicht können. Gott, ſagt er, hat das All nach dem von Ewigkeit her in ihm gelegenen Urbilde geformt. Die ſichtbaren Dinge ſind nur die Schatten der Ideen Gottes, welche allein wahre Weſenheiten ſind. Gott ließ überdieß einen Hauch ſeines Lebens in die Weſen ſtrömen. Er bildete daraus ein drittes Princip, das zugleich Geiſt und Materie iſt, und dieſes Princip heißt die Weltſeele.

Aristoteles dachte wie Platon über den Ursprung der Welt; aber er ersann das schöne System der Wesenkette und bewies, von einer Schöpfungsthat zur andern fortschreitend, daß es irgendwo ein erstes Bewegendes geben müsse.

Zenon lehrte, daß die Welt durch ihre eigene Kraft sich geordnet habe; daß die Natur das allumfassende All sey; daß dieses All aus zwei Principien, einem wirkenden und einem leidenden, die aber nicht von einander getrennt, sondern zusammen Eines seyen, bestehe; daß diese zwei Principien einem dritten, der Nothwendigkeit, unterworfen seien; daß Gott, die Materie und die Nothwendigkeit nur Eines ausmachen; daß sie zumal die Räder, die Bewegung und die Gesetze der Maschine bilden, und als Theile den Gesetzen, die sie als Ganzes dictiren, gehorchen.

Nach Epikur's Philosophie besteht das Weltall von Ewigkeit. Es giebt nur zwei Dinge in der Natur, den Körper und das Leere.

Die Körper entstehen durch Zusammenfügung unendlich kleiner Theile der Materie, der Atome, die eine innere Bewegung, die Schwere, haben. Ihre Umwälzung würde in der vertikalen Ebene vor sich gehen, wenn sie nicht nach einem besondern Gesetze eine Ellipse im leeren Raume beschrieben.

Epikur nahm diese abweichende Bewegung an, um dem System der Fatalisten auszuweichen, das aus der senkrechten Richtung der Atome hervorging. Allein die Hypothese ist abgeschmackt: denn wenn die Abweichung der Atome ein Gesetz ist, so geschieht sie mit Nothwendigkeit, und wie kann eine gebundene Ursache einen freien Erfolg hervorbringen?

Erde, Himmel, Planeten, Sterne, Pflanzen, Mineralien, Thiere, den Menschen mit eingeschlossen, entstanden aus dem

zufälligen Zusammentreffen dieser Atome, und nachdem die Productionskraft des Erdballs erschöpft war, pflanzten sich die lebenden Geschlechter durch Zeugung fort.

Die Glieder der Thiere, durch den Zufall gebildet, hatten keine besondere Bestimmung; das vertiefte Ohr war nicht zum Hören ausgehohlt, das hervortretende Auge nicht zum Sehen gerundet, aber da diese Organe zu diesem verschiedenen Gebrauche tauglich sind, so bedienten sich ihrer die Thiere maschinenartig und mit Vorzug vor andern Sinnen.

Nach der Darlegung dieser philosophischen Kosmogonieen wäre es fruchtlos von denen der Dichter zu sprechen. Wer kennt nicht Deukalion und Pyrrha, das goldene und das eiserne Zeitalter? Und was die bei andern Völker der Erde verbreiteten Ueberlieferungen betrifft, so trägt in Indien ein Elephant die Erde, in Peru hat die Sonne alles gemacht, in Canada ist der große Hase der Vater der Welt, in Grönland kommt der Mensch aus einer Muschel; endlich hat Skandinavien Askus und Emla entstehen sehen, denen Odin die Seele, Häner die Vernunft und Lödur das Blut und die Schönheit gab.

Ascum et Emlam, omni conatu destitutos,
Animam nec possidebant nec rationem habebant,
Nec sanguinem nec sermonem nec faciem venustam;
Animam dedit Odinus, rationem dedit Hoenerus,
Loedur sanguinem addidit et faciem venustam.

In diesen verschiedenen Kosmogonieen sieht man sich zwischen Kindermärchen und philosophische Abstractionen hineingestellt: wäre man zu wählen genöthigt, so möchte man sich lieber für die ersten entscheiden.

Um unter einer Menge von Copien das Original eines Gemäldes herauszufinden, muß man dasjenige suchen, das in

seiner Einheit oder der Vollendung seiner Theile den Geist des Meisters enthüllt. Und diesem begegnen wir in der Genesis, dem Original der Gemälde, die in den Traditionen der Völker sich wieder finden. Was ist natürlicher und doch großartiger, was leichter zu fassen und mit der menschlichen Vernunft übereinstimmender, als daß der Schöpfer in der alten Nacht herabsteigt um mit einem Worte das Licht zu schaffen? Die Sonne schwebt augenblicklich am Himmel, im Mittelpunkt eines ungeheuren Gewölbes von Azur; mit ihren unsichtbaren Netzen umschlingt sie die Planeten, die sie wie ihre Beute in der Nähe hält; die Meere und die Wälder beginnen auf dem Erdball ihre Schwingungen, und ihre ersten Stimmen erheben sich, um dem Weltall jene Hochzeit anzukündigen, bei der Gott der Priester, die Erde das Brautbette, und das Menschengeschlecht die Nachkommenschaft ist!

Zweites Capitel.

Der Fall des Menschen; die Schlange; ein hebräisches Wort.

Von Bewunderung wird man ergriffen bei dem zweiten Worte, das in der Schrift aufgezeichnet ist: „der Mensch stirbt, weil er mit der Frucht des Lebens sich vergiftet hat;“ der Mensch ist verloren, weil er die Frucht der Erkenntniß gekostet hat, weil er das Gute und Böse erkennen lernte, weil er aufgehört hatte dem Kind im Evangelium zu gleichen. Man stelle irgend en anderes Verbot Gottes auf, das gegen eine Neigung der Seele, welche es auch seyn möge,

gerichtet ist, was wird aus der Weisheit und Tiefe des göttlichen Befehles werden? Er wäre nur eine unwürdige Laune des Allerhöchsten, und kein sittliches Verhältniß würde aus dem Ungehorsam Adams entspringen. Dagegen entwickelt sich die ganze Weltgeschichte aus dem unserem ersten Vater auferlegten Gesetze. Gott hat die Erkenntniß in des Menschen Bereich gesetzt: er konnte sie ihm nicht versagen, weil der Mensch denkend und frei erschaffen ward; aber er sagte ihm voraus, wenn er zuviel wissen wolle, werde die Erkenntniß der Dinge sein und seiner Nachkommen Tod sein. Das Geheimniß des bürgerlichen und sittlichen Bestehens der Völker und die tiefsten Mysterien des menschlichen Herzens sind in der Tradition von diesem unheilvollen Wunderbaum umfaßt.

Noch ist eine sehr merkwürdige Folge dieses Verbots der Weisheit zu beachten. Der Mensch fällt, und der Dämon des Hochmuths ist es, der seinen Fall veranlaßt. Der Hochmuth borgt die Stimme der Liebe, um ihn zu verführen; einem Weib zuliebe wünschte Adam Gott gleich zu werden: welch deutliche Enthüllung der zwei Hauptleidenschaften des Herzens, der Eitelkeit und der Liebe!

Bossuet sagt in seinen „Erhebungen zu Gott," worin man oft den Verfasser der „Leichenreden" wiedererkennt, da wo er von dem Mysterium der Schlange redet: „Die Engel verkehrten mit den Menschen unter der Gestalt, welche Gott ihnen zuließ, auch unter der von Thieren. Eva war deßhalb nicht erstaunt, die Schlange reden zu hören, so wenig als Gott selbst in sichtbarer Gestalt erscheinen zu sehen. Warum — setzt Bossuet bei — beschloß Gott, daß der stolze Engel gerade in dieser Gestalt und nicht in einer andern sich zeigen sollte? Ob es nun gleich keineswegs nothwendig ist, dieß zu wissen, so theilt

es uns doch die Schrift mit in den Worten: Die Schlange war das klügste unter allen Thieren, das heißt dasjenige, welches am besten den Dämon in seiner Bösartigkeit, in seiner Hinterlist und endlich in seiner Strafe darstellte."

Unser Zeitalter verwirft hochfahrend alles was mit Wundern zusammenhängt, aber die Schlange war schon oft der Gegenstand unsrer Beobachtungen, und wenn wir es zu sagen wagen dürfen, wir glaubten in ihr jenen verderblichen Geist und jene Feinheit zu entdecken, welche die Schrift ihr zuschreibt. Alles an diesem unbegreiflichen Gewürm ist geheimnißvoll, versteckt und staunenerregend. In seinen Bewegungen unterscheidet es sich von allen andern Thieren; man kann nicht sagen, durch welches Mittel es sich von der Stelle bewegt: da sind keine Floßen, keine Füße, keine Flügel, und doch flieht die Schlange wie ein Schatten und verschwindet auf zauberhafte Weise, sie kommt und ist fort wie ein leichter blauer Rauch oder wie das Blitzen eines Schwerts im Dunkeln. Bald bildet sie einen Ring und schießt die feurige Zunge wie einen Pfeil hervor; bald geht sie auf der äußersten Spitze ihres Schwanzes, wie durch einen Zauber, aufrecht einher. Sie wirft sich im Bogen, steigt in einer Spirale auf und ab, und rollt wellenförmig ihre Ringe; sie ringelt sich um die Zweige der Bäume, gleitet durch's Gras der Wiesen oder über den Spiegel der Wasser. Unbestimmt wie ihr Gang sind auch ihre Farben, sie wechseln je nach der Richtung des Lichts, und haben wie ihre Bewegungen den falschen Schimmer und die trügerische Mannigfaltigkeit der Verführung.

Noch erstaunlicher sind ihre übrigen Gewohnheiten. Sie kann wie ein mordbefleckter Mensch ihr blutiges Kleid abwerfen, um nicht erkannt zu werden. Sonderbarer Weise kann sie die

kleinen Ungeheuer, die sie zur Welt gebracht, wieder in ihren Schooß aufnehmen. Sie schläft ganze Monate lang, besucht die Gräber, wohnt an unbekannten Orten, bereitet Gifte, die den Körper ihrer Opfer zu Eis erstarren, durch Gluth verzehren oder mit ihren eigenen Farben beflecken. Hier erhebt sie zwei drohende Köpfe, dort läßt sie eine Klapper hören, sie zischt wie der Bergadler, sie brüllt wie ein Stier.

Auf natürliche Weise knüpft sie sich an sittliche oder religiöse Vorstellungen an, als wäre es in Folge des Einflusses, den sie auf unsere Geschicke hatte; Gegenstand des Abscheus oder der Verehrung, wird sie von den Menschen mit unversöhnlichem Hasse verfolgt oder auf den Knieen angebetet, die Lüge ruft sie an, die Klugheit nimmt sie in Anspruch, der Neid trägt sie im Herzen und die Beredtsamkeit an ihrem Hermesstabe. In der Unterwelt bewaffnet sie die Geiseln der Furien, im Himmel ist sie das Symbol der Ewigkeit. Ueberdieß besitzt sie die Kunst, die Unschuld zu verführen, ihre Blicke bezaubern die Vögel in der Luft, und unter dem Farrenkraut der Krippe betrügt sie das Lamm um seine Milch. Aber sie selbst läßt durch sanfte Töne sich bezaubern, und um sie zu zähmen, braucht der Hirte nichts als seine Flöte.

Im Juli 1791 reiste ich in Obercanada mit einigen Indianerfamilien vom Stamme der Onontagues. Eines Tages, da wir in einer großen Ebene beim Flusse Jenesey uns aufhielten, kam eine Klapperschlange in unser Lager. Einer unsrer Canadier blies die Flöte, und um uns zu unterhalten, ging er mit dieser neuen Art von Waffe der Schlange entgegen. Bei der Annäherung ihres Feindes erhebt sie sich in einer Spirale, plattet den Kopf ab, bläst die Backen auf, zieht die Lippen zurück, und zeigt ihre Giftzähne und ihren blutigen

Rachen; sie schießt ihre Doppelzunge wie zwei Flammen, ihre Augen werden zu glühenden Kohlen, ihr Leib, vor Wuth geschwollen, hebt und senkt sich wie die Blasbälge einer Schmiede, ihre ausgespannte Haut wird glanzlos und schuppig, und ihr Schwanz, womit sie ein unheimliches Geräusch macht, kreist mit solcher Schnelligkeit, daß er einem leichten Rauche gleicht.

Nun beginnt der Canadier sein Flötenspiel; die Schlange macht eine Bewegung der Ueberraschung und zieht den Kopf zurück. Je mehr sie von der magischen Wirkung ergriffen wird, desto mehr verlieren die Augen ihren schrecklichen Ausdruck, die Schwingungen des Schwanzes werden immer langsamer, und sein Geräusch schwächer, bis es nach und nach erstirbt. Die Spirallinie, welche die bezauberte Schlange gebildet hatte, verläßt die senkrechte Richtung, ihre Bögen erweitern sich und sinken nach einander in concentrischen Kreisen auf die Erde. Die Schattirungen von Blau, Grün, Weiß und Gold erhalten ihren alten Glanz auf der zitternden Haut, und leicht den Kopf wendend, bleibt das Thier endlich unbeweglich in einer Stellung der Aufmerksamkeit und des Ergötzens liegen.

In diesem Augenblick macht der Canadier einige Schritte und entlockt seiner Flöte sanfte eintönige Klänge; die Schlange senkt ihren bunten Hals, schiebt mit dem Kopf das zarte Gras auseinander und beginnt den Spuren des Musikers, der sie mit fortzieht, nachzukriechen, hält still, wenn er stehen bleibt, und folgt wieder, wenn er weiter geht. So wurde sie zum Lager hinausgeführt mitten durch den Haufen sowohl wilder als europäischer Zuschauer, die kaum ihren Augen trauten; bei diesem Wunder der Melodie war nur Eine Stimme in der Versammlung: man möchte die wundervolle Schlange entrinnen lassen.

Mit dieſem aus den Sitten der Schlange zu Gunſten der Schriftwahrheiten geführten Beweiſe verbinden wir einen andern, der von einem hebräiſchen Worte geborgt iſt. Iſt es nicht ſehr ſeltſam und zugleich recht philoſophiſch, daß der Gattungsname für „Menſch“ im Hebräiſchen Fieber oder Schmerz bezeichnet? Enosch, Menſch, hat ſeine Wurzel in dem Zeitwort anasch, gefährlich krank ſein. Unſrem Stammvater hatte Gott dieſen Namen nicht gegeben, ſondern ihn einfach Adam, das heißt, rothe Erde oder Koth genannt. Erſt nach dem Sündenfall erhielt die Nachkommenſchaft Adam's jenen Namen Enosch oder Menſch, der ſo gut zu ihrem Elend paßte und auf ſehr beredte Weiſe an die Sünde und ihre Strafe erinnerte. Vielleicht daß Adam, Zeuge der Wehen ſeiner Gattin, und Kain ſeinen Erſtgebornen auf den Arm nehmend, in einer Bewegung der Angſt gen Himmel blickte und ausrief: Enosch! o Schmerz! mit welch traurigem Ausrufe man in der Folge das menſchliche Geſchlecht bezeichnete.

Drittes Capitel.

Urſprünglicher Zuſtand des Menſchen. Neuer Beweis für die Erbſünde.

Wir haben ſchon bei der Taufe und Erlöſung einige moraliſche Beweiſe für die Erbſünde aufgeführt; doch darf man über einen ſo wichtigen Gegenſtand nicht zu leicht hinweg gehen. „Der Knoten unſres Daſeyns — ſagt Pascal — windet in dieſem Abgrunde ſeine Fäden hin und her, ſo daß der Menſch

ohne dieſes Geheimniß noch unbegreiflicher iſt als das Geheimniß dem Menſchen."

Offenbar kann man aus der Ordnung des Weltalls einen neuen Beweis unſrer urſprünglichen Entartung herleiten.

Wirft man einen Blick auf die Welt, ſo wird man bemerken, daß nach einem allgemeinen und zugleich ganz beſondern Geſetze die weſentlichen Theile, die innern und äußeren Bewegungen und die Eigenſchaften der Dinge in einem vollkommenen Verhältniß zu einander ſtehen. So vollenden die Himmelskörper ihre Umdrehungen mit bewundernswerther Uebereinſtimmung, und jeder Körper beſchreibt wieder, ohne ſich zu irren, für ſich die ihm eigenthümliche Curve. Ein Ball giebt uns Licht und Wärme; dieſe beiden Eigenſchaften ſind nicht zwiſchen zwei Kugeln vertheilt, ſondern die Sonne ſchließt beide in ihren Kreis, wie Gott, deſſen Bild ſie iſt, mit dem Princip der Befruchtung das der Erleuchtung vereinigt.

In den Thieren herrſcht daſſelbe Geſetz: ihre Ideen, wenn man ſie ſo nennen darf, ſind ſtets in Uebereinſtimmung mit ihren Gefühlen, ihre Vernunft mit ihren Neigungen. Darum findet man bei ihnen keine Zunahme noch Abnahme der Einſicht. Leicht ließe ſich dieſes Geſetz der Uebereinſtimmung auch in den Pflanzen und Mineralien verfolgen.

Durch welches unbegreifliche Geſchick iſt nun der Menſch allein von dieſem Geſetze ausgenommen, das zur Ordnung und Erhaltung, zum Frieden und Glück der Geſchöpfe ſo nothwendig iſt? So ſichtlich in der übrigen Natur die Harmonie der Eigenſchaften und Bewegungen iſt, ſo auffallend iſt ihr Zwieſpalt im Menſchen. Ein beſtändiger Widerſtreit beſteht zwiſchen ſeinem Verſtand und ſeiner Begierde, zwiſchen ſeiner Vernunft und ſeinem Herzen. Wenn er auf der höchſten Stufe

der Civiliſation anlangt, ſteht er auf der unterſten Sproſſe der Moral: iſt er frei, ſo iſt er roh; glättet er ſeine Sitten, ſo ſchmiedet er ſich Ketten. Glänzt er in der Wiſſenſchaft, ſo erliſcht ſeine Phantaſie; wird er Dichter, ſo verliert er den Gedanken: ſein Herz gewinnt auf Koſten ſeines Kopfes, und ſein Kopf auf Koſten ſeines Herzens. Er wird ärmer an Ideen in eben dem Maße als er reicher an Gefühlen wird, und je mehr ſeine Ideen ſich ausbreiten, deſto enger wird ſein Gefühlskreis. Die Kraft macht ihn trocken und hart, die Schwäche giebt ihm Anmuth. Immer führt ihm eine Tugend einen Fehler zu und immer raubt ihm ein Fehler, der ihn verläßt, auch eine Tugend. Die Völker, in ihrer Geſammtheit betrachtet, ſind demſelben Wechſel unterworfen: abwechſelnd verlieren und gewinnen ſie das Licht. Es iſt wie wenn der Genius der Menſchheit unaufhörlich mit einer Fackel in der Hand inmitten der Nacht die uns deckt, um unſern Erdball flöge und ſich den vier Welttheilen zeigte gleich dem nächtlichen Geſtirne, das ohne Aufhören ab- und zunehmend bei jedem Schritte für ein Volk die Helle verliert, welche es für ein anderes gewinnt.

Gewiß iſt alſo die Vermuthung nicht ungegründet, daß der Menſch in ſeinem urſprünglichen Zuſtande den übrigen Geſchöpfen glich, und dieſer Zuſtand eine vollkommene Uebereinſtimmung war zwiſchen Gefühl und Gedanken, zwiſchen Phantaſie und Verſtand. Vielleicht überzeugt man ſich davon, wenn man bemerkt, daß dieſer Zuſammenklang noch heute nothwendig iſt, um einen Schatten jener verlornen Glückſeligkeit zu genießen. Auf dieſe Weiſe iſt durch eine einfache Kette von Schlüſſen und durch die Wahrſcheinlichkeiten der Analogie die Erbſünde gefunden, weil der Menſch, ſo wie wir ihn ſehen,

wahrſcheinlich nicht der urſprüngliche iſt. Er widerſpricht der Natur: regellos, wo alles geregelt iſt, gedoppelt, wo alles einfach iſt, geheimnißvoll, wandelbar, unerklärlich, iſt er augenſcheinlich in dem Zuſtand eines Dinges, das durch ein Ereigniß umgekehrt worden iſt; ein geſtürzter und mit den Steinen ſeiner Trümmer wieder aufgebauter Palaſt, worin man großartige Theile neben widrigen erblickt, prachtvolle Gänge, die nirgends hinführen, hohe Säulen neben verſchütteten Hallen, ſtarke Lichter neben dem tiefſten Dunkel: mit Einem Wort, eine Verwirrung und Unordnung auf allen Seiten, beſonders aber im Allerheiligſten.

Wenn nun der urſprüngliche Zuſtand des Menſchen in der Uebereinſtimmung beſtand, welche ſich bei den übrigen Weſen kund giebt, ſo bedurfte es, um dieſe Harmonie zu zerſtören, nur einer Verrückung der Gegengewichte. Der denkende Theil und der liebende Theil in uns bildeten das werthvolle Gleichgewicht; Adam war zugleich der aufgeklärteſte und der beſte der Menſchen, der kräftigſte im Denken und der kräftigſte in der Liebe. Aber alles Geſchaffene hat nothwendig einen allmählig fortſchreitenden Gang. Statt nun vom Lauf der Jahrhunderte neue Kenntniſſe zu erwarten, welche er zugleich mit neuen Gefühlen erhalten hätte, wollte Adam alles auf Einmal wiſſen. Hiebei iſt nicht zu überſehen, daß der Menſch den Einklang ſeines Weſens auf zweierlei Art zerſtören konnte, entweder indem er zu ſehr lieben, oder indem er zu viel wiſſen wollte. Er ſündigte aber blos auf die letzte Art, weil wir mehr Wiſſensſtolz als Stolz der Liebe haben; dieſer wäre des Mitleids würdiger geweſen als der Strafe, und wenn Adam eher dadurch, daß er zuviel fühlen, als dadurch, daß er zuviel begreifen wollte, geſündigt hätte, ſo hätte der Menſch

ſich vielleicht ſelbſt wieder loskaufen oder erlöſen können, und der Sohn des Ewigen wäre nicht genöthigt geweſen, ſich aufzuopfern. Allein es geſchah anders: Adam ſtrebte nicht mit dem Gefühle, ſondern mit dem Gedanken das All zu umfaſſen, und an dem Baume der Erkenntniß rührend, nahm er in ſeinen Geiſt einen zu ſtarken Lichtſtrahl auf. Plötzlich iſt das Gleichgewicht geſtört und Verwirrung bemächtigt ſich des Menſchen. Statt der Klarheit, die er ſich verſprochen, decken dichte Schatten ſeinen Blick: ſeine Sünde verbreitet ſich wie ein Schleier zwiſchen ihm und dem All. Seine ganze Seele verwirrt und empört ſich; die Leidenſchaften bekriegen das Urtheil, das Urtheil ſucht die Leidenſchaften zu vernichten, und in dieſem ſchrecklichen Sturme begrüßt die Klippe des Todes mit Freuden den erſten Schiffbruch.

Dieß war das Ereigniß das den harmoniſchen und zur Unſterblichkeit beſtimmten Zuſtand des Menſchen veränderte und ſeit jenem Tage blieben die Elemente ſeines Weſens geſchieden und konnten ſich nicht mehr vereinigen. Die Gewöhnung, man möchte faſt ſagen, die Liebe zum Grabe, welche ſich der Materie bemächtigt hat, zerſtört jeden Plan zur Wiederherſtellung in dieſer Welt, weil unſre Jahre zu kurz ſind, als daß unſre Anſtrengnngen uns je zur urſprünglichen Vollkommenheit zurückbringen könnten.

Aber wie hätte die Welt alle die Geſchlechter faſſen können, wenn ſie nicht dem Tode unterworfen worden wären? Dieß iſt nichts als eine Frage der Phantaſie; das heißt von Gott Rechenſchaft fordern über ſeine grenzenloſen Mittel. Wer weiß denn, ob die Menſchen ſich wie jetzt vervielfältigt hätten? wer weiß, ob nicht der größte Theil der Geſchlechter im jungfräulichen Stande geblieben wäre, wie der heilige Chryſoſtomus

glaubt, oder ob nicht die Millionen Sterne, die über unſern Häuptern rollen, uns als reizende Zufluchtsſtätten zugedacht waren, wohin uns die Engel getragen hätten? Ja man könnte noch weiter gehen und ſagen, es laſſe ſich unmöglich berechnen, zu welcher Höhe der Kunſt und Wiſſenſchaft der vollkommene und immer auf der Erde lebende Menſch es hätte bringen können. Wenn er ſich frühe ſchon zum Herrn dreier Elemente gemacht hat, wenn er heute, trotz der größten Schwierigkeiten, nun auch das Reich der Lüfte den Vögeln ſtreitig macht, was würde er nicht in ſeiner unſterblichen Laufbahn verſucht haben? Die Natur der Luft, welche jetzt der Vertauſchung dieſes Planeten mit einem andern Wohnort ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg legt, war vielleicht anders vor der Sündfluth. Wie dem auch ſei, es iſt keine der Macht Gottes und der Größe des Menſchen unwürdige Vorſtellung, daß Adams Geſchlecht beſtimmt geweſen ſei, die Räume zu durchmeſſen und alle die Sonnen zu beleben, die nun, ihrer Bewohner durch die Sünde beraubt, nur leuchtende Einöden geblieben ſind

Chateaubriand's

ausgewählte Werke.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurtz.

Viertes Bändchen.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

Universitäts-
München
Bibliothek

Geiſt des Chriſtenthums

von

Chateaubriand.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Erſte Abtheilung. Viertes bis Sechstes Buch.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

Erſte Abtheilung.

Die Dogmen und die Lehre.

Viertes Buch.

Fortsetzung von den Wahrheiten der Schrift.

Einwürfe gegen das mosaische System.

Erstes Capitel.

Zeitrechnung.

Seit einige Gelehrte behauptet haben, die Welt trage in der Menschen- oder in der Naturgeschichte Spuren eines viel höheren Alters, als die Bibel ihr eines zuschreibt, seitdem hat man angefangen, Sanchuniathun, Porphyr, die Sanskritbücher u. s. w. anzuführen. Aber haben die, welche diese Bürgschaften geltend machen, dieselben auch immer in ihren Quellen zu Rath gezogen?

Vor allem ist es ein wenig vorschnell, uns überreden zu wollen, daß Origenes, Eusebius, Bossuet, Paskal, Fenelon, Bacon, Newton, Leibnitz, Huet und so viele Andere entweder Unwissende oder Einfältige oder Niederträchtige gewesen seyen, die gegen ihre innige Ueberzeugung gesprochen haben. Und

doch glaubten sie an die Wahrheit der mosaischen Geschichte; auch kann man nicht in Abrede stellen, daß diese Männer eine Gelehrsamkeit besaßen, gegen welche unser Wissen wenig sagen will.

Aber um mit der Zeitrechnung zu beginnen, haben dann die neueren Gelehrten spielend alle unübersteiglichen Schwierigkeiten überwunden, vor denen Skaliger, Petau, Uscher (Usher) und Grotius erschracken? Sie würden über unsre Unwissenheit lachen, wenn wir sie fragten, wann die Olympiaden angefangen haben, wie sie mit den andern Rechnungsarten nach Archonten, Ephoren, Aedilen, Consuln, nach Königreichen, nach pythischen, nemäischen und weltlichen Festen zusammenstimmen; wie alle Kalender der Völker sich vereinigen lassen; wie man zu Werke gehen müsse, um das alte Jahr des Romulus mit seinen 10 Monaten und 354 Tagen mit dem 355tägigen des Numa und dem 365tägigen des Julius Cäsar auszugleichen, und durch welches Mittel man die Irrthümer vermeiden wolle, wenn man die genannten Jahre auf das attische Jahr von 354 Tagen und auf das embolismische (Schaltjahr) von 384 zurückführe.

Und doch sind das in Beziehung auf die Jahre nicht die einzigen Schwierigkeiten. Das alte jüdische Jahr hatte nur 354 Tage; bisweilen setzte man 12 Tage am Schluß des Jahres, bisweilen 30 Tage nach dem Monat Adar hinzu, um das Sonnenjahr zu bekommen. Das neue jüdische Jahr zählt zwölf Monate und hat unter 19 Jahren sieben mit 13 Monaten. Das syrische Jahr wechselt ebenfalls und hat 365 Tage. Das türkische oder arabische Jahr rechnet 354 Tage und erhält in einem Zeitraum von 29 Jahren eilf Schaltmonate. Das egyptische Jahr theilt sich in zwölf Monate von dreißig

Tagen und fügt am Schluß fünf Tage bei; ihm gleicht das persische, Jezdegerdik genannt.

Außer diesen tausenderlei Arten die Zeit zu messen haben all diese Jahre weder denselben Anfang, noch dieselben Stunden, noch dieselben Tage, noch dieselben Eintheilungen. Das bürgerliche Jahr der Juden beginnt (wie bei allen Orientalen) mit dem Neumond des Septembers, und ihr kirchliches Jahr mit dem Merz-Neumond. Die Griechen rechnen den ersten Monat ihres Jahres von dem auf das Sommersolstitium folgenden Neumond an. Unserem Juni entspricht der erste Monat des persischen Jahres, und das chinesische und indische beginnen mit dem ersten Merz. Wir bemerken ferner astronomische und bürgerliche Monate, die sich wieder in Monds- und Sonnenmonate theilen, sowie in synodische und periodische; wir bemerken Monatseintheilungen in Kalondä, Idus, Decaden und Wochen; wir bemerken zweierlei Arten von Tagen, künstliche und natürliche, die mit Sonnenaufgang anfangen, z. B. bei den alten Babyloniern, Syriern, Persern, wie solche, die mit dem Sonnenuntergang beginnen, wie in China, im jetzigen Italien, und einst bei den Athenern, den Juden und den Barbaren im Norden. Die Araber fangen ihre Tage um Mittag an, das gegenwärtige Frankreich, gleichwie England, Deutschland, Spanien und Portugal, um Mitternacht. Endlich sind auch noch die Stunden nicht ohne Schwierigkeit für den Chronologen, indem man babylonische, italienische und astronomische von einander unterscheidet; und wenn man die Sache noch weiter verfolgen wollte, so hätten wir nicht mehr die sechzig Minuten einer europäischen Stunde, sondern 1080 Skrupel in der chaldäischen und arabischen vor uns.

Man hat die Chronologie die Fackel der Geschichte genannt; wollte Gott wir besäßen nur diese, um uns über die Laster der Menschen Licht zu verschaffen! Was wäre es, wenn wir zur Vermehrung der Verwirrung uns noch in die Perioden, Aeren und Epochen einlassen wollten? die victorinische Periode, die 532 Jahre umfaßt, ist aus der Multiplication der Sonnen- und Mondcyklen entstanden. Die nämlichen Cyklen, mit der Indiction multiplicirt, geben die 7980 Jahre der julianischen Periode. Die von Konstantinopel hat zwar die gleiche Zahl von Jahren wie die julianische, beginnt aber nicht mit derselben. Was die Aeren betrifft, so zählt man da nach dem Jahr der Erschaffung der Welt, dort nach Olympiaden, nach der Gründung Rom's, nach Christi Geburt, nach der Epoche Euseb's, oder der der Seleuciden, oder der Nabonassar's, oder der Märtyrer. Die Türken haben ihre Hegira, die Perser ihr Jezdegerdik. Noch ist man im Streit über die julianische, gregorische, iberische Aera und über die von Actium. Von dem Arundel'schen Marmor, und von den Münzen und Denkmalen aller Arten, welche neue Verwirrung in die Zeitrechnung bringen, wollen wir gar nicht reden.

Muß nun ein ehrlicher Mann, wenn er nur einen einzigen Blick auf diese Blätter wirft, nicht gestehen, daß so viele unklare Arten die Zeit zu berechnen aus der Geschichte ein abscheuliches Chaos zu machen vermögen? Die Jahrbücher der Juden sind selbst nach dem Zugeständnisse der Gelehrten die einzigen, deren Chronologie einfach, geregelt und lichtvoll ist. Warum will man also aus glühendem Eifer der Impietät sich mit ebenso unfruchtbaren als unentwirrbaren Zeitgezänken den Kopf zerbrechen, da wir den sichersten Leitfaden haben, um

uns in der Geſchichte zurecht zu finden? Ein neues unläugbares Zeugniß für die Schrift!

Zweites Capitel.

Logographie und hiſtoriſche Thatſachen.

Nach den chronologiſchen Einwürfen gegen die Bibel kommen die, welche man aus den Thatſachen der Geſchichte ſelber zieht. Man ſtützt ſich dabei auf die Tradition der thebaiſchen Prieſter, welche dem egyptiſchen Königreiche 18,000 Jahre zutheilt, und beruft ſich auf das noch vorhandene Verzeichniß der Königsdynaſtieen.

Plutarch, den man nicht des Chriſtenthums verdächtigen wird, ſoll einen Theil der nöthigen Antwort übernehmen. „Obgleich, ſagt er von den Egyptiern redend, nach einigen Schriftſtellern ihr Jahr vier Monate gehabt haben ſoll, ſo hatte es Anfangs doch nur einen und umfaßte nur einen einzigen Mondslauf, und darin, daß ſie aus einem Monat ein Jahr machen, liegt der Grund, daß die ſeit ihrem Urſprung verfloſſene Zeit außerordentlich lang erſcheint, und ſie für das älteſte aller Völker gelten, obgleich ſie ihr Land erſt neuerlich bewohnen.“ Ueberdieß wiſſen wir von Herodot, Diodor von Sicilien, Juſtin, Jablonsky, Strabo, daß die Egyptier ihren Stolz darein ſetzen, ihren Urſprung in die älteſten Zeiten zu verlegen und ſozuſagen ihre Wiege hinter den Jahrhunderten zu verſtecken.

Die Zahl ihrer Könige kann nicht leicht in Erſtaunen ſetzen. Man weiß, daß die egyptiſchen Dynaſtieen aus gleichzeitigen

Herrschern zusammengesetzt sind; zudem wird in den orientalischen Sprachen dasselbe Wort auf fünf oder sechs verschiedene Arten geschrieben, und unsere Unwissenheit machte oft aus der nämlichen Person fünf oder sechs verschiedene Menschen. Das Gleiche ereignete sich bei den Uebersetzungen eines einzigen Namens. Der Athoth der Egyptier ist in Eratosthenes mit Ἑρμογενης übersetzt, was im Griechischen der Gelehrte heißt, wie Athoth in der egyptischen Sprache; und da hat man nicht verfehlt zwei Könige daraus zu machen, Athoth und Hermes oder Hermogenes. Allein der Athoth des Manethon vervielfältigt sich nochmals, er wird zum Thoth bei Platon und Sanchuciathuo's Text stellt dieß auch als den ursprünglichen Namen heraus. Der Buchstabe A ist einer von denen, welche man in den morgenländischen Sprachen beliebig weglassen oder hinzufügen kann, wie z. B. der Geschichtschreiber Josephus mit Apachnas übersetzt, was bei Africanus Pachnas heißt und desselben Mannes Name ist. Und nun haben wir also Thoth, Athoth, Hermes oder Hermogenes, oder Merkur, fünf berühmte Männer, welche zusammen fast zwei Jahrhunderte ausfüllen, und doch sind diese fünf Könige nur ein einziger Egyptier gewesen, der vielleicht nicht fünfzig Jahre gelebt hat.

Was brauchen wir also auf die logographischen Streitigkeiten ein solches Gewicht zu legen, da wir nur die Geschichte selber fragen dürfen, um uns von dem nahen Anfang des Menschengeschlechts zu überzeugen? Mag man immerhin mit erdichteten Jahrhunderten sich verschwören, deren Mutter die Zeit nicht ist, mag man immerhin den Tod vervielfältigen und voraussetzen, um Schatten von ihm zu borgen: all das hindert nicht, daß das Menschengeschlecht von Gestern her

iſt. Die Namen der Erfinder der Künſte ſind uns ſo bekannt wie der Name eines Bruders oder Großvaters. Hypsuranius erbaute jene Schilfhütten, in welchen die erſte Unſchuld wohnte; Uſous bedeckte ſeine Blöße mit Thierfellen und wagte ſich auf einem Baumſtamm in's Meer; Tubalkain gab den Menſchen das Eiſen in die Hand, Noah oder Bacchus pflanzte den Weinſtock, Kain oder Triptolemus krümmte die Pflugſchaar, Agrotes oder Ceres ſammelte die erſte Ernte. Die Geſchichte, die Arzneiwiſſenſchaft, die Geometrie, die ſchönen Künſte, die Geſetze ſind nicht ſeit länger auf der Welt, und wir verdanken ſie einem Herodot, Hippokrates, Thales, Homer, Dädalus und Minos. Ueber den Urſprung der Könige und der Städte hat uns die Geſchichte durch Moſes, Platon, Juſtin und einige andere das Nöthige aufbewahrt, und wir wiſſen, wann und warum die verſchiedenen Regierungsformen bei den Völkern eingeführt wurden.

Staunt man trotz dem, ſo viel Pracht und Größe in den erſten Städten Aſiens zu finden, ſo wird ſich dieſe Schwierigkeit durch eine Bemerkung über den Geiſt der Orientalen leicht heben. Von jeher erbauten dieſe Völker ungeheure Städte, ohne daß man daraus auf hohe Bildung, und weiter auf hohes Alter ſchließen dürfte. Die Araber, kaum dem glühenden Sand der Wüſte entflohen, wo ſie ſich glücklich ſchätzten unter einem Zelt von Schaffellen eine Handbreit Schatten zu finden, haben faſt unter unſern Augen Rieſenſtädte errichtet, weite Metropolen, worin der Bürger der Wüſten, wie es ſcheint, die Einſamkeit mit einſchließen wollte. Die Chineſen, die in den Künſten ſo wenig voran ſind, haben gleichfalls die größten Städte auf dem Erdboden, mit Gärten, Mauern, Paläſten, Seeen und künſtlichen Canälen gleich denen des alten Babylon.

Und wir selbst endlich, sind wir nicht ein schlagendes Beispiel von der Schnelligkeit, womit die Völker sich civilisiren? Vor kaum zwölf Jahrhunderten waren unsere Vorfahren so ungebildet wie die Hottentotten und heute übertreffen wir Griechenland an den Verfeinerungen des Geschmacks, des Luxus und der Künste.

Auch die allgemeine Logik der Sprachen kann keinen triftigen Grund für ein höheres Alter der Menschen abgeben. Die altorientalischen Idiome kündigen so wenig Völker an, die in der Gesellschaft alt geworden, daß sie im Gegentheil auf Menschen weisen, die der Natur noch sehr nahe stehen. Ihr Mechanismus ist äußerst einfach; Hyperbeln, Bilder und poetische Figuren kehren unaufhörlich wieder, während man kaum ein paar Worte für übersinnliche Ideen trifft. Die Theologie der christlichen Dogmen klar in's Hebräische zu übersetzen wäre unmöglich. Erst bei den Griechen und den modernen Arabern finden sich die zusammengesetzten Ausdrücke, welche zur abstrakten Gedankenentwicklung erforderlich sind. Jedermann weiß, daß Aristoteles der erste Philosoph war, welcher Kategorien erfand, worin die Ideen ohne Rücksicht auf ihren Rang oder ihre Natur sich aneinander reihen müssen.

Endlich behauptet man, daß schon ehe die Egyptier die Tempel, von denen noch so schöne Trümmer vorhanden sind, erbaut haben, die Hirtenvölker ihre Heerden auf andern von einem unbekannten Volke zurückgelassenen Ruinen geweidet hätten, was auf ein sehr hohes Alter schließen ließe.

Um diese Frage zu entscheiden, müßte man genau wissen, wer die Hirtenvölker waren und woher sie kommen. Bruce, der alles nach Aethiopien versetzt, läßt sie aus diesem Lande kommen. Und doch waren die Aethiopier zu jener Zeit selber

noch ein ganz neues Volk und konnten alſo keine Colonien nach außen ſchicken. Euſebius ſagt: Aethiopes, ab Indo flumine consurgentes, juxta Aegyptum consederunt. Manethon in ſeiner ſechsten Dynaſtie nennt die Hirten Φοινικες ξενοι, Fremde aus Phönizien. Euſebius läßt ſie unter der Regierung des Amonophis nach Egypten kommen, woraus ſich zweierlei Folgen ergeben: 1) daß Egypten damals ſchon eine gewiſſe Culturſtufe erſtiegen hatte, da um dieſelbe Zeit Inachus, ein Egyptier, die Wiſſenſchaften nach Griechenland brachte; 2) daß Egypten nicht mit Ruinen bedeckt ſeyn konnte, da Thebä ſchon gebaut, und Amenophis der Vater jenes Seſoſtris war, welcher Egyptens Ruhm auf den höchſten Gipfel erhob. Nach Joſephus' Bericht war es Thetmoſis, der die Hirten zur gänzlichen Räumung der Nilufer zwang.

Doch welche neue Beweiſe gegen die Schrift hätte man nicht aufgebracht, wenn man ein anderes hiſtoriſches Wunder gekannt hätte, das ebenfalls — ach! wie die ganze Geſchichte der Menſchen — mit Ruinen zuſammenhängt? Vor einigen Jahren hat man in Nordamerica an den Ufern des Muskingum, des Miami, des Wabache, des Ohio und beſonders des Scioto außerordentliche Denkmale entdeckt, die auf der letztgenannten Stelle ſich über einen Raum von zwanzig Meilen erſtrecken *). Es ſind Erdwälle mit Gräben, Glacis, Monden, Halbmonden und großen Pyramiden, die zu Gräbern dienten. Man hat ſich, aber ohne Erfolg, gefragt, welches Volk ſolche Spuren zurückgelaſſen habe. Der Menſch ſchwebt in der Gegenwart zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, wie auf einem

*) Dieſe Entdeckungen ſind jetzt bekannt genug, um auch hier, wie ſonſt in der Regel, die Weglaſſung der Note zu erlauben. A. d. U.

Felsen zwischen zwei Abgründen: hinter ihm, vor ihm ist Alles Finsterniß; kaum nimmt er einige dunkle Gestalten wahr, welche aus den beiden Abgründen auftauchen, eine Zeitlang auf der Oberfläche schwimmen und wieder zurücksinken.

Was man auch für Vermuthungen über diese americanischen Ruinen aufstellen mag, und wenn man die Träume von einer Urwelt und die Chimären einer Atlantis damit verbindet: die in der Bildung vorgeschrittene Nation, welche in der Ebene, wo jetzt der Irokese die Bären jagt, vielleicht den Pflug geführt hat, hatte um ihr Schicksal zu vollenden, auf keinen Fall eine längere Zeit nöthig, als die, welche die Reihe eines Cyrus, Alexander und Cäsar verschlang. Glücklich zum mindesten ist das Volk zu preisen, das keinen Namen in der Geschichte gelassen, und dessen Erbe nur von den Rehen des Waldes und den Vögeln des Himmels in Anspruch genommen wurde. Niemand wird in diesen Wildnissen den Schöpfer läugnen, oder mit der Wage in der Hand den Staub der Todten wägen, um die Ewigkeit des Menschengeschlechts zu beweisen.

Ich, ein einsamer Freund der Natur und einfacher Bekenner der Gottheit, habe mich auf diese Ruinen gesetzt. Ein Reisender ohne Namen, habe ich mit den gleich mir unbekannten Trümmern geplaudert. Die verworrenen Erinnerungen der Menschen und die grenzenlosen Träumereien der Wüste mischten sich in der Tiefe meiner Seele. Es war mitten in der Nacht, alles stumm, der Mond, die Wälder und die Gräber. Nur in langen Zwischenräumen hörte man den Fall eines Baumes, den in der Tiefe der Wälder die Art der Zeit zu Boden schlug: so fällt alles, wird alles zunichte.

Wir glauben nicht verbunden zu seyn, im Ernste von den vier Jogen oder indianischen Epochen zu sprechen, deren erste drei Millionen zweimalhunderttausend, die zweite eine Million, die dritte eine Million sechsmalhunderttausend Jahre gedauert hat, während die vierte oder gegenwärtige viermalhunderttausend Jahre währen wird.

Nimmt man zu diesen Schwierigkeiten der Chronologie, der Logographie und der Thatsachen noch die Irrthümer hinzu, welche aus den Leidenschaften des Geschichtschreibers oder der Personen, die in seinen Büchern leben, entspringen, und vergißt man dabei nicht der Schreibfehler des Copisten und der tausend Zufälle, die Ort und Zeit verursachen können, so wird man nothwendig zugeben müssen, daß alle historischen Gründe für das hohe Alter der Erde ebenso unbefriedigend als unnütz sind. Und das heißt wahrlich die Dauer der Welt auf schlechte Weise begründen, wenn man sie auf das menschliche Leben stützt. Was! durch die rasche Aufeinanderfolge der Schatten eines Augenblicks will man uns die Fortdauer und Realität der Dinge beweisen! mit Schutthaufen eine Gesellschaft ohne Anfang und Ende begründen! Bedarf es denn vieler Tage, um viele Ruinen auf einander zu häufen? Wie alt wäre die Welt, wenn man ihre Jahre nach den Trümmern zählte!

Drittes Capitel.

Astronomie.

In der Geschichte des Firmaments sucht man die ferneren Beweise für das Alter der Welt und die Irrthümer der Schrift.

Also die Himmel, welche allen Menschen die Ehre des Höchsten erzählen, und deren Sprache von allen Völkern gehört wird, sagen dem Ungläubigen nichts. Glücklicher Weise liegt die Schuld nicht daran, daß die Sterne stumm, sondern daran, daß die Gotteslängner taub sind.

Die Sternkunde dankt ihre Entstehung den Hirten. In der Einsamkeit der neuen Schöpfung sahen die ersten Menschen rings um sich ihre Familien und ihre Heerden spielen. Glücklich bis in's Innerste ihrer Seele, ließen sie durch keine unnütze Voraussicht ihr Glück zerstören. Beim Zuge der Vögel des Herbstes bemerkten sie nicht die Flucht der Jahre, und das Fallen der Blätter gemahnte sie nur an die Wiederkehr der Reife. Wenn der nahe Hügel ihren Schafen all sein Gras hergegeben hatte, stiegen sie sammt Weibern und Kindern auf ihre mit Fellen bedeckten Wagen und zogen durch die Wälder, um irgend einen unbekannten Fluß aufzusuchen, wo die Frische der Schatten und die Anmuth der Einsamkeit sie zu neuem Verweilen einlud.

Aber in diesen Wäldern ohne Wege und längs dieser Flüsse ohne Schiffer hatten sie einen Compaß nöthig, der sie leitete: was war natürlicher, als daß sie sich der Treue der Gestirne vertrauten und sich nach ihrem Laufe richteten? Gesetzgeber und Führer, liehen diese dem Zuge der Schafe und den Wanderungen der Menschen die Richtung. Jede Familie heftete sich an die Schritte einer Sterngruppe, und jedes Gestirn zog an der Spitze einer Heerde einher. Je tiefer sich die Hirten solchen Beobachtungen widmeten, desto mehr neue Gesetze entdeckten sie. In dieser Zeit gefiel es Gott, den Bewohnern der Hütten die Wege der Sonne zu enthüllen, und die Fabel erzählte, Apollo sey zu den Hirten herabgestiegen.

Kleine Backsteinsäulen dienten, das Gedächtniß der Beobachtungen zu erhalten: nie hatte ein größeres Reich eine einfachere Geschichte. Mit demselben Werkzeuge, womit er seine Flöte ausgehöhlt, und vor demselben Altare, worauf er das erstgeborne Böcklein geopfert hatte, grub der Hirt auf einen Fels seine unsterblichen Entdeckungen. Anders wohin stellte er andere Zeugen dieser Hirtenastronomie, er tauschte mit dem Firmament seine Annalen aus, und wie er den Sternkalender unter seinen Heerden geschrieben, so schrieb er den Kalender seiner Heerden unter die Sterne. Die Sonne ruhte auf ihren Wanderungen nur in Hürden aus: der Stier verkündigte mit seinem Brüllen die Ankunft des Vaters des Tages, und der Widder wartete, denselben im Namen seines Herrn zu begrüßen. Man sah am Himmel Jungfrauen, Kinder, Kornähren, Werkzeuge des Ackerbau's, Lämmer und selbst den Hund des Schäfers: die ganze Himmelskugel wurde zu einem ländlichen Hause, bewohnt von dem Hirten der Menschen.

Diese schönen Tage verschwanden; eine unklare Erinnerung davon behielten die Menschen in jenen Geschichten von dem goldenen Zeitalter, wo man das Reich der Sterne mit dem der Heerden vermengt findet. Der Indier ist noch heute Astronom und Hirte, wie es der Egypter vor Zeiten gewesen. Doch mit der Verderbniß entstand das Eigenthum, und mit dem Eigenthum das Messen, die zweite Epoche der Astronomie. Aber nach einer merkwürdigen Schickung waren es wieder die einfachsten Völker, welche das Himmelssystem am besten kannten: der Hirt am Ganges fiel in minder grobe Irrthümer als der Weise zu Athen; man könnte sagen, die Muse der Astronomie habe eine geheime Neigung zu ihrer ersten Liebe, den Hirten, behalten.

Während des langen Elends, das dem Fall des römiſchen Reiches zur Seite ging und folgte, fanden die Wiſſenſchaften nur in der Kirche eine Zuflucht, welche ſie jetzt mit ſolcher Undankbarkeit ſchmähen. Geſammelt in der Stille der Klöſter verdankten ſie ihre Rettung nur denſelben Einſiedlern, welche ſie jetzt zu verachten ſich den Anſchein geben. Ein Mönch Baco, ein Biſchof Albert, ein Cardinal Cuſa erweckten den Geiſt des Eudorius, des Timocharis, des Hipparch und Ptolemäus zu neuem Leben. Beſchützt von den Päbſten, die den Königen das Beiſpiel gaben, verließen endlich die Wiſſenſchaften die geheiligten Orte, wo die Religion ſie unter ihren Flügeln erwärmt hatte. Auf allen Seiten zeigt die Aſtronomie ihr neues Leben. Gregor XIII. verbeſſert den Kalender. Copernicus ſtellt das Weltſyſtem feſt. Tycho Brahe auf ſeinem Thurme erinnert an die alten babyloniſchen Beobachter. Kepler beſtimmt die Geſtalt der Planetenbahnen. Aber Gott beſchämt auf's Neue den Stolz der Menſchen, indem er den Spielen der Unſchuld gewährt, was er den Forſchungen der Philoſophie verſagt: Kinder entdecken das Fernrohr. Galilei vervollkommnet das neue Werkzeug; und nun verkürzen ſich die Wege der Unendlichkeit, der Geiſt des Menſchen erniedrigt die Höhe der Himmel, und die Geſtirne ſteigen herab, um ſich meſſen zu laſſen.

So viele Entdeckungen kündigen noch größere an, und man war dem Heiligthum der Natur zu nahe, um lange vor demſelben ſtehen zu bleiben. Es fehlten, um ſchnell hineinzudringen, nur paſſende Methoden, dem Geiſte die ungeheuren Rechnungen abzunehmen, von denen er erdrückt wurde. Descartes wagte es, die Naturgeſetze unſres Erdballs auf das große All zu übertragen und durch einen jener Blitze des

Genius, deren die Geschichte nur vier oder fünf aufzuweisen hat, zwang er die Algebra, sich mit der Geometrie zu verbinden, wie das Wort verbunden ist mit dem Gedanken. Newton durfte nur noch den von so vielen ihm zubereiteten Stoff ordnen, aber er that es als geistreicher Künstler; und unter den verschiedenen Planen, nach welchen er das Weltgebäude aufbauen konnte, wählte er vielleicht den Plan Gottes. Nun kannte der Geist die Ordnung, welche das Auge bewunderte: die goldenen Wagen, welche Homer und die Schrift dem höchsten Richter in die Hände legten, waren ihm zurückgegeben; der Komet unterwarf sich; durch ungeheure Zwischenräume zog der Planet den Planeten an; das Meer fühlte den Druck der beiden großen Schiffe, die Millionen Meilen von seiner Oberfläche schwimmen; von der Sonne bis zum kleinsten Atom hielt alles sich im schönsten Gleichgewicht; nur des Menschen Herz hatte in der Natur noch kein Gegengewicht gefunden.

Wer hätte es denken sollen? Der Augenblick, wo man so viele neue Beweise von der Größe und Weisheit der Vorsehung entdeckte, war gerade der, wo man die Augen vor dem Lichte noch mehr verschloß: doch nicht Copernicus, Tycho Brahe, Kepler, Leibnitz und Newton, nicht diese unsterblichen Männer waren Atheisten, sondern erst ihre Nachfolger bildeten sich durch ein unerklärliches Verhängniß ein, in ihren Tiegeln und Fernröhren Gott festzuhalten, weil sie einige der Elemente darin sahen, auf welche der höchste Verstand die Welten gegründet hat. Wenn man Zeuge der Tage unserer Revolution war, wenn man bedenkt, daß wir fast all unser Unglück der Eitelkeit des Wissens verdanken, ist man da nicht versucht zu glauben, der Mensch sey auf dem Punkte gewesen, zum zweiten Male zu seinem Verderben nach der Frucht der Erkenntniß die

Hand ausgestreckt zu haben? Und das soll uns Stoff zum Nachdenken über die Erbsünde geben: den gelehrten Jahrhunderten folgten immer die Jahrhunderte der Zerstörung.

Uns jedoch scheint der Astronom sehr unglücklich, der Nächte lang in den Sternen liest, ohne darin den Namen Gottes zu entdecken. Wie! in so mannigfaltigen Figuren, in einer so großen Verschiedenheit von Schriftzügen kann man die Buchstaben nicht finden, welche zu seinem Namen hinreichen? Das Problem der Gottheit ist nicht gelöst in den geheimnißvollen Berechnungen so vieler Sonnen? Eine so glänzende Algebra kann nicht dazu dienen, die große unbekannte Zahl zu finden?

Der erste astronomische Einwurf gegen das mosaische System ist von der Himmelkugel genommen. Wie sollte die Welt so neu seyn! ruft man: schon die bloße Entstehung der Kugel setzt Millionen Jahre voraus.

Es ist wahr, daß die Astronomie eine der ersten Wissenschaften ist, welche die Menschen am frühsten bebaut haben. Bailly beweist, daß die Patriarchen vor Noah die Periode von 600 Jahren, das Jahr zu 365 Tagen 5 Stunden 51 Minuten und 36 Sekunden, gekannt, und daß sie die sechs Schöpfungstage nach der Ordnung der Planeten benannt haben. Da nun die ersten Menschengeschlechter in der Geschichte des Himmels schon so gelehrt waren, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die Zeiten, die seit der Sündfluth verflossen sind, mehr als hinreichend waren, das astronomische System, so wie wir es jetzt besitzen, uns zu geben? Es ist überdieß unmöglich, etwas Sicheres über die zur Entwicklung einer Wissenschaft erforderliche Zeit zu bestimmen. Von Copernicus bis Newton hat die Astronomie größere Fortschritte in Einem

Jahrhundert gemacht als zuvor in dreitausend Jahren. Man kann die Wissenschaften mit Landschaften vergleichen, die von Ebenen und Bergen durchschnitten werden; mit schnellen Schritten durcheilt man die ersteren, aber am Fuße der letzteren angelangt, verliert man unendliche Zeit, bis man die Fußstrige entdeckt und die Gipfel erreicht hat, von wo man in die zweite Ebene hinabsteigt. Deßhalb darf man nicht schließen, weil die Astronomie viertausend Jahre im Jünglingsalter geblieben, so müsse sie Myriaden von Jahrhunderten in der Wiege gelegen seyn; das widerspricht aller Kenntniß der Geschichte und des Gangs des menschlichen Geistes.

Der zweite Einwurf ist von den historischen Epochen hergeleitet, welche mit den astronomischen Beobachtungen der Völker zusammenhängen, und besonders von den Epochen der Chaldäer und Indier.

In Beziehung auf erstere antworten wir, daß die 720,000 Jahre sich auf 1903 Jahre zurückbringen lassen. Was aber die Beobachtungen der Indier betrifft, so gehen die auf unläugbare Thatsachen sich stützenden nur bis zum Jahre 3102 vor unsrer Zeitrechnung zurück. Das ist ohne Zweifel ein sehr graues Alterthum, aber es liegt doch wenigstens noch in bekannten Grenzen. Mit dieser Epoche beginnt die vierte Joge, oder das vierte indische Zeitalter. Die drei ersten hat Bailly gestrichen und mit dem vierten vereinigt, und auf diese Weise gezeigt, daß die ganze Zeitrechnung der Braminen sich auf einen Zeitraum von etwa 70 Jahrhunderten beschränkt, was vollkommen mit der Zeitrechnung der Septuaginta übereinstimmt. Er weist ganz überzeugend nach, daß die Kalender der Egyptier, Chaldäer, Chinesen, Perser und Indier mit einer außerordentlichen Genauigkeit sich unter die Epochen der

Schrift ordnen laſſen. Wir führen Bailly um ſo lieber an, da dieſer Gelehrte als ein Opfer der Grundſätze geſtorben iſt, die wir zu bekämpfen verſuchen. Als der unglückliche Mann bei Gelegenheit der Hypatia, einer jungen Aſtronomin, die von den Einwohnern Alexandriens getödtet wurde, ſchrieb: „Die Neueren ſchonen wenigſtens das Leben, wenn ſie auch den guten Namen in Stücke reißen“ — dachte er nicht daran, daß er ſelber ein trauriger Beweis von der Falſchheit ſeiner Behauptung werden und Hypatia's Geſchichte ſich an ihm wiederholen ſollte.

Jene unendlichen Rechnungen von Generationen und Jahrhunderten, die man bei mehreren Völkern findet, haben übrigens ihre Quelle in einer natürlichen Schwachheit des menſchlichen Herzens. Die Menſchen, die ein Princip der Unſterblichkeit in ſich fühlen, ſchämen ſich gleichſam der Kürze ihres Daſeyns und glauben, wenn ſie Gräber auf Gräber häufen, werden ſie dieſen Hauptfehler ihrer Natur verbergen, und wenn ſie Nichts zu Nichts ſetzen, eine Ewigkeit herausbringen können. Allein ſie täuſchen ſich ſelbſt, und enthüllen was ſie zu bedecken ſuchten: denn je höher die Pyramide von Leichen ſich aufthürmt, deſto kleiner wird das lebendige Standbild auf ihrer Spitze, und das Leben ſchrumpft noch viel mehr zuſammen, wenn das ungeheure Geſpenſt des Todes auf ſeinen Armen es in die Höhe hält.

Viertes Capitel.

Fortſetzung.

Naturgeſchichte; Sündfluth.

Da die Aſtronomie die Zeitrechnung der Schrift nicht umſtoßen konnte, verſuchte man durch die Naturgeſchichte einen

neuen Angriff: die Einen sagen uns von festgesetzten Epochen, in denen das ganze Weltall sich verjünge, die andern leugnen die großen Katastrophen des Erdballs, wie die allgemeine Sündfluth eine war. Diese sagen: „Die Regen sind nur die Dünste der Meere. Aber alle Meere würden nicht hinreichen, die Erde bis zu der Höhe, von welcher die Schrift spricht, zu bedecken.“ Wir könnten antworten: diese Gründe streiten wider eben die Kenntnisse, von denen man so viel Lärmen macht, da die neue Chemie uns belehrt, daß die Luft in Wasser verwandelt werden kann; und welch' entsetzliche Sündfluth gäbe das! Doch wir entsagen freiwillig dieser Entgegnung, die von den Wissenschaften geborgt ist, welche dem Geiste Rechnung tragen und das Herz leer lassen, und begnügen uns mit der Antwort, daß zu einer Ueberschwemmung des Festlands es hinreichend sey, daß das Meer seine Ufer überschreite und die Wasser seiner Abgründe entleere. Ueberdieß, ihr eingebildeten Menschen, seyd ihr je zu den Schatzkammern des Hagels (Hiob 38, 22.) vorgedrungen und kennet die Behältnisse des Abgrundes, wo der Herr am Tage seiner Rache den Tod herholte?

Sey es nun, daß Gott den Grund der Meere erhob und die wogenden Oceane über das Festland ausgoß, oder daß er, die Sonne von ihrer Bahn ablenkend, ihr unter unheilbringenden Zeichen über dem Pol aufzugehen befahl: es ist gewiß, daß eine ungeheure Ueberschwemmung die Erde verwüstet hat.

Zu der Zeit wurde das Menschengeschlecht fast ganz vernichtet. Alle Klagen der Völker waren aus, alle Revolutionen hörten auf. Feindliche Könige, Völker, Heere gaben ihren blutigen Haß auf und umarmten sich, von tödlichem Schrecken ergriffen. Die Tempel füllten sich mit Bittenden, welche vielleicht

ihr Leben lang Gott verläugnet hatten; aber nun verläugnete Gott sie auch, und bald hieß es, der ganze Ocean sey auch an der Tempelpforte. Vergebens retteten sich die Mütter mit ihren Kindern auf die Gipfel der Berge; vergebens glaubte der Liebende für die Geliebte in derselben Grotte eine Zuflucht zu finden, wo er einen Versteck für seine Lust gefunden hatte; vergebens machten Freunde den erschreckten Bären den Gipfel der Eichen streitig; selbst der Vogel, durch die immer wachsende Fluth von Zweig zu Zweig getrieben, ermüdete umsonst seine Flügel über den Flächen des uferlosen Wassers. Die Sonne, die durch bleifarbige Wolken nichts als den Tod beleuchtete, trieb matt und bläulicht, wie eine ungeheure Leiche in den Meeren des Himmels hin; die Vulcane erloschen, brausende Rauchsäulen ausstoßend, und eines der vier Elemente, das Feuer, ging mit dem Lichte zu Grund.

Die Welt hüllte sich in schauerliche Schatten, aus welchen fürchterliches Geschrei ertönte; mitten in der nassen Finsterniß gewannen die noch übrigen lebenden Wesen, der Tiger und das Lamm, der Adler und die Taube, die Schlange und das Insect, Mann und Weib, alle mit einander, den höchsten Fels des Erdballs; aber der Ocean folgte ihnen auch dahin, und ließ, rings um sie seine drohende Unendlichkeit erhebend, unter seinen stürmischen Wogen den letzten Punkt der Erde verschwinden.

Als Gott seine Rache vollbracht hatte, hieß er das Meer in den Abgrund zurückkehren; aber er wollte auf der Erde ewige Spuren seines Zornes zurücklassen: die Ueberreste des indischen Elephanten häuften sich in den Gegenden Sibiriens, die magellanischen Muscheln vergruben sich in die Steinbrüche Frankreich's, ganze Schichten von Seeproducten lagerten sich

auf dem Gipfel der Alpen, des Taurus und der Cordilleren, und diese Gebirge selbst wurden zu Denkmalen, die Gott in den drei Welttheilen aufgestellt, um seinen Sieg über die Gottlosen zu bezeichnen, wie ein Herrscher auf dem Schlachtfeld, wo er seine Feinde besiegt hat, Siegeszeichen aufstellt.

Jedoch begnügte sich Gott nicht mit diesen allgemeinen Zeugnissen seines vorübergegangenen Zornes; er weiß, wie leicht der Mensch das Andenken an das Unglück vergißt, und deßhalb vervielfältigte er die Erinnerungen an sein Strafgericht oben an seiner Wohnung. Von nun an sollte die Sonne zum Throne am Morgen und zum Bette am Abend nur noch das feuchte Element haben, wo sie alle Tage, wie zur Zeit der Sündfluth, zu verlöschen scheint. Oft bilden die Wolken des Himmels angehäufte Wogen, Sandbänke und weiße Klippen. Die Felsen lassen auf die Erde Wasserfälle herabstürzen, das Mondlicht bedeckt mit den weißen Abendnebeln die Thäler bisweilen, wie mit einem Tuch aus Wasser gewoben; auf den trockensten Stellen wachsen Bäume, deren gesenkte Aeste schwer zur Erde herabhängen, wie wenn sie noch ganz durchnäßt aus der Tiefe der Wellen kämen; zweimal jeden Tag muß das Meer auf's Neue in seinem Bette sich heben und die flachen Ufer überschwemmen; die Höhlen der Berge behielten das dumpfe Brausen und die Stimmen der Trauer; der Gipfel der Wälder zeigt noch immer das Bild eines wogenden Meeres und in den Tiefen der Forste scheint die See ihr Rauschen zurückgelassen zu haben.

Fünftes Capitel.

Jugend und Alter der Erde.

Wir kommen zu dem letzten Einwurf gegen den neuen Urſprung der Erde. Die Erde — ſagt man — iſt eine alte Amme, auf deren Hinfälligkeit alles hinweist. Unterſuchet ihre Foſſilien, ihren Marmor, ihren Granit, ihre Lava, und ihr werdet überall ihre unzählbaren Jahre durch Ringe der Schichten oder Verzweigungen leſen können, wie die Jahre der Schlange auf ihrer Klapper, die des Pferdes an ſeinen Zähnen und des Hirſches an ſeinem Geweih.

Dieſe Schwierigkeit iſt ſchon hundertmal durch die Antwort gelöst worden: Gott mußte die Welt erſchaffen und hat ſie ohne Zweifel erſchaffen mit all den Zeichen des Alters und der Vollendung, welche wir an ihr wahrnehmen.

Und, in der That, es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der Urheber der Natur am Anfang alte Wälder und junges Gehölz mit einander gepflanzt hat, daß die Thiere erſchaffen wurden zum Theil völlig ausgewachſen und zum Theil mit den Reizen der Kindheit geſchmückt. Als die Eichen dem fruchtbar gemachten Boden entſtiegen, trugen ſie ohne Zweifel zugleich die alten Neſter der Raben und die junge Brut der Tauben. Als Raupe Puppe und Schmetterling kroch daſſelbe Inſekt auf der Pflanze und hing ſein goldenes Ei an den Baum und flatterte in den Wogen der Luft. Die Biene, die doch nur einen Morgen gelebt hatte, zählte ſchon ihre Ambroſia nach Generationen von Blumen. Man darf glauben, daß das Schaf nicht ohne

ſein Lamm, die Grasmücke nicht ohne ihre Jungen war; daß die Gebüſche Nachtigallen bargen, welche über ihre erſten Lieder erſtaunt waren, als ſie die vergänglichen Hoffnungen ihrer erſten Genüſſe entzückten.

Wenn die Welt nicht zugleich jung und alt geweſen wäre, ſo wäre das Großartige, Ernſte und Sittliche aus der Natur verſchwunden, denn dieſe Gefühle haften weſentlich an alten Dingen. Jede Gegend hätte ihre Wunder verloren. Der zertrümmerte Fels hinge nicht mehr über den Abgrund mit ſeinen langen Ranken; die Wälder hätten nicht jene ergreifende Unordnung gezeigt, wenn keine Bäume auf den Stämmen ſich geneigt oder mit den Aeſten über den Lauf der Flüſſe ſich gebeugt hätten. Die begeiſterten Gedanken, die hehren Töne, die zauberiſchen Klänge, der heilige Schauer der Wälder wären verſchwunden mit den Wölbungen, wo ſie allein ſich finden, und die Einſamkeit der Erde und des Himmels wäre nackt geblieben und hätte ihres Zaubers entbehrt, ohne die Säulen der Eichen, welche ſie mit einander verbinden. An demſelben Tage, wo der Ocean ſeine erſten Wellen an den Ufern ausbreitete, beſpülte er ſicher ſchon von den Fluthen benagte Klippen, von Muſcheltrümmern gebildete Bänke und kahle Vorgebirge, die gegen das Gewäſſer die geneigten Geſtade der Erde ſicherten.

Ohne dieſes miterſchaffene Alter gab es weder Pracht noch Majeſtät in dem Werke des Ewigen, und, was nicht ſeyn kann, die Natur in ihrer Unſchuld wäre nicht ſo ſchön geweſen, als ſie jetzt in ihrer Verdorbenheit iſt. Eine geſchmackloſe Kindheit von Pflanzen, von Thieren und Urſtoffen hätte eine Erde ohne Poeſie bedeckt. Aber Gott war kein ſo ſchlechter Zeichner der Laubgänge Edens, als die Ungläubigen vorgeben. Der Mann-

König trat ſelbſt dreißigjährig in's Leben, um durch ſeine Würde mit den altehrwürdigen Größen ſeines neuen Reiches zu harmoniren, gleichwie ohne Zweifel ſeine Gefährtin ſechszehn Frühlinge zählte, ohne ſie durchlebt zu haben, um mit den Blumen, den Vögeln, der Unſchuld, der Liebe und dem ganzen jüngeren Theile des Alls übereinzuſtimmen.

Fünftes Buch.

Gottes Daſein bewieſen aus den Wundern der Natur.

Erſtes Capitel.

Gegenſtand dieſes Buches.

Eines der Hauptdogmen der chriſtlichen Lehre haben wir noch zu erörtern übrig: den Zuſtand der Strafe und der Belohnung im andern Leben. Allein man kann dieſen wichtigen Gegenſtand nicht beſprechen, ohne zuvor von den zwei Grundſäulen zu ſprechen, welche das Gebäude aller Religionen ſtützen, nämlich von Daſein Gottes und der Unſterblichkeit der Seele.

Wir ſind übrigens zu dieſer Unterſuchung durch die natürliche Entwicklung unſeres Stoffes aufgefordert, da man den Glauben nur dann, wenn man ihm hienieden gefolgt, zu jenen Hütten begleiten kann, wohin er von der Erde aus ſich erhebt. Unſerem Plane getreu halten wir bei den Beweiſen für das

Daſein Gottes und die Unſterblichkeit der Seele die abſtracten Ideen fern, um nur poetiſche Gründe und Gründe des Gefühls, das heißt die Wunder der Natur und moraliſche Augenſcheinlichkeiten zu benützen. Bei den Alten haben Platon und Cicero und unter den Neueren Clarke und Leibnitz metaphyſiſch und faſt geometriſch das Daſein des höchſten Weſens bewieſen, und die größten Geiſter aller Jahrhunderte haben dieſes tröſtliche Dogma angenommen. Mag daſſelbe auch von einigen Sophiſten verworfen worden ſeyn, ſo kann ja Gott ohne ihre Erlaubniß wohl beſtehen. Der Tod allein, welchem die Atheiſten alles überantworten wollen, hat nöthig, daß man zu Gunſten ſeiner Rechte ſchreibe, denn er hat für die Menſchen wenig Wirklichkeit. Laſſen wir alſo ſeine beklagenswerthen Anhänger, welche überdieß ſich untereinander ſelbſt nicht verſtehen; denn wenn die Menſchen, die an die Vorſehung glauben, über die Hauptſätze ihrer Lehre einig ſind, ſo hören dagegen jene, welche den Schöpfer läugnen, nicht auf, über die Grundlagen ihres Nichts zu ſtreiten. Sie haben einen Abgrund vor ſich; um ihn auszufüllen, fehlt ihnen nur der Grundſtein, allein ſie wiſſen nicht, woher ihn nehmen. Zudem iſt es dem Irrthum gewiſſermaßen natürlich, daß er an andern mißfällt und empört: und daher kommen wohl die unaufhörlichen Streitigkeiten der Atheiſten.

Zweites Capitel.

Allgemeiner Schauplatz der Welt.

Es iſt ein Gott; die Kräuter des Thales und die Cedern des Gebirges preiſen ihn, das Inſect ſummt ſein Lob, der

Elephant begrüßt ihn beim Anbruch des Tages, der Vogel besingt ihn zwischen den Blättern, der Blitz läßt seine Macht leuchten und der Ocean verkündigt seine Unendlichkeit. Nur der Mensch hat gesagt: Es giebt keinen Gott.

Dieser hat also niemals im Mißgeschicke die Augen zum Himmel erhoben, noch im Glück seine Blicke zur Erde gesenkt? Ist ihm die Natur zu fern, als daß er sie betrachten könnte, oder hält er sie für das bloße Werk des Zufalls? Aber welcher Zufall hat einen so ungeordneten und widerstrebenden Stoff zu bewältigen vermocht, daß er einer so vollkommenen Ordnung sich fügte?

Man möchte sagen, der Mensch sey der offenbare Gedanke Gottes und das All sey seine dargestellte Einbildungskraft. Wer die Schönheit der Natur als Beweis einer höheren Intelligenz gelten läßt, mußte einen Umstand bemerken, der den Kreis der Wunder ungemein erweitert: daß nämlich Bewegung und Ruhe, Finsterniß und Licht, die Jahreszeiten und der Gang der Gestirne, die den Schmuck der Welt stets ändern, nur dem Anscheine nach fortschreiten, in der Wirklichkeit immerwährend sind. Die Scene, die für uns ausgeht, fängt für ein anderes Volk an; was wechselt, ist nicht das Schauspiel, sondern der Zuschauer. So wußte Gott in seinem Werk die absolute und die fortschreitende Dauer zu vereinigen; erstere hat ihren Platz in der Zeit, letztere im Raum; für jene sind die Schönheiten des Weltalls eins, unendlich, immer dieselben, für diese sind sie vielfältig, endlich und wiederkehrend; ohne die eine wäre keine Großheit in der Schöpfung, ohne die andere gäbe es nur Eintönigkeit.

Hier erscheint uns die Zeit in einem neuen Verhältnisse: der kleinste ihrer Brüche wird zu einem vollständigen Ganzen,

das Alles umfaßt und innerhalb deſſen alle Dinge ſich ändern, vom Tod eines Inſects an bis zur Entſtehung einer Welt: jede Minute iſt für ſich eine kleine Ewigkeit. Vereinige alſo in einem und demſelben Augenblicke durch den Gedanken die ſchönſten Vorfälle in der Natur, denke, du ſchaueſt zugleich alle Tagesſtunden und alle Jahreszeiten, einen Frühlingsmorgen und einen Herbſtmorgen, eine ſternbeſäte und eine mit Wolken bedeckte Nacht, Wieſen mit Blumen geſtickt und Wälder vom Reif entlaubt und Felder von der Ernte vergoldet: und du haſt eine Vorſtellung von dem Schauplatz der Natur. Während du die Sonne bewunderſt, die ſich in den Hallen des Weſten verſenkt, ſieht ſie ein anderer Beobachter aus den Gegenden der Morgenröthe aufſteigen. Durch welch' unbegreifliche Zauberei kann dieß alte Geſtirn, das müde und in dem Staube des Abends brennend entſchlummert, doch in demſelben Augenblick jenes junge Geſtirn ſeyn, das thaubenetzt in den weißlichten Schleiern der Morgendämmerung erwacht. In jedem Augenblicke des Tages geht die Sonne auf und glänzt im Zenith und geht zugleich unter für die Welt; oder vielmehr unſere Sinne täuſchen uns, und es gibt keinen wahren Oſten und Mittag und Abend. Alles wird zu einem feſten Punkte, von wo aus die Fackel des Tages in einer einzigen Subſtanz zugleich drei Lichter ſtrahlen läßt. Dieſer dreifache Glanz iſt vielleicht das Schönſte, was die Natur hat; denn indem er uns eine Idee von der beſtändigen Herrlichkeit und Allgegenwart Gottes gibt, zeigt er uns auch ein glänzendes Bild ſeiner glorreichen Dreieinigkeit.

Begreift man wohl, was eine Naturſcene wäre, wenn ſie der bloßen Bewegung der Materie überlaſſen ſeyn würde? Die Wolken, den Geſetzen der Schwere folgend, würden ſenkrecht auf die Erde fallen oder pyramidenförmig in die Lüfte ſteigen,

und im Augenblicke darauf wäre der Luftraum zu dicht oder zu dünn für die Athmungswerkzeuge. Der Mond zu nahe oder zu fern von uns, wäre nach einander unsichtbar, oder erschiene er blutigroth mit ungeheuren Flecken bedeckt, oder würde er mit seinem maßlosen Kreise den Himmelsdom ausfüllen. Wie von seltsamer Tollheit besessen würde er von einer Verfinsterung zur andern übergehen oder, von einer Seite auf die andere rollend, endlich seine andere Oberfläche, welche die Erde nicht kennt, enthüllen. Die Sterne schienen vom nämlichen Schwindel ergriffen; es gäbe eine Reihe von schrecklichen Verbindungen unter ihnen: mit einem Schlag holte ein Zeichen des Winters ein Zeichen des Sommers ein, der Bootes würde die Plejaden lenken und der Löwe im Wassermann brüllen; dort würden die Sterne mit der Geschwindigkeit des Blitzes fliegen, hier unbeweglich stehen; bald würden sie in Gruppen sich zusammendrängend eine neue Milchstraße bilden, bald alle mit einander verschwinden, und den Vorhang der Welten zerreißend, wie Tertullian sagt, die Abgründe der Ewigkeit wahrnehmen lassen.

Doch wird kein solcher Anblick die Menschen erschrecken bis zu jenem Tage, an dem Gott die Zügel der Welt fallen läßt und um sie zu zerstören nichts zu thun hat, als sie sich selbst zu überlassen.

Drittes Capitel.

Bildung der Thiere und Pflanzen.

Gehen wir von diesen allgemeinen Begriffen zu besonderen Ideen über, um zu sehen, ob wir in dem Theilen des Werks

die nämliche Weisheit eben so gut ausgedrückt finden, wie im Ganzen. Wir bedienen uns zuerst des Zeugnisses einer Classe von Männern, welche die Wissenschaften und die Humanität in Anspruch nehmen, wir meinen die Aerzte.

Dr. Nieuwentyt bemüht sich in seiner Abhandlung über das Daseyn Gottes, die Wirklichkeit der Endursachen zu beweisen. Ohne ihm in allen seinen Beobachtungen zu folgen, begnügen wir uns, einige derselben anzuführen.

Indem er von den vier Elementen spricht, die er in ihrer Uebereinstimmung mit dem Menschen und der Schöpfung im Allgemeinen betrachtet, zeigt er bei der Luft, wie wunderbar unser Körper sich erhalte unter einer Luftsäule, welche mit einer Last von 20,000 Pfund auf ihn drückt. Er beweist, daß eine einzige Veränderung der Eigenschaften des Elements, in dem man athmet, sey es Verdünnung oder Verdichtung, die lebenden Wesen zerstören würde. Die Luft ist es, was die Dämpfe aufwärts steigen macht, sie ist es, welche die Feuchtigkeit in ihren Gefäßen zurückhält; durch ihre Bewegungen reinigt sie den Himmel und bringt dem Festlande die Wolken des Meeres.

Hierauf zeigt Nieuwentyt die Nothwendigkeit des Wassers durch eine Menge Versuche. Wer sollte nicht das Wunder dieses Elements bewundern, das gegen die Gesetze der Schwere in einem leichteren Stoffe aufwärtssteigt, um uns Regen und Thau zu verschaffen? Die Stellung der Berge, um die Flüsse in Lauf zu setzen, die Topographie der Berge auf den Inseln und dem Festlande, die Oeffnungen der Meerbusen, der Buchten und der vom Land eingeschlossenen Meere, der tausendfache Nutzen der Meere — Nichts entgeht dem Scharfsinn

dieſes wohldenkenden und gelehrten Mannes. Auf dieſelbe Art weist er die Eigenſchaften der Erde als des dritten Elements und die ſchönen Geſetze nach, die ſie als Planet hat. Endlich beſchreibt er den Nutzen des Feuers, und wie es der menſchlichen Induſtrie zu Hilfe kommt.

Wo er von den Thieren redet, bemerkt er, daß diejenigen welche wir Hausthiere nennen, gerade mit dem für ihre Zähmung nöthigen Inſtinct zur Welt kommen, während die Thiere, welche zunächſt für den Menſchen keinen Nutzen haben, immer ihr wildes Naturell behalten. Iſt es nun Zufall, daß die zahmen und nützlichen Thiere es lieben, mitten in unſern Feldern in Geſellſchaft zu leben, und die ſchädlichen, einſam an menſchenleeren Orten umherzuirren? Warum ſieht man keine Tigerheerden dem Klange des Dudelſacks eines Hirten folgen? Und warum ſpielen keine Löwen in unſern Parken zwiſchen Thymian und Morgenthau, wie die leichtfüßigen Thiere in den Dichtungen Lafontaine's? Zu nichts waren jene wilden Thiere ja tauglich, als den Wagen eines an Grauſamkeit ihnen gleichen Triumphators zu ziehen, oder die Chriſten in einem Amphitheater zu zerfleiſchen: die Tiger werden in der Schule der Menſchen nie zahm, aber die Menſchen werden bisweilen wild in der Schule der Tiger.

Zu nicht minder anziehender Beobachtung geben die Vögel unſrem Naturforſcher Stoff. Ihre Flügel, nach oben gewölbt und nach unten ausgehölt, gleichen vollkommen geſchnittenen Rudern für das Element, das ſie durchſchneiden ſollen. Der Zaunkönig, der gern in den Hecken von Brombeeren und anderem Geſträuch ſich aufhält, hat ein doppeltes Augenlied, um ſeine Augen vor jedem Unfall zu ſchützen. Aber — welch bewundernswürdige Einrichtung der Natur! — dieſes Augenlied

iſt durchſichtig, und der Sänger der Hütten kann dieſen Schleier herablaſſen, ohne am Sehen verhindert zu ſeyn! Die Vorſehung wollte nicht, daß er mit dem Waſſertropfen oder Hirſenkorn im Schnabel des Weges zu ſeinem Neſte verfehle, und ſeine Familie im Geſträuche ſich über ſie beklage.

Und welch ſinnreiche Mittel ſetzen die Füße des Vogels in Bewegung! Nicht durch ein Spiel der Muskeln, welches ſein Wille beſtimmt, hält er auf dem Zweige ſich feſt, ſondern ſein Fuß iſt ſo eingerichtet, daß er in der Mitte oder an der Ferſe gedrückt, von ſelbſt die Klauen über dem Körper, der ihn drückt, ſchließt. Aus dieſem Mechanismus folgt, daß die Klauen des Vogels auf dem Gegenſtand, worauf er ſich ſetzt, je nach deſſen ſtärkerer oder ſchwächerer Bewegung, ſich feſter oder lockerer ſchließen; denn beim Schwanken des Zweiges iſt es entweder der Zweig, der den Fuß hinaufdrückt, oder der Fuß, welcher den Zweig hinabdrückt, was in beiden Fällen die Klauen des Vogels zwingt, ſich ſtärker zuſammenzuziehen.

Ebenſo glauben wir, daß die Raben, die wir bei anbrechender Nacht im Winter auf dem entblätterten Gipfel einer Eiche ſitzen ſehen, immer wachend und aufmerkſam ſich nur mit unerhörter Anſtrengung in den Stürmen und Wolken erhalten: und doch ſind ſie unbekümmert um die Gefahr und fordern den Sturm heraus, im ſtärkſten Winde ſchlafend; denn der Nord drückt ſie ſelbſt auf den Zweig, von dem er ſie nach unſerer Meinung herabſtürzen ſollte, und wie alte Schiffer, deren ſchwankendes Bette an den bewegten Maſten hängt, ſchlafen ſie deſto tiefer, je ſtärker die Stürme ſie wiegen.

Was die Organiſation der Fiſche betrifft, ſo iſt ſchon ihr Leben im Waſſer, die Aenderung ihrer Schwere, wodurch ſie in einem leichteren Waſſer ſo gut als in einem ſchwereren

ſchwimmen und von der Oberfläche der Tiefe in ihre unterſten Abgründe ſich hinablaſſen, eine fortwährende Reihe von Wundern; eine wahre hydroſtatiſche Maſchine, bewirkt der Fiſch mit einer einfachen Blaſe, die er willkürlich mit Luft füllt oder entleert, tauſenderlei Erſcheinungen.

Die Wunder der Pflanzenblüthe, den Nutzen der Blätter und Wurzeln unterſucht Nieuwentyt mit der größten Genauigkeit. Er macht die ſchöne Bemerkung, daß die Samen der Pflanzen nach ihrer Geſtalt und Schwere immer in der Stellung auf den Boden fallen, in welcher ſie keimen ſollen.

Wenn nun alles ein Werk des Zufalls wäre, müßten da nicht manchmal die Endurſachen vereitelt werden? Warum gibt es keine Fiſche ohne die Blaſe, welche ihnen zum Schwimmen dient? und warum durchbricht der junge Adler, der noch keine Waffen nöthig hat, die Schale ſeiner Wiege nie mit einem Taubenſchnabel? Nie ein Verſehen, nie ein Zufall dieſer Art in der blinden Natur? Wie man auch die Würfel werfen mag, immer zeigen ſie dieſelben Augen? Das iſt doch ein ſonderbarer Zufall! wir vermuthen, er habe, ehe er die Welten aus der Urne der Ewigkeit zog, zuvor heimlich die Looſe geordnet.

Doch es gibt in der Natur Mißgeburten, und dieſe Mißgeburten ſind nichts als Weſen, die einiger ihrer Endurſachen beraubt ſind. Es iſt bemerkenswerth, daß dieſe Weſen uns Schauder erregen: ſo ſtark iſt der Gottes-Inſtinct bei den Menſchen! ſo ſehr erſchreckt es ſie, wenn ſie einmal nicht die Spur des höchſten Verſtandes erblicken! Man hat von dieſen Unregelmäßigkeiten aus einen Einwurf gegen die Vorſehung machen wollen, aber wir betrachten ſie im Gegentheil als einen offenbaren Beweis für die Vorſehung. Es ſcheint, Gott

habe dieſe Schaffungen der Materie zugelaſſen, um uns zu lehren, was die Schöpfung ohne ihn iſt: es iſt der Schatten, der das Licht aus ſich gebiert; es iſt eine Probe von den Geſetzen des Zufalls, die nach den Atheiſten das Weltall geboren haben ſollen.

Viertes Capitel.

Inſtinct der Thiere.

Nachdem wir im Organismus der Weſen einen regelmäßigen Plan gefunden haben, den man nicht dem Zufall zuſchreiben kann und der einen Ordner vorausſetzt, bleiben uns noch andere Endurſachen zu unterſuchen übrig, die ebenſo fruchtbar und wundervoll ſind wie die erſten. Dabei folgen wir keinem Führer. Denn wir haben die Naturgeſchichte ſtudirt und hätten dieſes Studium nie aufgegeben, wenn uns nicht die Vorſehung zu anderen Arbeiten gerufen hätte. Wir wollten den neueren wiſſenſchaftlichen Büchern, in denen man nur die Materie erblickt, eine religiöſe Naturgeſchichte entgegenſetzen. Damit man uns nicht verächtlich der Unwiſſenheit bezüchtige, haben wir die Gelegenheit benützt, zu reiſen und alles ſelbſt zu ſehen. Wir bringen nun hier einige unſerer Beobachtungen vor über den Inſtinct der Thiere und Pflanzen, über ihre Gewohnheiten, ihre Wanderungen, ihre geſchlechtlichen Verhältniſſe u. ſ. w. Das Gebiet der Natur läßt ſich nicht erſchöpfen und man trifft darauf ſtets neue Ernten. Nicht in einer Menagerie, wo man die Geheimniſſe Gottes im Käfig

einſperrt, lernt man die göttliche Weisheit kennen: man muß ſie überraſcht haben, dieſe Weisheit, in den Wüſten, um an ihrem Daſeyn nimmer zu zweifeln; nicht gottlos kehrt man aus den Reichen der Einſamkeit (regna solitudinis) zurück, und wehe dem Wanderer, der die Reiſe um die Welt gemacht hat und als Atheiſt unter das Dach ſeiner Väter heimkehrt.

Wir haben um Mitternacht das einſame Thal beſucht, das von Bibern bewohnt wird und ſtill im Schatten der Tannen daliegt, erhellt von einem eben ſo friedlichen Geſtirn, als das Völkchen iſt, deſſen Arbeiten es beleuchtet. Und ich hätte in dieſem Thale keine Spur von der göttlichen Weisheit geſehen? Wer hat Winkelmaß und Richtſcheit gelegt in das Auge dieſes Thieres, das Dämme zu bauen verſteht mit einer Böſchung gegen die Strömung des Waſſers und ſenkrecht auf der entgegengeſetzten Seite? Wiſſet ihr den Namen des Naturkundigen, der dieſen ſeltſamen Bauverſtändigen die Geſetze der Hydraulik lehrte und ihn mit ſeinen zwei Schneidezähnen und ſeinem abgeplattetem Schwanze ſo geſchickt machte? Réaumur hat nie den Wechſel der Jahreszeiten mit der Genauigkeit des Bibers vorausgeſagt, deſſen mehr oder weniger angefüllte Vorrathskammern ſchon im Juni die längere oder kürzere Dauer des Januareiſes anzeigen. Wer Gott ſeine Wunder ſtreitig macht, ſchlägt das ganze Werk des Allmächtigen mit Unfruchtbarkeit; die Atheiſten wollten das Feuer der Natur mit ihrem eiſigen Hauche anfachen und haben es nur ausgelöſcht; indem ſie auf die Fackel der Schöpfung bliesen, haben ſie die Finſterniß ihres Herzens über dieſelbe ausgegoſſen.

Andere gemeinere Inſtincte, die wir alle Tage beobachten können, ſind nicht minder wunderbar. Die furchtſame Henne z. B. wird ſo muthig wie ein Adler, wenn es gilt, ihre

Küchlein zu vertheidigen. Nichts ist anziehender, als ihre Unruhe, wenn sie, getäuscht durch die Schätze aus einem andern Neste, ihre kleinen Fremdlinge entwischen und in einem benachbarten Wasser sich vergnügen sieht. Die erschreckte Mutter läuft rings um das Wasser, schlägt die Flügel und ruft die unvorsichtige Brut zurück, sie eilt vorwärts, hält still, dreht unruhig den Kopf hin und her und ist nicht eher zufrieden, als bis sie die wackelnde und durchnäßte Familie, die sie bald auf's Neue in Trostlosigkeit versetzen wird, wieder unter ihren Flügeln versammelt hat.

Unter diesen verschiedenen Naturtrieben, die der Schöpfer in der Natur vertheilt hat, ist ohne Zweifel der einer der erstaunlichsten, welcher jedes Jahr die Fische des Pols zu den milden Breiten unseres Himmelsstriches führt; sie kommen, ohne in der Einsamkeit des Weltmeeres zu verirren, am bestimmten Tage an den Fluß, wo ihre Hochzeit gefeiert werden soll. Der Frühling rüstet an unsern Küsten das Brautfest zu; er krönt die Weiden mit Grün, er breitet Mooslager in den Grotten aus und bestreut die Wellen mit den Blättern der Seelilien, damit sie den Kristallbetten zum Vorhang dienen. Kaum sind diese Zubereitungen fertig, so erscheinen die mit Schmelz geschmückten Legionen. Alle Ufer beleben diese fremden Schiffer; die einen steigen wie leichte Luftblasen senkrecht aus der Tiefe der Gewässer, die andern wiegen sich behaglich auf den Wogen oder fahren wie unzählige Goldstrahlen von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus einander: die werfen durch den flüssigen Azur hin in schiefer Richtung ihre blinkenden Gestalten, jene schlafen im Strahl der Sonne, der den Silbergaze der Wellen durchdringt. Alle zerstreuen sich, schwimmen fort, kommen wieder, tauchen, machen Kreise, schaaren sich, trennen

ſich und vereinen ſich wieder; und der Seebewohner, durch einen Lebenshauch begeiſtert, folgt aufhüpfend der Feuerſpur, die ſeine Gefährtin für ihn in den Wogen zurückläßt.

Fünftes Capitel.

Geſang der Vögel: daß er für den Menſchen beſtimmt iſt. Geſetz für die Laute der Thiere.

Die Natur hat ihre Feſtzeiten, für welche ſie Tonkünſtler aus den verſchiedenen Gegenden der Erde zuſammenberuft. Da ſieht man gelehrte Künſtler ankommen mit wundervollen Sonaten, herumziehende Troubadours, die nur Balladen mit Schlußreim zu ſingen verſtehen, Wanderer, die tauſendmal die Strophen ihrer langen Geſänge wiederholen. Der Emmerling pfeift, die Schwalbe zwitſchert, die Waldtaube girrt; der erſte auf dem höchſten Zweig der Ulme ſitzend, fordert unſere Amſel heraus, welche dieſem Fremdling um nichts nachgibt; die zweite läßt unter gaſtfreundſchaftlichem Dache noch wie zu Evanders Zeiten ihren verwirrten Geſang erſchallen; die dritte, in dem Laub der Eiche verborgen, zieht ihre girrenden Töne hinaus, die den wogenden Klängen eines Waldhorns gleichen. Endlich wiederholt das Rothkehlchen ſein Liedchen auf dem Scheunenthor, wo es ſein dickes Moosneſt gebaut hat; aber die Nachtigall verſchmäht es unter dieſer Symphonie ihre Stimme zu verlieren: ſie wartet auf die Stunde der Sammlung und Ruhe und übernimmt den Theil des Feſtes, der in den Schatten gefeiert werden ſoll.

Wenn das erste Schweigen der Nacht noch mit dem letzten Geräusche des Tags auf den Hügeln, am Ufer der Flüsse, in den Wäldern und Thälern kämpft; wenn die Forste allmählig verstummen und kein Blatt, kein Moos mehr seufzt, wenn der Mond am Himmel steht und das Ohr des Menschen aufmerkt, stimmt der erste Sänger der Schöpfung dem Ewigen seine Hymnen an. Zuerst weckt er das Echo mit lautem Freudenrufe, unregelmäßig ist sein Schlag, er springt vom tiefen Ton zum hohen über, vom sanften zum starken, er macht Pausen, ist langsam, ist lebhaft, ein Herz, das vor Freude trunken unter der Last der Liebe zuckt. Aber auf einmal sinkt die Stimme, der Vogel schweigt. Er fängt wieder an! wie verändert ist sein Ausdruck, wie zärtlich die Melodie! Bald sind es schmachtende, obgleich verschiedenartige Modulationen, bald ist es eine eintönige Weise, wie die der alten französischen Romanzen, ein Meisterstück von Einfachheit und Melancholie. Der Gesang ist ebenso oft ein Zeichen der Trauer, wie der Freude; auch nach dem Verlust der Jungen singt der Vogel, und es ist noch die Weise der glücklichen Zeit, die er wiederholt, denn er kennt nur diese eine; aber durch einen Kunstgriff hat der Musiker den Schlüssel verändert und die Lustkantate ist zu einer Klage des Schmerzes geworden.

Jene Leute, die den Menschen zu enterben suchen, und ihm die Herrschaft über die Natur rauben wollen, möchten gerne beweisen, daß nichts für uns gemacht sey. Allein der Vögel Gesang z. B. ist so sehr für unser Ohr bestimmt, daß man die Gäste der Wälder verscheuchen, ihre Nester ihnen rauben, sie verfolgen und verwunden kann, ohne daß man sie, trotz aller Schmerzen, die man ihnen anthut, zum Schweigen bringt. Uns zum Trotze müssen sie uns erfreuen, müssen sie

den Befehl der Vorsehung erfüllen. Als Sklaven in unsern Häusern vervielfältigen sie ihre Accorde: offenbar liegt im Unglück eine gewisse Harmonie verborgen, denn alle Unglücklichen sind zum Singen geneigt. Wenn die Vogelfänger mit ausgesuchter Grausamkeit eine Nachtigall blenden, so wird ihre Stimme davon nur um so melodischer. Dieser Homer unter den Vögeln bringt sein Leben mit Singen zu und componirt seine schönsten Weisen nach dem Verluste seines Augenlichts. Demodokus — sagt der Dichter von Chios, indem er sich selbst in den Zügen des Sängers der Phäaken darstellt — war der Muse Liebling; aber sie hatte für ihn Wohl und Wehe gemischt und ihn blind gemacht, indem sie ihm die süßen Gesänge gab.

Der Vogel scheint das wahre Bild des Christen auf Erden, er zieht, wie der Gläubige die Einsamkeit der Welt, den Himmel der Erde vor, und seine Stimme segnet ohne Unterlaß die Wunder des Schöpfers.

Rücksichtlich des Geschrei's der Thiere gibt es gewisse Gesetze, welche, wie es scheint, noch nicht beobachtet worden sind, obgleich sie es wohl verdienten. Die verschiedene Sprache der Gäste der Wüste scheint uns auf die Größe oder den Reiz des Ortes, wo sie leben, und auf die Stunde des Tages, in der sie sich zeigen, berechnet. Das Brüllen des Löwen, stark, trocken und rauh, stimmt gut zu dem glühenden Sande, wo es sich hören läßt, während das Brüllen unserer Stiere den ländlichen Wiederhall unsrer Thäler bezaubert; die Ziege hat etwas Zitterndes und Wildes in ihrer Stimme, wie die Felsen und Trümmer, zwischen denen sie herumklettert; das Streitroß ahmt die grellen Töne des Zinken nach, und wie wenn es fühlte, daß es für ländliche Geschäfte nicht gemacht ist,

ſchweigt es unter dem Stachel des Landmanns und wiehert unter dem Zügel des Kriegers. Die Nacht, die bald reizend, bald düſter iſt, hat ihre Nachtigall und ihre Eule; die eine ſingt für den Weſtwind, für die Gebüſche, für den Mond und die Liebenden, die andere für die Stürme, die alten Haine, für die Finſterniß und die Todten. Endlich haben faſt alle Raubthiere einen eigenthümlichen Schrei, der dem ihrer Schlachtopfer gleicht: der Sperber kläfft wie der Haſe und miaut wie die jungen Katzen, die Katze ſelbſt hat einen gewiſſen Ton in ihrer Stimme wie unſere kleinen Gartenvögel, der Wolf blöckt, brüllt oder bellt, der Fuchs gluckt oder ſchreit, der Tiger hat das Gebrüll des Stiers und der Seebär eine Art ſchrecklichen Röchelns, ähnlich dem Lärm von den Wogen geſchlagener Klippen, wo er ſeine Beute ſucht. Dieſes Geſetz iſt zum Erſtaunen und birgt vielleicht ein ſchreckliches Geheimniß. Wir bemerken, daß auch die menſchlichen Ungeheuer dieſem Geſetze der fleiſchfreſſenden Thiere folgen: ſchon mancher Tyrann hat auf dem Geſicht und in der Stimme Spuren von Gefühl gehabt und äußerlich die Sprache der Unglücklichen nachgeahmt, die er im Stillen zu zerreißen ſann: doch wollte die Vorſehung nicht, daß man dadurch getäuſcht werde, und ſobald man die wilden Menſchen näher betrachtet, findet man unter ihrer erheuchelten Milde einen falſchen und mörderiſchen Zug, tauſendmal ſcheußlicher als ihre Wuth.

Sechstes Capitel.

Nester der Vögel.

Bewundernswürdig zeigt sich die Vorsehung in den Nestern der Vögel. Man kann nicht ohne Rührung die göttliche Güte betrachten, welche dem Schwachen Fleiß und dem Sorglosen Vorsicht schenkt.

Sobald die Bäume ihre Blüthen entwickelt haben, beginnen tausend Arbeiter ihr Geschäft. Die einen tragen lange Strohhalme in's Loch einer alten Mauer, die andern mauern ihren Bau an die Fenster einer Kirche, wieder andere rauben Roßhaare, oder das Flöckchen Wolle, welches das Schaf an einem Dorn hat hängen lassen. Es gibt Holzhauer darunter, welche auf dem Gipfel eines Baumes Zweige kreuzen, und Spinnerinnen, welche die Seide einer Distel sammeln. Tausend Paläste erheben sich und jeder Palast ist ein Nest; jedes Nest erlebt hübsche Veränderungen, ein glänzendes Ei, dann ein flaumbedecktes Junges; dieses bekommt Federn, die Mutter lehrt es auf dem Neste stehen. Bald kann es auf den Rand seiner Wiege sich setzen, von wo aus es den ersten Blick auf die Natur wirft. Erschreckt und entzückt zugleich stürzt es zwischen seine Brüder zurück, welche dieses Schauspiel noch nicht gesehen haben, aber durch der Alten Stimme zum zweiten Mal gerufen steigt es wieder aus seinem Bette, und der junge König der Lüfte, der noch die Krone der Kindheit um den Kopf trägt, wagt schon den weiten Himmel, den wogenden Gipfel der Fichten und die grünen Abgründe unter

der elterlichen Eiche zu betrachten. Und während die Wälder sich freuen, ihren neuen Gast zu empfangen, kommt ein alter Vogel, der sich an seinen Flügeln verlassen fühlt; neben dem Bache sich setzend, erwartet er mit Ergebung und ruhig in der Einsamkeit den Tod; er will sterben an dem nämlichen Wasser, wo er seine Liebe sang und die Bäume daneben noch sein Nest und seine liederreiche Nachkommenschaft tragen.

Hier ist es am Platz, ein anderes Naturgesetz zu bemerken. Die Eier der kleinen Vögel sind gewöhnlich mit einer der vorherrschenden Farben des Männchens bemalt. Der Dompfaff nistet im Hagedorn, in den Johannisbeerstauden und andern Gartengesträuchen, seine Eier sind schieferfarben, wie der Mantel seines Rückens. Ich erinnere mich einmal eines dieser Nester in einem Rosenstock gefunden zu haben, es glich einer Muschelschale, in der vier blaue Perlen lagen, eine Rose hing darüber ganz feucht, das Männchen hielt sich regungslos auf einem benachbarten Gesträuche wie eine Blume von Purpur und Azur. Alle diese Gegenstände wurden auf dem Wasser eines Teiches abgespiegelt im Schatten eines Nußbaums, welcher zum Hintergrund diente, und hinter welchem man die Morgenröthe aufsteigen sah. In diesem kleinen Bilde hatte ich eine Idee von den Reizen, womit Gott die Natur geschmückt hat, erhalten.

Bei den großen Vögeln verändert sich das Gesetz der Eierfärbung. Ich vermuthe, daß im Allgemeinen das Ei weiß ist bei den Vögeln, wo ein Männchen mehrere Weibchen hat, oder wo das Gefieder nicht für die ganze Gattung gleichfarbig ist. Bei den Wasser- und Waldvögeln, die ihre Nester entweder an das Meer oder auf die Baumgipfel bauen, ist das Ei gewöhnlich bläulich grün, und gleichsam mit den

Elementen, die es umgeben, gefärbt. Gewiſſe Vögel, die auf hohen Thürmen und in den Glockenſtuben niſten, haben Eier grün wie Epheu oder roth wie das Mauerwerk, das ſie bewohnen.

Man kann es alſo als feſtes Geſetz betrachten, daß der Vogel das Gewand ſeiner Liebe oder das Bild ſeiner Sitten und Schickſale auf ſeinem Ei blicken läßt. Beim bloßen Anblick dieſes zerbrechlichen Denkmals läßt ſich nahezu erkennen, welchem Volk es angehört, was ſeine Tracht, ſeine Gewohnheiten, ſein Geſchmack geweſen, ob es gefährliche Tage auf dem Meer zubrachte oder ein glücklicheres Landleben führte, ob es wild oder civiliſirt war, und auf Bergen oder im Thale wohnte. Der Alterthümler der Wälder ſtützt ſich auf eine viel unzweideutigere Wiſſenſchaft als der Alterthümler der Städte: eine entblätterte oder bemooste Eiche weist viel beſtimmter auf den hin, der ſie wachſen ließ, als eine zertrümmerte Säule auf den Baumeiſter, der ſie errichtete. Die Gräber ſind bei den Menſchen die Blätter ihrer Geſchichte, die Natur dagegen ſchreibt nur auf lebendigen Grund und es fehlt ihr nicht an Granit oder Marmor, um zu verewigen, was ſie ſchreibt. Die Zeit hat die Geſchichtskalender der Könige von Memphis benagt auf ihren Grabpyramiden, aber von der Geſchichte, die der egyptiſche Ibis auf der Schale ſeines Eies eingegraben trägt, hat ſie nicht einen Buchſtaben auszulöſchen vermocht.

Siebentes Capitel.

Wanderungen der Vögel.

Waſſervögel; ihre Gewohnheiten; Güte der Vorſehung.

Des jüngeren Racine's anmuthige Verſe über die Wanderungen der Vögel ſind bekannt:

Die unſres Winters kraufe Stirne ſcheuen,
Zu ſanftern Himmelsſtrichen fliehen ſie:
Nicht laſſen ſie die ſtrenge Jahreszeit
Ihr ſäumendes Geſchwader überraſchen.
Die Führer ſammeln ihren weiſen Rath,
Der große Tag des Abzugs wird beſtimmt.
Er kommt. Die Schaar bricht auf. Der Jüngſte wohl
Blickt auf die Stätten, die ihn werden ſahn:
Wann kommt der Frühling, fragt er, der ſo viele
Verbannte heimruft zu den Vaterau'n?

Ich habe Unglückliche geſehen, denen dieſer letzte Zug die Thränen in die Augen trieb. Die Natur kennt keine ſolche Verbannungen, wie Menſchen ſie gebieten. Der Vogel wird für einen Augenblick, allein zu ſeinem Glücke, verwieſen, und zieht fort mit ſeinen Nachbarn, mit ſeinen Eltern und Geſchwiſtern, er läßt nichts zurück, er nimmt ſein ganzes Herz mit. Die Einöde hat ihm die Speiſe und den Tiſch bereitet, die Forſte ſind nicht gegen ihn bewaffnet, endlich kehrt er zum Sterben zurück an die Ufer, wo er das Licht erblickt hat, und

findet da den Fluß, den Baum, das Nest und die Sonne der Heimath. Aber der Mensch, wenn er einmal vom Heerd vertrieben ist, kehrt er auch je wieder? Ach! der Sterbliche kann bei seiner Geburt nicht sagen, welcher Winkel der Welt seine Asche bewahren, oder wohin der Hauch des Mißgeschicks sie wehen wird. Wenn man ihn nur wenigstens ruhig sterben ließe! Aber sobald er unglücklich ist, verfolgt ihn alles; die einzelne Ungerechtigkeit, die ihn zur Zielscheibe macht, wird zur allgemeinen Ungerechtigkeit. Er trifft nicht wie der Vogel unterwegs die Gastfreundschaft: er klopft an und man öffnet ihm nicht; um seine matten Gebeine anzulehnen, hat er nichts als die Säule an der Heerstraße oder den Grenzpfahl irgend eines Erbguts, und oft macht man ihm noch dieses Ruheplätzchen zwischen zwei Feldern streitig, das niemanden zu gehören schien. Man zwingt ihn, seinen Weg nach neuen Einöden fortzusetzen; der Bann, der ihn aus seinem Lande trieb, scheint ihn aus der Welt getrieben zu haben. Er stirbt und hat niemand ihn zu begraben. Sein Leichnam liegt verlassen auf einem Schragen, von dem der Richter ihn wegnehmen zu lassen genöthigt ist, nicht als den Leib eines Menschen, sondern als eine den Lebenden gefährliche Unreinigkeit. O! er ist glücklicher, wenn er in einem Graben an der Straße verscheidet, und die Barmherzigkeit des Samariters ein wenig Erde des fremden Landes auf seinen Leichnam wirft! Lasset uns deßhalb nur auf den Himmel hoffen, und wir brauchen die Verbannung nicht zu fürchten: in der Religion haben wir ein vollkommenes Vaterland.

Während ein Theil der Schöpfung täglich an demselben Orte das Lob des Schöpfers verkündigt, wandert ein anderer Theil, seine Wunder zu erzählen. Eilboten durchziehen die

Lüfte, gleiten durch die Wasser und setzen über Berg und Thal. Die einen kommen auf den Fittigen des Frühlings und verschwinden bald wieder mit den Westwinden, von einem Himmelsstrich zum andern ihrem beweglichen Vaterlande folgend; die andern halten sich bei den Menschenwohnungen auf, sie kommen weit her und fordern die alte Gastfreundschaft. Jeder folgt in der Wahl seines Gastfreundes seiner Neigung: das Rothkehlchen wendet sich an die Hütten, die Schwalbe klopft bei den Palästen an; diese Königstochter scheint noch die Größe zu lieben, aber die traurige Größe, die ihrem Schicksale gleicht; den Sommer bringt sie in den Ruinen von Versailles, den Winter in denen von Thebä zu.

Kaum ist sie verschwunden, so naht auf den Fittigen des Nordwinds eine Colonie, welche die südlichen Wanderer ersetzen will, damit es nicht leer werde auf unsern Feldern. In grauen Herbsttagen, wenn der Nordost über die Stoppeln bläst, daß die Wälder ihre letzten Blätter fallen lassen, durchschneidet eine Heerde wilder Enten, in Reih und Glied, schweigend den trübseligen Himmel. Wenn sie aus den Lüften herab irgendwo ein gothisches Gebäude zwischen Teichen und Wäldern wahrnehmen, so rüsten sie sich, dort sich niederzulassen; sie erwarten die Nacht und machen über dem Gehölz ihre Wendungen. Sobald aber der Abendnebel das Thal verhüllt, stürzen sie mit ausgerecktem Halse rnd pfeifendem Flügel auf einmal herab in die plätschernden Wasser. Ein allgemeines Geschrei erhebt sich in den Teichen, drauf folgt eine tiefe Stille. Geleitet von einem Lichte, das vielleicht von dem engen Fenster eines Thurmes herabschimmert, nähern sich die Wanderer, geschützt von dem Schilf und Schatten, den Mauern und begrüßen da, mit den Flügeln schlagend nnd mit stoßweisem Geschrei

mitten im Rauschen des Regens und der Winde, die menschliche Wohnung.

Einer der lieblichsten Bewohner dieser Orte ist das Wasserhuhn, dessen Wanderungen jedoch nicht so weit gehen. Es zeigt sich am Rande des Röhrichts, dringt in das Schilflabyrinth, kommt wieder heraus und verschwindet auf's Neue, ein kurzes wildes Geschrei ausstoßend; es spaziert in den Schloßgräben und setzt sich gern auf die ausgehauenen Wappenschilder in den Mauern. Wenn es sich ruhig hält, so könnte man es mit seinem schwarzen Gefieder und dem weißen Busch auf dem Kopf für einen aus dem Schild eines alten Ritters gefallenen Wappenvogel halten. Bei Annäherung des Frühlings zieht es sich nach entfernteren Quellen zurück. Eine vom Wasser unterhöhlte Weidenwurzel bietet ihm eine Zufluchtsstätte, wo es sich allen Augen entzieht. Winden, Moose und Wasserhaare hängen als grüne Draperien vor seinem Neste; Kresse und Wasserlinsen sind ihm eine köstliche Speise; das Gemurmel des Wassers erfreut sein Ohr, schöne Insecten spielen vor seinen Augen, und die Najaden des Baches pflanzen, um die junge Mutter besser zu verbergen, rings um sie her ihre Schilfrocken mit der Purpurwolle.

Unter diesen Wanderern des Nordens gibt es welche, die sich an unsere Sitten gewöhnen und nicht mehr in ihre Heimath zurückkehren wollen; die einen sind, wie die Gefährten des Ulyß, von der Süßigkeit gewisser Früchte bestrickt, die andern werden, wie die Ueberläufer von Cook's Schiff, durch Zauberinnen verführt, die sie auf ihren Inseln zurückhalten. Die Mehrzahl jedoch verläßt uns nach einem Aufenthalt von einigen Monaten, sie folgen den Winden und Stürmen, welche den Glanz der Wellen trüben und ihnen die Beute verschaffen,

die im durchsichtigen Wasser ihnen entginge; sie lieben unbekannte Striche und machen die Reise um die Erde durch laute menschenleere Gegenden.

Nicht immer besuchen diese Vögel heerdenweise unsere Wohnplätze. Bisweilen kommen mit dem ersten Reise zwei schöne schneeweiße Fremdlinge an; sie lassen sich mitten in den Haiden auf einer offenen Stelle, der man sich nicht ohne bemerkt zu werden nahen kann, nieder, und nach einigen Ruhestunden schwingen sie sich wieder über die Wolken empor. Kommt man zu dem Ort, wo sie saßen, so trifft man nur ein paar Federn, die einzigen Spuren ihres Zuges, die der Wind schon zerstreut hat: glücklich der Liebling der Musen, der wie der Schwan die Erde verlassen hat, ohne andre Scherben und andre Reliquien zurückzulassen, als einige Federn aus seinen Flügeln.

Uebereinstimmung mit den Scenen der Natur oder Rücksichten auf den Nutzen für den Menschen bestimmen die verschiedenartigen Wanderungen der Thiere. Die Vögel, die in den Monaten der Stürme erscheinen, haben traurige Stimmen und wilde Gewohnheiten, wie die Jahreszeit, die sie herführt; sie kommen nicht, um sich hören zu lassen, sondern um zu horchen: in dem dumpfen Rauschen des Gehölzes liegt ein Zauber für ihr Ohr. Die Bäume, die traurig ihre entblätterten Gipfel schütteln, tragen nur schwarze Heere, die sich für den Winter zusammengeschaart haben; sie haben ihre Wachen und ihre vorgeschobenen Posten; oft steht eine hundertjährige Krähe, eine alte Sibylle der Wüste, allein auf einer Eiche, mit der sie alt geworden; dort überläßt sie, während ihre Schwestern schweigen, unbeweglich und gedankenvoll den Winden ihre prophetischen einsylbigen Töne.

Es ist bemerkenswerth, daß die Kriechenten, die Wildenten, die Gänse, die Schnepfen, die Regenvögel, die Strandläufer, die uns zur Nahrung dienen, erst dann ankommen, wenn die Erde sonst leer ist, während die Vögel, die zur Zeit der Früchte aus der Fremde zu uns kommen, nur zu unserm Vergnügen dienen; es sind Musiker, die zur Verschönerung unserer Feste ausgeschickt sind. Nur einige sind auszunehmen, z. B. die Wachtel und die Waldtaube, deren Jagd nach der Ernte statthat, und die von unserem Getreide sich mästen, um unsere Tafel zu versorgen. So sind die Vögel aus dem Norden das Manna der Nordwinde, wie die Nachtigallen die Geschenke der Weste sind; von welcher Seite auch der Wind wehen mag, er bringt uns stets eine Gabe der Vorsehung.

Achtes Capitel.

Seevögel; wie sie dem Menschen nützen.

Die Wanderungen der Vögel dienten den Landleuten in den alten Zeiten als Kalender.

Die Gänse, die Kriechenten und die Enten, als zum Geschlecht der Hausthiere gehörig, wohnen überall, wo Menschen wohnen können. Die Seefahrer haben unzählbare Schaaren dieser Vögel bis an den Südpol und auf den Küsten von Neu-Seeland angetroffen. Ich selbst begegnete ihnen zu Tausenden vom St. Lorenz-Golf bis zur Spitze der Erdenge von Florida. Auf den Azoren sah ich einmal einen Trupp blauer

Kriechenten, welche die Müdigkeit zwang, sich auf einem Feigenbaum niederzulassen. Der Baum hatte keine Blätter, aber er trug rothe Früchte, die paarweise wie Krystalle an einander hingen; und als er mit dieser Wolke von Vögeln bedeckt war, welche ihre ermatteten Flügel hängen ließen, bot er ein ganz einziges Schauspiel dar: die Früchte schimmerten an den beschatteten Zweigen im glänzenden Purpur, und der Baum schien wunderbarer Weise plötzlich Blätter von Azur getrieben zu haben.

Die Seevögel haben ihre Orte, wo sie zusammenkommen und gemeinschaftlich über ihre Staatsgeschäfte sich zu berathen scheinen; gewöhnlich ist es eine Klippe mitten in den Wogen. Auf der St. Peters-Insel setzte ich mich oft auf der Küste nieder, einer kleinen Insel gegenüber, welche die Bewohner das Taubenhaus nannten, weil sie eine solche Gestalt hat und man im Frühjahr Eier darauf sucht.

Die Menge der Vögel, die sich dort versammelten, war so groß, daß wir oft während des Gebrülls der Stürme ihr Schreien deutlich unterschieden.

Diese Vögel hatten ganz außerordentliche Stimmen, wie wenn sie aus dem Meere kämen; wenn der Ocean seine Flora hat, so hat er auch seine Philomele: wenn bei Sonnenuntergang der Wettervogel auf einer Felsenspitze pfeift und das dumpfe Brausen der Wellen ihn begleitet, so gibt das eine der ergreifendsten Klagmelodien, die man hören kann; nie hat Eir's Gattin die Ufer, die Zeugen ihres Mißgeschicks, mit so viel Schmerzen erfüllt.

In diesem columbischen Freistaate herrschte durchaus ein gutes Vernehmen. Sobald ein neuer Bürger zur Welt kam, warf ihn seine Mutter in die Wellen, wie barbarische

Völker ihre Kinder in die Flüsse tauchten, um sie gegen die Mühseligkeiten des Lebens abzuhärten. Unaufhörlich gingen Eilboten von diesem Tyrus mit zahlreicher Bedeckung fort, um auf Befehl der Vorsehung über das Meer sich zu verbreiten und den Schiffen beizustehen. Die einen stellen sich 40 bis 50 Meilen weit von einem unbekannten Lande auf, und sind dem Schiffer, der sie wie Ankerbojen auf den Wellen schwimmen sieht, ein sicheres Zeichen; andere lassen sich auf einem Felsenriffe nieder und erheben als wachsame Schildwachen während der Nacht ihre klägliche Stimme, um die Schiffer fern zu halten; wieder andere sind auf den schwarzen Felsen durch ihr weißes Gefieder wahre Leuchtthürme. Ich glaube, aus demselben Grunde läßt Gottes Güte den Schaum der Wellen im Phosphorglanze schimmern und in der Brandung je nach der Heftigkeit des Sturmes immer heller leuchten: ohne diese wunderbaren Leuchthürme, welche die Vorsehung auf den Klippen angezündet hat, gingen viele Schiffe in der Finsterniß zu Grunde.

Alle Erscheinungen auf der See, Fluth und Ebbe, Sturm und Ruhe, werden von den Vögeln voraus verkündigt. Die Möve fliegt auf das flache Ufer, zieht den Hals ein, verbirgt einen Fuß in den Flaumfedern und hält sich regungslos auf dem andern, um dem Schiffer den Augenblick anzuzeigen, wo die Wellen sich erheben; die Seelerche läuft längs den Fluthen und zeigt mit einem weichen, traurigen Schrei den Augenblick der Ebbe an; die Sturmvögel endlich halten sich in der Mitte des Oceans. Gefährten der Seeleute folgen sie dem Lauf der Schiffe und prophezeien den Sturm. Der Matrose hält sie heilig und gönnt ihnen gewissenhafte Gastfreundschaft, wann der Wind sie an Bord wirft; gerade wie der Landmann das

Rothkehlchen ehrt, das ihm die schönen Tage voraussagt, und es während der Strenge des Winters unter dem Dache seiner Hütte aufnimmt. Diese unglücklichen Menschen, die in den härtesten Lebensumständen sich befinden, haben Freunde, die ihnen die Vorsehung zugewiesen; in einem schwachen Wesen finden sie den Rath und die Hoffnung, die sie oft vergeblich bei ihres Gleichen suchten. Dieses gegenseitige Wohlwollen zwischen kleinen Vögeln und unglücklichen Menschen ist einer jener rührenden Züge, wie sie die Werke Gottes in Menge aufweisen. Zwischen dem Rothkehlchen und dem Landmann, zwischen dem Sturmvogel und dem Matrosen findet eine ganz ergreifende Aehnlichkeit der Sitten und des Schicksals Statt. O! wie trocken ist die Natur, wenn Sophisten sie erklären! aber wie fruchtbar erscheint ihre Fülle den einfachen Herzen, die ihre Wunder, nur um den Schöpfer zu verherrlichen, aufsuchen!

Wenn Zeit und Ort es gestatteten, so hätten wir noch viele andere Wanderungen zu zeichnen und viele andere Geheimnisse der Vorsehung aufzudecken. Wir würden von den Kranichen in Florida reden, deren Flügel so harmonische Töne von sich geben und die so schöne Reisen über die Seeen, die Savannen, die Cypressenhaine und die Orangen- und Palmenwäldchen machen; wir würden den Waldpelikan zeigen, der die Todten der Einöde besucht und sich nur auf den indischen Friedhöfen und den Bergen der Gräber aufhält; wir würden die Gründe dieser Wanderungen angeben, welche stets in Beziehung zum Menschen stehen; wir würden die Winde, die Jahreszeiten nennen, welche die Vögel zum Wechsel des Himmelsstriches wählen, die Abenteuer, die ihnen begegnen, die Hindernisse, die sie zu übersteigen haben, die Schiffbrüche, die

sie bestehen; wie sie oft fern von dem Lande, das sie suchen, auf unbekannten Küsten landen, wie sie zu Grunde gehen beim Zug über Wälder, welche der Blitz anzündete, oder über Ebenen, welche die Wilden in Brand gesteckt haben.

In den ältesten Zeiten richteten die Landbauer und die Hirten ihre Geschäfte nach der Blüthe der Pflanze, nach dem Fallen der Blätter, nach dem Fortziehen und der Ankunft der Vögel. Daher bei gewissen Völkern die Kunst des Wahrsagens: man dachte, die Thiere, welche die Jahreszeiten und Stürme verkündigen, können nur Dollmetscher der Gottheit seyn. Die alten Naturforscher und die Dichter (denen wir das Bischen Einfalt zu danken haben, das uns übrig geblieben) zeigen uns, wie wunderbar die Art nach dem Kalender der Natur zu rechnen war, und welche Reize sie über das Leben verbreitete. Gott ist ein tiefes Geheimniß, der Mensch, nach Gottes Bild geschaffen, ist auf ähnliche Weise unbegreiflich, und so war es eine unaussprechliche Zusammenstimmung, die Perioden seiner Tage nach Uhren ihn berechnen zu sehen, welche ebenso geheimnißvoll sind als er selbst.

Unter Jakob's oder Boas' Zeiten setzte die Ankunft eines Vogels alles in Bewegung; der Erzvater zog an der Spitze seiner mit Sicheln bewaffneten Knechte hinaus auf sein Feld. Wenn sich das Gerücht verbreitete, daß man die Jungen der Lerche habe herumflattern sehen, so fing ein ganzes Volk auf diese große Nachricht hin im Vertrauen auf Gott und mit Freuden die Ernte an. Und während diese liebenswürdigen Zeichen die Geschäfte der gegenwärtigen Jahreszeit regelten, so hatten sie noch den Vorzug, den Wechsel der zukünftigen Jahreszeit vorherzusagen. Kamen die Gänse und Enten in Menge, so wußte man, daß es lang Winter seyn würde.

fing die Krähe schon im Januar ihr Nest zu bauen an, so hofften die Hirten schon im April auf Maitosen. Die Hochzeit eines Mädchens am Rand einer Quelle stand in Beziehung zu einer erschlossenen Blume; und die Greise, die gewöhnlich im Herbste starben, fielen mit den Eicheln und den reifen Früchten. Während der Philosoph das Jahr verkürzte oder verlängerte und am Ende den Winter sich auf dem Rasen des Frühlings ergehen ließ, hatte der Landmann nicht zu fürchten, daß der Astronom, den ihm der Himmel sandte, sich täusche. Er wußte, daß die Nachtigall den Reifmond nicht für den Wonnemonat nehme und nicht um die Zeit der Winter-Sonnenwende die Lieder des Sommers hören lasse. So waren die Geschäfte, die Spiele, die Vergnügungen des Landmanns nicht nach dem unsicheren Kalender eines Gelehrten eingetheilt, sondern nach den untrüglichen Rechnungen dessen, der die Bahn der Sonne gezeichnet hat. Dieser oberste Gesetzgeber wollte, daß die seiner Verehrung gewidmeten Feste den von seinen eigenen Werken hergenommenen Epochen unterworfen seyen; und in jenen Tagen der Unschuld war es die Stimme des Zephyrs oder des Sturmwinds, des Adlers oder der Taube, welche den Menschen zum Tempel des Gottes der Natur rief.

Auch unsere Bauern bedienen sich noch bisweilen dieser artigen Tabellen über die Zeiten der ländlichen Arbeiten. Die indischen Völker machen denselben Gebrauch davon und die Neger und die amerikanischen Wilden rechnen immer ebenso. Ein Seminole in Florida sagt zu dir: das Mädchen hat sich bei der Ankunft des Kolibri geheirathet; das Kind ist gestorben, da sich der Unvergleichliche mauste; diese Mutter hat so viel Söhne, als im Neste des Pelikans Eier sind.

Die Canadiſchen Wilden bezeichnen die ſechste Stunde Abends mit dem Augenblick, wo die Waldtaube aus der Quelle trinkt, und die Wilden von Luiſiana mit dem Augenblick, wo die Eintagsfliege aus dem Waſſer kommt. Der Strich der verſchiedenen Vögel beſtimmt die Zeit der Jagden, und die Erntezeit des Maiſes, des Ahornzuckers und des Hafers wird durch gewiſſe Thiere angekündigt, die unfehlbar zur Stunde des Feſtes herbeikommen.

Neuntes Capitel.

Fortſetzung von den Wanderungen.

Vierfüßige Thiere.

Unter den Fiſchen und Vögeln ſind die Wanderungen häufiger, als unter den vierfüßigen Thieren, weil jene in größerer Menge vorhanden und ihre Reiſen durch die zwei Elemente, welche die Erde umgeben, ihnen erleichtert ſind; erſtaunlich iſt nur die Art, wie ſie, ohne ſich zu verirren, auf den geſuchten Ufern landen. Man begreift wohl, daß ein Thier vom Hunger getrieben die Gegend verläßt, um Nahrung und Zuflucht zu ſuchen, aber begreift man auch, daß die Materie es eher dahin als dorthin gehen heiße und es gerade mit wunderbarer Genauigkeit an den Ort leite, wo ſich jene Nahrung und Zuflucht findet? Woher kennt es die Winde und die Ebbe, die Tag- und Nachtgleichen und die Solſtitien? Wir zweifeln keinen Augenblick, daß die Wanderthiere, wenn ſie ihrem eigenen

Instinct überlassen wären, fast alle zu Grunde gingen. Die einen würden statt in die kalten Breitengrade in die Tropen kommen, und die andern würden, wenn sie unter die Linie ziehen wollten, sich unter den Pol verirren. Unsere Rothkehlchen würden, statt das Elsaß und Deutschland nach kleinen Insecten zu durchziehen, selber die Beute irgend eines großen Käfers in Afrika werden; der Grönländer hörte auf einmal eine Klage aus den Felsen ertönen und sähe einen grauen Vogel singen und sterben: und das wäre die arme Nachtigall.

Solche Mißgriffe läßt Gott nicht zu. Alles in der Natur folgt seinen Bestimmungen und Verhältnissen, den Blumen die Zephyre, dem Winter die Stürme und dem Menschenherzen der Schmerz. Die geschicktesten Seeleute werden lange den ersehnten Hafen verfehlen, ehe der Fisch über die Länge des kleinsten Riffes über dem Abgrunde sich täuscht: die Vorsehung ist sein Polarstern, und wohin er sich wendet, er bemerkt immer diesen Stern, der niemals untergeht.

Die Welt ist ein ungeheures Gasthaus, wo unaufhörlich alles in Bewegung ist und man eine Menge Reisender gehen und kommen sieht. Es gibt vielleicht nichts Schöneres unter den Wanderungen der vierfüßigen Thiere, als die Reisen der Bisamochsen durch die Savannen Luisianas und Neu-Mexicos. Wann die Zeit gekommen ist, die Gegend zu wechseln, um wilden Völkern Ueberfluß zu bringen, so beruft ein Büffel, der Führer der Heerden der Wüste, seine Söhne und Töchter zu sich. Der Ort der Zusammenkunft ist an dem Ufer des Meschaebe, die Zeit der Abreise ist auf das Ende des Tages bestimmt. Die Heerde versammelt sich und der Augenblick kommt. Der Anführer schüttelt sein Haupthaar, das von allen Seiten ihm über die Augen und die zurückgebogenen Hörner

hängt und grüßt die untergehende Sonne, das [illegible] und den Rücken wie einen [illegible]; [illegible] Zeit kommt aus seiner tiefen Bru[illegible] dumpfes Gebrüll, [illegible] zeichen zum Abzug, und plötzlich stürzt er sich [illegible] schäumenden Wogen, hinter ihm drein die Schaar der jungen Kühe und der Liebe brummenden Stiere.

Während diese gewaltige Fam[illegible] von Vierfüßern mit großem Getöse die Flüsse und Wälder durchzieht, wogt eine friedliche Flotte beim Hauche der Westwinde und beim Schimmer der Gestirne schweigend über einen einsamen See. Kleine schwarze Eichhörnchen haben, nachdem sie die benachbarten Nußbäume geplündert, sich entschlossen, ihr Glück zu suchen und nach einem andern Wald sich einzuschiffen. Plötzlich wagt sich, die Schwänze emporstreckend und diese seidenen Segel dem Winde entgegenbreitend, die verwegene Schaar kühn auf die unbeständigen Wellen, unvorsichtige Freibeuter, die der Durst nach Reichthümern forttreibt. Der Sturm erhebt sich und der Flotte droht der Untergang. Sie versucht, den nächsten Hafen zu gewinnen, aber bisweilen widersetzt sich ein Biberheer der Landung, aus Furcht, diese Fremdlinge kommen die Ernten zu plündern. Umsonst retten sich die leichten Schaaren vom Ufer aus auf die Bäume und verhöhnen von diesen Wällen herab den schwerfälligen Anzug der Feinde. Das Genie siegt über die List, Sappirer kommen und unterhöhlen die Eiche; sie fällt mit allen Eichhörnchen, wie ein Thurm voll Soldaten, den der Sturmbock stürzt.

Noch viele andere Unglücksfälle begegnen unsern Abenteurern, die sich jedoch mit einigen Früchten und ihren Spielen darüber zu trösten wissen: nachdem Athen von den Lacedämoniern eingenommen war, verlor es weder an Liebenswürdig-

keit noch an Leichtfertigkeit. Als ich auf dem Paketboot den Nordfluß hinauf von New-York nach Albany fuhr, sah ich einen dieser Unglücklichen, der vergeblich den Fluß zu durchschwimmen suchte. Halb ertrunken zog man ihn aus dem Wasser; er war hübsch, schwarz wie Ebenholz und sein Schwanz zweimal so lang als sein Leib; er ward wieder zum Leben gebracht, verlor aber seine Freiheit; eine junge Reisende machte ihn zu ihrem Sclaven.

Die Rennthiere im Norden von Europa, die Caribu's *) und Elennthiere von Nordamerika haben ihre Wanderungszeiten, welche stets den Bedürfnissen der Menschen entsprechen. Selbst die weißen Bären von Neufondland, deren Pelz den Eskimo's so nothwendig ist, werden diesen Wilden durch eine wunderbare Vorsehung zugeschickt. Diese Seeungeheuer landen an der Küste von Labrador auf dem Treibeis oder auf Schiffstrümmern, an denen sie sich wie starke Matrosen festhalten, die sich aus dem Schiffbruch retten.

Auch die Elephanten wandern in Asien. Die Erde zittert unter ihren Schritten, und doch ist keine Ursache zur Furcht dabei vorhanden: der Behemoth, keusch, verständig, gefühlvoll, wie er ist, ist sanft, weil er stark ist, friedlich, weil er kraftvoll ist. Als erster Diener des Menschen, und nicht sein Sclave, nimmt er den zweiten Rang in der Reihe der Schöpfung ein: nach dem Sündenfall entfernten sich die Thiere vom Dache der Menschen, aber man sollte glauben, daß die Elephanten, von Natur edelmüthig, sich mit dem größten Bedauern zurückzogen; denn sie sind immer in der Umgebung der Wiege der Welt geblieben. Von Zeit zu Zeit kommen sie aus ihrer Einöde in

*) Das canadische Rennthier.

bewohnte Gegenden, um ihre Gefährten, die ohne Nachkommenschaft sterben, im Dienst der Söhne Adam's zu ersetzen.

Zehntes Capitel.

Amphibien und Reptilien.

Am Fuße der Apalachen in Florida findet man Quellen, die man natürliche Brunnen nennt. Jeder Brunnen ist im Mittelpunkt eines kleinen Berges, der mit Orangen, Steineichen und Katalpas *) bepflanzt ist. Dieser Hügel öffnet sich halbmondförmig auf der Seite der Savanne, und durch diese Oeffnung ergießt sich das Wasser des Brunnens. Die Bäume, welche die Quelle überschatten, machen ihre Fläche unten ganz schwarz, aber da, wo der Bach aus der Basis des Kegels hervorbricht, fällt durch das Bette des Kanals ein Lichtstrahl auf einen einzigen Punkt des Quellspiegels, welcher dieselbe Wirkung hat, wie das Glas in der Camera obscura des Malers. Dieses reizende Plätzchen ist gewöhnlich von einem großen Krokodil bewohnt, welches sich unbeweglich in der Mitte des Wasserbeckens hält; mit seinen grünlichen Schuppen, seinen breiten Nasenlöchern, welche die Wellen in zwei farbigen Ellipsen auswerfen, könnte man es für einen Drachen aus Bronze in irgend einer Grotte der Versailler Wäldchen halten.

Die Krokodile oder Kaimans in Florida leben nicht immer einsam. In einer gewissen Jahreszeit versammeln sie sich schaarenweise und legen sich in den Hinterhalt, um die Karavanen,

---

*) Gehören zur Gattung der Bignonien.

die aus der See ankommen müssen, anzugreifen. Wenn diese soweit die Flüsse hinaufgeschwommen, daß für ihre Menge nicht mehr Wasser genug vorhanden ist, und daß sie, am Ufer gestrandet, umkommen und die Pest in der Luft zu verbreiten drohen, so liefert sie plötzlich die Vorsehung einem Heere von vier bis fünftausend Krokodilen. Mit Geschrei und aufgesperrten Kinnbacken stürzen die Ungeheuer auf die Fremdlinge los. Nach allen Seiten in die Höhe springend, treffen die Kämpfer zusammen, packen und umschlingen sich. Sie tauchen in die Tiefe der Abgründe, wälzen sich im Schlamm und kommen wieder an die Oberfläche des Wassers. Der blutbefleckte Fluß bedeckt sich mit verstümmelten Leichnamen und rauchenden Eingeweiden. Nichts vermag von diesen außerordentlichen Scenen, welche der Leser immer versucht ist für eitle Uebertreibungen zu halten, eine Vorstellung zu geben.

Durchbrochen, zerstreut, mit Entsetzen erfüllt, müssen die fremden Legionen, ihre Verfolger stets hinter drein, in die Tiefe des Oceans zurück, um unsern Bedürfnissen zu dienen und uns zu nützen, statt zu schaden.

Diese Gattungen von Ungeheuern haben schon manchmal die Weisheit der Atheisten in Aufruhr gesetzt; dennoch sind sie in dem allgemeinen Plane nothwendig. Sie bewohnen nur die Einöden, wo die Abwesenheit des Menschen ihre Gegenwart fordert; sie sind da um zu zerstören, bis der große Zerstörer ankommt. Sobald wir auf einer Küste erscheinen, treten sie uns die Herrschaft ab, sicher, daß ein Einziger von uns mehr Verheerung anrichtet, als Tausend von ihnen.

Und warum macht Gott überflüssige Wesen, welche dann zu Zerstörungen nöthigen? Aus dem Grunde, weil Gott nicht wie wir auf beschränkte Weise handelt; er begnügt sich

zu sagen: Wachset und mehret euch! und in diesen zwei Worten liegt das Unendliche. Vielleicht soll die Gottheit, um weise zu seyn, mittelmäßig seyn? dann wird die Unendlichkeit eine Eigenschaft, die wir ihr abnehmen, und Alles, was unermeßlich ist, wird verworfen. Wir werden sagen: „das ist zu viel in der Natur," weil unser Verstand es nicht begreifen kann. Und wenn Gott mehr als eine gewisse Anzahl Sonnen am Himmelsgewölbe leuchten zu lassen für gut findet, so werden wir das Uebermaß für unpassend halten, und zufolge dieser Weltverschwendung werden wir den Schöpfer der Thorheit und Unmacht für überwiesen erklären.

Wenn wir die sogenannten Ungeheuer an sich betrachten, so können wir, mag auch ihre Mißgestalt noch so groß seyn, doch unter ihren gräßlichen Zügen noch einige Spuren der göttlichen Güte entdecken. Ein Krokodil, eine Schlange sind gegen ihre Jungen ebenso zärtlich, als eine Nachtigall und eine Taube. Es ist ein ganz wunderbarer und rührender Gegensatz, ein Krokodil wie eine Henne ein Nest bauen und ein Ei legen und aus der Schale ein kleines Ungeheuer wie ein Küchlein kriechen zu sehen. Dann zeigt das Krokodilweibchen die zärtlichste Besorgniß für seine Familie. Es wandert zwischen den Nestern seiner Schwestern umher, die aus Eiern und Thon kegelförmig aufgebaut, und wie die Zelte eines Lagers am Ufer eines Flusses in Reih und Glied stehen. Die Amazone ist eine aufmerksame Wache und läßt die Gluth des Tages wirken; denn wenn die Zärtlichkeit der Mutterliebe durch das Krokodilsei vertreten ist, so drücken sich die Kraft und die Sitten dieses gewaltigen Thieres so zu sagen in der Sonne, die das Ei ausbrütet, und in dem Schlamm, der ihm als Sauerteig dient, aus. Sobald einer von diesen Eischobern

ausgeschlüpft ist, nimmt das Weibchen die werdenden Ungeheuer in ihren Schutz; es sind nicht immer ihre eigenen Kinder, aber sie macht auf diese Weise die Lehrzeit der Mutterschaft durch, damit ihre Geschicklichkeit ihrer Zärtlichkeit gleich komme. Wenn endlich ihre eigene Familie ausschlüpft, führt sie dieselbe zum Fluß, wäscht sie in reinem Wasser, lehrt sie schwimmen, fängt kleine Fische für sie und beschützt sie gegen die Männchen, welche sie oft verschlingen wollen.

Ein Spanier in Florida hat uns erzählt, als er einmal die Brut eines Krokodils habe wegnehmen und durch Neger forttragen lassen, sey ihm die Mutter mit erbarmungswürdigem Geschrei gefolgt. Man setzte zwei der Jungen auf die Erde, da begann dieselbe sie mit den Händen und der Schnauze vorwärts zu stoßen; bald blieb sie zu ihrer Vertheidigung hinter ihnen, bald lief sie voraus, um ihnen den Weg zu zeigen. Die Jungen schleppten sich seufzend ihrer Mutter nach, und dieses ungeheure Thier, das kaum noch das Ufer mit seinem Geheul erschütterte, ließ nun eine Art Geblöcke hören, so zärtlich, wie das einer Ziege, die ihre Zicklein säugt.

Die Klapperschlange übertrifft noch das Krokodil an Mutterliebe. Dieses Gewürm, das die Menschen Edelmuth lehrt, indem es nie zuerst angreift, lehrt sie auch Zärtlichkeit. Wenn seine Jungen verfolgt werden, so nimmt es sie in den Rachen; nicht zufrieden, sie irgendwo zu verstecken, verbirgt es sie im eigenen Leibe; denn es kennt für Kinder keine sicherere Zuflucht als den Schoß der Mutter. Ein Beispiel der erhabensten Aufopferung will es den Verlust der Jungen nicht überleben, denn um sie ihm zu rauben, müßte man sie ihm aus dem Leibe reißen.

Sollen wir von dem Gifte dieſer Schlange reden, das immer zur Zeit, wo ſie Junge hat, furchtbar iſt? Sollen wir von der Zärtlichkeit des Bären erzählen, der gleich der Frau eines Wilden die Mutterliebe ſo weit treibt, daß er ſeine Jungen noch nach ihrem Tode ſäugt? Man verfolge die Naturtriebe dieſer vorgeblichen Ungeheuer; man ſtudire ihre Geſtalten, ihre Waffen; man achte auf den Ring, den ſie in der Kette der Schöpfung einnehmen; man unterſuche ihre Beziehungen unter einander und zum Menſchen: und wir wagen zu behaupten, daß die Endurſachen bei dieſer Gattung von Weſen vielleicht noch augenſcheinlicher ſind, als in den von der Natur mehr begünſtigten Arten, gleichwie in einem ungebildeten Werke die Züge des Genies unter den ſie umgebenden Schatten um ſo heller glänzen.

Nicht beſſer begründet ſcheint uns der Einwurf, den man gegen die Orte macht, wo ſich dieſe Ungeheuer aufhalten. Die Moräſte, ſo ſchädlich ſie ſcheinen mögen, bringen nichts deſto weniger großen Nutzen. Es ſind die Urnen der Flüſſe in den Ebenen, und die Regenbehälter in den vom Meere entfernten Gegenden. Ihr Schlamm und die Aſche ihrer Pflanzen verſorgen den Landmann mit Dünger, und ihr Schilf giebt armen Familien Feuer und Dach; allerdings eine kümmerliche Bedeckung, die im Verhältniß zum Menſchenleben ſteht und nicht länger hält, als unſere Tage.

Dieſe Orte haben ſelbſt eine gewiſſe ihnen eigenthümliche Schönheit; als die Grenze zwiſchen Land und Waſſer haben ſie beſondere Pflanzen, Anſichten und Bewohner; Alles nimmt an der Miſchung der zwei Elemente Theil. Die Schwertlilien halten die Mitte zwiſchen Gras und Strauch, dem Seelauch und der Landpflanze; einige der Flußinſekten gleichen kleinen

Vögeln: wenn die Waſſerjungfer mit ihrem blauen Leib und ihren durchſichtigen Flügeln ſich auf die Blume der weißen Waſſerlilie ſetzt, ſo glaubt man, den Kolibri von Florida auf einer Magnoliarose zu erlicken. Im Herbſte ſind die Moräſte mit dürrem Schilfe bedeckt, welcher der Unfruchtbarkeit ſelbſt das Anſehn der reichſten Ernten giebt, und im Frühjahr gleichen ſie Reihen grünender Lanzen. Eine einſame Birke oder Weide, an die ein Windſtoß einige Flocken von Federn gehängt hat, beherrſcht dieſe ſtets bewegten Gefilde; der über das Schilf wehende Wind beugt nach einander ihre Gipfel; das eine neigt ſich, das andere richtet ſich auf; wenn aber plötzlich der ganze Wald ſich auf einmal niederbeugt, ſo entdeckt man die goldfarbige Rohrdommel oder den weißen Reiher, der regungslos auf ſeinem langen Beine, wie auf einem Pfeiler ſteht.

Eilftes Capitel.

Von den Pflanzen und ihren Wanderungen.

Wir ſind nun zu dem Reiche gelangt, wo die Wunder der Natur einen lachenderen und ſanfteren Charakter annehmen. Indem ſie in die Lüfte aufwärts ſtreben und über der Berge Gipfel ſich erheben, kann man ſagen, daß die Pflanzen dem Himmel, dem ſie ſich nahen, Etwas abborgen. Oft ſieht man bei vollkommener Windſtille, wenn die Morgenröthe anbricht, alle Blumen eines Thales bewegungslos auf ihren Stengeln, ſie neigen ſich nach verſchiedenen Seiten und ſchauen

nach allen Punkten des Horizonts. Aber im nämlichen Augenblick, wo Alles ruhig scheint, vollendet sich ein Mysterium: die Natur empfängt; und die Pflanzen sind eben so viele junge Mütter, die sich nach der geheimnißvollen Gegend wenden, woher die Fruchtbarkeit kommt. Die Sylphen haben weniger ätherische Zuneigungen, weniger unsichtbare Vereinigungen: die Narcisse überläßt ihr jungfräuliches Geschlecht den Bächen; das Veilchen vertraut den Winden seine bescheidene Nachkommenschaft; eine Biene summt von Blume zu Blume, um Honig zu sammeln und befruchtet so, ohne es zu wissen, eine ganze Wiese, und ein Schmetterling trägt auf seinen Flügeln eine ganze Völkerschaft. Doch sind die Zeugungen der Blumen nicht alle gleich ruhig, es kommen so stürmische darunter vor, wie bei den Menschen: Sturmwinde sind nöthig, um auf unzugänglichen Höhen die Ceder des Libanon mit der Ceder des Sinai zu vermählen, während unten am Berg der gelindeste Wind hinreicht, um zwischen den Blumen einen Verkehr der Wollust herzustellen. Ist es nicht ebenso, wie der Sturm der Leidenschaften die Könige der Erde auf ihren Thronen erschüttert, während die Hirten zu ihren Füßen glücklich leben?

Die Blume giebt den Honig, sie ist die Tochter des Morgens, der Reiz des Frühlings, die Quelle der Wohlgerüche, der Schmuck der Jungfrauen, die Liebe der Dichter; sie verwelkt schnell wie der Mensch, aber sie giebt mit heitrer Ruhe der Erde ihre Blätter zurück. Bei den Alten kränzte sie den Becher des Gastmahls und die Silberhaare des Weisen; die ersten Christen deckten die Märtyrer mit ihr zu und streuten sie auf den Altar der Katakomben, und wir schmücken heutzutage im Andenken an jene alten Tage unsre Tempel mit ihr aus. In der Welt stellen wir unsre Gemüthsbewegungen mit ihren

Farben zusammen: ihr Grün gehört der Hoffnung, ihr Weiß der Unschuld und ihr Rosenroth der Scham: es giebt ganze Völker, wo die Blume Dolmetscher des Gefühls ist, ein reizendes Buch, das keinen gefährlichen Irrthum in sich schliept und nichts als die flüchtige Geschichte der Revolutionen des Herzens aufbewahrt.

Indem die Vorsehung mehrere Pflanzenfamilien mit getrennten Geschlechtern schuf, vermehrte sie die Geheimnisse und Schönheiten der Natur. Dadurch wiederholt sich das Gesetz der Wanderungen in einem Reiche, das jeder Fähigkeit sich zu bewegen, beraubt scheint. Bald wandert der Kern oder die Frucht, bald ein Theil der Pflanze, bald die ganze Pflanze selbst. Die Kokuspalmen wachsen oft auf Felsen mitten im Meere; wenn ein Sturm kommt, fallen ihre Früchte, und die Wogen tragen sie an bewohnte Küsten, wo schöne Bäume draus werden. Es ist dieß ein Bild der Tugend, die sich auf Klippen erhebt, wo die Stürme brausen: je mehr die Winde sie treffen, desto reichlicher spendet sie den Menschen ihre Schätze.

Man hat uns einmal am Ufer des Yar, eines kleinen Flusses in der englischen Grafschaft Suffolk, eine seltsame Art Kresse gezeigt: sie verändert den Platz und rückt sprung- und hüpfweise vorwärts. Sie hat an ihren Spitzen lange Haare und wenn diese an den äußersten Enden des Stocks so lang sind, daß sie den Boden erreichen, so schlagen sie dort Wurzel. Nun werden durch das Gewicht der Pflanze, die sich auf ihren neuen Fuß stellt, die Häkchen der entgegengesetzten Seite herausgezogen, und wie sie loslassen, dreht sich der ganze Kressenstock wie auf einem Zapfen und setzt sich auf dem neuen Platze fest. Sucht man am folgenden Tage die Pflanze da, wo man

sie am Abend zuvor verlassen hat, so findet man sie höher oder tiefer im Bette des Baches, wo sie mit den übrigen Wasserpflanzen neue harmonische Wirkungen hervorbringt. Wir sahen weder die Blüthe noch die Befruchtung dieser eigenthümlichen Kresse, die wir um unseres eigenen Schicksals willen migrator, Wanderer, nannten.

Die Seepflanzen wechseln gleichfalls den Himmelsstrich. Sie scheinen den Abenteuergeist der Inselvölker zu besitzen, die ihre geographische Lage zu Handelsleuten macht. Der fucus giganteus kommt mit den Stürmen aus den Höhlen des Nordens, er schwimmt auf dem Meere und schließt ungeheure Räume in seine Arme. Wie ein von einem Ufer des Weltmeers zum andern ausgespanntes Netz zieht er die Muscheln, die Phoken, die Rochen und Schildkröten, die er unterwegs trifft, mit sich fort. Bisweilen senkt er, müde vom Schwimmen, auf den Wellen einen Fuß in die Tiefe des Abgrunds und bleibt aufrecht stehen; dann setzt er mit günstigem Winde seine Schifffahrt fort, kommt nach einer Reise durch tausend verschiedene Breitengrade an die kanadischen Küsten, und schmückt sie mit Kränzen, welche er den norwegischen Felsen raubte.

Die Wanderungen der Seepflanzen, die im ersten Augenblick nur Spiele des Zufalls zu seyn scheinen, haben doch eine rührende Beziehung auf den Menschen.

Als wir eines Abends zu Brest am Strande uns ergingen, bemerkten wir eine arme Frau, die gebückt zwischen den Felsen hin und her ging; sie betrachtete aufmerksam die Trümmer eines Schiffbruchs, namentlich die an den Trümmern hängenden Pflanzen, wie wenn sie aus dem größeren oder geringeren Alter derselben die Zeit ihres Unglücks hätte errathen wollen. Da entdeckte sie unter den Uferkieseln eine

Flaſchenbüchſe, wie ſie Matroſen haben. Sie mochte ſie einſt ihrem Gatten mit Herzſtärkungen gefüllt haben, die ſie von der Frucht ihrer Erſparniſſe erkauft hatte; wenigſtens kam es uns ſo vor, denn ſie fing an, ſich mit der Ecke ihrer Schürze die Thränen abzuwiſchen. Meerſchwämme vergalten ihr nun dieſe Geſchenke ihrer Zärtlichkeit. So ſendet, während Kanonendonner den Großen den Schiffbruch der Großen der Welt anzeigt, die Vorſehung, wenn ſie den Kleinen und Schwachen an demſelben Geſtade einen Trauerfall ankündigen will, denſelben insgeheim die Nachricht durch ein paar Grashalme und ein Trümmerſtück.

Zwölftes Capitel.

Zwei Naturanſichten.

Was wir von den Thieren und Pflanzen geſagt haben, leitet uns darauf, die Gemälde der Natur in einer allgemeineren Beziehung zu betrachten. Verſuchen wir es, die Wunder mit einander ſprechen zu laſſen, die, einzeln angefaßt, uns ſchon ſo viel von der Vorſehung geſagt haben.

Wir werden unſern Leſern zwei Naturanſichten, ein Seeſtück und ein Landſtück, das eine von der Mitte des atlantiſchen Meeres, das andere aus den Forſten der neuen Welt, vorlegen, damit man das Großartige der Scenen nicht den menſchlichen Denkmalen zuſchreibe.

Das Schiff, auf dem wir nach Amerika überfuhren, hatte ſich aus dem Bereich der Länder entfernt; bald war der Raum

nur von dem Doppelazur des Meeres und des Himmels eingeschlossen, er glich einem Tuche, das die künftigen Schöpfungen eines großen Malers aufzunehmen in Bereitschaft steht. Die Farbe des Wassers glich der des flüssigen Glases. Von Abend kam eine Seehohle,*) obgleich der Wind aus Osten blies; von Nord nach Süden dehnten sich ungeheure Wogen aus, die zwischen ihren Vertiefungen weite Ausblicke in die Einöden des Oceans eröffneten. Diese beweglichen Landschaften hatten jede Minute ein anderes Ansehen: bald stellte eine Masse von grünlichen Hügeln Gräberreihen auf einem ungeheuren Kirchhofe dar, bald glichen die Wellen mit ihren gekräuselten Gipfeln weißen Heerden über einer Haide. Oft schien der Raum aus Mangel an einer Vergleichung begrenzt, aber wenn eine Welle sich erhob, eine Woge wie eine ferne Küste sich krümmte, oder eine Schaar Seehunde am Gesichtskreis vorüberschwamm, so öffnete sich plötzlich wieder der Raum vor uns. Besonders dann hatte man die Idee des ausgedehnten Raumes, wenn ein leichter Nebel über die Meeresfläche hinstrich und die Unermeßlichkeit selbst zu vergrößern schien. Oh! wie groß und traurig sind dann die Aussichten auf den Ocean! In welche Träumereien versenken sie dich, sey es, daß die Einbildungskraft in die Nordmeere mitten unter Reife und Stürme sich vertiefe oder an den mittäglichen Meeren auf den Inseln der Ruhe und des Glücks lande!

Oft stand ich mitten in der Nacht auf und setzte mich auf das Verdeck, wo ich Niemand traf, als den wachhabenden Officier und einige Matrosen, die schweigend ihre Pfeifen

*) d. h. die See ging hohl.

rauchten. Man hörte keinen Laut als das Rauſchen des Vordertheils auf den Wellen, während längs den Seiten des Schiffes Feuerfunken mit einem weißen Schaume hinliefen. Gott der Chriſten! vornehmlich in die Waſſer des Abgrunds und die Tiefen des Himmels haſt du die Züge deiner Allmacht eingegraben! Millionen Sterne blinken am dunkeln Azur des Himmelsdoms, der Mond mitten am Firmament, dem uferloſen Meere: das Unendliche am Himmel und auf den Wellen. Nie haſt du mit deiner Größe tiefer mich ergriffen als in jenen Nächten, wo ich zwiſchen den Sternen und dem Ocean ſchwebend, die Unendlichkeit unter meinen Füßen hatte!

Ich bin Nichts; ich bin nur ein einfacher Einſiedler; ich habe oft die Gelehrten über das höchſte Weſen ſtreiten hören und habe ſie nicht begriffen; aber immer habe ich bemerkt, daß dieſes unbekannte Weſen im Anblick großer Naturſcenen ſich dem Menſchenherzen offenbart. Eines Abends (es war tiefe Windſtille) befanden wir uns in den ſchönen Meeren, in denen Virginien's Küſten ſich baden! alle Segel waren beigelegt; ich war auf dem Verdecke beſchäftigt, als ich die Glocke hörte, welche die Schiffsmannſchaft zum Gebete rief; ich eilte, meine Gelübde mit denen meiner Reiſegefährten zu vereinigen. Die Officiere mit den Paſſagieren ſtanden durch einander truppweiſe auf dem Verdeck. Alle ſchritten wir aufrecht ſtehend gegen das Vordertheil des Schiffes, das gegen Abend blickte.

Die Sonnenkugel, nahe am Verſinken in den Fluthen, zeigte ſich zwiſchen dem Tauwerk inmitten der grenzenloſen Räume. Durch das Schwanken des Hintertheils ſchien das ſtrahlende Geſtirn jeden Augenblick den Geſichtskreis zu wechſeln. Einige Wölkchen waren unregelmäßig über die Morgengegend zerſtreut, wo der Mond langſam aufging; ſonſt war der Himmel ganz

rein. Gegen Mitternacht bildete eine Waſſerhoſe, die in allen Farben des Prisma ſchimmerte und ſich wie ein Kriſtallpfeiler, das Himmelsgewölbe tragend, erhob, mit dem Geſtirn des Tages und dem der Nacht ein glänzendes Dreieck.

Wer in dieſem Schauſpiel die Schönheit Gottes nicht erkannt hätte, wäre ſehr zu beklagen. Unwillkührlich rollten mir Thränen aus den Augen, während meine Gefährten ihre Theerkappen abnehmend mit rauher Stimme ihr einfaches Lied an „Unſere Frau zur guten Hilfe", die Schutzpatronin der Seeleute, anhoben. Wie rührend war das Gebet dieſer Menſchen, die auf gebrechlichem Brett mitten im Weltmeer die über den Fluthen untergehende Sonne betrachteten. Wie ging die Anrufung der Mutter der Schmerzen aus dem Munde des armen Matroſen zu Herzen! Das Gefühl unſerer Kleinheit beim Anblick des Unendlichen, unſre Geſänge über die Wogen in die Ferne dringend, die Nacht mit ihren Schlingen nahend, das Wunder unſeres Schiffes mitten unter ſo vielen Wundern, eine fromme Mannſchaft, ergriffen von Bewunderung und Furcht, ein Prieſter hehr im Gebet, Gott über den Abgrund ſchwebend, in einer Hand die Sonne haltend an den Thoren des Abends, mit der andern im Oſten den Mond heraufführend und mitten durch die Unermeßlichkeit der Stimme ſeines Geſchöpfes ein aufmerkſames Ohr leihend —: das vermag Keiner zu malen und kaum iſt des Menſchen Herz im Stand es zu fühlen.

Gehen wir weiter zur Landſcene.

Eines Abends hatte ich mich in einem Wald in der Gegend des Niagarafalles verirrt: bald ſah ich den Tag um mich her erlöſchen, und ich genoß das ſchöne Schauſpiel einer Nacht in den Einöden der neuen Welt in ihrer vollen Einſamkeit.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang zeigte ſich am entgegengeſetzten Horizonte der Mond über den Bäumen. Ein Balſamhauch, den dieſer König der Nächte vom Orient mitbrachte, ſchien ihm wie ſein friſcher Athem durch die Wälder voranzugehen. Langſam ſtieg das einſame Geſtirn am Himmel empor; bald ſetzte es ruhig ſeinen azurnen Weg fort, bald ruhte es auf Wolkengruppen, welche den Gipfeln hoher ſchneebekränzter Berge glichen. Dieſe Wolken, ihre Schleier faltend und entfaltend, rollten ſich bald in durchſcheinenden Atlasgürteln ab, bald zertheilten ſie ſich in leichte Schaumflocken, bald bildeten ſie am Himmel Lager von blendendem Watt, ſo zart für das Auge, daß man ihre Weichheit und Elaſtizität zu fühlen glaubte.

Der Schauplatz auf der Erde war eben ſo entzückend. Die bläulichte und ſammtene Helle des Mondes warf zwiſchen den Bäumen hindurch bis in die tiefſten und dichteſten Schatten ihre Lichtgarben. Der Strom, der zu meinen Füßen floß, verlor ſich jetzt in dem Gehölze, jetzt trat er wieder hervor, glänzend von den nächtlichen Sternbildern, die er in ſeinem Schoße wiederſpiegelte. In einer Savanne jenſeits des Stromes ſchlief der Mondſchein ohne Bewegung auf dem Raſen; vom Winde bewegte, zerſtreute Birken bildeten Schatteninſeln, die auf dem regungsloſen Lichtmeere wogten. Alles wäre Schweigen und Ruhe geweſen ohne den Fall einiger Blätter, ohne den Zug eines Windſtoßes und das Seufzen der Nachteule: aus der Ferne hörte man in Zwiſchenräumen das dumpfe Brauſen des Niagarafalls, das in der Stille der Nacht von Einöde zu Einöde ſich fortzog und endlich in den einſamen Wäldern erſtarb.

Die Großartigkeit und ergreifende Wehmuth, die in dieſem Gemälde lag, läßt ſich in menſchlichen Sprachen nicht aus-

drücken, und die schönsten Nächte Europas können keine Vorstellung davon geben. Umsonst sucht sich auf angebauten Feldern die Ausbildungskraft auszudehnen, überall begegnet sie Menschenwohnungen; aber in jenen wilden Gegenden gefällt sich die Seele darin, in einen Ocean von Wäldern sich zu versenken, über dem Abgrund der Wasserfälle zu schweben, am Ufer der See'n und Flüsse nachzusinnen und so zu sagen allein zu seyn mit Gott.

Dreizehntes Capitel.

Der physische Mensch.

Um diese Ansichten von den Endursachen oder den Beweisen für das Daseyn Gottes aus den Wundern der Natur zu vollenden, haben wir nur noch den physischen Menschen zu betrachten. Wir lassen die Meister reden, welche diesen Gegenstand ergründet haben.

Cicero beschreibt den Leib des Menschen folgendermaßen: „In Beziehung auf die Sinne, durch welche die äußeren Gegenstände zur Kenntniß der Seele kommen, entspricht ihr Bau auf wunderbare Weise ihrer Bestimmung und sie haben ihren Sitz am Kopfe wie an einem befestigten Platze. Die Augen nehmen wie Schildwachen den erhabensten Standpunkt ein, von wo sie durch Entdeckung der Gegenstände ihr Amt verrichten können. Auch den Ohren kam eine solche Stellung zu, da sie bestimmt sind, den Schall, der seiner Natur nach aufwärts

steigt, aufzufassen. Die Nase mußte eine ähnliche Lage erhalten, weil auch der Geruch aufwärts steigt, und sie mußte nahe beim Munde seyn, weil sie uns viel zur Unterscheidung der Getränke und Speisen hilft. Der Geschmack, der uns die Beschaffenheit dessen, was wir genießen, zu fühlen geben soll, sitzt in dem Theile des Mundes, über den die Natur Festes und Flüssiges zum Magen führt. Das Gefühl ist über den ganzen Leib verbreitet, damit wir nirgends einen Druck erhalten oder von der Kälte oder Hitze leiden können, ohne es zu fühlen. Und wie ein Baumeister weder unter die Augen noch unter die Nase des Hausherrn die Kloaken setzt, so hat auch die Natur von unsern Sinnen das entfernt, was ihnen im menschlichen Leibe entspricht.

„Aber welcher andere Werkmeister als die Natur, deren Geschicklichkeit unvergleichlich ist, hätte unsere Sinne so künstlich bilden können? Sie umgab die Augen mit sehr dünnen Gewändern, von vorn durchsichtig, damit man im Sehen nicht gehindert sey, und fest in ihrem Gewebe, um die Augen im Stand zu halten. Sie machte dieselben schlüpfrig und beweglich, damit sie Allem, was sie verletzen könnte, auszuweichen und die Blicke überall hinzurichten vermöchten. Der Stern im Auge, in dem sich die ganze Sehkraft vereinigt, ist so klein, daß er sich leicht dem entziehen kann, was ihm wehe thun könnte. Die Augenlieder, welche das Auge decken, haben eine glatte und weiche Oberfläche, um es nicht zu verwunden. Sey es, daß man aus Furcht vor irgend einem Zufall die Augen schließen, oder daß man sie öffnen will, so sind die Augenlieder gleich zu Diensten und brauchen zu der einen oder andern Bewegung nur einen Augenblick; sie sind so zu sagen mit einem Zaun von Haaren verwahrt, der ihnen dazu dient,

Alles, was den Augen Eintrag thun könnte, abzuhalten, wenn dieselben offen sind, oder sie einzuhüllen, damit sie in Frieden ruhen können, wenn der Schlaf sie schließt und sie uns unbrauchbar macht. Unsere Augen haben zudem noch den Vortheil, daß sie durch Hervorragungen beschützt und vertheidigt sind, denn auf der einen Seite haben sie die Erhöhung der Augenbraunen, um den Schweiß, der von Haupt und Stirne fließt, abzuhalten, auf der andern Seite aber, werden sie von unten her durch die etwas hervortretenden Wangen gesichert. Zwischen beiden ist die Nase wie eine Scheidewand angebracht.

„Was das Gehör betrifft, so bleibt es immer offen, weil wir es immer, sogar im Schlafe, nöthig haben; wenn da ein Schall es trifft, so wachen wir auf. Es hat gewundene Gänge, denn wenn sie gerade und glatt wären, so könnte sich Etwas hineinschleichen . . . . . .

„Und welche Bequemlichkeit gewähren uns die Hände, und welchen Nutzen in den Künsten! Die Finger strecken oder biegen sich ohne die geringste Schwierigkeit, weil ihre Gelenke biegsam sind. Durch ihre Hilfe können die Hände Pinsel und Meisel führen; sie spielen die Leyer, die Flöte. Neben dem Angenehmen ist das Nothwendige nicht vergessen: sie bestellen das Feld, bauen Häuser, bereiten Stoffe und Gewänder, arbeiten in Kupfer und Eisen. Der Geist erfindet, die Sinne prüfen, die Hand führt aus. So, wenn wir Wohnungen haben und Kleidung, Städte, Mauern, Häuser, Tempel, so verdanken wir Alles den Händen u. s. w." De Nat. Deor.

Man muß gestehen, daß die Materie für sich allein eben so wenig den Leib des Menschen für so viele bewundernswürdige Zwecke eingerichtet hat, als die schöne Entwickelung des

römiſchen Orators von einem Schriftſteller ohne Beredſamkeit und Kunſt geſchrieben iſt.

Mehrere Schriftſteller haben bewieſen, und namentlich der Arzt Nieuwentyt, daß die Schranken, innerhalb welcher unſere Sinne ſich bewegen, die zuträglichſten für ſie ſind, und daß wir einer Menge von Unbequemlichkeiten und Gefahren ausgeſetzt wären, wenn unſere Sinne einen größeren oder geringeren Bereich hätten. Galen läßt mitten in einer anatomiſchen Unterſuchung des menſchlichen Leibes das Secirmeſſer fallen und ruft aus:

„O du, unſer Schöpfer! indem ich ein ſo heiliges Geſpräch verfaſſe, glaube ich wahrlich zu deiner Ehre eine Hymne zu ſingen. Ich ehre dich durch Entdeckung der Schönheit deiner Werke mehr, als wenn ich dir ganze Hekatomben von Stieren opferte oder deine Tempel mit dem köſtlichſten Weihrauch erfüllte. Die wahre Frömmigkeit beſteht darin, daß ich mich ſelbſt kenne, und ſodann Anderen zeige, wie groß deine Güte, deine Macht und Weisheit iſt. Deine Güte offenbart ſich in der gleichen Austheilung deiner Geſchenke, die jedem Menſchen die ihm nöthigen Organe zukommen läßt; deine Weisheit zeigt ſich in der Vortrefflichkeit deiner Gaben, und deine Macht in der Ausführung deiner Entwürfe.“

Vierzehntes Capitel.

Der Trieb für's Vaterland.

Gleichwie wir die Naturtriebe der Thiere betrachtet haben, ſo müſſen wir noch Etwas von denen des phyſiſchen Menſchen

ſagen; aber da er die Gefühle verſchiedenartiger Geſchlechter der Schöpfung in ſich vereinigt, z. B. die elterliche Liebe u. ſ. w., müſſen wir eines davon auslesen, das ihm eigenthümlich iſt.

Dieſer dem Menſchen allein zukommende Trieb, der ſchönſte und ſittlichſte aller Triebe, iſt die Vaterlandsliebe. Wenn dieſes Gebot nicht durch ein immer fortwährendes Wunder, auf das wir nur, wie auf ſo viele andere, nicht gehörig aufmerken, aufrecht erhalten würde, ſo würden die Menſchen ſich auf die gemäßigten Himmelsſtriche ſtürzen und den Reſt des Erdballs verödet laſſen. Man kann ſich vorſtellen, welches Elend aus dieſer Vereinigung des Menſchengeſchlechts auf einem einzigen Punkte der Erde entſtände. Um dieß Unglück zu vermeiden, hat die Vorſehung ſo zu ſagen die Füße eines jeglichen Menſchen durch einen unſichtbaren Magnet an den Boden ſeines Geburtslandes geheftet: Islands Eis und Afrikas glühender Sand werden von Menſchen bewohnt.

Es iſt ſogar bemerkenswerth, daß je undankbarer der Boden eines Landes, je rauher das Klima iſt, oder was auf das Gleiche hinausläuft, je mehr Verfolgungen man in dieſem Lande erlitten hat, daſſelbe deſto mehr Reiz für uns gewinnt. Es iſt etwas Seltſames und Erhabenes, daß man durch das Unglück gefeſſelt wird, und daß der Menſch, der nur eine elende Hütte verloren hat, gerade am meiſten Heimweh nach dem väterlichen Dache hat! Der Grund dieſer Erſcheinung iſt, daß der Ueberfluß eines zu fruchtbaren Landes, indem er uns reicher macht, die Einfachheit der natürlichen Bande zerſtört, die ſich aus unſern Bedürfniſſen bilden; wenn man aufhört, ſeine Eltern zu lieben, weil man ſie nicht mehr nöthig hat, ſo hört man in der That auf, ſein Vaterland zu lieben.

Alles bestätigt die Wahrheit dieser Bemerkung. Ein Wilder hängt mehr an seiner Hütte, als ein Fürst an seinem Palast, und der Bergbewohner findet mehr Vergnügen an seinem Berge, als der Bewohner der Ebene an seiner Fläche. Fraget einen schottischen Schäfer, ob er sein Loos mit dem ersten Machthaber der Erde tauschen wolle? Fern von seinem geliebten Clan, verliert er ihn doch nie aus dem Sinn; überall verlangt es ihn zurück nach seinen Heerden, seinen Waldbächen, seinen Wolken. Er verlangt nichts als Gerstenbrod zu essen, Ziegenmilch zu trinken und im Thale die Balladen zu singen, die schon seine Großväter gesungen haben. Er geht zu Grunde, wenn er nicht zu seinem Geburtsorte zurückkommt. Er ist eine Bergpflanze, die ihre Wurzel im Felsen haben muß; sie kann nicht gedeihen, wenn sie nicht von den Winden und vom Regen geschlagen wird: die Erde, das Obdach und die Sonne der Ebene bringen ihr den Tod.

Mit welcher Freude wird er seine Haidehütte wieder sehen! wie wird er begierig die heiligen Reliquien seiner Dürftigkeit durchsuchen!

Wer ist glücklicher als der Eskimo in seinem abscheulichen Vaterlande? Was gelten ihm die Blumen unseres Himmelsstrichs gegen den Schnee von Labrador, unsere Paläste gegen sein rauchiges Loch? Im Frühjahr schifft er sich mit seiner Gattin auf einem Eisschemel ein und wagt sich auf diesem Thron des Sturmgottes, von den Strömungen fortgetrieben, auf die hohe See. Der Berg wiegt seine leuchtenden Gipfel und seine Schneebäume über den Wellen, in seinen Thälern pflegen die Seewölfe der Liebe, und die Walfische begleiten seine Schritte über den Ocean. Der kühne Wilde drückt, auf seiner beweglichen Klippe sich sicher fühlend, das Weib, das

ihm Gott gegeben, ans Herz und findet mit ihr in dieser Mischung von Wollust und Gefahr unbekannte Freuden.

Uebrigens hat dieser Barbar sehr gute Gründe, sein Land und seinen Zustand dem unsrigen vorzuziehen. So entartet uns seine Natur erscheint, so erkennt man doch sowohl in ihm, als in den Künsten, die er treibt, Manches, was die Würde des Menschen enthüllt. Der Europäer verirrt sich alle Tage auf einem Schiffe, dem Meisterstücke menschlichen Kunstfleißes, an derselben Küste, wo der Eskimo auf der Haut einer Seekuh schwimmend, aller Gefahren lacht. Bald hört er hundert Fuß über seinem Haupte den Ocean, der ihn zudeckt, grollen, bald fliegt er auf der Spitze der Wogen gen Himmel: er freut sich in seinem Schlauch mitten in den Wellen, wie sich ein Kind auf glatten Zweigen wiegt in den friedlichen Tiefen eines Waldes. Indem Gott diesen Menschen in die Gegend der Stürme hinstellte, hat er ihm den Stempel der Königswürde aufgedrückt. „Geh" — rief er ihm aus einem Wirbelwinde zu — „ich werfe dich nackt auf die Erde, aber damit man, so elend du bist, doch deine Bestimmung nicht mißkenne, sollst du die Ungeheuer des Meeres mit einem Schilfrohr bändigen und die Stürme dir zu Füßen legen."

So rechtfertigt die Vorsehung, indem sie uns ans Vaterland fesselt, ihre Wege, und wir haben tausend Gründe der Liebe für unser Land. Der Araber vergißt nicht die Kameelsbrunnen, die Gazelle und am wenigsten das Pferd, den Gefährten seiner Reisen; der Neger denkt immer zurück an seine Hütte, seinen Wurfspieß, seinen Bananenbaum und den Pfad des Zebra und des Elephanten.

Man erzählt, ein englischer Schiffsjunge habe eine solche Zuneigung zu dem Schiff, an dessen Bord er geboren war,

gefaßt, daß er es nicht ertragen konnte, auch nur einen Augenblick davon getrennt zu werden. Wenn man ihn ſtrafen wollte, ſo drohte man ihm, ihn an's Land zu ſchicken, und dann lief er mit lautem Geſchrei in den Schiffsraum, um ſich zu verſtecken. Was hatte dieſem Matroſen eine ſolche Zärtlichkeit für ein von den Wellen gepeitſchtes Brett gegeben? Sicher waren es nicht blos örtliche und phyſiſche Verhältniſſe. War es vielleicht irgend eine moraliſche Uebereinſtimmung zwiſchen den Schickſalen des Menſchen und des Schiffes? oder fand er vielmehr ſein Vergnügen daran, ſeine Freuden und Leiden ſo zu ſagen in ſeiner Wiege zu concentriren? Das Herz iſt von Natur geneigt, ſich abzuſchließen; je weniger es ſich der Außenwelt zeigt, deſto weniger Oberfläche bietet es den Verwundungen: darum gefallen ſich ſehr empfindliche Menſchen, wie es im Allgemeinen die Unglücklichen ſind, an engen Aufenthaltsorten. Was das Gefühl an Stärke gewinnt, verliert es an Ausdehnung: als der römiſche Staat auf den Aventin beſchränkt war, ſtarben ſeine Kinder mit Freuden für ihn; als aber ſeine Grenzen die Alpen und den Taurus erreichten, hörten ſie auf ihn zu lieben. Ohne Zweifel war es ein Grund dieſer Art, der bei dem engliſchen Schiffsjungen jene Vorliebe für ſein elterliches Schiff nährte. Unbekannt auf dem Ocean des Lebens ſah er zwiſchen ſich und unſern Schmerzen die Meere ſich erheben, glücklich, nur von ferne die traurigen Ufer der Welt zu betrachten!

Bei den gebildeten Völkern thut die Vaterlandsliebe Wunder. In den Planen Gottes iſt immer eine Stufenfolge: er hat die Neigung zu dem Geburtsorte auf die Natur gegründet, und das Thier theilt bis auf einen gewiſſen Grad dieſen Inſtinct mit dem Menſchen; aber der Menſch treibt

denſelben weiter und macht das zu einer Tugend, was nur ein Gefühl allgemeiner Uebereinſtimmung war: ſo halten die phyſiſchen und moraliſchen Geſetze des Alls durch eine bewundernswürdige Kette zuſammen. Wir zweifeln, ob es ohne Vaterlandsliebe eine einzige wahre Tugend, ein einziges wahres Talent geben könne. Im Kriege bewirkt dieſe Leidenſchaft Wunder, in den Wiſſenſchaften hat ſie Homer und Virgil gebildet. Der blinde Dichter malt vornehmlich die Sitten Joniens, wo er geboren war, und der Schwan von Mantua unterhält ſich mit Erinnerungen an ſeinen Geburtsort. Seine Geburt in einer Hütte und ſeine Vertreibung aus dem Erbe ſeiner Väter, dieſe beiden Umſtände ſcheinen vorzüglich Einfluß auf ſeinen Geiſt gehabt zu haben; ſie haben ihm jenen Zug der Traurigkeit gegeben, der eine ſeiner Hauptſchönheiten ausmacht: er erinnert unaufhörlich an dieſe Ereigniſſe, und man ſieht, daß er immer an dieſes Argos zurückdenkt, wo er ſeine Jugend zugebracht hatte:

Et dulces moriens reminiscitur Argos.

Aen. X, 782.

Doch erſt die chriſtliche Religion hat der Vaterlandsliebe das rechte Maß verliehen. Bei den Alten hat dieſes Gefühl zu Verbrechen geführt, weil es zum Uebermaß getrieben wurde. Das Chriſtenthum hat daraus eine Hauptliebe, aber nicht eine ausſchließende Liebe gemacht. Es gebietet uns vor Allem gerecht zu ſein, es will, daß wir Adam's ganze Familie lieb haben ſollen, weil ſie die unſrige iſt, obgleich unſere Mitbürger das erſte Recht auf unſere Zuneigung haben. Dieſe Moral war vor der Sendung des Geſetzgebers der Chriſten unbekannt; mit Unrecht wurde ſchon behauptet, er habe die Leidenſchaften vernichten wollen: Gott zerſtört nicht ſein eigenes

Werk. Das Evangelium ist nicht der Tod des Herzens, es ist seine Regel. Es ist für unsere Gefühle, was der Geschmack für die Künste ist: es nimmt ihnen das Uebertriebene, Falsche, Gemeine, Niedrige, und läßt ihnen, was sie Schönes, Wahres, Weises haben. Die christliche Religion ist, wohl verstanden, nichts als die ursprüngliche Natur, von der Erbsünde befreit.

Den Instinct, der uns an unser Land kettet, fühlen wir besonders bei einer Entfernung von demselben. In Ermangelung der Wirklichkeit sucht man sich an Träumen zu weiden; das Herz ist in allen Täuschungen erfahren, und wer an der Weiberbrust genährt wurde, hat am Becher der Illusionen getrunken. Bald wird man eine Hütte wie das Vaterhaus eingerichtet haben, bald einem Wald, einem Thal, einem Hügel von den süßen Benennungen des Vaterlands einige geben. Andromache gibt einem Bache den Namen Simois; und welche rührende Wahrheit liegt in diesem kleinen Bache, der einen großen Fluß des Geburtslandes vorstellt. Fern von den Gestaden, wo wir geboren wurden, ist die Natur wie verkleinert und scheint nur der Schatten des Verlorenen.

Ein anderer Kunstgriff des Triebes für's Vaterland ist es, daß wir einen hohen Werth auf einen an sich werthlosen Gegenstand legen, der aus unserem Lande stammt, und den wir in die Verbannung mitgenommen haben. Die Seele scheint sich auf unbelebte Gegenstände, die unser Loos getheilt haben, auszudehnen, ein Theil unseres Lebens heftet sich an das Lager, worauf unser Glück ruhte, namentlich aber an das, wo unser Unglück wachte.

Um die Sehnsucht der Seele, die man außerhalb des Vaterlandes empfindet, zu bezeichnen, sagt das Volk: Dieser

Mensch hat das Heimweh. Und in der That, es ist ein Weh, das nur durch die Rückkehr geheilt wird. Aber wenn die Abwesenheit auch nur einige Jahre gedauert hat, was trifft man im Geburtslande? Wie viele Menschen von denen, die wir lebenskräftig dort zurückgelassen haben, sind noch am Leben? Da sind Gräber, wo Paläste waren, da, wo Gräber waren, Paläste. Das väterliche Feld ist dem Gesträuch oder einem fremden Pflug überlassen, und der Baum, unter dem man ernährt wurde, ist umgehauen.

In Luisiana waren bei zwei benachbarten Pflanzern zwei Sklavinnen, eine Negerin und eine Wilde. Diese Frauen hatten jede ein Kind, die Negerin ein Mädchen von zwei Jahren, die Indianerin einen Sohn vom gleichen Alter; dieser starb. Die zwei Mütter waren über einen Ort in der Wüste eins geworden, an welchen sie sich drei Nächte nach einander begaben; die eine brachte ihr todtes, die andere ihr lebendes Kind, die eine ihren Manitu, die andere ihren Fetisch; sie erstaunten nicht, sich so in der gleichen Religion zu finden, denn Beide waren unglücklich. Die Indianerin machte die Hausehre der Wüste. „Das ist der Baum meines Landes — sagte sie zu ihrer Freundin — setze dich, um zu weinen.“ Dann hingen sie nach den Leichengebräuchen der Wilden ihre Kinder in die Zweige eines Ahorns oder Sassafras und wiegten sie, die Weisen ihrer Länder singend.

Diese mütterlichen Spiele, welche oft die Unschuld eingeschläfert hatten, konnten den Tod nicht erwecken! So trösteten sich die zwei Frauen, von deren eine ihr Kind und ihre Freiheit, die andere ihre Freiheit und ihr Vaterland verloren hatte: man tröstet sich mit Thränen.

Ein Franzoſe, der während der Schreckenszeit fliehen mußte, ſoll für einige Pfennige, die ihm übrig geblieben waren, einen Nachen auf dem Rhein gekauft und ſich mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Kindern darauf geſetzt haben. Da er kein Geld hatte, ſo gab es für ihn keine Gaſtfreundſchaft. Wenn man ihn von einem Ufer wegjagte, ſo fuhr er, ohne ſich zu beklagen, an das andere; oft an beiden Ufern verfolgt, war er genöthigt mitten im Fluß Anker zu werfen. Um ſeine Familie zu ernähren, fing er Fiſche, aber die Menſchen machten ihm auch dieſe Hilfe der Vorſehung ſtreitig. Nachts ging er, trockenes Gras zu ſammeln, um ein wenig Feuer zu machen, und ſeine Frau blieb in der tödtlichſten Angſt bis zu ſeiner Rückkehr. Mitten zwiſchen vier gebildeten Völkern war dieſe Familie genöthigt, wie Wilde zu leben, und hatte auf der ganzen Erde keinen Winkel Land, worauf ſie den Fuß zu ſetzen wagen durfte: ihr einziger Troſt beſtand darin, daß ſie in Frankreichs Nähe umherirrend, bisweilen die Luft athmen durfte, die über ihre Heimath gegangen war.

Wenn man uns fragte, was denn die ſtarken Bande ſeien, durch die wir an unſere Geburtsſtätte gekettet ſind, ſo hätten wir Mühe zu antworten. Es iſt vielleicht das Lächeln einer Mutter, eines Vaters, einer Schweſter; es iſt vielleicht das Andenken des alten Lehrers, der uns erzogen, oder der Geſpielen unſerer Kindheit; es iſt vielleicht die Sorgfalt, die eine Amme, ein alter Diener auf uns gewendet; kurz, es ſind die einfachſten, wenn man will, kleinlichſten Umſtände; ein Hund, der Nachts auf dem Felde bellte, eine Nachtigall, die jedes Jahr wieder auf das Baumgut kam, das Schwalbenneſt am Fenſter, der Kirchthurm, den man über den Bäumen hervorblicken ſah, der Eibenbaum des Kirchhofs, das gothiſche

Grabmahl: das ist Alles; aber diese kleinen Mittel beweisen nur um so besser die Wirklichkeit einer Vorsehung, da sie nicht die Quelle der Vaterlandsliebe oder der großen Tugenden sein können, welche diese Liebe erzeugt, wenn nicht höherer Wille es also geordnet hätte.

Sechstes Buch.

Unsterblichkeit der Seele, bewiesen aus der Moral und dem Gefühle.

Erstes Capitel.

Verlangen des Menschen nach Glückseligkeit.

Wenn es auch keine anderen Beweise für das Dasein Gottes gäbe, als die Wunder der Natur, so sind diese Beweise schon so stark, daß sie jeden Menschen, der nur die Wahrheit sucht, zu überzeugen im Stande sind. Aber wenn Diejenigen, welche die Vorsehung läugnen, ohne sie die Wunder der Schöpfung nicht erklären können, so sind sie doch noch mehr in Verlegenheit, den Einwürfen ihres eigenen Herzens zu antworten. Wenn sie dem höchsten Wesen entsagen, möchten sie auch dem andern Leben entsagen, und doch treibt sie ihre Seele, sie tritt ihnen gleichsam vor Augen und zwingt sie, trotz aller Sophismen, ihr Dasein und ihre Unsterblichkeit zuzugeben.

Man sage uns zuerst, wann die Seele im Grabe erlischt, woher kommt der Trieb nach Glückseligkeit, der uns quält? Unsere Leidenschaften können hienieden leicht sich sättigen: die Liebe, der Ehrgeiz, der Zorn haben manchen sicheren Genuß, aber das Bedürfniß der Glückseligkeit ermangelt allein der Befriedigung, wie eines Gegenstandes, denn man weiß nicht, was das Glück ist, das man begehrt. Man muß gestehen, wenn Alles Materie ist, so hat sich die Natur hier seltsam getäuscht: sie hat ein Gefühl geschaffen, das sich auf Nichts anwenden läßt.

Es ist gewiß, daß unsere Seele ewig verlangt; kaum hat sie den Gegenstand ihrer Lüsternheit erlangt, so verlangt sie aufs Neue: die ganze Welt genügt ihr nicht. Das Unendliche ist das einzige Feld, das ihr zusagt; sie verliert sich gern in den Zahlen und liebt es, die größten wie die kleinsten Dimensionen zu umfassen. Voll, aber nicht gesättigt von dem, was sie verschlungen hat, stürzt sie sich in den Schooß Gottes, worin sich die Ideen des Unendlichen in Vollkommenheit, in Zeit und in Raum vereinigen, aber sie versenkt sich in die Gottheit nur, weil die Gottheit voll Dunkel ist, Deus absconditus. Erhielte sie von derselben eine klare Anschauung, so würde sie sich von ihr abwenden, wie von allen Gegenständen, die sie messen kann. Man könnte selbst sagen, das geschehe mit einigem Rechte: denn wenn die Seele den ewigen Urgrund ganz sich erklären könnte, so wäre sie höher als derselbe oder wenigstens ihm gleich. Denn unter den göttlichen Dingen besteht eine andere Ordnung als unter den menschlichen; die Macht eines Königs kann ein Mensch begreifen, ohne König zu sein, aber ein Mensch, der Gott begriffe, wäre Gott.

Die Thiere werden von der Hoffnung, welche des Menschen Herz offenbart, nicht beunruhigt; sie erreichen auf der Stelle ihr höchstes Glück, ein wenig Gras befriedigt das Lamm, ein wenig Blut sättigt den Tiger. Wenn man mit einigen Philosophen behauptete, daß die verschiedene Einrichtung der Organe den einzigen Unterschied zwischen uns und dem Thiere bilde, so könnte man diese Behauptung für die rein sinnlichen Handlungen gelten lassen; aber was nützt meine Hand meinem Gedanken, wenn ich in der Stille der Nacht in die Räume mich aufschwinge, um den Regierer der Welten zu finden? Warum macht es der Stier nicht wie ich? seine Augen genügen ihm, und wenn er meine Füße oder Arme hätte, so wären sie ihm dazu ganz unnütz. Er kann sich auf den Rasen legen, den Kopf zum Himmel erheben und mit seinem Brüllen das unbekannte Wesen anrufen, das diese Unendlichkeit erfüllt. Doch nein: er zieht den Rasen vor, den er mit Füßen tritt, und befragt nicht oben am Firmamente die Sonnen, die der große Beweis für Gottes Dasein sind. Gefühllos ist er für das Schauspiel der Natur, ohne entfernt daran zu denken, daß er selbst unter den Baum, wo er ruht, als ein kleiner Beweis des göttlichen Verstandes hingeworfen ist.

Das einzige Geschöpf, das nach außen sucht, das sich nicht selbst sein Alles ist, ist der Mensch. Man sagt, das Volk kenne diese Unruhe nicht. Es ist ohne Zweifel weniger unglücklich als wir: denn es ist von seinen Wünschen durch seine Arbeiten abgezogen, es löscht seinen Durst nach Glückseligkeit in seinem Schweiß. Aber wenn man es sechs Tage fast sich aufzehren sieht, um am siebenten einige Freuden zu genießen, wenn es stets Ruhe hoffend und nie sie findend zum Sterben kommt ohne mit Wünschen aufzuhören, kann man da sagen,

es theile nicht den geheimen Hang aller Menschen nach einem unbekannten Wohlsein? Wenn man behauptet, dieser Wunsch sei bei ihm wenigstens auf's Irdische beschränkt, so ist dieß nichts weniger als gewiß. Gebt dem ärmsten Menschen die Schätze der Welt, lasset seine Arbeit aufhören und befriediget seine Bedürfnisse: so wird er, ehe ein paar Monate verflossen sind, dem Ueberdruß und der Hoffnung anheimfallen.

Ist es aber auch wahr, daß das Volk, selbst in seinem Elende, das Verlangen nach dem Glück, das jenseits dieses Lebens liegt, nicht kennt? Woher kommt jener schwermüthige Hang, den man beim Landmann bemerkt? Oft sahen wir an einem Sonn- oder Festtage, wenn das Dorf zur Kirche gegangen war, um den Herrn der Ernte, der das gute Korn vom Unkraut scheidet, anzuflehen, einen Bauer allein an der Thüre seiner Hütte zurückbleiben: er horchte auf den Schall der Glocke, seine Stellung zeugte von Nachdenken, von dem ihn weder die Sperlinge auf der benachbarten Scheune, noch die Insekten, die um ihn her summten, abzogen. Diese edle Menschengestalt gleich einer Götterstatue auf die Schwelle einer Hütte gestellt, diese hohe Stirne, zwar mit Sorgen beladen, diese Schultern, von einem schwarzen Haar beschattet, die sich noch erheben, wie um den Himmel zu stützen, obgleich unter der Last des Lebens gebeugt, dieß ganze majestätische Wesen, obschon in einem elenden Aufzuge: — dachte es an Nichts? oder kümmerte es sich nur um irdische Dinge? Nein, so war nicht der Ausdruck der halb geöffneten Lipren, des regungslosen Körpers, des zur Erde gehefteten Blickes: er dachte beim Klang der Kirchenglocke an Gott.

Wenn man unmöglich läugnen kann, daß der Mensch bis zum Grabe hofft, wenn es gewiß ist, daß die Güter der Erde,

weit entfernt, unſere Wünſche zu befriedigen, nur in die Seele graben und ihre Leere vergrößern, ſo muß man ſchließen, daß es Etwas gebe über der Zeit. Der heil. Auguſtin ſagt: die Bande dieſer Welt haben eine wirkliche Härte und eine erlogene Luſt, ſichere Schmerzen, unſichere Freuden; ſchwere Arbeit, ängſtliche Ruhe, eine Wirklichkeit voll Elend und eine leere Hoffnung auf Glück." Wir wollen uns darüber nicht beklagen, daß das Verlangen nach Glückſeligkeit in dieſer Welt, und ſein Ziel in der andern liegt, ſondern darin vielmehr Gottes Güte bewundern. Da man früher oder ſpäter aus dieſer Welt ſcheiden muß, ſo hat die Vorſehung jenſeits der Grenze einen Reiz verlegt, der uns anzieht, um unſere Furcht vor dem Grabe zu vermindern. Wenn eine Mutter ihr Kind veranlaſſen will, über ein Hinderniß zu ſteigen, ſo hält ſie ihm auf der andern Seite etwas Angenehmes vor, um es zu dem Schritte zu bewegen.

Zweites Capitel.

Von der Reue und dem Gewiſſen.

Das Gewiſſen gibt uns einen zweiten Beweis für die Unſterblichkeit der Seele. Jeder Menſch hat mitten in ſeinem Herzen einen Richterſtuhl, wo er anfängt ſich ſelbſt zu richten in der Erwartung, daß der höchſte Richter ſeinen Urtheilsſpruch beſtätige. Wenn das Laſter nur eine phyſiſche Folge unſerer Organiſation iſt, woher kommt die Angſt, welche die Tage eines verbrecheriſchen Glückes ſtört? Warum iſt die Reue ſo ſchrecklich, daß man lieber der Armuth und der ganzen

Strenge der Tugend sich unterwirft als unrechtmäßiges Gut sich aneignet? Warum ist eine Stimme in dem Blute, ein Wort im Steine? der Tiger zerreißt seine Beute und schläft, der Mensch wird ein Mörder und wacht. Er sucht einsame Orte, und doch schreckt ihn die Einsamkeit; er schleppt sich um die Gräber und hat doch Furcht vor den Gräbern. Sein Blick ist unstät und unruhig, er wagt nicht an die Wand des Festsaales zu blicken, aus Furcht schreckliche Worte darauf zu lesen. Seine Sinne scheinen schärfer geworden zu sein, um ihn zu quälen; er sieht mitten in der Nacht drohende Lichter; er ist stets umgeben vom Geruch des Blutbades und entdeckt in dem selbstbereiteten Gerichte den Giftgeschmack; sein Ohr hört mit seltsamer Feinheit ein Geräusch, wo Jedermann nur die tiefste Stille wahrnimmt, und unter den Kleidern seines Freundes, der ihn umarmt, glaubt er den verborgenen Dolch zu spüren.

O Gewissen! du sollst nur ein Gebilde der Einbildungskraft oder die Furcht vor menschlichen Strafen sein? Ich lege mir die Frage vor: „Wenn du durch einen bloßen Wunsch einen Menschen in China tödten und in Europa sein Vermögen erben könntest mit der übernatürlichen Gewißheit, daß man nichts davon erfahre, würdest du zu dem Wunsche dich verstehen?“ — Ich mag meine Armuth größer machen als sie ist, ich mag das Verbrechen des Mords durch die Voraussetzung schwächen, daß durch meinen Wunsch der Chinese plötzlich ohne Schmerz stirbt, daß er keinen Erben hat, daß bei seinem Tode seine Güter selbst für den Staat verloren sind; ich mag mir vorstellen, der Fremdling sei von Krankheit und Kummer niedergedrückt; ich mag mir vorsprechen, der Tod sei eine Wohlthat für ihn, er wünsche ihn selbst und habe nicht

mehr als einen Augenblick noch zu leben: trotz all dieser eitlen Ausflüchte höre ich im Grunde meines Herzens eine Stimme, welche so stark gegen den bloßen Gedanken einer solchen Voraussetzung sich vernehmen läßt, daß ich keinen Augenblick an der Realität des Gewissens zweifeln kann.

Es ist also eine traurige Nothwendigkeit, die Gewissensbisse läugnen zu müssen, um die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes zu läugnen. Doch wissen wir wohl, daß der Atheismus auf die Spitze getrieben zu dieser schmählichen Läugnung seine Zuflucht nimmt. Der Sophist rief in einem Anfall der Gicht: „O Schmerz, niemals werde ich gestehen, daß du ein Uebel bist!“ Und wenn es wahr wäre, daß es so unglückliche Menschen gegeben, welche die Stimme des Gewissens erstickt haben, was würde daraus folgen? Beurtheilen wir den, welcher den Gebrauch seiner Glieder hat, nicht nach dem Lahmen, der die seinigen nicht gebraucht: das Verbrechen auf seinem höchsten Grade gleicht einem Gifte, welches das Gewissen zerfrißt: wer die Religion wegwirft, hat das einzige Mittel zerstört, welches in den todten Theilen des Herzens die Empfindung wiederherstellen könnte. Die bewundernswürdige Christus-Religion war eine Art Ergänzung für das, was dem Menschen fehlte. Fehlte man aus Uebermaß, wegen zu großen Glückes oder aus Heftigkeit des Charakters, so war sie da mit der Erinnerung an den Unbestand des Glücks und die Gefahr des Ungestüms. War man dagegen aus Mangel der Sünde ausgesetzt, aus Noth und Armuth oder aus Gleichgiltigkeit der Seele, so lehrte sie den Reichthum verachten, während sie zugleich unser Eis schmolz, und uns so zu sagen Leidenschaften gab. Gegen den Verbrecher insbesondere war ihre Liebe unerschöpflich; es gab keinen noch so

befleckten Menschen, dem sie nicht die Reue gestattete, keinen noch so ekelhaften Aussätzigen, den sie nicht mit ihren reinen Händen berührte. Für die Vergangenheit verlangte sie nur die Buße, für die Zukunft nur eine Tugend: „Wo die Sünde mächtig ist — sagte sie — da ist die Gnade noch viel mächtiger.“ (Röm. V. 20.) Immer bereit, sich an den Sünder zu wenden, hatte der Sohn Gottes seine Religion als ein zweites Gewissen hingestellt für den Schuldigen, der sein natürliches Gewissen verloren hatte, als ein evangelisches Gewissen, voll Mitleid und Milde, dem Christus das Recht zu begnadigen eingeräumt hatte, das dem ersten fehlt.

Nach den Gewissensbissen, welche auf die böse That folgen, ist es unnöthig, von dem Vergnügen zu reden, das die Tugend begleitet. Die innere Zufriedenheit, die man bei einer guten Handlung empfindet, ist ebenso wenig eine Wirkung der Materie, als der Vorwurf des Gewissens bei einer schlechten Handlung die Furcht vor den Gesetzen ist.

Wenn Sophisten behaupten, die Tugend sei nur verkleidete Eigenliebe und das Mitleid nur Selbstliebe, so fragen wir sie nicht, ob sie nie bei Unterstützung eines Unglücklichen Etwas in ihrem Busen verspürt haben, oder ob nur die Furcht vor einem Rückfall in die Kindheit sie beim Anblick eines unschuldigen Neugebornen rührt. Die Tugend und die Thränen sind für die Menschen die Quelle der Hoffnung und die Grundlage des Glaubens: wie sollte nun aber der an Gott glauben, der weder an die Wirklichkeit der Tugend, noch an die Wahrheit der Thränen glaubt?

Wir glaubten unsere Leser zu beleidigen, wenn wir uns länger dabei aufhielten zu zeigen, wie die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes aus der innern Stimme, die

man Gewiſſen nennt, ſich beweiſen laſſen. „Es gibt, ſagt Cicero, im Menſchen eine Macht, welche zum Guten antreibt und vom Böſen abhält, nicht allein älter als die Entſtehung der Völker und der Städte, ſondern ſo alt als der Gott, der Himmel und Erde geſchaffen hat und regiert. Denn die Vernunft iſt eine weſentliche Eigenſchaft der göttlichen Intelligenz; und dieſe Vernunft, die in Gott iſt, entſcheidet nothwendig darüber, was Laſter oder Tugend iſt.“

Drittes Capitel.

Es gibt keine Moral, wenn es kein anderes Leben gibt.

Muthmaßung zu Gunſten der Seele auf den Grund der Ehrfurcht des Menſchen vor den Gräbern.

Die Moral iſt die Grundlage der Geſellſchaft; iſt aber Alles an uns Materie, ſo gibt es in der That weder Laſter noch Tugend und folglich keine Moral. Unſere Geſetze, die immer nur relativ und veränderlich ſind, können der ſtets abſoluten und unveränderlichen Moral keine Stütze geben; dieſe muß alſo ihre Quelle in einer beſtändigeren Welt als der unſrigen haben und ſicherere Bürgen beſitzen als flüchtige Belohnungen und vorübergehende Strafen. Einige Philoſophen haben geglaubt, die Religion ſei erfunden worden, um ſie zu ſtützen; ſie merkten aber nicht, daß ſie dabei die Wirkung für die Urſache nahmen. Nicht die Religion fließt aus der Moral, ſondern die Moral entſpringt aus der Religion, da, wie geſagt, die Moral ihr Prinzip nicht im phyſiſchen

Menſchen oder in der bloßen Materie haben kann, und weil es gewiß iſt, daß die Menſchen, wenn ſie das Gottesbewußtſein verlieren, ſich trotz der Geſetze und der Scharfrichter in alle Verbrechen ſtürzen.

Eine Religion, welche ſich über den Trümmern des Chriſtenthums erheben und es dem Evangelium zuvorthun wollte, hat in unſern Kirchen das Gebot des Dekalogs aufgerollt: Kinder, ehret eure Eltern! Warum haben die Theophilanthropen den letzten Theil des Gebots: „damit ihr lange lebet“ weggelaſſen? Weil eine geheime Erbärmlichkeit belehrte, daß der Menſch, der Nichts hat, auch Nichts geben kann. Wie hätte der Jahre verſprechen können, der nicht ſicher iſt, zwei Augenblicke zu leben? Du ſchenkſt mir Leben, hätte man zu ihm geſagt, und ſiehſt nicht, daß du in Staub zerfällſt! Wie Jehova verſicherſt du mich eines langen Lebens, haſt du wie Er die Ewigkeit, um Lebenstage draus zu ſchöpfen? Unbeſonnener! die Stunde, in der du lebſt, iſt nicht dein, du haſt nichts eigen als den Tod; was willſt du alſo aus der Tiefe deines Grabes ziehen als das Nichts, um meine Tugend zu belohnen?

Endlich gibt es auch noch einen weiteren moraliſchen Beweis für die Unſterblichkeit, den man nicht übergehen darf: es iſt die Verehrung, welche die Menſchen den Gräbern widmen. Dort iſt durch einen unüberwindlichen Reiz das Leben an den Tod gebunden, dort zeigt ſich die menſchliche Natur über die übrige Schöpfung erhaben und verkündigt ihre hohe Beſtimmung. Kennt das Thier den Sarg? bekümmert es ſich um ſeine Aſche? Was gehen es die Gebeine ſeines Vaters an? oder vielmehr, weiß es, wer ſein Vater iſt, nachdem die Bedürfniſſe ſeiner Jugend befriedigt ſind? Woher kommt

uns die mächtige Idee, die wir von dem Hinscheiden haben? Verdienten einige Staubkörner unsere Huldigung? Nein, gewiß nicht! Wir verehren die Asche unserer Voreltern, weil eine Stimme uns sagt, daß nicht Alles in ihr erloschen ist. Und diese Stimme ist es, die dem Leichenbegängnisse bei allen Völkern der Erde die Weihe gibt: alle sind auf gleiche Weise überzeugt, daß der Schlaf nicht lange dauert, selbst nicht im Grabe, und daß der Tod nur eine herrliche Umgestaltung ist.

Viertes Capitel.

Von einigen Einwürfen.

Ohne allzusehr in die metaphysischen Beweise, die wir sorgfältig vermeiden wollten, uns einzulassen, wollen wir doch versuchen, auf einige Einwürfe, die man ewig wieder vorbringt, zu antworten. Da Cicero nach Platon behauptet, es gebe kein Volk, das nicht irgend welche Vorstellung von Gott habe, so wurde diese allgemeine Uebereinstimmung der Völker, welche die alten Philosophen als ein Gesetz der Natur betrachteten, durch die Ungläubigen der Neuzeit geläugnet. Sie versicherten, daß gewisse Wilde gar keine Kenntniß von einem göttlichen Wesen haben.

Die Gottlosen bemühen sich vergeblich die Schwäche ihrer Sache zuzudecken: aus ihren Gründen ergibt sich, daß ihr System nur auf Ausnahmen gegründet ist, während der Deismus der allgemeinen Regel folgt. Sagt man, das

Menſchengeſchlecht glaube an Gott, ſo ſtellt man dir zuerſt dieſe oder jene Wilden, ſodann gewiſſe einzelne Perſonen, endlich ſich ſelbſt entgegen. Behauptet man, der Zufall habe die Welt nicht ſo geſtalten können, weil nur ein günſtiger Wurf gegen unberechenbar viele Möglichkeiten geſtanden wäre, ſo gibt es der Ungläubige zu, antwortet aber, dieſer Wurf ſei einmal gefallen: das iſt im Ganzen die Art zu ſchließen; ſo daß nach dem Atheiſten die Natur ein Buch iſt, wo die Wahrheit immer in der Note, nie im Texte ſteht, eine Sprache, deren Weſen und Geiſt allein die Härten ausmachen.

Wenn man übrigens die angeblichen Ausnahmen zu prüfen verſucht, ſo entdeckt man, daß ſie entweder von örtlichen Urſachen abhängen oder unter das aufgeſtellte Geſetz fallen. So iſt es z. B. falſch, daß es Wilde gibt, die keinen Begriff von Gott haben. Die Reiſenden, welche dieß behauptet hatten, wurden von andern, beſſer unterrichteten Reiſenden Lügen geſtraft. Unter den Ungläubigen der Wälder hatte man die kanadiſchen Wilden genannt. Nun wohl! wir haben ſie geſehen, dieſe Sophiſten von der Hütte, welche aus dem Buche der Natur, wie unſere Philoſophen aus dem ihrigen, gelernt haben mußten, daß es weder einen Gott noch eine Zukunft für den Menſchen gibt; dieſe Indianer ſind abgeſchmackte Barbaren, welche die Seele eines Kindes in einer Taube oder in einem Büſchel Sinnpflanzen erblicken. Die Mütter unter ihnen ſind unſinnig genug, auf die Gräber ihrer Kinder ihre Milch auszudrücken, und ſie geben dem Menſchen im Grabe die nehmliche Lage, die er im Mutterleib hatte. Sie wollen damit ausdrücken, daß der Tod nur eine zweite Muter ſei, die uns in ein anderes Leben gebäre. Der Atheis-

mus wird niemals mit diesen Völkern etwas ausrichten, welche der Vorsehung Wohnung, Nahrung und Kleidung verdanken, und wir rathen den Ungläubigen, diesen bestochenen Bundesgenossen zu mißtrauen, welche heimlich vom Feinde Geschenke bekommen.

Ein anderer Einwurf ist dieser: „Weil der Geist mit dem Alter zu- und abnimmt, weil er den Veränderungen der Materie folgt, so ist er selbst materieller Natur, folglich theilbar und der Zerstörung unterworfen."

Entweder sind Geist und Körper zwei verschiedene Wesen, oder sie sind nur ein Wesen. Sind sie zwei, so müßt ihr zugeben, daß der Geist in dem Körper enthalten ist; daraus folgt, daß, so lange die Vereinigung besteht, der Geist bis zu einem gewissen Grade von den Banden abhängt, die ihn einschließen. Er muß nach den Verhältnissen seiner Hülle sich zu erheben oder abzunehmen scheinen. Der Einwurf besteht also nicht neben der Voraussetzung, daß Geist und Körper zwei verschiedene Substanzen seien.

Wer aber annimmt, sie seien nur ein Ganzes und haben das Leben und den Tod gemeinschaftlich, der ist gehalten, seine Behauptung zu beweisen. Jedoch ist es seit lange bewiesen, daß der Geist von der Bewegung und den andern Eigenschaften der Materie wesentlich verschieden ist, da er weder Ausdehnung noch Theilbarkeit besitzt.

So fällt der Einwurf gänzlich in sich zusammen, da Alles auf die Frage ankommt, ob Materie und Gedanke Eines und Dasselbe sind, was sich ohne Abgeschmacktheit nicht behaupten läßt.

Ueberdieß darf man sich nicht einbilden, es sei unmöglich, diese Schwierigkeit gründlich anzugreifen, da man durch das

Geſetz der Verjährung ſie aus dem Wege zu räumen verſuche. Man kann beweiſen, daß der Geiſt ſelbſt dann, wenn er den Zufällen des Leibes zu folgen ſcheint, die unterſcheidenden Merkmale ſeines Weſens bewahrt. Die Atheiſten führen z. B. triumphirend die Narrheit, die Hirnbeſchädigungen, den Fieberwahnſinn an; um ihr Syſtem zu ſtützen, ſind ſie genöthigt, das Elend der Menſchheit für ihre Sache zu Hilfe zu rufen. Aber was beweiſen denn dieſe Fieber, dieſe Narrheit (welche der Atheismus, d. h. der Geiſt des Böſen, mit Recht als Beweis für ſeine Wirklichkeit in Anſpruch nimmt)? Ich ſehe eine regelloſe Einbildungskraft, aber eine regelmäßige Beurtheilungskraft. Der Narr und der Kranke nehmen Gegenſtände wahr, welche nicht exiſtiren; aber ſie urtheilen über dieſelben nicht falſch; ſie ziehen aus einer unwirklichen Urſache geſunde, richtige Folgerungen.

Etwas ähnliches begegnet dem Fieberkranken: ſeine Seele iſt in dem Theile verdunkelt, wo die Bilder ſich reflektiren, weil die Schwachheit der Sinne nur trügeriſche Vorſtellungen ihm zuführt, aber die Region der Ideen bleibt unverſehrt und unverändert. Und wie ein Feuer von gemeinen Stoffen nichts deſtoweniger ein reines Feuer iſt, obſchon es ſich von unreinen Dingen nährt, ſo ſchwingt ſich auch der Gedanke, die himmliſche Flamme, unverwüſtlich und unſterblich aufwärts aus Verderbniß und Tod.

Was ferner den Einfluß des Klimas auf den Geiſt betrifft, welcher als Beweis für die Sinnlichkeit des Gedankens benützt wurde, ſo bitten wir die Leſer um einige Aufmerkſamkeit auf unſere Antwort; denn ſtatt einen Einwurf aufzulöſen, ziehen wir gerade aus dem, was man uns entgegenhält, einen Beweis für die Unſterblichkeit der Seele.

Man hat bemerkt, daß sich die Natur gegen Mitternacht und Mittag hin kräftiger zeigt: zwischen den Tropen finden sich die größten vierfüßigen Thiere, die größten Reptilien, die größten Vögel, die größten Flüsse und die höchsten Berge, und in den nördlichen Gegenden leben die mächtigen Cetaceen, und trifft man den ungeheuren Fucus und die Riesenfichte. Wenn Alles Wirkung der Materie ist, Zusammensetzung der Elemente, Kraft der Sonne, Ergebniß von Kälte und Wärme, Trockenem und Flüssigem, warum ist allein der Mensch von dem allgemeinen Gesetz ausgenommen? Warum erweitert sich nicht seine physische und moralische Fähigkeit mit der des Elephanten unter der Linie und der des Walfisches unter dem Pole? Sagt man, er ist, wie der Stier, ein Thier aller Länder? Aber der Stier behält in jedem Klima seinen Instinkt, und beim Menschen machen wir eine ganz verschiedene Wahrnehmung.

Weit entfernt, nach dem allgemeinen Gesetze der Wesen da, wo die Materie eine größere Thätigkeit entwickeln soll, stärker zu werden, wird der Mensch im Gegentheil in dem Verhältniß schwächer, in welchem die thierische Schöpfung um ihn her wächst. Der Indianer, der Peruvianer, der Neger im Süden, der Eskimo, der Lappe im Norden sind hiefür ein Beweis. Ja noch mehr, Amerika, wo die Mischung der Moräste und der Wasser der Vegetation die ganze Kraft eines Urwaldes gibt, Amerika wirkt auf die Menschenstämme verderblich ein, obgleich dieser schädliche Einfluß täglich geringer wird, je mehr das materielle Prinzip geschwächt wird. Der Mensch hat nur in den Gegenden seine volle Energie, wo die weniger lebensthätigen Elemente dem Gedanken einen freieren Lauf lassen; wo dieser Gedanke, so zu sagen, seiner

irdiſchen Bekleidung entledigt, in keiner ſeiner Bewegungen und Fähigkeiten geſtört iſt.

Man muß alſo hier Etwas anerkennen, das im geraden Gegenſatz gegen die leidende Natur ſteht, und dieſes Etwas iſt unſere unſterbliche Seele. Sie widerſtrebt den Einwirkungen der Materie, ſie wird krank und ſchwach, wenn ſie allzuſtark angefaßt wird. Dieſer leidende Zuſtand der Seele bewirkt ſeinerſeits eine Schwächung des Körpers; der Körper, der, wenn er für ſich allein geweſen wäre, unter der Gluth der Sonne gewonnen hätte, wird durch die Entkräftung des Geiſtes herabgeſtimmt. Wollte man ſagen, daß im Gegentheil der Körper, der die Extreme der Kälte und Hitze nicht ertragen könne, an der Entartung der Seele ſchuld ſei, indem er ſelbſt entarte, ſo hieße das wieder die Wirkung für die Urſache nehmen. Es iſt nicht das Gefäß, das auf die Flüſſigkeit einwirkt, ſondern die Flüſſigkeit, welche das Gefäß angreift, und die vorgeblichen Wirkungen des Körpers auf die Seele ſind die Wirkungen der Seele auf den Körper.

Die doppelte, pſychiſche und phyſiſche Schwäche der nördlichen und ſüdlichen Völker, die Schwermuth, die ſie zu drücken ſcheint, können alſo unſerer Meinung nach nicht einer zu großen Erſchlaffung oder Anſpannung der Fibern zugeſchrieben werden, da dieſelben Erſcheinungen in den gemäßigten Zonen nicht dieſelbe Wirkung äußern. Die klägliche Stimmung der Bewohner des Pols und der Tropen iſt eine wirkliche intellektuelle Traurigkeit, ein Produkt der Verhältniſſe, unter denen die Seele ſich befindet, und ihrer Kämpfe gegen die Kräfte der Materie. So hat nicht allein Gott ſeine Weisheit durch die Vortheile an den Tag gelegt, welche die Erde aus der Verſchiedenheit der Grade zieht, ſondern er hat auch,

indem er den Menschen auf diese Leiter stellte, fast mathematisch die Unsterblichkeit unseres Wesens bewiesen, indem sich die Seele da, wo die Materie am wenigsten thätig ist, am meisten fühlbar macht, und der Mensch abnimmt, wo das Thier zunimmt.

Wir kommen zum letzten Einwurfe. „Wenn die Idee Gottes von Natur unseren Seelen eingeprägt wäre, so müßte sie der Erziehung vorangehen, früher kommen als die Urtheilskraft und schon in der Kindheit sich zeigen; nun haben aber die Kinder keine Idee von Gott: also u. s. w."

Da Gott Geist ist und nur vom Geiste begriffen werden kann, so kann ein Kind, bei dem das Denken noch nicht entwickelt ist, das höchste Wesen nicht fassen. Verlangen wir also vom Herzen nicht seine edelste Thätigkeit, so lang dieses wundervolle Werkzeug nicht unter den Händen des Meisters ist.

Uebrigens darf man behaupten, das Kind habe wenigstens ein instinktartiges Bewußtsein von seinem Schöpfer. Das bezeugen uns seine kleinen Träumereien, seine Unruhe, seine Furcht bei der Nacht, seine Neigung die Augen gen Himmel zu erheben. Ein Kind faltet seine unschuldigen Hände und spricht der Mutter ein Gebet zu dem guten Gotte nach: warum stammelt dieser junge Engel der Erde mit solcher Liebe und Reinheit den Namen des höchsten Wesens, das er nicht kennt?

Siehe diesen Neugebornen, den eine Amme auf dem Arme trägt. Was hat er denn gesagt, um jenem Greise, jenem Manne, jener Frau solche Freude zu machen? Zwei, drei gebrochene Sylben, die Niemand verstanden hat: und darüber sind vernünftige Wesen außer sich vor Freude, vom Groß-

vater an, der Alles vom Leben weiß, bis zu der jungen Mutter, die noch wenig davon versteht! Wer hat doch eine solche Macht in das Menschenwort gelegt? Warum bewegt uns der Klang der menschlichen Stimme so gebieterisch? Was uns hier überwältigt, ist ein Geheimniß, das mit erhabenern Ursachen zusammenhängt, als das Interesse, das man am Alter dieses Kindes nehmen kann. Es sagt uns Etwas, daß diese unartikulirten Worte das erste Stammeln eines unsterblichen Gedankens sind.

Fünftes Capitel.

Gefahr und Nutzlosigkeit des Atheismus.

Es gibt zwei sehr verschiedene Arten von Atheisten; die einen, konsequent in ihren Prinzipien, behaupten ohne Zaudern, es gebe keinen Gott, folglich auch keine wesentliche Verschiedenheit zwischen dem Guten und Bösen; die Welt gehöre dem Stärksten und Geschicktesten u. s. w. Die andern sind die honetten Leute unter den Gotteslängnern, die Heuchler unter den Ungläubigen. Abgeschmackte Menschen, die mit verstellter Milde, um ihr System zu halten, zum Aeußersten sich verständen; sie würden Dich „mein Bruder" nennen, indem sie dich erwürgen; die Worte Moral und Humanität schweben ihnen immer auf der Zunge; sie sind dreifach schändlich, denn sie verbinden mit dem Laster des Atheisten die Unduldsamkeit des Sektirers und die Eigenliebe des Schriftstellers.

Diese Menschen behaupten, der Atheismus zerstöre weder das Glück noch die Tugend, und es lasse sich kein Verhältniß

denken, in dem es nicht eben so nützlich sei, ungläubig als religiös zu sein. Und diese Behauptung haben wir nun zu prüfen.

Wenn Etwas nach Verhältniß seines größeren oder geringeren Nutzens geschäzt werden soll, so ist der Atheismus ganz verwerflich, denn er nützt Niemand.

Durchgehen wir das menschliche Leben und fangen bei den Armen und Unglücklichen an, da sie die Mehrzahl auf der Erde bilden. Nun, du zahllose Familie der Elenden! seid ihr es, denen der Atheismus nützlich ist? Antwortet. Was! keine Stimme! keine einzige Stimme! Ich höre ein Hoffnungslied und Seufzer, die zum Herrn aufsteigen. Diese glauben: gehen wir weiter zu den Glücklichen.

Es scheint uns, der glückliche Mensch habe kein Interesse, Atheist zu sein. Es ist so süß für ihn zu denken, daß seine Tage sich über dieses Leben verlängern! mit welcher Verzweiflung müßte er die Welt verlassen, wenn er glaubte, sich für immer vom Glücke zu trennen! Vergeblich würden alle Güter dieser Welt auf seinem Haupte sich häufen, sie würden ihm das Nichts nur um so schauerlicher machen. Der Reiche darf sich für versichert halten, daß die Religion seine Genüsse erhöhen wird, indem sie eine unaussprechliche Zartheit darein mischt; sein Herz wird sich nicht verhärten, und wird durch den Genuß nicht übersättigt werden, eine sonst unvermeidliche Klippe lang dauernden Glückes. Die Religion verhütet die Dürre der Seele; das sollte jenes heilige Oel bedeuten, womit das Christenthum das Königthum, die Jugend und den Tod weihte, um sie vor Unfruchtbarkeit zu bewahren.

Der Krieger stürzt sich in den Kampf: kann er Atheist sein, dieses Kind des Ruhms? Wer ein endloses Leben sucht,

kann der einwilligen zu enden? Erscheint auf euern Donnerwolken, ihr zahllosen Krieger, ihr alten Legionen des Vaterlands? Ruhmbedeckte Kämpfer Frankreichs und nun Kämpfer des Himmels, erscheinet! Sagt den Helden unserer Zeit, aus der Höhe der heiligen Stadt herab, daß der Tapfere nicht stirbt im Grabe, und daß er noch mehr hinterläßt als den eiteln Ruhm!

Die großen Feldherrn des Alterthums zeichneten sich durch Religiosität aus: Epaminondas, der Befreier seines Vaterlandes, galt für den frömmsten Mann; Xenophon, Krieger und Philosoph zugleich, war ein Muster von Frömmigkeit; Alexander, das ewige Vorbild aller Eroberer, nannte sich den Sohn des Zeus; die alten Konsuln der römischen Republik, ein Cincinnat, Fabius, Papirius Cursor, Paulus Aemilius, Scipio setzten ihre Hoffnung allein auf die Göttlichkeit des Kapitols, Pompejus zog zur Schlacht unter Anrufung des göttlichen Beistandes, Cäsar, sein Gegner, war von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt; Brutus, Cäsars Mörder, glaubte an die übernatürlichen Mächte, und Augustus, sein Nachfolger, herrschte nur im Namen der Götter.

Und unter den neueren Völkern, war wohl ein Ungläubiger jener stolze Sikambrer, der Besieger Roms und der Gallier, der, einem Priester zu Füßen fallend, den Grund des französischen Reiches legte? War ein Ungläubiger der heil. Ludwig, der Schiedsrichter der Könige, und selbst von den Ungläubigen verehrt? Du Guesclin, dessen Sarg Städte eroberte, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, der alte Konnetable von Montmorenci, der mitten im Feldlager seinen Rosenkranz betete, waren das Männer ohne

Glauben? O der noch wundervolleren Zeit, wo ein Boſſuet einen Turenne in den Schooß der Kirche zurückführte.

Es gibt keinen bewundernswürdigern Charakter, als den des chriſtlichen Helden; das Volk, das er vertheidigt, betrachtet ihn als ſeinen Vater; er ſchützt den Landmann und die Ernten; er verdrängt die Ungerechtigkeiten: er iſt ein Kriegsengel, den Gott ſendet, die Geißel des Kriegs zu mildern. Die Städte öffnen ihre Thore dem bloßen Gerüchte von ſeiner Gerechtigkeit; die Wälle fallen vor ſeinen Tugenden, er iſt die Liebe des Soldaten und der Abgott der Nationen; er verbindet mit dem Kriegermuthe die evangeliſche Liebe; ſeine Unterhaltung ergreift und belehrt, ſeine Worte ſind voll Reiz durch ihre vollkommene Einfalt; man ſtaunt, ſo viel Milde bei einem Manne zu finden, der gewohnt iſt mitten unter Gefahren zu leben; gleichwie unter der Rinde einer Eiche, die den Stürmen getrotzt hat, der Honig ſich birgt.

Wir ſchließen daraus, daß in keiner Beziehung der Atheismus dem Krieger gut ſei.

Wir ſehen nicht, daß er in den Zuſtänden der Natur nützlicher ſei, als in den Verhältniſſen der Geſellſchaft. Wenn die Moral ganz allein auf dem Dogma vom Daſein Gottes und von der Unſterblichkeit ruht, ſo hat ein Vater, ein Sohn, haben Gatten kein Intereſſe, ungläubig zu ſein. Ha! wie läßt ſich's z. B. begreifen, daß eine Frau Atheiſtin ſein könne? Was würde dieſes Rohr ſtützen, wenn nicht die Religion ſeine Gebrechlichkeit aufrecht erhielte? Das ſchwächſte Weſen der Natur, immer am Vorabende des Todes oder des Verluſtes ſeiner Reize, wie ſollte es ſich aufrecht halten, dieſes Weſen, das lächelt und ſtirbt, wenn ſeine Hoffnung nicht jenſeits eines ephemeren Daſeins läge? Schon einzig im Intereſſe ſeiner

Schönheit muß das Weib fromm sein. Sanftmuth, Demuth, Lieblichkeit, Zärtlichkeit sind ein Theil der Reize, welche der Schöpfer unserer Stammmutter verliehen, und die Philosophie wirkt tödtlich auf diese Art von Reizen.

Die Frau, die von Natur den Instinkt des Mysteriums hat, welche ein Vergnügen darin findet, sich zu verschleiern, welche immer nur die Hälfte ihrer Reize und ihres Gedankens enthüllt, welche errathen, aber nicht gekannt werden kann, welche, als Mutter und als Jungfrau, voller Geheimnisse ist, welche am meisten durch ihre Unwissenheit verführt, welche für die Tugend und das geheimnißvollste Gefühl, die Scham und die Liebe, geschaffen ist: diese Frau soll dem süßen Instinkt ihres Geschlechtes entsagen und mit schwacher unbesonnener Hand den dichten Schleier zu heben suchen, welcher die Gottheit bedeckt! Wem denkt sie zu gefallen durch ihre gottlose That? Glaubt sie, wenn sie ihre lächerlichen Gotteslästerungen und ihre leichtsinnige Metaphysik zu den Verwünschungen eines Spinoza und zu den Sophismen eines Bayle hinzufügt, glaubt sie dadurch uns eine hohe Vorstellung von ihrem Geiste zu geben? Ohne Zweifel hat sie nicht im Sinne, sich einen Gatten zu wählen: denn welcher Mann mit gesundem Verstande möchte sich mit einer gottlosen Genossin verbinden?

Eine ungläubige Gattin hat selten eine Idee von ihren Pflichten; sie bringt ihre Tage hin entweder mit Reden über die Tugend, ohne sie zu üben, oder mit Jagen nach Vergnügungen im Wirbel der Welt. Ihr Kopf ist leer, ihre Seele hohl; die Langeweile verzehrt sie. Sie hat weder Gott noch häusliche Sorgen, um den Abgrund ihrer Augenblicke auszufüllen.

Der Tag der Rache naht; es kommt die Zeit, das Alter an der Hand. Das Geſpenſt mit weißen Haaren, mit gewölbten Schultern, mit eiſigen Händen ſetzt ſich auf die Schwelle der Wohnung der ungläubigen Frau; ſie erblickt es und ſtößt einen Schrei aus. Aber wer kann ihre Stimme vernehmen? Etwa ein Gatte? für ſie iſt keiner mehr da; ſchon längſt hat er den Schauplatz ſeiner Entehrung verlaſſen. Oder ſind es Kinder? Verdorben durch eine gottloſe Erziehung und das mütterliche Beiſpiel bekümmern ſie ſich nichts um die Mutter. Wenn ſie in die Vergangenheit zurückblickt, ſo entdeckt ſie nichts als eine Wüſte, worin ihre Tugenden keine Spur gelaſſen haben. Zum erſten Male richtet ſich ihr trauriger Gedanke gen Himmel: ſie fängt an zu glauben. Fruchtloſe Reue! die letzte Strafe des Atheismus in dieſer Welt beſteht darin, ſich den Glauben zu wünſchen, ohne ihn erlangen zu können. Wenn man am Ende ſeiner Laufbahn die Lügen einer falſchen Philoſophie erkennt, wenn das Nichts, wie ein unheilbringendes Geſtirn, ſich über den Horizont des Todes zu erheben beginnt, dann möchte man zu Gott zurückkehren, und es iſt nicht mehr Zeit; der durch den Unglauben verwilderte Geiſt verwirft alle Ueberzeugung. O wie iſt dann die Einſamkeit ſo tief, wenn die Gottheit und die Menſchheit zumal ſich zurückziehen! Sie ſtirbt, dieſe Frau, ſie verſcheidet in den Armen einer bezahlten Wärterin oder eines durch ihre Leiden verdrießlich gewordenen Mannes, der denkt, ſie habe viele Tage dem Uebel widerſtanden. Ein elender Sarg umſchließt die Unglückliche: man ſieht bei ihrem Leichenbegängniß keine Tochter mit aufgelöſten Haaren, keine Schwiegerſöhne und Enkel in Thränen: kein würdiges Geleite, das unter dem Segen des Volkes und den Geſängen der Prieſter die Mutter

des Hauses zu Grabe geleitet. Vielleicht begegnet ein unbekannter Sohn, der das schmähliche Geheimniß seiner Geburt nicht weiß, zufällig dem Leichenzuge; er staunt über die Verlassenheit des Sarges und fragt nach dem Namen des Todten bei denjenigen, welche den Würmern den Leichnam vorwerfen, der ihnen von der Atheistin verheißen worden war.

Wie ganz verschieden ist das Loos der religiösen Frau! ihre Tage sind von Freude umgeben, ihr Leben ist voller Liebe: ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Dienstboten ehren und lieben sie; Alle setzen auf sie ein blindes Vertrauen, weil sie fest an die Treue derjenigen glauben, welche ihrem Gotte treu ist. Der Glaube dieser Christin befestigt sich durch ihr Glück, und ihr Glück durch ihren Glauben; sie glaubt an Gott, weil sie glücklich ist, und sie ist glücklich, weil sie an Gott glaubt.

Einer Mutter ist es genug, ihr Kind lächeln zu sehen, um sich von der Wirklichkeit einer höchsten Glückseligkeit zu überzeugen. Die Güte der Vorsehung zeigt sich vollständig in der Wiege des Menschen. Welch rührendes Zusammentreffen! Sollte es die Wirkung einer gefühllosen Materie sein? Das Kind wird geboren, die Mutterbrust ist voll; der Mund des jungen Gastes ist unbewaffnet, damit er den Becher des mütterlichen Mahles nicht verwunde; er wächst, die Milch wird nahrhafter; man entwöhnt ihn, der wunderbare Quell versiegt. Diese so schwache Frau hat mit einem Male Kräfte erlangt, welche sie in Stand setzen, Strapazen durchzumachen, die selbst der stärkste Mann nicht ertragen könnte. Was weckt sie mitten in der Nacht, gerade in dem Augenblicke, wo ihr Sohn das gewohnte Labsal verlangt? Woher hat sie diese Geschicklichkeit, die sie zuvor nie besaß? Wie berührt sie diese

zarte Blume ohne sie zu brechen; ihre Sorgsamkeit scheint die Frucht der Erfahrung ihres ganzen Lebens zu sein, und doch ist dieß ihr Erstgeborner! das mindeste Geräusch erschreckte die Jungfrau: wo sind die Heere, die Blitze, die Gefahren, vor denen die Mutter erbleichen würde? Sonst bedurfte die Frau ausgesuchte Kost, feine Kleidung, weiches Lager, der geringste Luftzug setzte ihr zu: nun aber genügt ihr ein Stück Schwarzbrod, ein Alltagskleid, eine Hand voll Stroh; Regen und Wind thun ihr nichts, solange sie in ihrer Brust einen Tropfen Milch hat, ihren Sohn zu nähren, und an ihrem abgetragenen Kleid einen Zipfel, ihn einzuwickeln.

Nach all diesem müßte man sehr hartnäckig sein, wenn man nicht die Partie ergreifen wollte, auf welcher nicht allein die Vernunft die meisten Beweise findet, sondern auf welche auch die Moral, das Glück, die Hoffnung, selbst der Instinkt und die Wünsche der Seele naturgemäß uns hinführen; denn wenn es wahr wäre, wie es falsch ist, daß der Geist zwischen Gott und dem Atheismus gleiche Wage hielte, so würde sie doch sicher bedeutend auf des Ersteren Seite sich neigen, da der Mensch außer der Hälfte seiner Vernunft in Gottes Wagschale noch das ganze Gewicht seines Herzens legt.

Man wird von dieser Wahrheit überzeugt werden, wenn man die Art und Weise prüft, wie der Atheismus und die Religion in ihren Beweisen zu Werke gehen.

Die Religion bedient sich nur allgemeiner Gründe, sie urtheilt nur nach den Vorschriften des Himmels, nach den Gesetzen des Weltalls; sie sieht nur die Reize der Natur, die anmuthigen Triebe der Thiere und ihre Uebereinstimmung mit dem Menschen:

Der Atheismus führt nur schmähliche Ausnahmen an; er bemerkt nur Unordnungen, Moräste und Vulkane, schädliche Thiere, und wie wenn er sich im Kothe zu verbergen suchte, fragt er bei den Reptilien und Insekten nach Beweisen gegen Gott.

Die Religion spricht nur von der Größe und Schönheit des Menschen:

Der Atheismus führt stets den Aussatz und die Pest im Munde.

Die Religion nimmt ihre Gründe von der Empfindsamkeit der Seele, von den süßesten Neigungen des Lebens, von der kindlichen Dankbarkeit, der ehlichen Liebe, der mütterlichen Zärtlichkeit:

Der Atheismus führt alles auf den thierischen Instinkt zurück, und legt zum ersten Beweis seines Systems ein Herz dar, welches von nichts gerührt wird.

Endlich versichert man uns im Gottesdienste des Christen, daß unsere Leiden ein Ende haben werden, man tröstet uns, man trocknet unsere Thränen, man verspricht uns ein anderes Leben:

Im Kultus des Atheismus zünden die menschlichen Schmerzen den Weihrauch an, der Tod ist der Opferpriester, der Altar ein Sarg und das Nichts die Gottheit.

Sechstes Capitel.

Ende der Dogmen des Chriſtenthums.

Zuſtand der Strafe und der Belohnung in einem andern Leben. Das Elyſium des Alterthums u. ſ. w.

Iſt einmal das Daſein eines höchſten Weſens anerkannt und die Unſterblichkeit der Seele zugeſtanden, ſo gibt es im Grunde keine Schwierigkeit mehr, einen Zuſtand der Belohnung und Strafe nach dieſem Leben zuzugeben; die beiden erſten Dogmen führen mit Nothwendigkeit auf das dritte. Es handelt ſich alſo nur darum, erkennen zu laſſen, wie moraliſch und poetiſch daſſelbe nach der chriſtlichen Anſicht iſt, und wie die evangeliſche Religion auch hierin alle andern Kulte der Erde übertrifft.

Im Elyſium der Alten trifft man nur Heroen und Menſchen, die in der Welt glücklich waren oder Aufſehen gemacht hatten; die Kinder, und vollends die Sclaven und unbedeutenden Menſchen (d. h. das Unglück und die Unſchuld) waren zur Hölle verwieſen. Und welche Belohnungen für die Tugend waren die Gaſtmahle und Tänze, deren ewige Dauer hinreichen würde, eine der Qualen des Tartarus daraus zu machen?

Mahomed verſpricht andere Genüſſe. Sein Paradies iſt ein Land von Moſchus und reinſtem Weizenmehle, das der Fluß des Lebens bewäſſert und der Akawiar, ein Strom, der

unter den Wurzeln des Tuba oder Glücksbaumes entſpringt. Brunnen, deren Grotten von grauem Ambra, und deren Ränder von Aloe ſind, rauſchen unter goldenen Palmen. Auf den Ufern eines viereckigen Sees ſtehen tauſend aus Sternen gebildete Becher, deren ſich die vorherbeſtimmten Seelen zum Waſſerſchöpfen bedienen. Die Auserwählten ſitzen auf ſeidenen Teppichen am Eingang ihrer Zelte und eſſen den Erdball, den Allah in einen wunderbaren Kuchen verwandelt hat. Eunuchen und zwei und ſiebzig Mädchen mit ſchwarzen Augen warten ihnen auf 300 goldenen Tellern den Fiſch Nun und die Rippen des Büffels Balam auf. Der Engel Israfil ſingt herrliche Lieder, die Huris miſchen ihre Stimmen in ſeine Geſänge und die Seelen der tugendhaften Dichter, in den Kehlen gewiſſer Vögel, welche auf dem Glücksbaume flattern, ſitzend' begleiten den himmliſchen Chor. Indeß bewegen ſich Kryſtallglocken, an goldenen Palmbäumen hängend, melodiſch in einem Winde, der vom Throne Gottes ausgeht.

Die Himmelsfreuden der Skandinavier waren blutig, aber es war etwas Großartiges in den Vergnügungen der kriegeriſchen Schatten; ſie ſammelten die Stürme und leiteten die Wirbelwinde; dieſes Paradies war das Ergebniß der Lebensart, welche der Barbar des Nordens führte. Auf wilden Ufern umherirrend und das Ohr der Stimme des Oceans leihend, fiel er nach und nach in Träumerei; von Gedanken zu Gedanken irrend, wie die Wellen von einem Brauſen zum andern, vermiſchte er ſich mit den Elementen, ſtieg über die flüchtigen Wolken, ſchwebte über den entlaubten Wäldern und flog mit den Stürmen über die Meere.

Die Höllen der ungläubigen Nationen ſind ebenſo launiſch wie ihre Himmel: wir wollen vom Tartarus in dem

literariſchen Theile unſeres Werkchens reden, an den wir ſogleich kommen werden. Wie dem auch ſei, die Belohnungen, welche das Chriſtenthum der Tugend verſpricht, und die Strafen, welche es dem Laſter ankündigt, laſſen ſich auf den erſten Blick als die wahren erkennen. Der Himmel und die Hölle der Chriſten ſind nicht nach den beſonderen Sitten eines Volkes erſonnen, ſondern ſie ſind auf allgemeine Ideen gegründet, welche allen Nationen und allen Klaſſen der Geſellſchaft gemeinſam angehören. Höret in wenigen Worten das Einfachſte und Erhabenſte, was er gibt: — das Glück des Gerechten im anderen Leben wird darin beſtehen, daß er Gott in ſeiner ganzen Fülle beſitzt; — das Unglück des Gottloſen wird ſein, die Vollkommenheit Gottes zu kennen und derſelben auf ewig beraubt zu ſein.

Man ſagt vielleicht, das Chriſtenthum wiederhole hier nur die Lehren aus den Schulen des Platon und Pythagoras. Man gibt alſo wenigſtens zu, daß die chriſtliche Religion nicht die Religion der kleinen Geiſter ſei, nachdem man geſteht, ſeine Dogmen ſeien die der Weiſen?

In der That warfen die Heiden den erſten Gläubigen vor, ſie ſeien nur eine Philoſophenſekte; allein wäre es gewiß, was noch nicht bewieſen iſt, daß das Alterthum in Beziehung auf einen künftigen Zuſtand dieſelben Vorſtellungen hatte, wie das Chriſtenthum, ſo iſt es doch etwas ganz Anderes — eine Wahrheit auf einen kleinen Kreis auserleſener Schüler beſchränkt, und eine Wahrheit, die zum allgemeinen Manna des Volks geworden. Was die ſchönen Geiſter Griechenlands durch die äußerſte Anſtrengung der Vernunft gefunden haben, predigt man öffentlich auf den Gaſſen unſerer Städte; und der Handarbeiter kann um einige Pfennige in dem Katechismus

seiner Kinder die erhabensten Geheimnisse der alten Schulen kaufen.

Wir wollen vom Fegefeuer jetzt Nichts sagen, weil wir es anderswo in seinen sittlichen und poetischen Beziehungen betrachten werden. Das Princip, auf welchem dieser Ort der Sühnung ruht, ist auf die Vernunft selber gegründet, da es einen Zustand der Lauigkeit zwischen dem Laster und der Tugend gibt, welcher weder die Strafen der Hölle, noch die Belohnungen des Himmels verdient.

Siebentes Capitel.

Jüngstes Gericht.

Die Kirchenväter hatten verschiedene Ansichten über den Zustand der Seele des Gerechten unmittelbar nach ihrer Trennung vom Körper. Der heil. Augustin meint, sie gehe in einen Zustand des Friedens über, wo sie ihre Wiedervereinigung mit ihrem unzerstörbaren Fleische erwarte. Der heil. Bernhard glaubt, sie werde in den Himmel aufgenommen, wo sie die Menschheit Christi betrachte, nicht aber seine Gottheit, welche sie erst nach der Auferstehung genießen werde; in anderen Stellen seiner Reden versichert er, daß sie unmittelbar in die Fülle der himmlischen Glückseligkeit eingehe, und das ist auch die Ansicht, welche die Kirche angenommen zu haben scheint.

Aber da es billig ist, daß der Leib und die Seele für die Fehler, die sie zusammen begingen, oder für die Tugend, die sie zusammen geübt, auch gemeinschaftlich bestraft oder belohnt werden, so lehrt uns die Religion, daß, der uns aus dem Staub gezogen, uns zum zweiten Male daraus hervorrufen werde, um uns vor seinen Richterstuhl zu stellen. Die stoische Schule glaubte, wie die Christen, an Hölle, Himmel, Fegfeuer und Auferstehung des Leibes; und eine unklare Vorstellung von letzterem Dogma war auch bei den Magiern verbreitet. Die Egyptier hofften wieder aufzuleben, wenn sie 1000 Jahre im Grabe zugebracht hätten. Die Sibyllinischen Verse sprechen von der Auferstehung, vom jünsten Gericht u. s. w.

Plinius läßt uns in seinem Spott über Demokrit erkennen, was die Meinung dieses Philosophen rücksichtlich der Auferstehung ist: Similis et de asservandis corporibus hominum ac reviviscendi promissa a Democrito vanitas, qui non vixit ipse.

Die Auferstehung ist deutlich ausgesprochen in einigen Versen des Phocylides über die Asche der Verstorbenen.

Virgil spricht dunkel von der Lehre über die Auferstehung, im sechsten Buche der Aeneide *).

Aber wie können in den Elementen zerstreute Atome sich wieder vereinigen, um die nämlichen Körper zu bilden? Schon längst ist dieser Einwurf gemacht worden, und die meisten der Väter haben darauf geantwortet. „Erkläre mir, sagt Tertullian, wie du bist, und ich will dir sagen, wie du sein wirst."

---

*) Der Leser wird kein großes Verlangen nach weiteren Citaten haben.

Univ. Bibl. München

Nichts ist ergreifender und schauerlicher als jener Augenblick des Weltendes, den das Christenthum ankündigt.

In jener Zeit werden Zeichen geschehen am Himmel, der Brunnen des Abgrundes wird sich aufthun, die sieben Engel werden die sieben vollen Zornschalen ausgießen, die Völker werden sich unter einander tödten, die Mütter werden ihre Frucht unter ihrem Herzen klagen hören, und der Tod wird auf seinem fahlen Pferde die Reiche durchreiten.

Indeß schwankt die Erde auf ihren Grundlagen, der Mond bedeckt sich mit einem blutigen Schleier, die Sterne hängen halb zerrissen von ihrem Gewölbe, der Todeskampf der Welt beginnt. Plötzlich schlägt die Unglücksstunde; Gott hält die Fluthen der Schöpfung auf, und die Welt ist weg, wie ein vertrockneter Fluß.

Dann läßt sich hören die Trompete des Gerichtsengels, sie ruft: Stehet auf, ihr Todten! (Surgite, Mortui!) Die Gräber spalten sich, das Menschengeschlecht steigt aus der Gruft, und die Geschlechter der Erde sammeln sich im Thale Josaphat.

Des Menschen Sohn erscheint auf den Wolken, die Höllenmächte kommen aus der Tiefe des Abgrundes, um dem letzten Urtheile beizuwohnen, das über die Welt ausgesprochen wird; die Böcke und die Schafe werden geschieden, die Bösen versinken in den Schlund, die Gerechten steigen in den Himmel, Gott kehrt in seine Ruhe zurück, und überall herrscht die Ewigkeit.

Achtes Capitel.

Glückseligkeit der Gerechten.

Man fragt, was jene Fülle von himmlischer Glückseligkeit sei, die vom Christenthum der Tugend verheißen wird; man beklagt sich über allzugroße Dunkelheit dieser Verheißung: „Im mythologischen Systeme, sagt man, konnte man sich wenigstens ein Bild von den Freuden der glücklichen Schatten machen: aber wie kann man die Seligkeit der Auserwählten begreifen?

Fenelon hat sie jedoch verrathen, diese Seligkeit, wenn er Telemach in den Aufenthalt der Schatten hinabsteigen läßt: sein Elysium ist augenscheinlich ein christliches Paradies. Man vergleiche seine Beschreibung mit dem Elysium der Aeneide, und man wird erkennen, wie das Christenthum die Vernunft und das Herz des Menschen vorwärts gebracht hat.

„Ein reines und sanftes Licht umgibt die Leiber der Gerechten, wie mit einem Kleide, dieses Licht gleicht nicht dem dunkeln Lichte, das der armen Sterblichen Augen erleuchtet und nichts ist als Finsterniß; es ist vielmehr ein himmlischer Glanz als ein Licht; ganz fein durchdringt es die dichtesten Körper, vollkommener als die Sonnenstrahlen reinen Krystall durchdringen; es blendet nicht, stärkt im Gegentheil die Augen und gießt in die Seele eine unbeschreibliche Heiterkeit; es ist die einzige Nahrung der Seligen, es strömt aus von ihnen und wieder in sie zurück, es durchdringt sie und wird ihnen einverleibt, wie uns die irdischen Nahrungsmittel. Sie sehen, fühlen, athmen es; es läßt in ihnen eine unversiegliche Quelle von Frieden und Freude entspringen, sie schwimmen in diesem

Abgrund von Wonne, wie die Fische im Meere; sie wollen nichts weiter; sie haben Alles, ohne Etwas zu haben, denn der Genuß jenes reinen Lichtes stillt den Hunger ihres Herzens. — — Eine ewige Jugend, eine Glückseligkeit ohne Ende, ein ganz göttlicher Glanz ist auf ihrem Antlitz gemalt, aber ihre Freude hat nichts Ausgelassenes oder Unanständiges, es ist ein erhabener Geschmack an der Wahrheit und Tugend, was sie entzückt: sie sind ohne Unterbrechung jeden Augenblick in der Begeisterung des Herzens, in welcher eine Mutter ist, die ihren lieben, todtgeglaubten Sohn wiedersieht; und diese Freude, welche bei der Mutter bald verschwindet, weicht nie aus dem Herzen dieser Menschen."

Die schönsten Stellen aus Phädon sind nicht so göttlich wie dieses Gemälde; und doch konnte Fenelon, in den Grenzen seiner Dichtung eingeengt, den Schatten nicht all das Glück zuschreiben, das er den wahren Auserwählten zugetheilt haben würde.

Das reinste unserer Gefühle in dieser Welt ist die Bewunderung; aber die irdische Bewunderung steht immer in Verbindung mit einer Schwäche, sei sie nun in der bewundernden Person oder am bewunderten Gegenstand. Man denke sich nun ein vollkommenes Wesen, die Quelle aller Wesen, worin man klar und heilig Alles, was war, ist und sein wird, erkennt; man stelle sich zu gleicher Zeit eine Seele vor ohne Neid und Bedürfnisse, unzerstörbar, unveränderlich, unermüdlich, einer unaufhörlichen Aufmerksamkeit fähig, man stelle sich vor, wie sie den Allmächtigen betrachtet, unaufhörlich in ihm neue Kenntnisse und neue Vollkommenheiten entdeckt, wie sie von Bewunderung zu Bewunderung übergeht und ihres Daseins sich nur durch das verlängerte

Gefühl dieſer Bewunderung bewußt wird; man begreife ferner Gott als die höchſte Schönheit, als allgemeinen Urgrund der Liebe; man denke ſich alle Freundſchaften der Erde, die in dieſem Abgrund von Gefühlen, wie Waſſertropfen im Meere, ſich verlieren oder vereinigen, ſo daß die beglückte Seele nur Gott liebt, ohne jedoch aufzuhören, die Freunde, die ſie hienieden hatte, zu lieben; und endlich nehme man an, daß der Auserwählte die innigſte Ueberzeugung von der unendlichen Dauer ſeines Glücks habe: dann hat man eine, wiewohl in Wahrheit unvollkommene Idee von der Seligkeit der Gerechten; dann begreift man, daß Alles, was der Chor der Seligen ausrufen kann, das Heilig! Heilig! Heilig! iſt, das ewig ſtirbt und wiedererſchallt in dem ewigen Entzücken der Himmel.

In demſelben Verlag erſchien:

Leben

des

Armand Jean le Bouthillier de Rancé,

Wiederherſteller des Trappiſten-Ordens.

Von

F. A. Vicomte de Chateaubriand.

12. Preis 48 kr. oder 15 Sgr.

Chateaubriand's Name iſt zu bekannt, als daß ſich nicht vorausſetzen ließe, daß die hier angekündigte Biographie das Intereſſe jedes gebildeten Katholiken in Anſpruch nehmen dürfte, und zwar um ſo mehr, als das Leben Rancé's in jeder Beziehung einen reichen Stoff zu einem hiſtor. Gemälde für ſo meiſterhafte Hand liefert.

Dies neueſte Werk Chateaubriands wird nicht in unſere Ausgabe der

„Ausgewählten Werke"

aufgenommen, ſchließt ſich jedoch in jeder Beziehung, ſowohl hinſichtlich der Güte der Ueberſetzung als der äußeren Ausſtattung, an dieſe an. Wir glauben die Abnehmer unſerer Ausgabe darauf beſonders aufmerkſam machen zu müſſen.

Chateaubriand's

ausgewählte Werke.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Fünftes Bändchen.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

2127

Universitäts-Bibliothek München

Universitäts-Bibliothek München.

Geiſt des Chriſtenthums

von

Chateaubriand.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurtz.

Zweite Abtheilung. Erſtes bis drittes Buch.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

Zweite Abtheilung.

Poetik des Christenthums.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Erſtes Buch.

Allgemeine Ueberſicht der chriſtlichen Heldengedichte.

Erſtes Capitel.

Die Poetik des Chriſtenthums theilt ſich in drei Zweige: Poeſie, Schöne Künſte und Literatur. Dieſe zweite Abtheilung handelt ſpeciell von der Poeſie.

Das von dem chriſtlichen Homer beſungene Glück der Auserwählten führt uns natürlicher Weiſe darauf, von dem Einfluß des Chriſtenthums auf die Poeſie zu ſprechen. Und wie könnten wir auch — wenn wir vom Geiſt dieſer Religion handeln, ſeinen Einfluß auf die Künſte und Wiſſenſchaften vergeſſen, einen Einfluß, der ſo zu ſagen, den menſchlichen Geiſt umgeſtaltet, und im neueren Europa Völker geſchaffen hat, die von den alten gänzlich verſchieden ſind.

Die Leſer ergingen ſich vielleicht gerne auf dem Horeb und Sinai, auf den Gipfeln des Ida und Taygetes, unter den Söhnen Jakobs und Priam's, mitten unter Göttern und Hirten. Eine poetiſche Stimme erhebt ſich aus den Trümmern,

welche Griechenland und Idumäa bedecken und ruft von Ferne dem Wanderer zu: „Es gibt nur zweierlei schöne Namen und Angedenken in der Geschichte, die der Israeliten und der Pelasger.“

Die zwölf Bücher, welche wir diesen literarischen Untersuchungen gewidmet haben, bilden, wie gesagt, den zweiten und dritten Theil unsers Werkes, und trennen die sechs Bücher über das Dogma und die sechs Bücher über den Cultus.

Zuerst wollen wir den Blick auf die Gedichte werfen, worin die christliche Religion die Stelle der Mythologie einnimmt, weil die Epopee die erste aller poetischen Compositionen ist. Zwar hat Aristoteles behauptet, daß das epische Gedicht ganz in der Tragödie aufgehe; aber könnte man nicht im Gegentheil annehmen, daß das Drama ganz in der Epopee aufgehe? Der Abschied Hektors von Andromache, Priam im Zelte Achills, Dido zu Karthago, Aeneas bei Evander, oder wo er den Leichnam des jungen Pallas zurücksendet, Tankred und Herminie, Adam und Eva, sind wirkliche Tragödien, wo nur die Eintheilung in Auftritte und der Name der handelnden Personen fehlt. Ueberdieß ist ja die Tragödie aus der Ilias hervorgegangen, wie die Comödie ihren Ursprung in dem Margites hat. Aber wenn Caliope Melpomenens Schmuck borgt, so besitzt sie dennoch Reize, welche letztere nicht nachahmen kann; das Wunderbare, die Schilderungen, die Episoden gehören nicht in den Bereich des Drama. Jede Tonart, selbst der komische Ton, jede poetische Harmonie, von der Lyra bis zur Trompete, darf in der Epopee sich hören lassen. So hat die Epopee also Theile, welche dem Drama abgehen; so fordert sie also ein umfassenderes Talent: so ist sie also ein vollkommeneres Werk,

als die Tragödie. In der That kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, es sei weniger schwer, die 5 Akte des König Oedipus, als die 5 Bücher einer Ilias zu dichten. Es ist etwas ganz anderes, das Werk einiger Monate darzustellen, als ein Denkmal aufzurichten, welches die Anstrengung eines ganzes Lebens erfordert. Sophokles und Euripides waren ohne Zweifel schöne Geister; aber haben sie im Laufe der Jahrhunderte die Bewunderung, den hohen Ruhm behauptet, welche Homer und Virgil mit so vollem Rechte besitzen? Kurz, wenn das Drama die erste unter den poetischen Dichtungen ist, und die Epopee nur den zweiten Rang einnimmt, wie kommt es, daß man von den Griechen bis auf uns nur fünf bis sechs epische Gedichte zählt, während es kein Volk gibt, das sich nicht mehrere gute Tragödien zu besitzen rühmt?

Zweites Capitel.

Allgemeine Uebersicht der Gedichte, worin die Wunder des Christenthums die Stelle der Mythologie einnehmen. Dantes Hölle; das befreite Jerusalem.

Stellen wir zuerst einige Grundsätze auf. In jeder Epopee müssen die Menschen und ihre Leidenschaften den ersten und größten Platz einnehmen.

So ist jedes Gedicht, worin eine Religion als Hauptgegenstand, und nicht bloß beiläufig auftritt, wo das Wunderbare im Vordergrunde des Gemäldes steht und nicht bloß nebenher geht, schon in seiner Grundlage wesentlich verfehlt.

Wenn Homer und Virgil ihre Auftritte in den Olymp verlegt hätten, so ist es trotz ihres Geistes zweifelhaft, ob sie

das dramatiſche Intereſſe bis zum Ende hätten rege erhalten können. Nach dieſer Bemerkung darf man nicht dem Chriſtenthum die Kraftloſigkeit zuſchreiben, welche in den Gedichten herrſcht, deren Hauptperſonen übernatürliche Weſen ſind. Dieſe Kraftloſigkeit hängt mit dem Fehler der Compoſition ſelbſt zuſammen. Auf dieſe Wahrheit uns ſtützend werden wir wahrnehmen, daß ein Dichter, je mehr er in der Epopee die richtige Mitte zwiſchen dem Göttlichen und Menſchlichen einhält, nach Despréaux Ausdruck um ſo unterhaltender iſt; zu unterhalten, und zu belehren, iſt die erſte Anforderung an die Poeſie.

Ohne auf einige in barbariſchem Latein verfaßte Gedichte Rückſicht zu nehmen, bietet ſich uns Dantes Divina Comedia als das erſte Werk dieſer Art dar. Die Schönheiten dieſer ſonderbaren Schöpfung kommen faſt ganz auf Rechnung des Chriſtenthums; ihre Fehler hängen mit dem Jahrhundert und dem ſchlechten Geſchmack des Verfaſſers zuſammen. Im Pathetiſchen und Furchtbaren hat Dante vielleicht die größten Dichter erreicht. Auf das Einzelne werden wir ſpäter zurückkommen.

In der neueren Zeit gibt es nur zwei ſchöne Stoffe für das epiſche Gedicht, die Kreuzzüge und die Entdeckung der neuen Welt: Malfilâtre hatte ſich vorgeſetzt, Letztere zu beſingen, und die Muſen haben es noch zu bedauern, daß dieſer junge Dichter vom Tode überraſcht wurde, ehe er ſeinen Vorſatz ausgeführt hatte. Doch hat dieſer Stoff für einen Franzoſen immer den Fehler, daß es ein Fremder iſt. Es iſt nämlich ein anderer völlig wahrer Grundſatz, daß man entweder auf dem Boden des Alterthums arbeiten, oder wenn man eine neuere Geſchichte wählt, ſein eigenes Volk beſingen muß.

Die Kreuzzüge erinnern an das befreite Jeruſalem: ein Gedicht, welches ein vollkommenes Muſter der Compoſition

iſt. Hier kann man lernen die Gegenſtände durch einander zu ſtellen, ohne ſie zu verwirren: die Kunſt, womit Taſſo uns von einer Schlacht zu einer Liebesſcene, von einer Liebesſcene zu einer Berathung, von einer Proceſſion in ein Zauberſchloß, von einem Zauberſchloß in ein Feldlager, von einem Sturm zu der Grotte eines Einſiedlers, von der Verwirrung einer belagerten Stadt in die Hütte eines Hirten führt — dieſe Kunſt, ſage ich, iſt wahrhaft bewundernswürdig. Die Zeichnung der Karaktere iſt ebenſo durchdacht: Argant's Wildheit ſteht Tancred's Edelmuth gegenüber, Solimann's Größe dem Glanze Rinaldo's, Gottfried's Weisheit der Hinterliſt Aladin's; ſelbſt der Einſiedler Peter bildet, wie ſchon Voltaire bemerkt hat, einen ſchönen Gegenſatz zu dem Zauberer Ismen.

Was die Frauen betrifft, ſo iſt in Armida die Gefallſucht, in Herminie die Empfindung, in Clorinde die Gleichgültigkeit gezeichnet; und Taſſo hätte den ganzen Kreis weiblicher Karaktere durchlaufen, wenn er die Mutter dargeſtellt hätte. Den Grund dieſer Uebergehung ſucht man wohl am beſten in der Natur ſeines Talents, das mehr Zauber als Wahrheit und mehr Glanz als Zartheit beſaß.

Homer ſcheint vorzüglich mit Genie, Virgil mit Gefühl und Taſſo mit Phantaſie ausgeſtattet geweſen zu ſein. Man würde über die Stellung, die man dem italieniſchen Dichter anzuweiſen hat, nicht zweifelhaft ſein, wenn er bisweilen in Nachahmung der Seufzer des Schwanes von Mantua ſeine Muſe träumen ließe. Aber Taſſo iſt faſt immer unwahr, wenn er das Herz ſprechen läßt und da die Züge der Seele die wahren Schönheiten ſind, ſo bleibt er nothwendig hinter Virgil zurück.

Wenn übrigens Taſſo's Jeruſalem einen Blüthenſchmuck von ausgewählter Poeſie hat, wenn man darinnen das Kindesalter, die Liebe und den Verdruß des großen unglücklichen Mannes athmet, welcher dieſes Meiſterwerk in ſeiner Jugend gedichtet, ſo merkt man darin auch die Fehler eines Alters, das für die große Unternehmung einer Epopee noch nicht reif genug war. Die Ottave Taſſo's iſt faſt niemals voll und ſein Vers, dem man ſeine Flüchtigkeit anmerkt, hält keine Vergleichung aus mit dem Verſe Virgil's, der hundertmal im Feuer der Muſen gehärtet iſt. Auch muß man bemerken, daß Taſſo's Ideen keiner ſo ſchönen Familie angehören, als die des lateiniſchen Dichters. Die Werke der Alten laſſen ſich — wir möchten faſt ſagen — an ihrem Blute erkennen. Es ſind bei ihnen viel weniger, wie bei uns, nur einige hervorſtechende Gedanken in einer Maſſe von Gemeinplätzen, als ein ſchöner Verein von Gedanken, welche zuſammenpaſſen und alle gleichſam einen Zug der Verwandtſchaft haben: es iſt die Gruppe der Kinder Niobe's, nackt, einfach, verſchämt, erröthend halten ſie ſich mit einem ſüßen Lächeln bei der Hand, und tragen als einzigen Schmuck einen Blumenkranz in den Haaren.

Nach dem befreiten Jeruſalem wird man wenigſtens geſtehen müſſen, daß man aus einem chriſtlichen Stoffe etwas Vortreffliches machen könne. Und was wäre herausgekommen, wenn Taſſo gewagt hätte, die großen Maſchinen des Chriſtenthums ſpielen zu laſſen? Aber man ſieht, er hatte keine Kühnheit dazu. Dieſe Schüchternheit nöthigte ihn dazu, die kleinen Hülfsmittel der Zauberei in Anſpruch zu nehmen, während er von dem Grabe Chriſti, den er kaum nennt, und von einem durch ſo viele Wunder geheiligten Lande einen ungeheuren Vortheil hätte ziehen können. Die nämliche Schüchternheit

ließ in ſeinem Himmel ihn ſcheitern. Seine Hölle hat mehrere Züge von ſchlechtem Geſchmack. Noch iſt zu bemerken, daß er den Muhamedanismus zu ſehr aus dem Spiele läßt, deſſen Gebräuche um ſo mehr anziehen, je weniger ſie bekannt ſind. Endlich hätte er auf das alte Aſien, auf das berühmte Egypten, auf das große Babylon, auf das ſtolze Tyrus, auf die Zeiten Salomo's und Jeſaias einen Blick werfen können. Man ſtaunt, daß ſeine Muſe bei der Wanderung durch Iſrael Davids Harfe vergeſſen hat. Hört man nicht mehr auf Libanons Höhen die Stimme der Propheten? Erſcheinen ihre Schatten nicht noch bisweilen unter den Cedern und Fichten? Singen die Engel nicht mehr auf Golgatha, und hat der Bach Kidron aufgehört zu ſeufzen? Man bedauert, daß Taſſo nirgends an die Patriarchen erinnert hat: die Wiege der Welt, in einem Winkelchen ſeines Jeruſalems wäre von außerordentlich ſchöner Wirkung.

Drittes Capitel.

Das verlorene Paradies.

Man kann Milton's verlorenem Paradieſe ſo gut als Dante's Hölle den Fehler zum Vorwurf machen, von dem wir geſprochen haben: Das Wunderbare iſt der Gegenſtand und nicht die Maſchinerie des Werks; aber man findet darin erhabene Schönheiten, welche weſentlich unſerer Religion angehören.

Der Eingang des Gedichts spielt in der Hölle, jedoch hat dieser Anfang nichts, was gegen die von Aristoteles vorgeschriebene Regel der Einfachheit verstieße. Für ein so staunenswerthes Gebäude braucht man eine außergewöhnliche Vorhalle, um den Leser in die unbekannte Welt einzuführen, welche er nicht mehr verlassen soll.

Milton ist der erste Dichter, welcher seine Epopee gegen die allgemein angenommene Regel mit dem Unglück der Hauptperson schließt. Man möge uns den Gedanken erlauben, es sei etwas Interessanteres, Ernsteres, der menschlichen Lage Entsprechenderes in einem Gedicht, das mit Unglück endigt, als in einem andern, das glücklich ausgeht. Man könnte sogar behaupten, daß die Katastrophe der Ilias tragisch sei. Denn wenn der Sohn des Peleus auch das Ziel seiner Wünsche erreicht, so läßt doch der Schluß des Gedichtes ein tiefes Gefühl der Wehmuth zurück: man hat das Leichenbegängniß des Patroklus, man hat Priam den Leichnam Hektor's loskaufen sehen, man hat den Schmerz der Hekuba und Andromache geschaut, und erblickt in der Ferne den Tod Achill's und Troja's Fall.

Die Wiege Rom's, welche Virgil besingt, ist ohne Zweifel ein großartiger Stoff; aber was läßt sich von dem Stoff eines Gedichtes sagen, welches eine Katastrophe malt, deren Schlachtopfer wir selbst sind, und welches uns nicht den Gründer dieser oder jener Gesellschaft, sondern den Vater des Menschengeschlechtes zeigt? Milton unterhält uns weder mit Schlachten, noch mit Leichenbegängnissen, noch mit Lagern, noch mit eingeschlossenen Städten, sondern er zeichnet uns den ersten Gedanken Gottes, wie er sich in der Schöpfung der Welt geoffenbart hat, und die ersten Gedanken des Menschen beim Hervorgehen aus den Händen des Schöpfers.

Nichts Erhabeneres und Intereſſanteres als dieſes Studium der erſten Bewegungen des menſchlichen Herzens! Adam erwacht zum Leben; ſeine Augen öffnen ſich, er weiß nicht, woher er kommt. Er ſchaut das Firmament; durch eine Bewegung des Verlangens will er ſich zu dieſem Gewölbe erheben und findet ſich aufrecht ſtehend, das Haupt zum Himmel erhoben. Er berührt ſeine Glieder, er geht, er bleibt ſtehen, er will ſprechen und er ſpricht. Er nennt natürlich das, was er ſieht, er ruft: „O du Sonne, o ihr Bäume, Wälder, Hügel, Thäler, verſchiedene Thiere!“ und die Namen, die er gibt, ſind die wahren Namen der Dinge. Und warum wendet ſich Adam an die Sonne, an die Bäume? „Sonne, Bäume ſagt er, wiſſet ihr den Namen deſſen, der mich geſchaffen hat?“ So iſt das erſte Gefühl, welches der Menſch kundgiebt, das Gefühl vom Daſein eines höchſten Weſens; das erſte Bedürfniß, das er offenbart, das Bedürfniß Gottes! Wie erhaben iſt Milton in dieſer Stelle! Aber hätte er zu dieſem Gedanken ſich erheben können, wenn er nicht die Religion Jeſu Chriſti gekannt hätte?

Gott offenbart ſich Adam, das Geſchöpf und der Schöpfer unterhalten ſich mit einander: ſie ſprechen von der Einſamkeit. Wir unterdrücken hier jede Bemerkung. Die Einſamkeit taugt nicht für den Menſchen. Adam ſchläft ein; Gott nimmt aus dem Buſen unſers Stammvaters ein neues Geſchöpf und ſtellt ihm bei ſeinem Erwachen daſſelbe vor: „Anmuth iſt in deſſelben Gang, der Himmel in ſeinen Augen und Würde und Liebe in allen ſeinen Bewegungen. Es heißt Weib; es iſt geboren aus dem Manne. „Der Mann wird um deſſelben willen Vater und Mutter verlaſſen.“ Wehe dem, der hierin nicht die Göttlichkeit empfände!

Der Dichter fährt fort solche großartige Blicke in die menschliche Natur, solche erhabene Vernunft des Christenthums zu entwickeln. Der Karakter des Weibes ist in dem unglückseligen Sündenfall auf bewunderungswürdige Weise bezeichnet: Eva fällt aus Eigenliebe: sie rühmt sich stark genug zu sein zur Selbstständigkeit; sie will nicht, daß Adam sie an den Ort begleite, wo sie ihre Blumen pflegt. Dieses schöne Geschöpf, welches sich gerade um seiner Schwachheit willen für unbesieglich hält, weiß nicht, daß ein einziges Wort es zu unterjochen genügt. Die Schrift malt uns immer das Weib als eine Sclavin seiner Eitelkeit. Wenn Jesaias den Töchtern Jerusalems droht, so sagt er zu ihnen: „ihr werdet eure Ohrgehänge, eure Fingerringe, eure Armspangen, eure Schleier verlieren." In unsern Tagen hat man auffallende Beispiele dieses Karakters bemerkt. Manche Frauen haben während der Revolution vielfache Beweise von Heldensinn gegeben, und ihre Tugend ist nach der Hand an einem Ball, einem Schmuck, einem Feste gescheitert. So erklärt sich eine der geheimnißvollen Wahrheiten, die in der Schrift verborgen sind: indem Gott das Weib verurtheilte, mit Schmerzen Kinder zu gebären, hat er ihm eine große Kraft dem Leiden gegenüber verliehen, aber zu gleicher Zeit und zur Strafe für seinen Fehler hat er es dem Vergnügen gegenüber schwach gelassen. Auch Milton nennt das Weib: fair defect of nature „einen schönen Fehler der Natur."

Die Art und Weise wie der englische Dichter den Fall unserer ersten Eltern herbeiführt, verdient genau erörtert zu werden. Ein gewöhnlicher Geist hätte nicht ermangelt, die Welt von Grund aus umzustürzen, in dem Augenblick, wo Eva die verhängnißvolle Frucht zum Munde führt; Milton

begnügte sich damit, die Erde, welche gerade den Tod geboren hat, einen Seufzer ausstoßen zu lassen: man wird vielmehr dadurch überrascht, weil es vielweniger überraschend ist. Welche Leiden läßt die gegenwärtige Ruhe der Natur für die Zukunft ahnen! Tertullian führt bei seiner Untersuchung, warum die Welt nicht durch die Verbrechen der Menschen in Unordnung gekommen sei, einen erhabenen Grund dafür an: Dieser Grund ist die Langmuth Gottes.

Als die Mutter des Menschengeschlechts ihrem Gatten die Frucht ihrer Erkenntniß reicht, wälzt sich unser Stammvater nicht im Staube, er rauft sich nicht die Haare, er stößt kein Geschrei aus. Ein Zittern befällt ihn, er bleibt stumm, mit halbgeöffnetem Munde, und die Augen auf seine Gattin gerichtet. Er bemerkt das Ungeheuere des Verbrechens; einerseits wenn er ungehorsam wird, wird er dem Tode unterworfen, auf der andern Seite, wenn er treu bleibt, behält er seine Unsterblichkeit, aber er verliert seine schon zum Grabe verdammte Genossin. Er kann die Frucht zurückweisen; aber kann er ohne Eva leben? Der Kampf dauert nicht lang; eine ganze Welt wird der Liebe geopfert. Anstatt seine Gattin mit Vorwürfen zu überhäufen, tröstet er sie und nimmt den verhängnißvollen Apfel aus ihrer Hand. Bei dieser Vollendung des Verbrechens ändert sich noch nichts in der Natur: nur die Leidenschaften lassen im Herzen des unglückseligen Paares ihre ersten Stürme toben. Adam und Eva schlafen ein, aber sie haben nicht mehr jene Unschuld, welche die Träume leicht macht, bald wachen sie aus diesem unruhigen Schlaf auf, wie man aus einer peinlichen Schlaflosigkeit aufwacht (as from unrest).

Es ist ihre Sünde, die sich ihnen vor die Seele stellt. „Was haben wir gethan? ruft Adam, warum bist du nackt? Bedecken wir uns, damit man uns nicht in diesem Zustand sehe.“ Die Bekleidung bedeckt eine Nacktheit, die man wahrgenommen hat, nicht mehr.

Indeß wird die Sünde im Himmel bekannt, eine heilige Trauer ergreift die Engel; aber diese Trauer, mit dem Mitleid verbunden, stört ihre Glückseligkeit nicht; ein christliches Wort von erhabener Zartheit. Gott schickt seinen Sohn, die Schuldigen zu richten: der Richter kommt herab und ruft: Adam, wo bist du? Adam verbirgt sich. — „Herr ich wage nicht, mich dir zu zeigen, weil ich nackend bin.“ — Wie weißt du, daß du nackend bist? Solltest du von der Frucht der Erkenntniß gegessen haben?

Welches Zwiegespräch! das ist nicht eine menschliche Erfindung. Adam gesteht sein Verbrechen; Gott spricht das Urtheil: „Mann! du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichtes essen; du sollst den Schooß der Erde mit Mühe umbrechen; aus dem Staube hervorgegangen, sollst du wieder zu Staube werden. Weib! du sollst mit Schmerzen Kinder gebären.“ Das ist in wenigen Worten die ganze Geschichte des Menschengeschlechts. Wir wissen nicht, ob der Leser so ergriffen ist, wie wir; aber wir finden in diesem Auftritt aus der Genesis etwas so außerordentliches und großartiges, daß es sich allen Erklärungen des Kritikers entzieht; der Bewunderung fehlt der Ausdruck und die Kunst fällt in's Nichts zurück.

Der Sohn Gottes kehrt in den Himmel zurück, nachdem er den Gefallenen Kleider gegeben hatte. Nun beginnt das berühmte Drama zwischen Adam und Eva, worin, wie man vermuthet, Milton ein Ereigniß seines Lebens, seine Versöhnung

mit seiner ersten Frau geschildert hat. Wir sind überzeugt, daß die großen Schriftsteller ihre eigene Geschichte in ihren Werken niedergelegt haben. Man schildert nur sein eigenes Herz richtig, indem man es einem andern leiht, und der beste Theil des Genies bildet sich aus Erinnerungen.

Adam hat sich während der Nacht allein unter die Schatten zurückgezogen: die Natur der Luft ist verändert, kalte Dünste und dicke Wolken verfinstern den Himmel, der Blitz zündet die Bäume an, die Thiere fliehen beim Anblick des Menschen, der Wolf fängt an das Lamm zu verfolgen, der Geier die Taube zu zerreißen. Adam fällt in Verzweiflung, er wünscht in den Schoos der Erde zurückzukehren. Aber ein Zweifel steigt in ihm auf: Wenn er etwas Unsterbliches in sich hätte? wenn der Lebensathem, den er von Gott erhalten, nicht zu Grunde gehen könnte? wenn der Tod ihm keine Linderung verschaffte? wenn er zu ewigem Unglück verdammt würde? die Philosophie kann keine erhabeneren und ernsteren Schönheiten verlangen. Nicht allein haben die alten Dichter die Verzweiflung nie auf einen solchen Grund gegründet, sondern selbst die Moralisten haben nichts von ähnlicher Größe.

Eva hat die Seufzer ihres Gatten gehört: sie geht zu ihm hin, aber Adam stößt sie zurück; Eva wirft sich ihm zu Füßen und nezt sie mit ihren Thränen. Adam wird gerührt und hebt die Mutter der Menschen auf. Eva schlägt ihm vor, in der Enthaltsamkeit zu leben, oder sich den Tod zu geben, um seine Nachkommenschaft zu retten. Diese Verzweiflung, die sowohl durch ihre Uebertreibung, als durch ihren Edelmuth einer Frau so trefflich steht, macht unsern Stammvater bestürzt. Was will er seiner Gattin antworten? „Eva, die Hoffnung, die du auf das Grab gründest und deine Todesverachtung

beweisen mir, daß du Etwas in dir trägst, das dem Nichts nicht unterworfen ist."

Das unglückliche Paar entschließt sich zu Gott zu flehen und sich der ewigen Barmherzigkeit zu empfehlen. Es wirft sich zu Boden und erhebt in Demuth Herz und Stimme zu dem, der verzeiht. Diese Laute steigen auf zum Himmelssitze und der Sohn selbst übernimmt es, sie an den Vater zu bringen. Man bewundert mit Recht in der Ilias die hinkenden Gebete, welche dem Unrecht folgen, um die Leiden, die dasselbe verursacht hat, aufzuheben. Indeß kämpft Milton nicht sehr unglücklich gegen diese berühmte Allegorie. Die ersten Seufzer eines zerknirschten Herzens, welche den Weg finden, auf dem ihnen bald alle Seufzer der Welt folgen sollen, die demüthigen Gelübde, die sich mit dem Weihrauch vor dem Throne des Allerheiligsten vermischen, die Thränen der Reue, worüber die himmlischen Geister sich freuen, und welche dem Ewigen durch den Erlöser des Menschengeschlechtes dargebracht werden, diese Thränen, welche Gott rühren (so große Macht hat das erste Gebet eines reumüthigen und unglücklichen Menschen!) — Alle diese Schönheiten haben vereinigt etwas so Sittliches, so Feierliches, so Rührendes in sich, daß sie vielleicht durch die Gebete des Sängers von Ilium nicht verdunkelt werden.

Der Allerhöchste läßt sich erweichen und gewährt das endliche Heil der Menschen. Milton hat sich mit vieler Kunst dieses Mysteriums der heiligen Schrift bemächtigt; er hat überall die Geschichte eines Gottes eingemischt, welcher von Anbeginn der Jahrhunderte sich dem Tode weiht, um den Menschen vom Tode loszukaufen.

Adam's Fall wird ergreifender und tragischer, wenn man in seinen Folgen selbst den Sohn des Ewigen verwickelt sieht.

Außer diesen Schönheiten, welche der Grundanlage des verlorenen Paradieses angehören, enthält dasselbe noch eine Masse einzelner Schönheiten, die wir jedoch nicht alle hier anführen können. Milton hat überdieß eine vortreffliche Ausdrucksweise. Man kennt die sichtbare Finsterniß, das entzückte Stillschweigen u. s. w. Diese Kühnheiten, wenn sie wie die Dissonanzen in der Musik schön aufgelöst sind, haben eine glänzende Wirkung; sie besitzen das Ansehen des Genies, aber man muß sich vor ihrem Mißbrauch in Acht nehmen; wenn man sie sucht, werden sie nur zu einem kindischen, der Sprache und dem Geschmacke verderblichen Wortspiel.

Wir bemerken noch, daß der Sänger des Paradieses nach dem Beispiel des Sängers von Aussomien ein Original wurde, indem er sich fremde Schätze aneignet; Original-Schriftsteller ist nicht der, welcher Niemand nachahmt, sondern der, welchem Niemand nachahmen kann.

Diese Kunst, der Schönheiten einer andern Zeit sich zu bemächtigen, um sie den Sitten des jeweiligen Jahrhunderts anzupassen, war besonders dem Dichter von Mantua bekannt. Man sehe z. B. wie er der Mutter des Eurpalus die Klagen der Andromache über Hektor's Tod in den Mund legt. Homer hat in diesem Stücke mehr Naives als Virgil, dem er übrigens alle ergreifenden Siege an die Hand gegeben hat, so die der Andromache aus den Händen fallende Arbeit, die Ohnmacht u. s. w. (er hat noch andere, welche in der Aeneis nicht vorkommen, wie das Vorgefühl des Unglücks und das Haupt, das Andromache mit aufgelösten Haaren durch die Zinnen hinausstreckt.) Aber auch die Episode von Eurpale ist

leidenschaftlicher und zärtlicher. Diese Mutter, welche unter allen Trojanerinnen allein dem Schicksale eines Sohnes folgen wollte, die unnütz gewordenen Kleider, womit sie ihre mütterliche Liebe beschäftigte, ihre Verbannung, ihr Alter und ihre Einsamkeit, in demselben Augenblick, wo man das Haupt des jungen Mannes unter den Wällen des Lagers umherträgt, das fimineo ululatu sind Dinge, die nur Virgil's Seele zugehören. Andromache's Klagen verlieren durch ihre größere Ausdehnung an Kraft, die kürzeren der Mutter des Eurpala's fallen mit ihrer ganzen Schwere auf's Herz. Dieß beweist, daß schon zwischen den Zeiten Virgil's und Homer's ein großer Unterschied statt findet; und daß in des Ersteren Jahrhundert alle Künste, selbst die zu lieben, bereits eine größere Vollendung erreicht hatten.

Viertes Capitel.

Von einigen französischen und ausländischen Gedichten.

Wenn auch das Christenthum der Poesie nur das verlorene Paradies an die Hand gegeben, wenn sein Geist weder das befreite Jerusalem, noch Polyeuctes, noch Esther, noch Athalia, noch Zaire, noch Alzire eingegeben hätte, so könnte man dennoch behaupten, es sei den Musen günstig. Wir wollen in diesem Capitel zwischen das verlorene Paradies und die Henriade einige französische und ausländische Gedichte stellen, über die wir nur Weniges zu sagen haben.

Die merkwürdigen Stücke in dem heiligen Ludwig des Pater Lemoine sind schon so oft citirt worden, daß wir

ſie hier nicht wiederholen. Dieſes unförmliche Gedicht hat doch einige Schönheiten, die man vergeblich in Taſſo's Jeruſalem ſuchen würde. Es herrſcht darin eine düſtere Phantaſie, zu dem Gemälde von Aegypten ganz paſſend, das voll Erinnerungen und Gräber iſt, und nach einander die Pharaonen, die Ptolomäer, die Einſiedler der Thebais und die Sultane der Barbaren vorübergehen ſah.

Chapelain's Jungfrau, Saint Amand's geretteter Moſes und Coras David ſind nur aus Boileau's Verſen bekannt. Doch kann man aus dem Leſen dieſer Werke einigen Nutzen ziehen, und namentlich verdient der David Beachtung.

Die Epiſode von Ruth, welche in der Begräbnißhöhe der alten Erzväter erzählt wird, hat viele Einfachheit.

Endlich iſt Coras bisweilen im beſchreibenden Verſe glücklich. Folgendes Bild der Mittagsſonne iſt höchſt maleriſch:

Cependant le soleil, couronné de splendeur,
Amoindrissant sa forme, augmentoit son ardeur.

Saint Amand, den Boileau faſt rühmt, indem er ihm Geiſt zuerkennt, ſteht nichts deſto weniger tiefer als Coras. Die Anlage des geretteten Moſes iſt ermüdend, der Vers proſaiſch und ſchleppend, der Styl mit Gegenſätzen überfüllt und geſchmacklos. Indeß bemerkt man darin einige Züge von wahrem Gefühl und dieſe haben vermuthlich die Laune des Sängers unſerer ars poetica beſtochen.

Es wäre fruchtlos, uns bei der Araucana zu verweilen, mit ihren drei Theilen und fünf und dreißig urſprünglichen Geſängen, der von Don Diedo Santistevan Ojozio hinzugeſetzten Geſänge nicht zu vergeſſen. Es gibt in dieſem Werke nichts chriſtlich Wunderbares; es iſt eine geſchichtliche Erzählung einiger

Thatsachen, die in Chili's Gebirgen sich zugetragen haben. Die interessanteste Gestalt des Gedichtes ist Ercilla selbst, der sich schlägt und der schreibt. Die Arancana hat wie der rasende Roland und das befreite Jerusalem das Versmaaß der Octave. Die italienische Literatur gab damals für die andern europäischen Völker den Ton an. Ercilla bei den Spaniern und Spencer bei den Engländern haben Stanzen gedichtet und Ariosten selbst in seiner Exposition nachgeahmt. Ercilla's Anfang gleicht einer Parodie auf die erste Stanze des Orlando.

Der Stoff der Lusiade war ein sehr reicher für die Epopee. Man begreift kaum, wie ein Mann von Camoens Geiste nicht einen größeren Vortheil aus demselben zog. Doch muß man bedenken, daß er in einem barbarischen Jahrhundert lebte, daß er in seinen Versen viel Rührendes und bisweilen Erhabenes hat, und endlich, daß er der Unglücklichste der Sterblichen war. Es ist ein der Härte unsers Jahrhunderts würdiges Sophisma, wenn man behauptet, daß die guten Werke das Unglück erzeugt: es ist nicht wahr, daß man gut schreiben kann, wenn man leidet. Die Männer, welche sich den Musen weihen, lassen sich schneller vom Schmerz überwältigen, als die gemeinen Geister; ein mächtiger Geist nützt bald den Leib, der ihn einschließt, ab: große Seelen verwüsten, wie große Flüsse ihre Ufer.

Die Mischung der Fabel und des Christenthums, welche wir bei Camoens antreffen, überhebt uns der Mühe, von dem Wunderbaren seines Gedichtes zu sprechen.

Klopstock fiel in den Fehler, das Wunderbare des Christenthums selbst zum Stoff seines Gedichtes zu wählen. Seine Hauptperson ist ein Gott; dieß würde allein schon hinreichen, das tragische Interesse zu zerstören. Indeß sind sehr schöne Züge in der Messiade. Die zwei Liebenden,

welche Chriſtus von den Todten erweckt, geben eine reizende Epiſode, welche die mythologiſchen Dichtungen nicht darbieten könnten. Wir erinnern uns an keine Perſonen, welche bei den Alten dem Grabe entriſſen worden wären, außer Alceſte, Hippolyt und Heres von Pamphylien.

Der Ueberfluß und die Größe charakteriſiren das Wunderbare der Meſſiade. Dieſe Himmelskörper, von Weſen, die von Menſchen verſchieden ſind, bewohnt, dieſe Verſchwendung von Engeln, von Geiſtern der Finſterniß, von noch ungeborenen Seelen oder von Seelen, welche ſchon die Erde wieder verlaſſen hatten, reißen den Geiſt hin in die Unendlichkeit. Der Charakter des Abbadonna, des reumüthigen Engels iſt eine glückliche Erfindung. Klopſtock hat auch eine vor ihm unbekannte Art von myſtiſchen Seraphinen geſchaffen.

Geßner hat uns in dem Tode Abels ein Werk voll zarter Hoheit hinterlaſſen. Unglücklicherweiſe iſt es durch den ſüßlichen Ton der Idylle verdorben, welchen die Deutſchen faſt immer über die der Schrift entnommenen Gegenſtände ausgießen. Ihre Dichter fehlen gegen eines der erſten Geſetze der Epopee, nämlich gegen die Wahrſcheinlichkeit der Sitten, und verwandeln die Hirtenkönige des Orients in unſchuldige arkadiſche Schäfer.

Was den Verfaſſer des Gedichtes Noah betrifft, ſo iſt er unter dem Reichthum ſeines Stoffes erlegen. Für eine lebendige Phantaſie war eine vorſündfluthliche Welt eine ſehr ſchöne Aufgabe. Man hatte dabei nicht nöthig, alle die Wunder zu erſchaffen: beim Durchblättern des Kritias, der Zeitrechnungen des Euſebius und einiger Abhandlungen des Lucian und Plutarch hätte man ſchon eine reiche Erndte gefunden. Skaliger führt ein Fragment des Polyhiſtor an, das von gewiſſen Tafeln

handelt, die schon vor der Sündfluth beschrieben worden seien und in Sippary, vermuthlich dem Sipphara des Ptolomäus aufbewahrt werden sollen. Die Musen sprechen und verstehen alle Sprachen; wie viele Dinge konnten sie also nicht auf diesen Tafeln lesen!

Fünftes Capitel.

Die Henriade.

Wenn ein weiser Plan, eine lebendige und gedrängte Erzählung, schöne Verse, eine zierliche Sprache, ein reiner Geschmack, ein tadelloser Styl, die einzigen nothwendigen Eigenschaften des Heldengedichtes wären, so wäre die Henriade ein vollendetes Gedicht; aber alles das genügt nicht, es muß dazu noch eine heroische und übernatürliche Handlung kommen. Und wie hätte Voltaire einen glücklichen Gebrauch von dem Wunderbaren des Christenthums machen können, er, dessen Anstrengungen unaufhörlich dahin gingen, dieses Wunderbare zu zerstören? So groß ist jedoch die Gewalt der religiösen Ideen, daß der Verfasser der Henriade gerade der Religion, die er verfolgt hat, die ergreifendsten Stücke seines epischen Gedichtes, so wie die schönsten Auftritte in seinen Trauerspielen verdankt.

Eine gemäßigte Philosophie, eine kalte und ernste Moral taugen für die Muse der Geschichte, aber den Geist dieses Ernstes auf die Epopee überzutragen, wäre wohl ein Unsinn. So wenn Voltaire ausruft:

Steig von der Höhe des Himmels herab,
erhabene Wahrheit!

ſo iſt er, wie uns ſcheint, in einen Mißgriff verfallen, die epiſche Poeſie:

„Stützt ſich auf die Fabel und lebt
von der Täuſchung.“

Taſſo, welcher einen chriſtlichen Stoff behandelte, hat nach Plato und Lukrez folgende hübſche Verſe gedichtet:

Sai, che la torre in mondo, ove piu versi
Di sue dolcezze il lusinghier Parnasso u. ſ. w.

Hierin liegt entweder keine Poeſie oder keine Lüge, ſagt Plutarch.

War unſer halb barbariſches Frankreich nicht mehr hinreichend mit Waldungen bedeckt, daß man darin nicht einige Schlöſſer aus der Vorzeit mit Burgverließen, unterirdiſchen Gewölben, von Epheu umzogenen Thürmen, und mit wunderbaren Geſchichten angefüllt getroffen hätte? Konnte man keinen gothiſchen Tempel in einem Thal oder mitten in einem Walde finden? hatten Navarras Gebirge keinen Druiden, welcher unter der Eiche am Rande des Baches, beim Brauſen des Sturmes, die Erinnerungen der Gallier beſang und auf dem Grabe der Helden weinte? Ich glaube gewiß, daß es unter Franz dem Erſten Ritter gab, welche auf ihren Behauſungen die Turniere des alten Hofes und die Zeiten zurückwünſchten, wo Frankreich gegen die Ungläubigen zu Felde zog. Wie viel konnte man aus der Revolution der Bataver entnehmen, die in der Nachbarſchaft vor ſich ging und ſo zu ſagen eine Schweſter der Ligue war!

Die Holländer ließen ſich in Indien nieder und Philipp ſammelte die erſten Schätze aus Peru: Coligny ſelbſt hatte eine Colonie nach Carolina geſchickt; der Chevalier von

Gourgue bot dem Verfaſſer der Henriade die rührendſte Epiſode: ein Heldengedicht muß die ganze Welt umfaſſen.

Europa bot dem Dichter in dem ſchweizeriſchen Hirtenvolke, in dem engliſchen Handelsvolk und dem Kunſtvolk Italiens die glücklichſten Gegenſätze: Frankreich ſeinerſeits befand ſich gerade in ſeiner für das epiſche Gedicht günſtigſten Epoche, einer Epoche, welche man, wie Voltaire gethan hat, ſtets beim Ende eines Zeitalters und beim Anfang eines neuen, zwiſchen den alten und den neuen Sitten wählen muß. Die Barbarei war am Verſcheiden, die Morgenröthe von Ludwigs Jahrhundert fing zu dämmern an; Malherbe war gekommen, und dieſer Held, Sänger und Ritter zugleich, konnte die Franzoſen in die Schlacht führen, und dazu Siegeshymnen ſingen.

Man bemerkt, daß die Charaktere in der Henriade lebenden Perſonen nachgebildet ſind, und man hat vielleicht dieſe Kunſt zu portraitiren, wovon Rom in ſeinem Verfall die erſten Muſter gegeben hat, nur allzuſehr geprieſen. Das Portrait iſt nicht epiſch; es gibt nur Schönheiten ohne Handlung und Bewegung.

Gewiſſe Perſonen zweifeln auch, ob die Aehnlichkeit der Ritter in der Henriade genug feſtgehalten ſeien. Die Helden dieſes Gedichts ſprechen ſchöne Verſe, welche zur Entwickelung der philoſophiſchen Grundſätze Voltaire's dienen; aber ſtellen ſie auch wohl die Krieger ſo dar, wie ſie im 16ten Jahrhundert waren? Wenn die Unterredungen der Liguiſten den Geiſt der Zeit athmen, könnte man nicht vielleicht denken, daß in den Handlungen der Perſonen ſich dieſer Geiſt noch mehr, als in ihren Worten ausſprechen ſollte? wenigſtens hat der Sänger Achill's die Ilias nicht aus Reden zuſammengeſetzt.

Was das Wunderbare betrifft, so ist, wenn ich nicht irre, davon fast nichts in der Henriade. Wenn man nicht das unglückliche System kennen würde, das den poetischen Geist Voltaire's in Eis verwandelte, so würde man nicht begreifen, wie er allegorische Gottheiten dem Wunderbaren des Christenthums hat vorziehen mögen. Einige Wärme bringt er in seinen Dichtungen nur bei den Stellen an, wo er aufhört, Philosoph zu sein, und Christ zu werden; sobald er die Religion, die Quelle aller Poesie berührt, hat die Quelle auch reichlich sich ergossen.

Der Schwur der Sechszehn in dem unterirdischen Gewölbe, die Erscheinung von Guises Geiste, welcher kommt, um Clement mit einem Dolche zu bewaffnen, sind sehr epische Hilfsmittel, aus dem Aberglauben eines unwissenden und unglücklichen Jahrhunderts geschöpft.

Aber hat sich der Dichter nicht ein wenig getäuscht, wenn er die Philosophie in den Himmel versetzte? Sein Ewiger ist ohne Zweifel ein sehr gerechter Gott, der unpartheiisch den Bonzen und Derwisch, den Juden und Muhamedaner richtet; aber war das wohl Alles, was man von seiner Muse erwartete? Forderte man nicht von ihm Poesie, einen christlichen Himmel, Lobgesänge, Jehovah und endlich den göttlicheren Sinn, die Religion?

Voltaire hat also selbst die wohlklingendste Seite seiner Leyer zerrissen, indem er es verschmähte die heiligen Kriegsschaaren, das Heer der Märtyrer und Engel zu besingen, woraus sein Talent einen bewundernswürdigen Vortheil hätte ziehen können. Unter unseren weiblichen Heiligen hätte er eben so große Gewalten, als die der Göttinnen des Alterthums und eben so liebliche Namen als die der Grazien gefunden.

Wie ſchade, daß er von den Hirtinnen nichts ſagen wollte, welche durch ihre Tugenden in wohlthätige Gottheiten verwandelt wurden, von den Genofeven, welche vom Himmel herab mit einem Hirtenſtab das Reich Chlodwigs und Karls des Großen beſchirmen! Es ſcheint uns ein beſonderer Zauber für die Muſen darin zu liegen, daß das geiſtreichſte und tapferſte Volk durch die Religion, der Tochter der Einfalt und des Friedens, geweiht wurde. Woher nahm Gallien ſeine Troubadours, ſeinen naiven Geiſt, ſeine natürliche Anmuth, wenn nicht von dem Hirtengeſang, von der Unſchuld und Schönheit ſeiner Schutzherrin?

Scharfſinnige Grübler haben die Bemerkung gemacht, in Voltaire ſtecken zwei Menſchen, der eine voll Geſchmack, voll Wiſſen und Vernunft und der andere voller Fehler, welche dieſen Eigenſchaften entgegengeſetzt ſind. Man kann zweifeln, ob der Verfaſſer der Henriade ſo viel Geiſt beſaß als Racine, aber er hatte einen mannichfaltigeren Geiſt und eine biegſamere Phantaſie.

Unglücklicherweiſe iſt das Maaß deſſen, was wir können, nicht immer das Maaß deſſen, was wir thun. Wäre Voltaire von der Religion begeiſtert geweſen, wie der Verfaſſer der Athalia; hätte er wie dieſer die Kirchenväter und das Alterthum ſtudirt, hätte er nicht alle Gattungen der Dichtung und alle Stoffe umfaſſen wollen, ſo hätte ſeine Poeſie mehr Nerv, und ſeine Proſa mehr Anſtand und Ernſt, die ihr nur zu oft fehlen, bekommen. Dieſer große Mann hatte das Unglück ſein Leben in einem Kreiſe mittelmäßiger Schriftſteller zuzubringen, welcher immer bereit, ihm Beifall zu geben, ihn auf ſeine Verirrungen nicht aufmerkſam machten. Man möchte ihm ſich gerne in der Geſellſchaft eines Paskal, Arnauld, Nicole, Boileau

und Racine denken, da wäre er gezwungen gewesen, einen andern Ton anzustimmen. Man wäre in Port-Royal über die Scherze und Gotteslästerungen von Ferney unwillig geworden, man hätte die in der Eile verfaßten Werke verabscheut, man arbeitete dort mit einer gewissen Gesetzlichkeit und hätte um Alles in der Welt das Publikum nicht mit einem Gedichte täuschen mögen, das nicht wenigstens zwölf Jahre Arbeit gekostet hatte. Am wunderbarsten aber ist, daß diese vortrefflichen Menschen mitten unter so vielen Beschäftigungen noch das Geheimniß entdeckten, die kleinsten Pflichten ihrer Religion zu erfüllen, und die Gesittung ihres großen Jahrhunderts in die Gesellschaft einzuführen.

Eine solche Schule hätte Voltaire haben sollen. Aber es ist sehr zu beklagen, daß er einen Doppelgeist hatte, welcher zugleich zur Bewunderung und zum Hasse nöthigt. Er baut auf und reißt ein, er gibt die widersprechendsten Beispiele und Grundsätze, er erhöht das Zeitalter Ludwigs XIV. bis zu den Wolken und greift sodann im Einzelnen die Namen der großen Männer dieses Jahrhunderts an: nacheinander streut er dem Alterthum Weihrauch und setzt es wieder herab, er verfolgt durch 70 Bände hindurch das, was er das Infama nennt, und die schönsten Stellen seiner Schriften sind von der Religion eingegeben. Während seine Phantasie euch entzückt, läßt er eine falsche Vernunft leuchten, welche das Wunderbare zerstört, die Seele verkürzt und die Aussicht beschränkt. Außer in einigen seiner Meisterwerke bemerkt er nur die lächerliche Seite der Dinge und Zeiten und zeigt dem Menschen den Menschen in einem häßlich lustigen Lichte. Er erfreut und ermüdet durch seine Beweglichkeit, er entzückt euch und eckelt euch an, man weiß nicht, was die ihm eigenthümlich zukommende Gestalt ist:

er wäre unſinnig, wenn er nicht ſo weiſe wäre, und ſchlecht, wenn ſein Leben nicht eine Menge von Zügen der Wohlthätigkeit aufwieſe. Mitten in ſeinen Gottloſigkeiten läßt ſich ein Haß gegen die Sophiſten bemerken. Er liebte von Natur die ſchönen Künſte, die Wiſſenſchaften und die Größe und nicht ſelten überraſcht man ihn in einer Art Bewunderung für den römiſchen Hof. Seine Eigenliebe zwang ihn ſein ganzes Lebenlang eine Rolle zu ſpielen, für die er nicht paßte, und über welche er weit erhaben war. Er hatte in der That mit Diderot, Raynal und d'Alembert nichts gemein. Die Feinheit ſeiner Sitten, ſeine ſchöne Manieren, ſein Geſchmack an der Geſellſchaft und beſonders ſeine Humanität hätten ihn wahrſcheinlich zu einem der größten Feinde der revolutionären Richtung gemacht.

Er iſt entſchieden für die geſellige Ordnung ohne zu bemerken, daß er ſie in ihren Grundlagen untergräbt, indem er die religiöſe Ordnung angreift. Das Gegründetſte, was man von ihm ſagen kann, iſt das, daß ſein Unglaube ihn gehindert hat, die Höhe zu erreichen, zu welcher ihn die Natur berief, und daß ſeine Werke, ausgenommen ſeine flüchtigen Poeſieen, unter ſeinem wahren Talente geblieben ſind: ein Beiſpiel, das für immer jeden zurückſchrecken muß, welcher die Laufbahn der Schriftſtellerei betritt. Voltaire hat zwiſchen ſo vielen Fehlern, ſo vielen Ungleichheiten in Styl und Urtheil nur darum geſchwankt, weil ihm das große Gegengewicht der Religion fehlte: er hat bewieſen, daß ernſte Sitten und fromme Denkungsart im Verkehre mit den Muſen noch nöthiger ſind, als ein ſchöner Geiſt.

Zweites Buch.

Poeſie in ihren Beziehungen zum Menſchen. Charaktere.

Erſtes Capitel.

Natürliche Charaktere.

Gehen wir von dieſer allgemeinen Ueberſicht der Heldengedichte auf die Einzelnheiten der dichteriſchen Compoſitionen über. Ehe wir die geſelligen Charaktere unterſuchen, z. B. den des Prieſters und des Kriegers, wollen wir die natürlichen Charaktere betrachten, wie den des Gatten, des Vaters, der Mutter ꝛc. Zuerſt ſtehe hier ein unwiderleglicher Grundſatz.

Das Chriſtenthum iſt ſo zu ſagen eine doppelartige Religion: wenn es ſich mit der Natur des höchſten Weſens beſchäftigt, ſo beſchäftigt es ſich auch mit unſerer eigenen Natur, es läßt die Geheimniſſe der Gottheit und die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens neben einander hergehen, und wenn es den wahren Gott enthüllt, enthüllt es auch den wahren Menſchen.

Eine ſolche Religion muß der Charakter-Schilderung viel günſtiger ſein, als ein Cultus, welcher in das Geheimniß der Leidenſchaften nicht eingeht.

Die ſchönſte Hälfte der Poeſie, die dramatiſche, erhält von Seiten des Polytheismus keinerlei Vorſchub, denn die Moral war von der Mythologie getrennt.

Ein Gott ſtieg auf ſeinen Wagen, ein Prieſter brachte ein Opfer dar, aber weder der Gott noch der Prieſter zeigten, was der Menſch iſt, woher er kommt, wohin er geht, was ſeine Neigungen, ſeine Laſter ſind, und welche Beſtimmung er in dieſem und im andern Leben hat.

Im Chriſtenthum dagegen ſind Religion und Moral Eines und Ebendasſelbe.

Die Schrift belehrt uns über unſern Urſprung und unſere Natur; die chriſtlichen Myſterien gehen uns an: uns ſelber erblicken wir überall; für uns hat ſich der Sohn Gottes aufgeopfert. Von Moſes bis auf Chriſtus, von den Apoſteln bis auf die letzten Kirchenväter bietet alles ein Gemälde des innern Menſchen dar, zweckt Alles darauf ab, die Nacht, die ihn bedeckt, zu zerſtreuen; und es iſt einer der unterſcheidenden Züge des Chriſtenthums, daß es den Menſchen immer mit Gott in Verbindung ſetzt, während die falſchen Religionen den Schöpfer von dem Geſchöpfe getrennt hatten.

Darin liegt ein unberechbarer Vorzug der chriſtlichen Religion, welchen die Dichter hätten bemerken ſollen, ſtatt ſich in den Kopf zu ſetzen, ſie zu verſchreien.

Denn wenn ſie in dem Wunderbaren, oder in den Beziehungen auf das Uebernatürliche, wie wir in der Folge zu zeigen verſuchen werden, eben ſo ſchön iſt, als der

Polytheismus, so hat sie einen dramatischen und moralischen Voraus vor dem Polytheismus.

Wir stützen diese Wahrheit auf Beispiele; wir machen Zusammenstellungen, welche dazu dienen sollen, uns durch den Reiz der göttlichsten aller Künste inniger an die Religion unserer Väter zu fesseln.

Wir wollen das Studium der natürlichen Charaktere mit dem der Gatten beginnen, und die eheliche Liebe Adam's und Eva's der ehelichen Liebe Ulysses und der Penelope gegenüberstellen. Man wird uns nicht beschuldigen, daß wir, um die christlichen Dichtungen desto heller glänzen zu lassen, absichtlich nur mittelmäßige Dichtungen aus dem Alterthum wählen.

Zweites Capitel.

Fortsetzung von den Gatten.

Ulysses und Penelope.

Nachdem die Fürsten von Ulysses getödtet waren, weckt Euriklea Penelope, die lange Zeit die Wunder, welche ihre Amme ihr erzählt, nicht glauben will. Indeß erhebt sie sich, und,

die steinerne Schwelle betretend
Nahm sie gegen Ulysses den Sitz im Glanze des Feuers,
Dort an der andern Wand. Doch er an der ragenden Säule
Saß, die Augen gesenkt, und erwartete, was sie ihm sagte,
Seine erhabene Gattin, nachdem sie gesehn mit den Augen.

Lange verſtummt ſaß Jene, denn Staunen durchdrang ihr die Seele;
Forſchend glaubte ſie bald ſein Angeſicht zu erkennen,
Bald mißkannte ſie wieder, da ſchlechte Gewand' ihn umhüllet.*)
(Odyſſee XXIII. Geſang, Vers 88 ff.)

Telemach klagt ſeine Mutter der Kälte an; Ulyß lächelt und entſchuldigt Penelope. Die Fürſtin zweifelt noch, und um ihren Gatten zu prüfen, befiehlt ſie das Bette des Ulyſſes außerhalb des Ehegemachs zu bereiten.

Plötzlich ruft der Held:
Wer hat das Bett mir anders geſtellt? — — —
. . . . . Iſt's nicht mehr am Stamme des Oelbaums,
Um den her ich erbaute das Ehegemach zur Vollendung? u. ſ. w.
(Ebendaſ. Vers [illegible] ff.)

Jener ſprach's; ihr aber erzitterten Herz und Knice,
Da ſie die Zeichen erkannt, die genau ihr verkündet Ulyſſes.
Weinend lief ſie hinan und ſchlang ſich mit offnen Armen
Ihrem Gemahl um den Hals, und das Haupt ihm küſſend begann ſie:
„Zürne mir nicht, Ulyſſes; Du warſt ja immer vor Andern
Gut und verſtändig geſinnt . . . . . .
Aber Du mußt mir darum nicht gram ſein, oder mir eifern,
Weil ich nicht, da Du eben erſchienſt, Dich zärtlich bewillkommt.
Immerdar ja ſtarrte mein armes Herz in dem Buſen
Angſtvoll, daß mich einer der Sterblichen täuſche mit Worten,
Kommend hieher . . . . . .
Jetzo, nachdem Du die Zeichen mir ſo umſtändlich genannt haſt
Unſerer Lagerſtatt, die ſonſt kein Sterblicher ſchaute,
Als Du allein und ich ſelbſt, und unſere Dienerin einzig,
Aktoris, die mein Vater mir mitgab, als ich hieher ging,

*) Die größeren Stellen aus Homer und Virgil ſind in der Ueberſetzung meiſt nach Voß und Neuffer citirt.

Die uns Beiden die Pforte bewahrt des feſten Gemaches:
Jetzo beſiegſt Du mein Herz, wie hart es immer zuvor war.“
Sprach's, und erregt ihm ſtärker des Grams wehmüthige Sehnſucht;
Weinend hielt er die treue, die herzeinnehmende Gattin.
Und wie erfreulich das Land den ſchwimmenden Männern erſcheint,
Welchen Poſeidon's Macht das rüſtige Schiff in der Meerfluth
Schlug, mit Orkan umdrängend und aufgeſchwollener Brandung;
Wenige retteten ſich aus graulicher Fluth an's Geſtade,
Schwimmend daher, und häufig umſtarrte die Glieder das Meerſalz;
Freudig anjetzt erſteigen ſie Land, dem Verderben entronnen:
So war ihr auch erfreulich der Anblick ihres Gemahles,
Und feſt hielt um den Hals ſie die Lilienarme geſchlungen.
Ja den Trauernden wäre genaht die roſige Eos,
Aber ein Andres erſann die Herrſcherin Pallas Athene.
Lange hielt ſie die Nacht am Ende der Bahn, und verweilte
Dort an Okeanos Strom die golden thronende Eos, u. ſ. w.

(Ebendaſ. V. 205—244.)

Doch Eurynome führt, als Wärterin ihres Gemaches,
Jene zum Lager daher, in der Hand die leuchtende Fackel.
Als ſie erreicht das Gemach, da enteilte ſie. Jene nun Beide
Wandten ſich herzlich froh zu des alten Lagers Gewohnheit.
— — — — — — — — — — — — — —
Beide nachdem ſie das Herz der erfreuenden Liebe geſättigt,
Freueten ſich des Geſprächs und redeten viel mit einander.
Jene wie viel im Pallaſt ſie ertrug, die edle der Weiber,
Stets die üppigen Freier zu ſchaun und die arge Verwüſtung.
. . . . . .
Drauf erzählt auch Ulyſſes der Held, wie mancherlei Gram er
Andern gebracht, und wie Manches er ſelbſt im Elend erduldet,

Alles genau. Froh horchte die Königin, ohne daß Schlaf ihr
Sank auf die Augenlieder, bevor er Alles erzählet.
(Ebendaſ. V. 295 ff.)

Kaum nun hat er das Letzte geſagt, da der Schlaf ihm die Glieder
Sanft auflöſend umfing, der Seel' Unruhe zerſtreuend.
(Ebendaſ. V. 342 f.)

Dieſe Wiedererkennung zwiſchen Ulyß und Penelope iſt vielleicht eine der ſchönſten Dichtungen des Alterthums. Penelope ſitzt ſchweigend da, Ulyß ruht bewegungslos am Fuße einer Säule, die Scene wird erhellt von der Flamme des Herdes. Das iſt gleich zu Anfang ein Bild, wie für den Maler gemacht, worin die Großartigkeit der Einfachheit der Zeichnung gleich kommt. Und wie macht ſich die Wiedererkennung? durch einen Umſtand, der ſich an das Ehebett knüpft! Das iſt wieder eine neue Schönheit, dieſes Bette, von der Hand eines Königs auf dem Stamm eines Oelbaums, dem Baume des Friedens und der Weisheit bereitet, welcher würdig iſt, die Grundlage dieſes Bettes zu ſein, in das kein anderer Mann, als Ulyſſes gekommen.

Das Entzücken, welches auf die Wiedererkennung der beiden Gatten folgt, die ſo rührende Vergleichung einer Wittwe, die ihren Gatten wieder findet, mit einem Seemann, welcher im Augenblick des Schiffbruches Land entdeckt, das Paar, das mit Fackeln in ſein Gemach geführt wird, die Luſt der Liebe, welcher die Freuden des Schmerzes oder die Anvertrauung überſtandener Leiden folgen, das doppelte Vergnügen des gegenwärtigen Glückes und des vergangenen Unglücks, der Schlaf, der nach und nach dem Ulyß Augen und Mund ſchließt, während er der aufmerkſamen Penelope ſeine

Abenteuer erzählt: Alles das sind eben so viele Züge des großen Meisters, die man nicht zu sehr bewundern kann.

Man könnte darüber eine interessante Untersuchung anstellen: nämlich wie ein neuerer Schriftsteller ein solches Stück aus den Werken eines alten Schriftstellers etwa gegeben hätte.

In dem voranstehenden Gemälde z. B. läßt sich vermuthen, daß der Auftritt zwischen Ulyß und Penelope, statt daß diese handelnd auftreten, von dem Dichter historisch erzählt worden wäre. Er hätte nicht ermangelt seinen Bericht mit philosophischen Betrachtungen, mit effectvollen Versen und glücklichen Schlagworten zu durchflechten. Statt dieser glänzenden und mühevollen Arbeit stellt uns Homer zwei Gatten vor, die sich nach zwanzigjähriger Entfernung wieder finden, und die, ohne ein großes Geschrei zu erheben, aussehen, als ob sie sich erst gestern Abends verlassen hätten. Worin liegt also die Schönheit des Gemäldes? Einzig in seiner Wahrheit.

Die Neueren sind in der Regel gelehrter, zarter, feiner, oft selbst interessanter in ihren Dichtungen als die Alten; aber diese sind einfacher, erhabener, tragischer, reicher und hauptsächlich wahrer als die Neueren. Sie besitzen einen sicherern Geschmack und eine edlere Phantasie; sie verstehen es, das Ganze zu bearbeiten und kümmern sich weniger um die Ausschmückung. Ein Hirte, der sich beklagt, ein Greis, der erzählt, ein Held, der kämpft, das ist für sie schon ein ganzes Gedicht, und man weiß nicht, wie es kommt, daß dieses Gedicht, das keinen Inhalt hat, doch reicher ist, als unsere Romane, welche mit Zufällen und Personen überladen sind. Die Kunst zu schreiben, scheint der Kunst zu malen gefolgt zu sein: die Pallete des neueren Dichters ist mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Farben und Schattirungen bedeckt, der

antike Dichter malt ſeine Bilder mit den drei Farben Polygrot's. Die Lateiner, zwiſchen Griechenland und uns in der Mitte ſtehend, halten zugleich an beiden Weiſen feſt: an der griechiſchen durch die Einfachheit der Grundlage, und an der unſrigen durch die Kunſt der Einzelnheiten. Vielleicht hat dieſe glückliche Verbindung beider Geſchmacke Virgil's Vollkommenheit zu Wege gebracht.

Betrachten wir nun das Bild der Liebe unſerer Stammeltern: Adam und Eva von dem blinden Sänger aus Albion geſchildert, bilden, ein ſehr ſchönes Seitenſtück zu Ulyſſes und Penelope von dem Blinden aus Smyrna.

Drittes Capitel.

Fortſetzung von den Gatten:

Adam und Eva.

Satan iſt in das irdiſche Paradies eingedrungen. Mitten unter den Thieren der Schöpfung.

He saw
Two of far nobler aspect erect and tall
. . . . . .
. . . . . of her daughters, Eve.

Er bemerkte*) zwei Weſen edlerer Geſtalt von geradem und hohem Wuchſe, ähnlich unſterblichen Geiſtern. In Allem

---

*) Wir bedauern die Ueberſetzung von Zachariä nicht zur Hand zu haben.

ſpricht ſich die urſprüngliche Würde ihrer Geburt aus, eine majeſtätiſche Nacktheit bedeckt ſie: man möchte ſie für die Beherrſcher dieſer neuen Welt halten und ſie ſcheinen würdig es zu ſein. Aus ihren göttlichen Blicken glänzen die Eigenſchaften ihres erhabenen Schöpfers, die Wahrheit, die Weisheit, die ſtrenge und reine Heiligkeit, Tugenden, aus welchen die wahre Hoheit des Menſchen entſpringt. Indeß ſind dieſe himmliſchen Geſchöpfe unter ſich verſchieden, wie das ihr Geſchlechts-Unterſchied erklärt: Er iſt geſchaffen für die Betrachtung und die Stärke, Sie iſt gebildet für die Milde und Anmuth: Er allein für Gott, Sie für Gott in Ihm. Die offene Stirne, der erhabene Blick des Erſteren verkündigen die unumſchränkte Gewalt; ſeine Hyacinthenlocken theilen ſich auf ſeiner Stirne und hängen in Locken auf beiden Seiten edel herab, jedoch ohne auf ſeine breiten Schultern herabzufließen. Seine Genoſſin dagegen läßt gleich einem goldnen Schleier ihre ſchönen Haare bis auf den Gürtel herabwallen, wo ſie neckiſch ſich ringeln; ſo windet der Weinſtock ſeine zarten Ranken um eine gebrechliche Stütze; ein Sinnbild der Unterwerfung, wozu unſere Stamm-Mutter geboren ward, einer Unterwerfung unter einen milden Scepter, eines Gehorſams von Ihr gewährt und von Ihm mehr angenommen als gefordert; eine Herrſchaft freiwillig und doch mit Bedauern abgetreten, abgetreten mit einem beſcheidenen Stolze und mit einem unbeſchreiblichen verliebten Zögern voller Furcht und Reiz! auch ihr, geheimnißvolle Werke der Natur, wart damals unbedeckt; denn damals war jede ſchuldbewußte, jede verbrecheriſche Scham unbekannt. Tochter der Sünde, unkeuſche Schamhaftigkeit, wie ſehr haſt du nicht die Tage des Menſchen durch einen leeren Schein von Reinheit verkümmert! Ach, du haſt aus unſerem Leben

verbannt, was allein das wahre Leben ist, die Einfalt und die Unschuld. So gehen die beiden großen Gatten nackt in dem einsamen Eden. Sie suchen weder das Auge Gottes, noch die Blicke der Engel zu vermeiden, denn sie haben noch keinen Gedanken an das Böse. So geht Hand in Hand das herrlichste Paar, das sich je in den Umarmungen der Liebe vereinigte: Adam, der beste aller Männer, die seine Nachkommenschaft bilden, Eva, die schönste aller Frauen, welche ihre Töchter geworden sind.

Unsere ersten Eltern ziehen sich am Rande einer Quelle in den Schatten zurück. Sie nehmen ihr Abendbrod mitten unter den Thieren der Schöpfung, welche rings um ihren König und ihre Königin spielen. Satan, unter der Gestalt eines dieser Thiere verborgen, betrachtet die beiden Gatten und fühlt sich fast gerührt durch ihre Schönheit, ihre Unschuld und den Gedanken an die Uebel, welche er an die Stelle so vielen Glückes setzen will: ein bewundernswürdiger Zug! Indeß unterreden sich Adam und Eva auf liebliche Weise bei der Quelle und Eva sagt zu ihrem Gatten:

That day I often remember, when from sleep
. . . . . her silver mantle threw.

„Ich erinnere mich oft des Tages, wo ich aus dem ersten Schlafe erwachend mich unter Blumen im Schatten liegen fand; ich wußte nicht, wo ich war, wer ich sei, wann und wie ich dahingekommen. Nicht weit davon rauschte eine Welle in einer Felsenhöhlung. Dieses Wasser hielt bald seine Fluthen in stiller Ruhe an, sie waren rein wie die Räume des Firmaments. Mit furchtsamen Gedanken ging ich vorwärts nach diesem Ort; ich setzte mich auf das grüne Ufer, um den durchsichtigen See, der ein zweiter Himmel zu sein schien, zu

betrachten. In dem Augenblick, wo ich mich über die Welle beuge, erscheint ein Schatten in dem feuchten Spiegel, der sich gegen mich neigt, wie ich gegen ihn.

Ich fuhr bebend zusammen, er gleichfalls; ich nahte mit dem Kopfe von Neuem, und eben so schnell kehrte die holde Erscheinung zurück, mit Blicken voll Liebe und Mitgefühl.

Meine Augen wären noch auf dieses Bild geheftet und ich hätte mich in eitlem Verlangen verzehrt, wenn nicht eine Stimme in der Einöde gerufen hätte: „„Was du siehst, schönes Geschöpf, bist du selbst, mit dir flieht es, mit dir kommt es wieder. Folge mir, ich werde dich wohin führen, wo nicht ein leerer Schatten deine Umarmungen täuschen wird, wo du den — dessen Ebenbild du bist, finden wirst; dir wird er für immer angehören, und du wirst ihm eine Menge Kinder geben, welche dir ähnlich, und wirst Mutter des Menschengeschlechts genannt werden.““

Was konnte ich thun nach diesen Worten? Gehorchen und gehen unter der unsichtbaren Leitung! Bald sah ich dich unter einer Platane. O wie groß und schön erschienst du mir! und doch fand ich, ich weiß nicht wie, etwas minder Schönes, minder Zartes, als das liebliche Gebilde, das in den Falten der Welle gefesselt war. Ich wollte fliehen, du folgtest mir, und riefst, deine Stimme erhebend: „„Kehre zurück, schöne Eva! weißt du, wen du fliehst? du bist Fleisch und Bein von dem, den du meidest. Um dir das Dasein zu geben, habe ich aus meiner Seite das Leben zunächst an meinem Herzen geschöpft, damit du ewig an meiner Seite bleibest. O Hälfte meiner Seele, dich suche ich! deine zweite Hälfte fordert dich zurück.““ Bei diesen Worten ergriff deine zarte Hand die meinige, ich gab nach, und von da an habe ich erkannt, wie sehr die Anmuth

von einer männlichen Schönheit und von der Weisheit übertroffen wird, welche allein wirklich schön ist."

So sprach die Mutter der Menschen. Mit Blicken voll Liebe und zärtlicher Hingebung neigte sie sich gegen unsern ersten Stammvater zu halber Umarmung. Die Hälfte ihres schwellenden Busens berührt unter dem Gold ihrer wallenden Haare mit wollüstiger Nacktheit geheimnißvoll den nackten Busen ihres Gatten. Adam entzückt von ihrer Schönheit und ihrem hingebenden Liebreiz lächelt erhabene Liebe: so ist das Lächeln, welches der Himmel im Frühling durch die Wolken fallen läßt, und welches das Leben weckt in den unzähligen Schaaren von Blumensamen. Adam drückt einen keuschen Kuß auf die fruchtbaren Lippen der Mutter der Menschen.

Indeß war die Sonne unter die Azoren hinabgesunken, sei es, daß dieser erste der Himmelskörper in seiner unglaublichen Schnelligkeit gegen jene Ufer hinrollte, sei es, daß die Erde weniger schnell sich gegen Morgen zurückziehend auf einem kürzeren Wege das Gestirn des Tages zur Linken der Welt ließ. Es hatte schon die Wolken, welche um seinen abendlichen Thron herwogen, mit Gold und Purpur bedeckt; still kam der Abend und nach und nach verhüllte eine sanfte Dämmerung die Gegenstände mit ihrem einförmigen Schatten. Die Vögel des Himmels gingen in ihre Nester zur Ruhe, die Thiere der Erde zogen sich in ihre Lager zurück. Alles schwieg außer der Freundin des Wachens, der Nachtigall: sie erfüllte die Nacht mit ihren verliebten Klagen und das Schweigen wurde davon entzückt. Bald funkelte das Firmament von lebendigen Sapphiren: der Abendstern an der Spitze des Heeres der Gestirne zeigte sich lang in seinem schönsten Glanze, aber endlich erhob sich die Königin der Nacht majestätisch über die Wolken; ihr

ſanftes Licht ausgießend warf ſie ihren Silbermantel über den Rücken der Schatten.

Adam und Eva gehen in ihr Brautbett, nachdem ſie zum Ewigen gebetet. Sie dringen in das Dunkel eines Wäldchens und legen ſich auf ein Lager von Blumen. Da hebt der Dichter, wie am Eingange zu dem Brautbette verweilend, im Angeſichte des Firmaments und des ſternbeladenen Pols einen Lobgeſang auf die Ehe an.

Er beginnt dieſes herrliche Brautlied unvorbereitet und wie aus plötzlicher Begeiſterung nach antiker Weiſe:

> Hail wedded love, mysterious law, true source
> Of human offspring . . . .

„Heil dir, eheliche Liebe, geheimnißvolles Geſetz, Quelle der Nachkommenſchaft!“ So ſingt das Heer der Griechen nach Hektor's Tod plötzlich:

Ἥρμεθα μεγα κυδος, ἐπεφνομεν Ἕκτορα δῖον, u. ſ. w.

„Wir haben einen ausgezeichneten Ruhm errungen, wir haben den göttlichen Hektor erſchlagen.“ So rufen bei Virgil die Salier trotzig am Feſte des Herkules:

> Tu nubigenas, invicte, bimembres u. ſ. w.

„Du haſt beide Centauren beſiegt, die Söhne der Wolke.“ u. ſ. w.

Dieſer Lobgeſang bildet den letzten Zug in Milton's Bild und vollendet das Gemälde der Liebe unſerer erſten Stammeltern. In allen andern Gedichten, ſagt Voltaire, iſt die Liebe eine Schwachheit, bei Milton allein wird ſie zur Tugend. Der Dichter verſtand es, mit keuſcher Hand den Schleier zu lüften, welcher ſonſt die Luſt dieſer Leidenſchaft bedeckt. Es verſetzt den Leſer in den Garten der Wonne. Er

ſcheint ihn das reine Vergnügen genießen zu laſſen, das Adam's und Eva's Bruſt erfüllt. Er erhebt ſich nicht über die menſchliche Natur, ſondern nur über die verdorbene menſchliche Natur, und wie es kein Beiſpiel von einer ähnlichen Liebe gibt, ſo gibt es auch keines von einer ähnlichen Poeſie.

(Verſuch über die epiſche Poeſie Cap. 9.)

Wenn man die Liebe des Ulyſſes und der Penelope mit der von Adam und Eva vergleicht, ſo findet man, daß die Einfachheit Homer's treuherziger, die von Milton großartiger iſt. Ulyß, obgleich König und Held, hat doch Etwas von einem Landmann an ſich, ſeine Ränke, ſeine Stellungen haben einen ländlichen und naiven Charakter. Adam, obgleich kaum erſchaffen und noch ohne Erfahrung, iſt ſchon das vollkommene Muſter des Mannes: man fühlt es ihm an, daß er nicht aus dem ſchwachen Leibe einer Frau, ſondern aus den lebendigen Händen Gottes hervorgegangen iſt. Er iſt edel, majeſtätiſch und zugleich voller Unſchuld und Geiſt; er iſt ſo, wie ihn die heilige Schrift malt, würdig, von den Engeln geehrt zu werden, und in der Einſamkeit mit ſeinem Schöpfer zu wandeln. Was die beiden Gattinnen betrifft, ſo erſcheint Penelope zuerſt zurückhaltender, hierauf zärtlicher als unſere erſte Mutter; was daher kommt, daß ſie durch Unglück geprüft worden war, und daß das Unglück mißtrauiſch und gefühlvoll macht. Eva dagegen gibt ſich hin, ſie iſt mittheilſam und verführeriſch, ſie hat ſelbſt einen leichten Zug von Gefallſucht. Und warum ſollte ſie ſo ernſt und klug ſein, wie Penelope? Lächelt ihr nicht Alles? Wie der Kummer die Seele verſchloſſen macht, ſo öffnet ſie die Freude. Im erſteren Fall findet man nicht Einſamkeit genug ſeine Leiden zu verbergen, im andern nicht Herzen genug, um ſein Glück zu erzählen. Indeß wollte

Milton seine Eva recht als vollkommen malen, er hat sie dargestellt als unwiderstehlich durch ihre Reize, aber ein wenig geschwätzig und unbesonnen, so daß man das Unglück voraussieht, worein sie dieser Fehler stürzen wird.

Uebrigens ist die Liebe der Penelope und des Ulysses rein und ernst, wie sie zwischen Gatten sein soll.

Es ist hier der Ort zu bemerken, daß bei der Schilderung der Wollust die meisten Dichter des Alterthums zugleich eine Nacktheit und eine Keuschheit zeigen, welche erstaunlich ist. Nichts ist so verschämt wie ihr Gedanke, nichts so frei, wie ihr Ausdruck; wir im Gegentheil verwirren die Sinne, während wir die Augen und die Ohren schonen. Woher kommt diese Zauberkunst der Alten und warum ergreift die ganz nackte Venus von Praxyteles mehr unsern Geist als unsere Blicke? Es kommt daher, weil sich hier ein schönes Ideal ausgeprägt findet, welches mehr dem Geiste als der Materie angehört. Der Geist allein und nicht der Leib wird von Liebe ergriffen, er ist es, der sich aufs Engste mit dem Meisterwerke zu vereinigen brennt. Alle irdische Gluth erlischt, und weicht einer göttlichen Zärtlichkeit; die warm gewordene Seele schlingt sich um den geliebten Gegenstand und vergeistigt selbst die rohen Worte, deren man sich bedienen muß, um ihre innere Gluth auszudrücken.

Aber weder Penelopens und Ulysses Liebe, noch Dido's Liebe zu Aeneas, noch die der Alceste zu Admet, läßt sich mit dem Gefühle vergleichen, welches die beiden edlen Herzen in Miltons Paradies für einander empfinden: die wahre Religion allein konnte den Charakter einer so heiligen und erhabenen Zärtlichkeit an die Hand geben. Welche Ideen-Verbindung!

Das werdende All, die Meere, welche so zu sagen über ihre eigene Unermeßlichkeit erschrecken, die Sonnen, welche in ihren neuen Bahnen wie aus Aengstlichkeit zögern, die Engel durch diese Wunder angezogen, Gott selber sein noch junges Werk betrachtend, und zwei Wesen halb Geist, halb Thon, erstaunt über ihren Leib und noch mehr über ihre Seele, versuchen zugleich das erstemal zu denken und zu lieben.

Um das Bild zu vollenden, brauchte Milton den Kunstgriff, den Geist der Finsterniß wie einen großen Schlagschatten darin anzubringen. Der aufrührerische Engel belauscht die beiden Gatten: er erfährt aus ihrem Munde das verhängnißvolle Geheimniß und freut sich über ihr künftiges Unglück; und so ist dieses ganze Gemälde von der Glückseligkeit unserer Eltern in der That nur der erste Schritt zu schrecklichem Jammer.

Penelope und Ulyß erinnern an vergangenes Unheil, Eva und Adam verkündigen anbrechendes Mißgeschick. Jedes Drama ist wesentlich in seiner Grundlage verfehlt, wenn es Freuden darstellt, ohne verschwundenen oder beginnenden Kummer darein zu mischen. Ein schwankenloses Glück langweilt uns, ein schwankenloses Unglück stößt uns zurück: das erste hat keine Erinnerungen und keine Thränen, das zweite keine Hoffnung und kein Lächeln. Wer vom Schmerz zur Lust aufsteigt, wie dieß in dem homerischen Auftritte der Fall ist, der ist mehr rührend und melancholisch, weil die Seele hier in der Vergangenheit träumt und in der Gegenwart ausruht; wer dagegen von der Glückseligkeit zu den Thränen abwärts steigt, wie Milton in seinem Gemälde, der ist mehr traurig, mehr eindringlich, weil das Herz sich kaum bei der Gegenwart aufhält und die drohenden Uebel voraus empfindet.

Wir müſſen alſo immer in unſern Gemälden Glück und Unglück mit einander vereinen und wie in der Natur die Summe des Uebels ein wenig ſtärker machen, als die des Guten.

Zwei Säfte ſind im Becher des Lebens gemiſcht, ein ſüßer und ein bitterer, aber außer der Bitterkeit des zweiten gibt es auch noch eine Hefe, welche die beiden Säfte gleicherweiſe auf dem Boden des Gefäßes abſetzen.

Viertes Capitel.

Der Vater.

Priamus.

Vom Charakter des Gatten kommen wir auf den des Vaters und betrachten die Vaterſchaft in den zwei erhabenſten und rührendſten Lagen des Lebens, dem Greiſenalter und dem Unglück. Priamus, der von dem Gipfel des Ruhmes gefallene Herrſcher, deſſen Gunſt die Großen der Erde geſucht hatten, Dum Fortuna fuit; Priamus, das Haar mit Aſche beſtreut, das Geſicht in Thränen gebadet, iſt mitten in der Nacht, allein in das Lager der Griechen gekommen; auf den Knien liegend vor dem unbarmherzigen Achill, die furchtbaren, die menſchentödtenden Hände küſſend, welche ſo oft vom Blute ſeiner Söhne rauchten, bittet er den Leichnam ſeines Hektor ſich aus:

Deines Vaters gedenk', o göttergleicher Achilles!
Sein, der bejahrt iſt, wie ich, an der traurigen Schwelle des Alters.

Und vielleicht, daß jenen auch rings umwohnende Völker
Drängen, und Niemand iſt, ihm Jammer und Weh zu entfernen.
Jener indeß, ſo oft er von dir, dem Lebenden höret,
Freut ſich innig im Geiſt und hofft von Tage zu Tage,
Wieder zu ſehen den trauteſten Sohn heimkehren von Troja.
Ich unſeliger Mann! die tapferſten Söhne erzeugt' ich
Weit im Trojer Gebiet, und nun iſt keiner mehr übrig.
Fünfzig hatt' ich der Söhne, als Argo's Menge daher zog:
Ihrer Neunzehn wurden von einer Mutter geboren
Und die andern zeugt' ich mit Nebenfrau'n in der Wohnung.
Vielen davon zwar löste der ſtürmende Ares die Glieder;
Doch der mein Einziger war, der die Stadt und uns Alle beſchirmte,
Den jüngſt tödteteſt du, da er kämpfte den Kampf für die Heimath –
Hektor! Für den nun komm ich herab zu den Schiffen Achaja's
Ihn zu erkaufen von dir und bring' unendliche Löſung.
Schaue die Götter demnach, o Peleid', und erbarme dich meiner,
Denkend des eigenen Vaters! Ich bin noch werther des Mitleids!
Duld' ich doch, was keiner der ſterblichen Erde Bewohner:
Ach zu küſſen die Hand, die meine Kinder getödtet!

(Ilias, letzter Geſang, Vers 486 ff.)

Wie viele Schönheiten in dieſer Bitte! Welche Scene, die ſich vor den Augen des Leſers ausbreitet! Die Nacht, das Zelt Achill's, dieſes Helden, der bei dem treuen Automedon Patroklus beklagt, Priamus, der mitten im nächtlichen Dunkel erſcheint und ſich dem Sohne des Peleus zu Füßen wirft! Dort in der Finſterniß halten die Wagen, welche die Geſchenke des Fürſten von Troja bringen, und in einiger Entfernung liegen die entſeelten Ueberreſte des edelmüthigen Hektor, verlaſſen und ohne Ehre an dem Geſtade des Hellespont.

Wenn man die Rede des Priamus ſtudirt, ſo bemerkt man, daß das zweite Wort, welches der unglückliche Fürſt ausſpricht, das Wort „Vater" (πατρος) iſt; der zweite Gedanke im nämlichen Vers iſt ein Lob für den ſtolzen Achill (θεοις επιεικελ' Αχιλλευ) den Göttern gleicher Achilles. Priam muß ſich groſſe Gewalt anthun, ſo zu Hektor's Mörder zu ſprechen: es liegt eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens in dem Allem.

Das zärtlichſte Andenken, das man dem Peliden vor die Seele rufen kann nach dem ſeines Vaters, war ohne Zweifel das Alter dieſes Vaters. Bis daher hat Priam noch nicht ein Wort von ſich ſelbſt zu ſagen gewagt; aber plötzlich bietet ſich ihm eine Beziehung dar, welche er mit rührender Einfachheit ergreift: „Wie ich, ſagt er, ſteht er an der Grenze des Alters." So ſpricht Priamus, alſo auch hier von ſich nur indem er ſich mit Peleus zuſammenſtellt; er zwingt Achill nur ſeinen eigenen Vater zu ſehen in dem bittenden und unglücklichen Könige.

Das Bild der Hilfloſigkeit des alten Herrſchers: „vielleicht iſt er bedrängt von mächtigen Nachbarn," während der Abweſenheit ſeines Sohnes; die Darſtellung, wie ſein Jammer plötzlich vergeſſen iſt, wenn er erfährt, ſein Sohn ſei noch am Leben, endlich die Vergleichung der vorübergehenden Leiden des Peleus mit dem unauslöſchlichen Jammer Priam's bieten eine bewundernswürdige Miſchung von Schmerz, von Gewandtheit, von Anſtand und Würde dar.

Mit welch ehrwürdiger und heiliger Geſchicklichkeit bringt nicht der Alte von Ilion endlich den ſtolzen Achill dahin, ſogar das Lob Hektor's ruhig anzuhören! Zuerſt hütet er ſich wohl, den trojaniſchen Helden zu nennen, er ſagt nur, es gab Einen, und nennt Hektors Namen vor ſeinem Sieger erſt, nachdem

er ihm gesagt, er, Achill, habe ihn erschlagen, als er für's Vaterland kämpfte.

Er fügt einfach das Wort „Hektor" bei. Es ist bemerkenswerth, daß dieser einzeln stehende Name nicht in dem poetischen Satze inbegriffen ist: er ist an den Anfang eines neuen Verses hingeworfen, wo er im Versmaaße einen Einschnitt macht, Geist und Ohr überrascht und einen vollständigen Sinn bildet; mit dem folgenden hängt er durch kein Band zusammen.

Auf diese Weise erinnert sich der Pelide an seine Rache, ehe sein Feind ihm ins Gedächtniß kommt: hätte Priam zuerst Hektor genannt, so hätte Achill an Patroklus gedacht, aber es ist nicht mehr Hektor, den man ihm vorstellt, es ist ein zerfleischter Leichnam, es sind erbarmungswürdige Ueberreste, den Hunden und Geiern überlassen: und noch zeigt man sie ihm mit einer Entschuldigung: „er kämpfte für das Vaterland."

Der Stolz Achill's ist befriedigt durch seinen Sieg über einen Helden, welcher allein seine Brüder und die Mauern von Troja vertheidigte. Zuletzt, nachdem Priamus dem Sohne der Thetis von Menschen gesprochen hat, erinnert er ihn an die gerechten Götter und führt ihn ein letztes Mal auf das Andenken des Peleus zurück. Der Zug, welcher die Bitte des Königs von Ilion schließt, gehört zu dem Erhabensten, was es in der pathetischen Gattung geben kann.

Fünftes Capitel.

Fortsetzung von dem Vater.

Lusignan.

Wir werden in der Zaire einen Vater finden, welcher dem Priamus gegenüber gestellt werden darf. Allerdings lassen sich beide Scenen weder nach ihrer Anlegung, noch nach der Kraft der Zeichnung, noch nach der Schönheit der Poesie mit einander vergleichen, aber der Triumph des Christenthums wird dadurch nur um so glänzender, weil es ganz allein durch den Zauber seiner Erinnerungen im Stande ist, es mit Homer's Genie aufzunehmen. Voltaire selbst vertheidigt sich nicht dagegen, daß er in der Gewalt dieses Zaubers seinen Erfolg gesucht habe, indem er in Beziehung auf Zaire schreibt: „Ich versuchte in diesem Werke Alles zu vereinigen, was die christliche Religion nur Pathetisches und Interessantes zu haben scheint.“ Ein alter Kreuzfahrer, mit Unglück und Ruhm beladen, der alte Lusignan, der mitten in der Nacht des Kerkers seiner Religion treu geblieben, bittet ein junges, liebendes Mädchen auf die Stimme des Gottes seiner Väter zu hören. Eine wunderbare Scene, deren ganze Gewalt in der evangelischen Moral und in den christlichen Gefühlen liegt:

Mein Gott! ich kämpfte sechzig Jahre schon
Für deinen Ruhm, sah deine Tempel stürzen,
Und allerwärts verlöschen dein Gedächtniß.
In schrecklichem Verließe zwanzig Jahre
Fleht' ich für meine unglückſel'gen Kinder,

Dich an mit Thränen, und nun deine Güte
Mein Haus auf's Neu' zuſammenbrachte, iſt
Die Tochter, die ich finde, deine Feindin. — —
Ich Unglückſeliger! Nur ich, dein Vater,
Und mein Gefängniß raubten dir den Glauben.
O meine Tochter, liebes Schmerzenskind
Denk' doch, des Blutes denk' in deinen Adern.
Es iſt das Blut von zwanzig Königen,
Die alle Chriſten waren, ſo wie ich,
Es iſt das Blut der Helden, welche ſich
Im Kampf für meinen Glauben opferten,
Es iſt das Blut der Märtyrer, o Tochter,
Die noch zu ſehr ich liebe, kennſt du
Dein Loos? Weißt du, wer deine Mutter iſt,
Weißt du? daß in dem Augenblick, wo ſie
Die letzte Frucht, ach! einer Unglücksliebe —
Dich mir gebar, ich ſie ermordet ſah
Von Wuthentbrannten, von der Räuberhand,
An welche du dich hingabſt? Deine Brüder,
Sie öffnen ihre blut'gen Arme dir
Und ſtrecken ſie vom Himmel dir entgegen!
Dein Gott, den du verräthſt, Er, den du läſterſt,
Iſt hier für dich und für die Welt geſtorben,
Hier, wo mein Arm ſo oft ihm hat gedient,
Hier, wo ſein Blut durch meine Stimme redt.
Sieh' dieſe Mauern hier, ſieh' dieſen Tempel,
Den deine Herren überfallen haben:
Sieh', Alles weiſ't den Gott dir deiner Ahnen,
Und dort nicht weit von dem Pallaſte liegt
Sein Grab! dort iſt der Berg, wo unſre Sünden

Abwaschend, er von Sünderhänden starb;
Hier stand er lebend aus dem Grabe auf.
Du kannst an diesem hehren, heil'gen Orte,
Nicht einen Schritt thun, ohne ihn zu finden,
Ihn deinen Gott und Herrn, und kannst hier weilen,
Nicht ohne deinen Vater zu verleugnen.

Eine Religion, welche solche Schönheiten ihrem Feinde an die Hand gibt, verdiente wenigstens gehört zu werden, ehe man sie verdammt. Das Alterthum zeigt Nichts von gleichem Interesse, weil es keine ähnliche Religion hatte. Der Polytheismus, der sich den Leidenschaften nicht widersetzte, konnte diese inneren Seelenkämpfe nicht herbeiführen, welche unter dem Gesetze des Evangeliums so häufig sind, um die rührendsten Situationen aus sich erzeugen. Der pathetische Charakter des Christenthums steigert noch gewaltig den Zauber der Tragödie Zaire. Wenn Lusignan seiner Tochter nur die glücklichen Götter, die Gastmähler und Freuden des Olymps in's Gedächtniß rufen würde, so würde das für sie nur ein schwaches Interesse haben und einen harten Gegensatz bilden zu den zarten Rührungen, welche der Dichter zu erwecken sucht. Allein das Unglück Lusignan's, sein Blut, seine Leiden fließen zusammen mit dem Unglück, mit dem Blut und den Leiden Christi. Könnte Zaire ihren Erlöser an dem Orte verleugnen, wo er sich für sie aufgeopfert hat? Die Sache eines Vaters, und die eines Gottes verbinden sich mit einander; die alten Jahre Lusignan's, die Qualen der Märtyrer werden selbst ein Theil der Gewalt der Religion; der Berg und das Grab rufen; Alles ist hier tragisch; die Orte, der Mensch und die Gottheit.

Sechstes Capitel.

Die Mutter.

Andromache.

„Zu Rama hörte man eine Stimme, ſagt Jeremias (Cap. 31, V. 15), viel Weinen und Wehklagen; Rahel beweint ihre Kinder und wollte ſich nicht tröſten laſſen, denn es iſt aus mit ihnen.“ Wie ſchön iſt dieſes „denn es iſt aus mit ihnen!“ Eine Religion, welche ein ſolches Wort geheiligt hat, kennt das Mutterherz aus dem Grunde. Die Verehrung der Jungfrau und die Liebe Jeſu zu den Kindern beweiſen zur Genüge, daß der Geiſt des Chriſtenthums ein zartes Mitgefühl hat für den Genius der Mütter. Wir wollen hier der Kritik einen neuen Weg eröffnen, wir wollen in den Gefühlen einer heidniſchen Mutter, welche ein neuerer Schriftſteller darſtellt, die chriſtlichen Züge aufſuchen, welche dieſer Schriftſteller, ohne es ſelber wahrzunehmen, in ſeinem Gemälde angebracht hat. Um den Einfluß nachzuweiſen, den eine moraliſche oder religiöſe Einrichtung auf das menſchliche Herz ausübt, iſt es nicht nothwendig, daß das angeführte Beiſpiel aus der Wurzel dieſer Einrichtung ſelber hergenommen iſt, es genügt, wenn es den Geiſt derſelben enthält: ſo iſt z. B. das Elyſium im Telemach augenſcheinlich ein chriſtliches Paradies.

Die rührendſten Gefühle der Andromache Racine's kommen zum größten Theile von dem chriſtlichen Dichter her. Die Andromache der Ilias iſt mehr Gattin als Mutter; die des Euripides hat einen kriechenden und zugleich ehrgeizigen

Charakter, der den mütterlichen Charakter zerstört; die des Virgil ist zärtlich und schwermüthig, aber sie ist auch weniger Mutter als Gattin: Hektor's Wittwe sagt nicht, wo ist Astyanar, sondern wo ist Hektor.

Racine's Andromache ist gefühlvoller und interessanter als die antike Andromache; der so einfache und liebenswürdige Vers

„Und heute habe ich ihn noch nicht umarmt"

ist das Wort einer Christin: das ist nicht im Geschmack der Griechen und noch weniger der Römer. Homer's Andromache seufzt über das künftige Unglück des Astyanax, aber sie denkt in der Gegenwart kaum an ihn, die Mutter unter dem Einfluß unserer Religion ist zärtlicher, ohne darum weniger an die Zukunft zu denken, sie vergißt manchmal ihren Kummer, indem sie ihrem Sohne einen Kuß gibt; die Alten hefteten ihre Augen nicht lange auf die Kindheit; es scheint, sie fanden etwas allzu Naives in der Sprache der Wiege. Erst der Gott des Evangeliums hat ohne Erröthen die kleinen Kinder genannt und sie Männern zum Muster vorgestellt.

„Und er nahm ein kleines Kind und stellte es in ihre Mitte, herzte es und sprach: Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf." (Matth. Cap. 18, V. 3 und Cap. 9, V. 35 f.)

Wenn Hektor's Wittwe bei Racine zu Cephise sagt:

Mög' er bescheiden seiner Ahnen denken;
Er ist von Hektor's Stamm, doch nur der Rest;

wer erkennt darin nicht die Christin, es ist das „Er stößt die Gewaltigen vom Stuhle." Das Alterthum spricht nicht auf diese Weise, denn es ahmt nur die natürlichen Gefühle nach; nun sind aber die in jenen Versen Racine's ausgesprochenen

Gefühle nicht wie aus der Natur geſchöpft; ſie widerſprechen im Gegentheil der Stimme des Herzens.

Hektor räth ſeinem Sohne nicht, ſeine Vorfahren in beſcheidenem Andenken zu behalten; er ruft vielmehr, indem er Aſtyanax gen Himmel empor hält (Il. Buch VI. V. 476 ff.):

Zeus und ihr andern Götter, o laßt doch dieſes mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich ſelbſt, vorſtrebend im Volke der Trojer;
Auch ſo ſtark an Gewalt und Ilion mächtig beherrſchen;
Und man ſage dereinſt, der ragt noch weit vor dem Vater,
Wenn er heimkehrt vom Streit u. ſ. w.

Aeneas ſagt zu Askanius (Aeneis Buch XII. V. 439 f.):

Und wenn du erwägſt der Deinigen Beiſpiel,
Daß dein Vater dich ſporn' und Hektor, der Oheim.

In der That drückt ſich die moderne Andromache über die Ahnen des Aſtyanax ungefähr wie Virgil aus. Aber nach dem Verſe:

„Sag' ihm, durch welche Thaten glänzten ihre Namen."

fügt ſie hinzu:

„Doch mehr, was ſie gethan, als was ſie ſind geweſen."

Solche Vorſchriften ſind dem Rufe des Hochmuths geradezu entgegen geſetzt: man ſieht darin eine verbeſſerte, ſchönere Natur, nämlich die evangeliſche. Die Demuth, welche das Chriſtenthum in unſere Seele gelegt hat, und welche für uns, wie wir bald zeigen werden, das Verhältniß der Leidenſchaften umgeſtaltet hat, durchdringt die ganze Rolle der modernen Andromache. Wo in der Ilias Hektor's Wittwe ſich das Schickſal, das ihrem Sohne droht, vorſtellt, hat das Gemälde, das ſie von dem künftigen Unglücke des Aſtyanax entwirft, etwas

Niedriges und Schimpfliches; die Demuth in unſerer Religion iſt weit entfernt, eine ähnliche Sprache zu führen, ſie iſt eben ſo edel als rührend. Der Chriſt unterwirft ſich den härteſten Lagen des Lebens, aber man fühlt, daß er nur aus einem tugendhaften Grundſatze ſich unterwirft, daß er ſich unter die Hand Gottes beugt, nicht unter die der Menſchen. Er bewahrt ſeine Würde in den Feſſeln: treu ſeinem Herrn ohne Feigheit verachtet er die Ketten, welche er nur für einen Augenblick tragen muß, und von welchen ihn der Tod bald befreien wird; er achtet die Dinge dieſes Lebens nur als Träume und trägt ſein Geſchick ohne Klage, weil Freiheit und Knechtſchaft, Glück und Unglück, eine Königskrone und eine Sclavenmütze in ſeinen Augen wenig von einander verſchieden ſind.

Siebentes Capitel.

Der Sohn.

Guſman.

Voltaire hat uns noch das Muſter eines andern chriſtlichen Charakters hinterlaſſen, ich meine den Charakter des Sohnes. Es iſt nicht der gelehrige Telemach mit Ulyſſes, noch der ſtürmiſche Achill mit Peleus: es iſt ein leidenſchaftlicher Jüngling, deſſen Neigungen die Religion bekämpft und unterjocht.

Alzire iſt trotz der geringern Wahrſcheinlichkeit der darin geſchilderten Sitten ein ſehr anziehendes Trauerſpiel; man

irrt darin mitten durch die Regionen der christlichen Moral, welche über die alltägliche Moral sich erhebend, selber eine göttliche Poesie ist. Der Friede, welcher in der Seele des Alvarez herrscht, ist nicht bloß der Friede der Natur. Nestor sucht die Leidenschaften des Antiochus zu mäßigen und gibt zu dem Ende zuerst Beispiele von Jünglingen, welche sich dadurch zu Grunde gerichtet haben, daß sie ihren Vätern nicht folgten; zu diesen Beispielen fügt er hierauf einige bekannte Grundsätze über die Unerfahrenheit der Jugend und über die Erfahrung der Greise und schließt endlich seine Vorstellung mit seinem eigenen Lobe und mit einem Rückblick auf die Tage der alten Zeit. Alvarez braucht eine ganz andere Art von Autorität: er läßt sein Alter und seine väterliche Gewalt dahingestellt, um nur im Namen der Religion zu sprechen. Er sucht Gusman nicht von einem einzelnen Verbrechen abzuhalten; er hält ihm eine allgemeine Tugend vor, die Menschenliebe, eine Art himmlischer Humanität, welche der Menschensohn auf die Erde hernieder gebracht hat, und welche vor der Gründung des Christenthums sich nicht hienieden fand. Endlich befiehlt Alvarez seinem Sohn als Vater und gehorcht ihm als Unterthan, und darin liegt einer der Züge hoher Sittlichkeit, welche die Moral der Alten ebensoweit übertrifft, als in der Belehrung über die Tugenden die Evangelien Platon's Dialogen übertreffen.

Achill verstümmelt seinen Feind und beschimpft ihn, nachdem er ihn erschlagen. Gusman ist nicht minder stolz, als der Sohn des Peleus: durchbohrt von der Hand Zamoren's, sterbend in der Blüthe des Alters, die Herrschaft über ein mächtiges Reich und zugleich eine angebetete Gattin verlierend, spricht er über seinen Nebenbuhler und Mörder das Urtheil.

Ein glänzender Triumph der Religion und des väterlichen Beiſpiels über einen chriſtlichen Sohn!

(Zu Alvarez.)

Der Himmel, welcher meinen Tod beſchloß,
Und ihn verſchoben hat, mein Vater! führt
Mich in dem letzten Augenblick vor Euch,
Und meine Seele, eh' ſie mich verläßt,
Verweilt noch hier — doch nur Euch nachzuahmen.
Ich ſterbe nun. Der Schleier fällt, es leuchtet
Ein neuer Tag um mich, ich kenne mich
Jetzt erſt recht, da ſich meine Laufbahn endet.
Bis zu der Stunde, die ins Grab mich ſtürzt,
Ließ ſchnöd' ich unter meines Stolzes Laſt
Die Menſchheit ſeufzen. Doch der Himmel rächt
Die Erde; ja er iſt gerecht! Mein Leben
Kann nimmermehr das Blut bezahlen, das
Ich freventlich mit meiner Hand vergoſſen;
Mich hat das Glück verblendet, doch der Tod
Hat mich enttäuſcht. Der Hand, durch welche mich
Der Herr geſchlagen hat, verzeihe ich.
Ich war in dieſen Landen Herr und noch
Befehl' ich hier, mir ſteht allein das Recht
Der Gnade zu; ich üb' es für Zamoren.
Lebe du ſtolzer Feind! Sei frei und ſiehe,
Was iſt des Chriſten Pflicht, und wie er ſtirbt.

(Zu Monteza, der ſich ihm zu Füßen wirft.)

Monteza und ihr Andern, die ihr meine
Schlachtopfer waret, ſeh't, wie meine Güte
Noch mein Laſter übertrifft. Belehret
Amerika, belehret die Könige

Des Landes, daß die Christen sind bestimmt,
Gesetze ihnen vorzuschreiben.

(Zu Zamore.)

Verschied'nen Göttern dienen wir: erkenn' es.
Mord haben dir und Rache anbefohlen
Die Deinen, und der Meine, da dein Arm
Mich mordete, befiehlt mir zu beklagen
Dich und dir zu verzeihen.

Welcher Religion kommt eine solche Moral und ein solcher Tod zu? Es herrscht darin ein Ideal der Wahrheit, das über jedem poetischen Ideal steht. Wenn wir sagen, ein Ideal der Wahrheit, so ist das keine Uebertreibung; denn man weiß, daß die Verse:

Verschiednen Göttern dienen wir ꝛc.

Worte sind, welche Franz von Guise wirklich gesprochen hat. Was den Rest der Rede Gusman's betrifft, so ist darin das Wesen der evangelischen Moral enthalten:

„Ich kenne mich
Jetzt erst an meines Lebens Ziel — — —
Bis zu der Stunde, die in's Grab mich stürzt,
Ließ schnöd' ich unter meines Stolzes Last
Die Menschheit seufzen."

Ein einziger Zug in diesem Stücke ist nicht christlich:

— — — — — — — — — „belehret
Amerika, belehrt die Könige
Des Landes, daß die Christen sind bestimmt
Gesetze ihnen vorzuschreiben."

Der Dichter wollte hier den stolzen Charakter Gusman's wieder hervortreten lassen: die dramatische Absicht ist glücklich,

aber als Schönheit für sich betrachtet ist der in diesem Verse ausgedrückte Gedanke all zu kleinlich mitten unter den hohen Gedanken, zwischen welchen er steht! So zeigt sich immer die wahre Natur neben der christlichen Natur. Voltaire ist sehr undankbar, daß er eine Religion verläumden konnte, welche ihm seine Ansprüche auf Unsterblichkeit verschafft hat.

Er hätte sich immer sollen an jenen Vers erinnern, den er ohne Zweifel in einer unwillkührlichen Regung der Bewunderung gemacht hat:

Wir! wahre Christen haben so viel Tugend!

Setzen wir hinzu: so viel Geist!

Achtes Capitel.

Die Tochter.

Iphigenie.

Iphigenie und Zaire bieten in Beziehung auf den Charakter der Tochter eine interessante Parallele dar, beide widmen sich unter dem Joche des väterlichen Ansehens der Religion ihres Landes. Agamemnon zwar fordert von Iphigenie das doppelte Opfer ihrer Liebe und ihres Lebens, und Lusignan verlangt von Zaire bloß, sie sollte ihrer Liebe vergessen; aber für eine leidenschaftliche Frau ist leben und dem Gegenstand ihrer Wünsche entsagen vielleicht noch schmerzlicher als der Tod.

Was das natürliche Interesse betrifft, so können sich also die Verhältnisse beider die Wage halten; sehen wir, ob es sich mit dem religiösen Interesse ebenso verhält. Agamemnon, wenn er den Göttern gehorcht, opfert seine Tochter Allem nach nur seinem Ehrgeiz. Warum sollte die junge Griechin sich dem Neptun opfern? Ist er nicht ein Tyrann, den sie verwünschen muß? Der Zuschauer nimmt für Iphigenie gegen den Himmel Parthei.

Das Mitleid und der Schrecken stützen sich also in diesen Verhältnissen einzig auf das natürliche Interesse; und wenn man die Religion aus dem Stücke weglassen könnte, so bliebe offenbar die theatralische Wirkung dieselbe.

Aber in Zaire wird Alles zerstört, wenn man an die Religion rührt. Christus ist nicht blutdürstig, er will nur das Opfer einer Leidenschaft. Hat er das Recht dieses Opfer zu verlangen? Wer wollte daran zweifeln? War es nicht um Zaire zu erlösen, daß er an's Kreuz geheftet wurde, daß er bis auf die Hefe den bittern Kelch getrunken hat? Und Zaire wollte ihr Herz und ihre Hand denen geben, welche diesen Gott voll Liebe verfolgt haben? Denen, welche den Nachfolger Bouillon's, den Vertheidiger des Glaubens, den Vater Zairen's in Ketten halten! Gewiß die Religion ist hier nicht überflüssig und wer sie unterdrücken wollte, würde das Stück vernichten.

Uebrigens scheint uns, daß aus einem Grunde, den wir zu enthüllen versuchen wollen, Zaire als Trauerspiel noch interessanter ist als Iphigenie. Wir müssen dabei auf das Princip der Kunst zurückgehen.

Es ist sicher, daß man nur Personen aus den höhern Ständen auf den Kothurn erheben darf. Es hängt dieß mit gewissen Beziehungen zusammen, welche die schönen Künste in

Uebereinstimmung mit dem menschlichen Herzen zu entdecken vermögen. Ein Gemälde des Unglücks, das wir selbst erfahren, betrübt uns ohne uns zu belehren. Wir haben nicht nöthig, in's Schauspiel zu gehen, um dort die Geheimnisse unserer Familie zu erfahren; die Dichtung gefällt uns nicht, wenn die traurige Wirklichkeit unter unserem Dache wohnt. Ueberdieß knüpft sich an eine solche Nachahmung keine Moral: es findet gerade das Gegentheil statt, denn, wenn wir das Bild unseres Zustandes sehen, so fallen wir entweder in Verzweiflung, oder wir beneiden einen Zustand, der nicht der unsrige ist. Führet das Volk in's Theater, es sind nicht Menschen aus geringen Hütten, und Repräsentanten seiner eigenen Dürftigkeit, welche es zu sehen wünscht, es verlangt von Euch Große in Purpurgewändern, sein Ohr will berühmte Namen hören, sein Auge mit dem Unglück der Könige beschäftigt sein.

Die Moral, die Neugierde, der Adel der Kunst, die Reinheit des Geschmacks und vielleicht die neidische Natur des Menschen nöthigen uns also, die handelnden Personen des Trauerspiels aus einem höheren Stande zu wählen. Aber wenn die Person vornehm sein muß, so muß ihr Schmerz gemein sein, d. h. von der Art, daß er von Allen gefühlt wird. Dieß ist der Grund, warum Zaire uns rührender als Iphigenie erscheint.

Wenn Agamemnon's Tochter stirbt, damit eine Flotte absegeln darf, so kann sich der Zuschauer nicht leicht für dieses Motiv interessiren. Aber in Zaire kämpft die Vernunft und Jeder kann den Streit zwischen einer Leidenschaft und einer Pflicht selber erfahren. Daraus läßt sich die dramatische Regel abnehmen, daß man, so weit möglich, nicht auf eine Sache, sondern auf ein Gefühl das Interesse des Trauerspiels gründen

und daß die Hauptperson durch ihren Rang vom Zuschauer entfernt, durch ihr Unglück aber ihm nahe sein muß.

Wir können nun in Racine's Iphigenie die Züge des christlichen Pinsels aufsuchen, aber der Leser steht selbst auf dem Wege dieser Studien und kann ihn leicht verfolgen; deßhalb wollen wir uns nicht länger dabei aufhalten, sondern nur noch eine kurze Bemerkung hinzufügen.

Peter Brumoy hat nachgewiesen, daß Euripides, indem er Iphigenie vor dem Tode sich fürchten und ihre Rettung wünschen läßt, besser nach der Natur gesprochen hat, als Racine, dessen Iphigenie allzuviel Ergebung besitzt. Diese Bemerkung ist gut für sich allein betrachtet, aber Brumoy hat übersehen, daß die moderne Iphigenie eine christliche Tochter ist; ihr Vater und der Himmel haben gesprochen und so bleibt nichts übrig, als zu gehorchen. Racine hat seiner Heldin diesen Muth nur aus einem geheimen Antrieb einer Religion gegeben, welche die Ideen und die Moral von Grund aus verändert hat. Hier geht das Christenthum weiter als die Natur und ist dem zu Folge mit der schönen Dichtkunst mehr in Uebereinstimmung, welche ihre Gegenstände vergrößert und ein wenig die Uebertreibung liebt. Agamemnon's Tochter, welche ihre Leidenschaft und ihre Liebe zum Leben erstickt, ist viel anziehender als Iphigenie, die ihren Tod beweint. Es ist nicht das rein Natürliche, was rührt: den Tod zu fürchten ist natürlich und dennoch trocknet ein Schlachtopfer, welches jammert, die Thränen, welche man seinetwegen vergossen hatte. Das menschliche Herz will mehr, als es kann; es will namentlich bewundern und trägt in sich einen Schwung nach einer unbekannten Schönheit hin, für welche es ursprünglich geschaffen worden war.

Die christliche Religion hat eine so glückliche Bildung, daß sie selbst eine Art von Poesie ist, da sie die Charaktere zum schönsten Ideal erhebt, wovon die Märtyrer bei unsern Malern und die Ritter bei unsern Dichtern ein Beweis sind. Was die Zeichnung des Lasters betrifft, so kann sie im Christenthum dieselbe lebhafte Kraft erhalten, wie die der Tugend, weil das Verbrechen in eben dem Maße sich steigert, in welchem die Bande zahlreicher werden, die der Verbrecher zerrissen hat. So müssen die Musen, welche das Mittelmäßige und Gemäßigte hassen, an eine Religion, welche ihre Personen immer über oder unter dem Menschen zeigt, sich leicht anschließen. Um den Kreis der natürlichen Charaktere zu vollenden, sollten wir eigentlich noch von der brüderlichen Liebe sprechen, aber das über den Sohn und die Tochter Gesagte paßt gleicherweise auf zwei Brüder, oder einen Bruder und eine Schwester. Uebrigens findet man in der Schrift die Geschichte Kain's und Abel's, das erste und größte Trauerspiel, welches die Welt gesehen. Anderswo werden wir von Joseph und seinen Brüdern sprechen. Mit einem Worte, das Christenthum entzieht dem Dichter nichts von den natürlichen Charakteren, wie sie das Alterthum darstellen konnte, und bietet ihm noch überdieß seinen Einfluß auf diese Charaktere an. Nothwendig vermehrt es also die Gewalt, da es die Mittel vermehrt, und vervielfältigt die dramatischen Schönheiten, indem es die Quellen vervielfältigt, woraus dieselben entspringen.

Neuntes Capitel.

Sociale Charaktere.

Der Priester.

Die Charaktere, welche wir sociale genannt haben, reduciren sich für den Dichter auf zwei, den des Priesters und den des Kriegers.

Wenn wir nicht für die Geschichte der Geistlichkeit und ihrer Wohlthaten nur den vierten Theil unseres Werkes bestimmt hätten, so wäre es uns ein Leichtes, hier zu zeigen, wie der Priestercharakter in unserer Religion mehr Abwechslung und Größe darbietet als im Heidenthum. Wie viele Gemälde ließen sich entwerfen von dem Dorfpfarrer an bis zum Priester, welcher die dreifache Hirtenkrone trägt, von dem Stadtgeistlichen bis zu dem Einsiedler des Felsens, von dem Karthäuser und Trappisten bis zu dem gelehrten Benedictiner, von dem Missionär und der Schaar der Ordensbrüder, welche sich der leidenden Menschheit gewidmet haben, bis zu dem Propheten des alten Zion! Der Orden der Jungfrauen ist nicht minder zahlreich noch minder vielgestaltet: jene Hospitaliterinnen, welche ihre Jugend und ihre Reize im Dienst unserer Schmerzen verzehren; jene Klosterfrauen, welche die künftigen Gattinnen der Männer im Schutze der Altäre erziehen, während sie sich glücklich schätzen, selber die Bande des zärtlichsten der Gatten zu tragen, diese ganze unschuldige Familie lächelt hold zu den neuen Schwestern der Fabel. Ein Hoherpriester, ein Wahrsager, eine Vestalin, eine Sybille, das ist

Alles, was das Alterthum dem Dichter an die Hand gab; auch waren diese Personen nur zufällig mit dem Gegenstand der Dichtungen in Verbindung, während der christliche Priester eine der wichtigsten Rollen im Heldengedichte übernehmen darf.

La Harpe hat in seiner Melanie gezeigt, was ein geschickter Schriftsteller aus dem Charakter eines einfachen Geistlichen machen kann. Shakespeare, Richardson, Goldsmith haben mit größerem oder geringerem Glücke die Priester auf die Bühne gebracht. — Was die äußere Pracht betrifft, so bietet keine andere Religion eine so großartige dar, als die unsrige. Das Fronleichnamsfest, Weihnachten, Ostern, die Leichenfeierlichkeiten, die Messe und tausend andere heilige Gebräuche geben einen unerschöpflichen Stoff zu Beschreibungen an die Hand. Gewiß, die Musen der Neuzeit, welche sich über das Christenthum beklagen, kennen seinen Reichthum nicht. Tasso hat in seinem befreiten Jerusalem eine Procession beschrieben und dieselbe ist eines der schönsten Gemälde in seinem Gedichte. Endlich ist auch das alterthümliche Opfer nicht aus einer christlichen Dichtung verbannt; denn es ist nichts leichter als mittelst einer Episode, einer Vergleichung oder Erinnerung ein Opfer des alten Gesetzes herbeizuziehen.

Zehntes Capitel.

Fortsetzung von dem Priester.

Die Sibylle und Joad.

Parallele zwischen Virgil und Racine.

Aeneas will die Sibylle um Rath fragen; am Eingange der Höhle hört er die Worte der Prophetin:

— — — — — — — — — heische des Schicksals
Schlüsse! der Gott! O sehet, der Gott.
Kaum hatte sie solches vor der Pforte gesagt ꝛc.

Aeneas richtet sein Gebet an Apollo; die Sibylle kämpft noch; endlich bezähmt sie der Gott; die hundert Thore der Hölle öffnen sich dröhnend und durch die Lüfte schallen die Worte:

O der du endlich bestanden die großen Gefahren des Meeres!
Schwerere harren zu Lande noch dein.

Man bemerke die Raschheit der Bewegung: Deus ecce Deus! Die Sibylle rührt und ergreift den Geist; sie wird von dem Gott überrascht: der Gott! sehet der Gott! schreit sie. Ihr Ausdruck: Non vultus, non color unus malen vortrefflich die Verwirrungen der Prophetin. Die verneinenden Wendungen sind Virgil eigenthümlich, und man kann bemerken, daß sie bei Schriftstellern mit einem melancholischen Geiste im Allgemeinen viel häufiger sind. Kommt es vielleicht nicht daher, daß zarte und traurige Seelen von Natur zu

klagen geneigt ſind; ſie verlangen heftiger, ſie zweifeln eher und drücken ſich mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit aus, die Klage, das Verlangen, der Zweifel, die Aengſtlichkeit entſtehen aus der Entbehrung von irgend Etwas. Der Menſch, den das Mißgeſchick für das Leiden Anderer empfänglich gemacht hat, ſagt nicht geradezu: ich kenne das Unglück, ſondern er ſagt wie Dido: Non ignara mali, ich bin mit dem Unglück nicht unbekannt. Endlich ſind die Lieblingsbilder der Dichter, welche zur Träumerei geneigt ſind, faſt alle von negativen Gegenſtänden hergenommen, vom Schweigen der Nächte, vom Schatten der Wälder, von der Einſamkeit der Berge, vom Frieden der Gräber, von Gegenſtänden, die nichts Anderes bedeuten, als die Abweſenheit des Lärmes, des Lichtes, der Menſchen und der Unruhe des Lebens.

So ſchön auch die virgiliſchen Verſe ſein mögen, ſo hat doch die chriſtliche Poeſie noch etwas Höheres aufzuweiſen. Der Hoheprieſter, der Hebräer, bereit Joas zu krönen, wird im Tempel von Jeruſalem vom Geiſte Gottes ergriffen.

Sieh'! welche Rächer ſich für Dich bewaffnen!
O ew'ge Weisheit: Prieſter ſind's und Kinder.
Doch wer, wenn du ſie ſchirmſt, kann ſie erſchüttern?
Willſt du — ſo rufſt du aus dem Grab' zurück;
Du ſchlägſt und hilfſt, vernichteſt und erweckeſt.
Nicht trauen ſie auf ihre eigne Kraft,
Auf deinen Namen nur, zu dem ſie rufen,
Auf deinen Eid, Herr! welchen du dem frömmſten
Von ihren Königen haſt zugeſchworen
In dieſem Tempel, deiner heil'gen Wohnung,
Die dauern ſoll, ſo lang die Sonne kreiſt.

Doch was erbebt mein Herz von heil'gem Schauer?
Iſt es der Geiſt des Herrn, der mich ergreift?
Er iſt es: er durchlodert mich, er redet;
Es öffnen meine Augen ſich dem Licht,
Und meine Blicke dringen durch der Zeiten Dunkel.
. . . . . .
Hört meine Stimme, Himmel, Erde, höre!
Sprich' nicht mehr, Jakob, daß der Herr Herr ſchlummre,
Fort Sünder, fort mit euch! der Herr iſt wach —
. . . . . .
Wie ward das Gold in ſchlechtes Blei verwandelt?
Wer iſt an heil'ger Stätte der Erwürgte
Aus Aarons Geſchlecht? O unglückſel'ge,
Treuloſe Königsſtadt, Jeruſalem;
Der göttlichen Propheten Mörderin,
O weine bitt're Thränen; ſeiner Liebe
Zu dir hat völlig ſich dein Gott entſchlagen!
Ein Greuel ſeinen Augen iſt dein Weihrauch!
. . . . . .
Wohin mit dieſen Kindern, dieſen Frauen?
Gott hat zerſtört der Städte Königin;
Im Kerker ſchmachtet ihrer Prieſter Schaar,
Und ihre Fürſten hat der Herr verworfen:
Nicht ſoll man ſeine Feſte feiern mehr.
Stürz' ein, o Tempel! Cedern werfet Flammen!
Jeruſalem, du meiner Schmerzen Kind,
Sprich, welche Hand hat dir an einem Tage
Geraubt all' deine Schönheit? Wer wird mir
Die Augen in zwei Thränenbäche wandeln,
Um zu beweinen dieß dein Mißgeſchick?

Dieſe Stelle bedarf keines Commentars.

Da Virgil und Racine unserer Kritik so oft unter die Hand kommen, so versuchen wir eine gerechte Idee von ihrem Talent und Geist zu geben, beide großen Dichter haben so viele Aehnlichkeit, daß sie sogar die Augen der Muse täuschen könnten, wie jene Zwillinge in der Aeneis, welche ihre Mutter zu lieblichen Verwechslungen veranlaßten, beide feilen mit der nämlichen Sorgfalt ihre Werke, beide sind geschmackvoll, beide kühn und doch natürlich im Ausdruck, beide erhaben in der Schilderung der Liebe und wie wenn sie sich Schritt für Schritt gefolgt wären, hat Racine in seiner Esther eine unbeschreiblich süße Melodie ertönen lassen, wie Virgil auf ähnliche Weise in seiner zweiten Ekloge, jedoch mit dem Unterschied, der zwischen der Stimme einer Jungfrau und der eines Jünglings, zwischen den Seufzern einer Unschuld und denen einer sündlichen Leidenschaft stattfindet.

Hierin liegt vielleicht die Aehnlichkeit zwischen Virgil und Racine, ihre Verschiedenheit vielleicht in Folgendem:

Racine ist im Allgemeinen in der Erfindung der Charaktere Virgil überlegen, Agamemnon, Achill, Mithridates, Acomat stehen hoch über den Helden des Aeneis. Aeneas und Turnus sind höchstens in zwei oder drei Momenten schön; Macentius allein ist kühn gezeichnet.

Indeß bewährt Virgil sein Genie in lieblichen und zärtlichen Gemälden: Evander, der alte König von Arkadien, der in seiner Hütte wohnt, und den zwei Schäferhunde auf demselben Platze vertheidigen, wo die Cäsaren, umringt von ihren Prätorianern, einst ihre Palläste bewohnen sollten; der junge Pallas, der schöne Lausus, Nisus und Euryalus sind göttliche Menschen.

In den weiblichen Charakteren gewinnt wieder Racine die Oberhand: Agrippina ist ehrgeiziger als Amata, Phädra leidenschaftlicher als Dido. Von Athalia sprechen wir nicht, weil Racine in diesem Stücke über alle Vergleichung erhaben ist: es ist das vollkommenste Werk des Genius, den die Religion begeistert hat.

Aber auf einer andern Seite hat für gewisse Leser Virgil etwas vor Racine voraus: seine Stimme, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, klingt wehmüthiger und seine Leier kläglicher. Nicht als ob der Dichter der Phädra unfähig gewesen wäre, diese Art von wehmüthiger Melodie anzuschlagen; Andromaches Rolle, die ganze Berenice, einige Stanzen der aus der Schrift entnommenen Lieder, mehrere Strophen in den Chören der Esther und Athalia beweisen, was er in dieser Gattung zu leisten vermochte; aber er lebt zu viel in der Stadt und nicht genug in der Einsamkeit. Der Hof Ludwigs XIV. gab ihm großartige Gestalten an die Hand und eine gewisse Reinheit der Sprache, aber er war dem Dichter in anderen Beziehungen nachtheilig, er entfernte ihn zu sehr von dem Leben auf dem Lande und von der Natur.

Wir haben bereits bemerkt, daß Virgil's Melancholie ohne Zweifel hauptsächlich von der Empfindung des Mißgeschickes herrührt, welches er in seiner Jugend durchzumachen hatte.

Vom elterlichen Hause vertrieben, bewahrte er immer das Andenken an sein Mantua; aber es war nicht mehr der Römer aus der Republik, der sein Vaterland auf die harte und rauhe Weise der Brutus liebte, es war der Römer aus Augustus Kaiserzeit, der Nebenbuhler Homer's, und der Säugling der Musen.

Virgil entwickelte diesen Keim zur Wehmuth während seines einsamen Lebens in den Wäldern. Vielleicht muß man noch einige besondere Ereigniſſe seines Lebens hinzurechnen. Unsere moraliſchen und leiblichen Gebrechen haben einen starken Einfluß auf unsere Laune und sind oft die Ursache der besondern Richtung, welche unser Charakter annimmt. Virgil hatte mit der Aussprache zu kämpfen, er hatte einen schwächlichen Körper und ein bäuriſches Aeußeres. Er schien in seiner Jugend lebhafte Leidenschaften gehabt zu haben, welchen diese natürlichen Unvollkommenheiten Hinderniſſe in den Weg zu legen vermochten. So vereinigten sich häusliches Unglück, Geschmack am Landleben, gekränkte Eigenliebe und unbefriedigte Leidenschaften, um ihm jene Träumerei zu geben, welche in seinen Schriften uns entzückt.

Man findet bei Racine nicht das Diis aliter visum, das Dulces reminiscitur Argos, das Disce puer virtutem ex me — fortunam ex aliis, das Lyrnessi domus alta; solà Laurente sepulcrum.

Es ist vielleicht die Bemerkung nicht überflüßig, daß diese rührende Worte fast alle in den sechs letzten Büchern der Aeneis stehen, wie die Episoden von Evander und Pallas, von Mecentius und Lausus, von Nisus und Euryalus. Es scheint der Schwan von Mantua habe in der Nähe seines Grabes in seine Gesänge etwas Himmliſches gemiſcht, wie die Schwäne des Eurotas, die den Musen heilig waren, nach Pythagoras vor ihrem Tode eine Erscheinung aus dem Olymp hatten und durch harmoniſchen Sang ihr Entzücken an den Tag legten.

Virgil ist ein Freund des Einsamen, der Gefährte der geheimen Wunder des Lebens. Racine steht vielleicht als Verfasser der Athalia über dem lateiniſchen Dichter, aber der

Letztere hat Etwas, was das Herz sanfter rührt. Den einen bewundert man mehr, den andern liebt man mehr; der eine hat zu königliche Schmerzen, der andere spricht mehr zu allen Ständen. Wenn man die Schilderungen der Wechselfälle des Lebens bei Racine durchgeht, so glaubt man in den verlassenen Parken von Versailles zu wandeln: sie sind weitläufig und traurig, aber man erkennt mitten in ihrer Einöde die regelmäßige Hand der Kunst und die Fußstapfen der Größe.

Ich sehe Thürme nur von Asche zugedeckt,
Seh' einen Fluß voll Blut, verlassene Gefilde.

Die Gemälde Virgil's, ohne weniger edel zu sein, sind nicht in gewisse Ansichten des Lebens eingeengt, sie stellen die ganze Natur dar: man begegnet den Schatten der Wälder, Gebirgsansichten, Seenfern, wo verbannte Frauen „mit Thränen in den Augen auf die Unermeßlichkeit der Wogen schauen."

— — — — — — — — Cunctaeque profundum
Pontum adspectabant flentes.

Elftes Capitel.

Der Krieger.

Begriff des schönen Ideals.

Die heroischen Jahrhunderte sind der Dichtkunst günstig, weil sie das Alter und die Unsicherheit der Ueberlieferung für sich haben, welche die von Natur etwas lügnerischen Musen

verlangen. Wir ſehen alle Tage außerordentliche Dinge vor unſern Augen ſich zutragen, ohne Intereſſe zu nehmen, aber wir hören gerne dunkle Begebenheiten erzählen, welche uns ferne ſtehen. Dieß kommt daher, daß die größten Ereigniſſe dieſes Lebens im Grunde für ſich allein klein ſind: unſere Seele, welche dieſes Gebrechen der menſchlichen Angelegenheiten fühlt und unaufhörlich nach dem Unendlichen ſtrebt, verſucht ſie nur im Unbeſtimmten zu ſehen, um ſie zu vergrößern.

Der Geiſt der heroiſchen Jahrhunderte bildet ſich aus der Miſchung eines noch rohen Zuſtandes und eines auf der höchſten Stufe ſeines Einfluſſes ſtehenden religiöſen Zuſtandes. Die Barbarei und der Polytheismus haben Homer's Helden hervorgebracht; die Barbarei und das Chriſtenthum haben Taſſo's Ritter erzeugt.

Wer von beiden, der Held oder der Ritter, verdient in moraliſcher oder poetiſcher Hinſicht den Vorzug? das iſt es, was wir hier zu unterſuchen haben.

Wenn wir von dem beſonderen Geiſte der beiden genannten Dichter abſehen, und nur den Menſchen mit dem Menſchen vergleichen, ſo ſcheinen uns die Perſonen im befreiten Jeruſalem höher zu ſtehen als die in der Ilias.

Welcher Unterſchied zeigt ſich zwiſchen den ſo offenherzigen, ſo uneigennützigen und menſchlichen Rittern und den treuloſen, habſüchtigen und grauſamen Kriegern, welche die Leichname ihrer Feinde beſchimpfen und nur durch ihre Laſter, wie jene nur durch ihre Tugenden poetiſch ſind!

Wenn man unter Heroismus eine Anſtrengung zu Gunſten der Tugend und gegen die Leidenſchaften verſteht, ſo iſt ohne Zweifel Gottfried und nicht Agamemnon in vollerem Sinne ein Held.

Fragen wir, warum Taſſo bei der Schilderung der Ritter das Muſterbild eines vollkommenen Kriegers gezeichnet hat, während Homer bei der Darſtellung der Männer aus der heroiſchen Zeit nur Ungeheuer zu Wege gebracht hat, ſo liegt der Grund davon darin, daß das Chriſtenthum von ſeiner Entſtehung an das ſittlich ſchöne Ideal oder das ſchöne Ideal der Charaktere gezeigt hat, während die Vielgötterei dem Sänger von Ilion dieſen Vortheil nicht gewähren konnte.

Wir wollen den Leſer ein wenig bei dieſem Gegenſtande feſthalten; er hängt ſo genau mit dem Grundzuge unſeres Werkes zuſammen, daß wir nicht zaudern können, ihn in das vollſte Licht zu ſetzen.

Es gibt zwei Gattungen des ſchönen Ideals, das ſittliche und das phyſiſche: Beide ſind aus der Geſellſchaft hervorgegangen.

Der Menſch, der, wie der Wilde, der Natur noch ſehr nahe ſteht, kennt ſie nicht; er iſt zufrieden, wenn er in ſeinen Geſängen das, was er ſieht, treu wiedergeben kann. Da er mitten in den Einöden lebt, ſind ſeine Gemälde edel und einfach; es zeigt ſich darin kein ſchlechter Geſchmack, aber ſie ſind auch einförmig und die Handlungen, welche ſie darſtellen, reichen nicht an den Heroismus.

Homer's Zeitalter entfernte ſich ſchon von dieſer Urzeit. Wenn ein Kanadier mit ſeinen Pfeilen ein Reh erlegt, wenn er mitten in den Wäldern es auswaidet, wenn er ſein Schlachtopfer auf die Kohlen einer verbrannten Eiche legt: ſo iſt in dieſen Sitten Alles dichteriſch, aber in Achill's Zelt gibt es ſchon Becken, Bratſpieße und Schüſſeln; einige Züge mehr und Homer fiele in die niedrige Gattung der Beſchreibung;

allein er betrat den Weg des schönen Ideals, indem er Einiges verbarg.

So wie die Gesellschaft die Bedürfnisse des Lebens vervielfältigte, lernten die Dichter, daß man nicht mehr wie in frühern Zeiten Alles vor Augen malen dürfe, sondern gewisse Parthien des Bildes verschleiern müsse.

Nachdem einmal dieser Schritt gemacht war, sahen sie weiter ein, daß man eine Auswahl treffen müsse, ferner daß das Ausgewählte einer schönen Form oder einer schönen Wirkung fähig sei, in der einen oder in der andern Stellung.

So immer verbergend und auswählend, bald etwas hinzufügend, bald weglassend, bekamen sie bald Gestalten, die nicht natürlich, sondern vollkommener als die Natur waren, und diese Gestalten nannten die Künstler das schöne Ideal.

Man kann also das schöne Ideal als die Kunst, auszuwählen und zu verbergen, bezeichnen. Diese Bezeichnung paßt eben so wohl auf das sittliche als auf das physische schöne Ideal. Das letztere entsteht durch geschickte Verbergung der schwachen Theile an dem Gegenstande, das erstere durch Hinweglassung gewisser schwacher Seiten der Seele; denn die Seele hat, wie der Leib, ihre gemeine und niedrigen Bedürfnisse.

Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß nur der Mensch einer Darstellung fähig ist, welche vollkommner als die Natur gleichsam der Gottheit sich nähert. Es wird Niemand einfallen, das schöne Ideal eines Pferdes, eines Adlers oder eines Löwen zu malen. Darin erkennen wir einen wundervollen Beweis von der Größe unserer Bestimmung und von der Unsterblichkeit unserer Seele.

Die Gesellschaft, in welcher die Moral am schnellsten zu ihrer Entwicklung gelangte, mußte auch am schnellsten zu dem sittlichen schönen Ideal gelangen oder, was auf dasselbe hinausläuft, zu dem schönen Ideal der Charaktere. Dieß ist es aber gerade, wodurch die innerhalb der christlichen Religion gebildeten Gesellschaften sich besonders auszeichnen. Es ist sonderbar und doch strengste Wahrheit, daß während unsre Vorväter in allen anderen Beziehungen völlig ungebildet waren, doch die Moral vermittelst des Evangeliums sich bei ihnen auf die höchste Stufe der Vollkommenheit erhoben hatte, so daß man, wenn wir so sagen dürfen, unter ihnen Menschen sah, welche dem Leibe nach Wilde und zugleich der Seele nach Gebildete waren.

Dieß macht die Schönheit der ritterlichen Zeiten aus und dieß gibt ihnen den Vorzug sowohl vor den heroischen, als vor den ganz modernen Jahrhunderten. Denn wenn man das älteste Zeitalter Griechenland's malen will, so wird die Barbarei der Charaktere eben so sehr zurückstoßen, als die Einfalt der Sitten anzieht: die Vielgötterei leistete der Verbesserung der wilden Natur und der Unzulänglichkeit der ursprünglichen Tugenden keinen Vorschub.

Wenn man dagegen die neue Zeit besingt, so wird man genöthigt sein, die Wahrheit aus einem Werke zu verbannen, um zu gleicher Zeit das sittliche und das physische schöne Ideal darzustellen. Da wir in jeder Beziehung uns zu weit von der Natur und der Religion entfernt haben, so kann man das Innere unserer Haushaltungen nicht getreu darstellen und noch weniger die Tiefe unserer Herzen.

Das Ritterthum allein gibt eine schöne Mischung von Wahrheit und Dichtung an die Hand.

Auf der einen Seite kann man die Sitten in ihrer ganzen Einfalt malen: ein altes Schloß, ein breiter Herd, Turniere, Lanzenbrechen, Jagden, Hörnerschall, Waffengeräusch haben Nichts, was den Geschmack abstieße, Nichts zum Auswählen oder Verbergen. Auf der andern Seite ist der christliche Dichter (hierin glücklicher als Homer) nicht gezwungen, sein Gemälde durch Darstellung des barbarischen oder natürlichen Menschen zu trüben; das Christenthum liefert ihm einen vollkommenen Helden.

So ist Tasso, während er an die Natur sich hält, in Beziehung auf die physischen Gegenstände, in Rücksicht auf die moralischen Gegenstände über dieser Natur.

Die Wahrheit also und das Ideal sind die zwei Quellen des poetischen Interesses: des Rührenden und des Wunderbaren.

Zwölftes Capitel.

Fortsetzung von dem Krieger.

Nunmehr wollen wir nachweisen, daß jene Tugenden des Ritters, welche seinen Charakter zu dem schönen Ideal erheben, wahrhaft christliche Tugenden sind.

Wären sie nur einfache moralische Tugenden, von dem Dichter ersonnen, so wären sie ohne Leben und ohne Wirkung. Darauf läßt sich aus Aeneas schließen, aus dem Virgil einen philosophischen Helden gemacht hat.

Die rein moraliſchen Tugenden ſind ihrem Weſen nach kalt: es wird dadurch der Seele Nichts gegeben, ſondern nur der Natur Etwas entzogen; ſie ſind vielmehr die Abweſenheit des Laſters, als die Gegenwart der Tugend.

Die religiöſen Tugenden haben Flügel, ſie ſind leidenſchaftlich. Nicht zufrieden, des Böſen ſich zu enthalten, wollen ſie das Gute vollbringen: ſie haben die Thätigkeit der Liebe und halten ſich in einer höhern Sphäre in einer gewiſſen Uebertreibung. So waren die Tugenden der Ritter.

„Treu und Glauben war ihre erſte Tugend; Glaube iſt gleichfalls die erſte Tugend des Chriſtenthums.

Der Ritter log nie. — Daran erkennt man die Chriſten.

Der Ritter war arm und der Uneigennützigſte unter den Menſchen. — Da haben wir den Schüler des Evangeliums.

Der Ritter zog durch die Welt, Wittwen und Waiſen zu ſchützen. — Da haben wir die chriſtliche Liebe.

Der Ritter war zärtlich und feinfühlend. Wer hätte ihm dieſe Milde geben können, wenn nicht eine Religion voll Menſchlichkeit, welche immer zur Achtung des Schwachen treibt? Mit welcher Güte ſpricht nicht Chriſtus ſelbſt zu den Frauen im Evangelium!

Agamemnon erklärt roher Weiſe, er liebe Briſeis eben ſo wie ſeine Gattin, weil ſie eben ſo ſchöne Arbeiten verfertigte.

So ſpricht ein Ritter nicht.

Endlich hat das Chriſtenthum das Ehrgefühl und den edlen Muth der neueren Helden erweckt, worin dieſelben die alten ſo weit übertreffen.

Die wahre Religion lehrt uns, daß der Menſch nicht nach ſeiner Körperkraft, ſondern nach ſeiner Seelengröße ſeinen Werth bemeſſen müſſe.

Daher kommt es, daß der ſchwächſte Ritter nie vor einem Feinde zittert und bei der Gewißheit, den Tod zu empfangen, nicht einmal ans Fliehen denkt.

Dieſe hohe Tapferkeit iſt ſo allgemein geworden, daß der geringſte unſerer Soldaten muthiger iſt als Ajax, der vor Hektor floh, wie dieſer ſeiner Seits vor Achill. Was die Milde des chriſtlichen Ritters den Beſiegten gegenüber betrifft, ſo iſt ſie unleugbar aus dem Chriſtenthum entſprungen.

Aus dem *ritterlichen Charakter* haben die neueren Dichter eine Maſſe von neuen Zügen entnommen. Unter den Trauerſpielen dürfen wir nur Bayard, Tankred, Nemours, Couci nennen. Nereſtan bringt das Löſegeld ſeiner Waffenbrüder und ſtellt ſich ſelbſt wieder als Gefangener, weil er die zu ſeiner eigenen Loskaufung erforderliche Summe nicht aufzubringen vermag. *Wie ſchön ſind doch die chriſtlichen Sitten!* Man halte dieß nicht für eine bloße Erfindung des Dichters; es gibt hundert Beiſpiele von Chriſten, welche ſich den Händen der Ungläubigen überlieferten, um entweder andere Chriſten zu befreien, oder weil ſie das verſprochene Löſegeld für ſich nicht bezahlen konnten.

Man weiß, wie ſehr der ritterliche Charakter dem Heldengedichte zuſagt. Wie liebenswürdig ſind alle jene Ritter des befreiten Jeruſalem: der ſo glänzende Rinaldo, der ſo edelmüthige Tankred, der alte immer niedergeworfene und immer wieder ſich erhebende Raimond von Toulouſe! Man ſteht mit ihnen unter den Mauern Salems; man glaubt den jungen Bouillon beim Anblick Armidens ausrufen zu hören:

„Was wird man am Hofe von Frankreich ſagen, wenn man erfährt, wir haben unſern Arm der Schönheit verweigert?“ Um über den Unterſchied zu urtheilen, der zwiſchen

Homer's und Taſſo's Helden ſtattfindet, darf man nur auf das Lager Gottfried's und auf die Wälle von Zion einen Blick werfen. Auf der einen Seite ſtehen die Ritter, auf der andern die antiken Helden. Soliman ſelbſt erſcheint nur deshalb ſo glänzend, weil ihm der Dichter einige Züge von dem Edelmuthe des Ritters geliehen hat. So borgt der Hauptheld der Ungläubigen ſeine Majeſtät vom Chriſtenthum.

In Gottfried kann man das Meiſterſtück von dem heroiſchen Charakter bewundern. Wenn Aeneas der Verführung eines Weibes ſich entziehen will, ſo ſchlägt er die Augen nieder (immota tenebat lumina); er verbirgt ſeine Verwirrung, er antwortet mit unbeſtimmten Ausdrücken: „Königin, ich verkenne deine Güte nicht, ich werde mich an Eliſa erinnern (Reminisse Elisae).

Auf ganz andere Weiſe entzieht ſich der chriſtliche Heerführer der Zärtlichkeit Armidens; er widerſteht, denn er kennt die vergänglichen Reize der Welt, er ſetzt ſeinen Flug zum Himmel fort, „wie ein geſättigter Vogel nicht da ſich niederläßt, wo eine trügeriſche Lockſpeiſe ihm winkt.“

Qual saturo augel, che non si cali,
Ove il cibo mostrando, altri l'invita.

Muß man kämpfen, rathſchlagen, einen Aufruhr ſtillen, ſo zeigt ſich Bouillon überall groß, überall erhaben. Ulyß ſchlägt Therſites mit ſeinem Stabe, und hält die Griechen, welche in ihre Schiffe ſteigen wollen, zurück: dieſe Sitten ſind naiv und maleriſch. Aber man ſehe Gottfried, der ſich allein einem wüthenden Lager entgegenſtellt, das ihn beſchuldigt, einen Helden ermordet zu haben. Wie edel, ſchön und rührend iſt das Gebet dieſes Heerführers, der voll vom Bewußtſein ſeiner Tugend iſt!

Wie steigert dieses Gebet die Unerschrockenheit des Helden, der ohne Waffen und Helm einer zügellosen Kriegerschaar entgegentritt!

In der Schlacht belebt den christlichen Krieger eine heilige und ehrwürdige Tapferkeit, welche den Kriegern Homer's und Virgil's unbekannt ist. Aeneas, wie er in seinen göttlichen Waffen aufrecht auf dem Vordertheil seines Schiffes stehend, dem Gestade der Rutular sich nähert, hat eine herrliche Haltung; Agamemnon, gleich Jupiter Blitze schleudernd, stellt ein Bild voll Größe dar: doch Gottfried steht in dem letzten Gesange des befreiten Jerusalems weder dem Vater der Cäsaren, noch dem Haupte der Atriden nach.

Die Sonne ist so eben aufgegangen: die Heere stehen einander gegenüber; die Banner flattern in den Winden; die Federn wogen auf den Helmen; die Kleider, die Harnische, die Waffen, die Farben, das Gold und das Eisen schimmern im ersten Feuer des Tages. Auf einem raschen Renner reitet Gottfried durch die Reihen seines Heeres; er spricht und seine Rede ist ein Muster von kriegerischer Beredsamkeit. Sein Haupt strahlt, sein Gesicht leuchtet von einem unbekannten Glanze; der Siegesengel bedeckt ihn unsichtbar mit seinen Flügeln. Bald entsteht eine tiefe Stille; die Kriegsschaaren werfen sich nieder und beten zu dem, welcher Goliath fällte durch die Hand eines Hirtenknaben. Plötzlich ertönt die Trompete, die christlichen Streiter erheben sich und voll von dem Grimm des Gottes der Heerschaaren stürzen sie sich auf die feindlichen Schlachtopfer.

Drittes Buch.

Poesie in ihren Beziehungen zu dem Menschen.

Fortsetzung.

Die Leidenschaften.

Erstes Capitel.

Daß das Christenthum die Beziehungen der Leidenschaften verändert hat; indem es die Grundlagen des Lasters und der Tugend veränderte.

Von der Untersuchung über die Charaktere kommen wir auf die Untersuchung der Leidenschaften. Man fühlt, daß wir bei der Ersteren unmöglich vermeiden konnten, auch die Letzteren zu berühren; aber jetzt wollen wir weitläufiger von ihnen sprechen.

Gäbe es eine Religion, welche sich unaufhörlich damit beschäftigte, den Leidenschaften des Menschen einen Zügel anzulegen, so würde diese Religion nothwendig das Spiel der

Leidenſchaften im Drama und im Heldengedichte vermehren; ſie wäre der Schilderung der Gefühle günſtiger als jede andere religiöſe Anſtalt, welche, die Vergehen des Herzens nicht kennend, nur durch äuſsere Auftritte auf uns wirkte. Darin liegt der groſse Vorzug unſeres Cultus vor den Culten des Alterthums: die chriſtliche Religion iſt ein himmliſcher Hauch, welcher die Segel der Tugend ſchwellt und die Stürme des Gewiſſens über dem Laſter vermehrt.

Die Grundlagen der Moral haben ſich ſeit der Verkündigung des Evangeliums unter den Menſchen, wenigſtens unter der Chriſtenheit verändert. Bei den Alten galt z. B. die Demuth für Schwäche und der Stolz für Gröſse: dagegen iſt bei den Chriſtrn der Stolz das erſte aller Laſter und die Demuth eine der erſten Tugenden. Dieſe einzige Umgeſtaltung der Grundſätze zeigt die menſchliche Natur in einem ganz neuen Lichte und wir müſſen in den Leidenſchaften Beziehungen entdecken, welche die Alten nicht darin fanden.

Bei uns iſt alſo die Eitelkeit die Wurzel des Böſen, und die Liebe die Wurzel des Guten, ſo daſs die laſterhaften Leidenſchaften immer ein Gemiſche aus Hochmuth ſind und die tugendhaften Leidenſchaften ein Gemiſche aus Liebe.

Machen wir die Anwendung von dieſem Grundſatz, ſo entdecken wir ſogleich ſeine Richtigkeit. Warum ſind die Leidenſchaften, welche mit dem Muthe zuſammenhängen, bei den Neueren ſchöner als bei den Alten? Warum haben wir der Tapferkeit andere Verhältniſſe gegeben, und aus einer rohen Regung eine Tugend gemacht? Es geſchah durch die Miſchung mit der chriſtlichen Tugend, welche dieſer Regung geradezu entgegengeſetzt iſt, der Demuth. Aus dieſer Miſchung iſt die Groſsmuth oder die poetiſche Hochherzigkeit entſtanden,

eine Art Leidenschaft (denn bisher haben die Ritter sie geübt), welche den Alten gänzlich unbekannt war. Eines unserer süßesten Gefühle und vielleicht dasjenige, welches allein unbedingt der Seele angehört (die andern sind wesentlich oder ihrem Endziele nach mehr oder minder sinnlich), ist die Freundschaft. Und wie sehr hat das Christenthum den Zauber dieser himmlischen Leidenschaft vermehrt, indem es ihr die Liebe zur Grundlage gab? Jesus Christus schläft an der Brust des Johannes und am Kreuze hört ihr vor seinem Tode die Freundschaft die eines Gottes würdigen Worte sprechen: „Mutter, siehe, das ist dein Sohn; Jünger, siehe, das ist deine Mutter."

Das Christenthum, welches unsere Doppelnatur enthüllt, und die Widersprüche unseres Wesens aufgedeckt hat, welches die Höhe und die Tiefe unseres Herzens gezeigt hat, und selbst, wie wir, voller Gegensätze ist, da es uns einen Gottmenschen, ein Kind als Herrn der Welten, den Schöpfer des Alls aus dem Schooße eines Geschöpfes geboren, vor Augen stellt: das Christenthum, sagen wir, ist, im Lichte dieser Gegensätze betrachtet, vorzugsweise die Religion der Freundschaft. Dieses Gefühl wird ebenso durch die Gegensätze, als durch die Aehnlichkeiten gekräftigt. Damit zwei Menschen vollkommene Freunde seien, müssen sie sich unaufhörlich in einem gewissen Punkte anziehen und abstoßen: sie müssen einen Geist von gleicher Stärke, aber von verschiedener Richtung, entgegengesetzte Meinungen, aber gleiche Grundsätze, verschiedene Gegenstände des Hasses und der Liebe, aber im Grunde dieselben Schwächen, widerstrebende Neigungen und doch ähnlichen Geschmack haben; mit einem Worte, große Gegensätze des Charakters und große Uebereinstimmung des Herzens.

Diese Wärme, welche die Menschenliebe über alle tugendhaften Leidenschaften ausgießt, gibt denselben einen göttlichen Charakter. Bei den Menschen im Alterthum überschritt die Zukunft der Gefühle niemals das Grab, wo sie stets Schiffbruch litt. Freunde, Brüder, Gatten verließen sich an den Pforten des Todes und hielten ihre Trennung für ewig; das höchste Glück für die Griechen und die Römer beschränkte sich darauf, ihre Asche mit einander zu vermischen; aber wie schmerzlich mußte eine Urne sein, welche nur Erinnerungen in sich schloß! Die Vielgötterei hatte den Menschen in die Regionen der Vergangenheit gestellt, das Christenthum stellt ihn auf die Gefilde der Hoffnung. Der Genuß edler Empfindungen auf der Erde ist nur der Vorgeschmack der Wonne, welche einst uns zu Theil werden soll. Die Grundlage unserer Freundschaften ist nicht in dieser Welt: zwei Wesen, welche sich hienieden lieben, befinden sich auf dem Wege zum Himmel, wo sie mit einander ankommen werden, wenn die Tugend sie leitet. So ist der starke Ausdruck, den man bei Dichtern findet: „seine Seele in die seines Freundes aushauchen“ für zwei Christen buchstäblich wahr. Wenn sie ihre Leiber ablegen, so entfernen sie nur ein Hinderniß, das ihrer innigen Vereinigung im Wege stand, und ihre Seelen vermischen sich im Schooße des Ewigen.

Wir dürfen übrigens nicht glauben, das Christenthum habe durch Enthüllung der Grundlagen, auf welchen die Leidenschaften ruhen, den Zauber des Lebens zerstört. Weit entfernt die Phantasie zu trüben, indem es sie alles berühren und alles kennen lernen ließ, hat es vielmehr den Zweifel und die Schatten über die Gegenstände verbreitet, welche für unsere Bestimmung unnütz sind; in dieser Hinsicht der unklugen

Philosophie weit überlegen, welche nur allzu tief in die Natur des Menschen eindringen, und überall den Grund auffinden will. Man muß nicht immer die Sonde in die Abgründe des Herzens senken: die Wahrheiten, welche es enthält, gehören zu der Zahl derjenigen, welche ein halbes Licht und eine Ansicht aus der Ferne verlangen. Es ist eine Thorheit, wenn man unaufhörlich sein Urtheil an den liebenden Theil seines Wesens anlegt und den grübelnden Geist auf die Leidenschaften richtet. Diese Neugierde führt nach und nach zu Zweifeln an edlen Dingen, sie vertrocknet das Gefühl und ödet so zu sagen die Seele. Die Mysterien des Herzens sind, wie die des alten Egyptens; der Uneingeweihte, welcher sie ohne religiöse Weihe zu enthüllen suchte, wurde plötzlich vom Tode getroffen.

Zweites Capitel.

Die leidenschaftliche Liebe.

Dido.

Was wir unter uns eigentlich Liebe nennen, das ist ein Gefühl, von welchem das Alterthum nicht einmal den Namen kannte. Erst in den neueren Jahrhunderten hat sich diese Mischung von Sinnlichkeit und Seele gebildet, die Gattung von Liebe, deren moralische Seite die Freundschaft ist. Wiederum nur dem Christenthum verdankt man dieß vervoll-

kommnete Gefühl; indem es unaufhörlich das Herz zu reinigen ſuchte, brachte es das Chriſtenthum dahin, ſelbſt die Neigung zu vergeiſtigen, welche dafür am wenigſten empfänglich ſchien. Darin erkennen wir ein neues Mittel zu poetiſchen Situationen, das dieſe ſo angeſchwärzte Religion den Schriftſtellern, welche ſie beſchimpfen, an die Hand gegeben hat. Man kann ſehen, daß in einer Menge von Romanen aus dieſer halbchriſtlichen Leidenſchaft die gröſten Schönheiten hergenommen ſind. Z. B. Clementinen's Charakter iſt ein Meiſterwerk, wozu Griechenland kein Vorbild hat. Aber gehen wir näher auf dieſen Gegenſtand ein und betrachten, ehe wir von der ländlichen Liebe ſprechen, die leidenſchaftliche Liebe.

Dieſe Liebe iſt weder ſo heilig als die eheliche, noch ſo anmuthig als das Gefühl der Hirten; aber heftiger als beide, zerſtört ſie die Seelen, worin ſie regiert. Sie ſtützt ſich nicht auf den Ernſt der Ehe, noch auf die Unſchuld der ländlichen Sitten, ſie miſcht keinen andern Zauber in den ihrigen, ſie iſt ſich ihre eigene Täuſchung, ihr eigener Wahnſinn, ihr eigenes Weſen. Unbekannt dem allzu ſehr beſchäftigten Handwerker und dem allzu einfachen Landmann findet ſie ſich nur unter den Ständen, worin der Müßiggang uns unter dem Gewichte unſeres Herzens mit ſeiner ungeheuren Eigenliebe und ſeiner ewigen Unruhe ſeufzen läßt.

Es iſt ſo wahr, daß das Chriſtenthum in den Abgrund unſerer Leidenſchaften ein helles Licht wirft und die Redner der Kirche haben die Unordnungen des menſchlichen Herzens am ſtärkſten und lebendigſten gemalt. Welches Bild ſtellt nicht Bourdaloue vom Ehrzeiz auf? Wie bringt Maſſillon in die Falten unſerer Seele ein und zieht unſre Neigungen und Laſter an's Tageslicht! „Es iſt der Charakter dieſer

Leidenschaft — sagt dieser beredte Mann, indem er von der Liebe spricht — daß sie das ganze Herz ausfüllt; man kann sich nur noch mit ihr beschäftigen, man ist ganz von ihr besessen und berauscht, man findet sie überall; Alles zeigt ihre traurigen Bilder, Alles erweckt ihr ungerechtes Verlangen. Die Welt, die Einsamkeit, die Gegenwart, die Entfernung, die gleichgültigsten Gegenstände, die ernstesten Beschäftigungen, selbst der heilige Tempel, die gottgeweihten Altäre, die furchtbaren Mysterien rufen sie in's Gedächtniß."

„Es ist — ruft derselbe Redner — in der Sünderin, das die Unordnung, daß sie liebt, was weder unser Glück noch unsere Vervollkommnung und folglich auch nicht unsere Ruhe begründen kann; denn lieben heißt, in dem, was man liebt, das Glück suchen; es heißt, in dem geliebten Gegenstande, Alles finden wollen, was unserem Herzen fehlt; es heißt, für diese abscheuliche Leere, welche wir in uns selber fühlen, ihn zu Hilfe rufen und hoffen, er werde fähig sein, dieselbe auszufüllen; es heißt, ihn als die Quelle der Befriedigung aller unserer Bedürfnisse, für das Heilmittel aller unserer Schmerzen, für den Urheber alles unseres Heiles ansehen. Aber diese Liebe zu Geschöpfen zieht grausame Ungewißheit nach sich: man zweifelt immer, ob man so geliebt wird, wie man liebt, man ist erfinderisch, sich unglücklich zu machen, und sich in Furcht, Verdacht und Eifersucht zu stürzen; je aufrichtiger man es meint, desto mehr leidet man, man ist der Märtyrer seines eigenen Mißtrauens. Ihr wisset es, und es ist nicht meine Sache, hier die Sprache eurer unsinnigen Leidenschaften zu reden. —"

Diese Krankheit der Seele spricht sich mit einer gewissen Wuth aus, sobald der Gegenstand erscheint, der ihren Keim

entwickeln ſoll. Dido beſchäftigt ſich noch mit den Arbeiten an ihrer werdenden Hauptſtadt: der Sturm erhebt ſich und bringt einen Helden herbei. Die Königin wird unruhig, ein geheimes Feuer ſtrömt durch ihre Adern: die Unbeſonnenheiten beginnen, die Luſt folgt, die Entzauberung und die Reue kommen hinten drein. Bald ſieht ſich Dido verlaſſen, ſie blickt mit Schrecken um ſich und ſieht nichts als Abgründe. Wie iſt dieſes Gebäude ihres Glückes verſchwunden, deſſen verliebter Baumeiſter eine erhitzte Einbildungskraft geweſen war! Ein Pallaſt aus Wolken, welche ein Paar Augenblicke eine untergehende Sonne vergoldete! Dido fliegt, ſucht, ruft Aeneas:

Dissimulare etiam sperasti u. ſ. w.

Auch zu hehlen ſogar ein ſolches Verbrechen, o Frevler!
Haſt du gehofft, und heimlich aus meinem Lande zu ſchleichen!
Hält nicht unſere Lieb' und die einſt verheißene Treue,
Hält nicht Dido dich auf, die ſterben wird, ſterben ſo ſchrecklich.

(Aeneis, Buch IV., Vers 305 ff.)

Welche Verwirrung, welche Leidenſchaft, welche Wahrheit liegt in der Beredſamkeit dieſer verrathenen Frau! Die Gefühle drängen ſich auf ſolche Weiſe in ihrem Herzen, daß ſie ſie ohne Ordnung, unzuſammenhängend und getrennt, ſo wie ſie ſich auf ihren Lippen häufen, ausſpricht. Man achte auf die Autoritäten, welche ſie in ihren Bitten führt. Spricht ſie im Namen der Götter oder im Namen einer königlichen Gewalt? Nein, ſie will ſelbſt die verachtete Dido nicht gelten laſſen, ſondern niedriger, demüthiger und liebender beſchwört ſie den Sohn der Venus nur bei Thränen und bei der eigenen Hand des Treuloſen. Wenn ſie daran das Andenken an die Liebe knüpft, ſo bezieht ſie es nur auf Aeneas:

(Ebendaſ. Vers 316.)

Per connubia nostra, per inceptos hymenaeos.
Ach bei unſ'rer Vermählung und erſt beginnenden Ehe.

Sie beruft ſich auch auf die Orte, welche Zeugen ihres Glückes waren; denn es iſt eine Gewohnheit der Unglücklichen, die Gegenſtände, welche ſie umgeben, mit ihren Gefühlen zu verknüpfen; verlaſſen von den Menſchen, ſuchen ſie ſich andere Stützen zu ſchaffen, indem ſie gefühlloſe Weſen aus ihrer Umgebung mit ihrem Schmerze beleben. Dieſes Dach, dieſer gaſtliche Heerd, an welchem ſie kaum erſt den Undankbaren empfangen, ſind alſo für Dido die wahren Götter, hinauf ruft ſie mit der Gewandtheit eines Weibes und namentlich eines liebenden Weibes dem Aeneas nach einander Pygmalion und Jarbas ins Gedächtniß, um entweder den Edelmuth oder die Eiferſucht des troſaniſchen Helden anzuregen. Bald kommt die ſtolze Fürſtin von Karthago auf die höchſte Stufe der Leidenſchaft und des Jammers, ſogar darauf, einen kleinen Aeneas ſich zu wünſchen, der ſie in ihrem Schmerz tröſten ſoll, wenn er auch von ihrer Schande ein Zeugniß ablegte.

Hätt' ich mind'ſtens von dir ein Pfand der Liebe geboren,
Ehe du fliehſt, und ſpielte vor mir ein kleiner Aeneas
Hier im Palaſt, in deſſen Geſtalt dein Bild ſich verjüngte,
O dann würd' ich gefangen nicht ganz und verlaſſen mich dünken!
(Aeneas, Buch IV., Vers 328 ff.)

Sie bildet ſich ein, daß ſo viele Thränen, ſo viele Beſchwörungen, ſo viele Bitten Gründe ſeien, denen Aeneas nicht widerſtehen könne: in ſolchen Augenblicken des Wahnſinns glauben die Leidenſchaften, unfähig ihre Sache mit Erfolg zu führen, von all ihren Mitteln Gebrauch zu machen, während ſie nur alle ihre Töne hören laſſen.

Drittes Capitel.

Fortsetzung.

Racine's Phädra.

Wir könnten uns damit begnügen, der Dido Racine's Phädra entgegen zu stellen, die noch leidenschaftlicher ist, als die Königin von Karthago: sie ist in der That nur eine christliche Gattin. Die Furcht vor dem Feuer der Rache, und vor der schrecklichen Ewigkeit unserer Hölle durchdringt die ganze Rolle dieser verbrecherischen Frau, namentlich in der Scene der Eifersucht, welche, wie man weiß, eine Erfindung des modernen Dichters ist. Blutschande war bei den Alten nichts so Seltenes und Ungeheures, um in dem Herzen des Schuldigen solche Schrecknisse zu wecken. Sophokles läßt Jokaste sterben in dem Augenblicke, wo sie ihr Verbrechen entdeckt. Aber Euripides läßt sie nachher noch lange leben. Wenn wir Tertullian glauben, so erweckten Oedip's Leiden bei den Macedoniern nur den Scherz der Zuschauer. Virgil versetzt Phädra nicht in die Unterwelt, sondern nur in ein Myrthenwäldchen, in die Gefilde der Thränen (lugentes campi) „wohin die Liebenden kommen, welche selbst im Tode ihren Kummer nicht verloren haben."

— — — — — doch selber im Tode nicht flieht die Betrübniß.
(Aeneis, Buch VI., Vers 414.)

Auch die Phädra des Euripides, wie die Seneca's fürchtet den Thurfeus mehr als den Tartarus.

Keiner von Beiden spricht wie Racine's Phädra:

Ich Eifersüchtige! rufe Thurseus an!
Mein Gatte lebt, und dennoch glühe ich!
Für wen? Nach wessen Herz verlangt mein Wunsch?
Ein jedes Wort sträubt mir das Haar gen Berg.
Meiner Verbrechen Maaß ist übermäßig voll.
Blutschande sinn' ich und Betrug zugleich.
In's Blut der Unschuld brennen sich zu taufen,
Um mich zu rächen, meine Mörderhände:
Elende! und ich lebe! ich ertrage
Der Sonne Anblick, welcher ich entstamm!
Mein Ahnherr ist der Götter Herr und Vater;
Der Himmel und das ganze All ist voll
Von meinen Ahnen: Wo soll ich mich bergen?
Flücht' ich mich in die Nacht der Unterwelt.
Doch ach! mein eig'ner Vater hält daselbst
Des Schicksals Urne; seinen strengen Händen
Hat, sagt man, das Verhängniß sie vertraut.
Es richtet Minos in der Unterwelt
Die bleichen Sterblichen. Wie wird vor Schrecken
Sein Schatten zittern, sieht er seine Tochter
Zerknirscht bei dem Geständniß so verschied'ner
Verbrechen, unbekannt vielleicht der Hölle!
Was wirst du sagen bei dem Schaueranblick,
Mein Vater? Aus den Händen seh' ich schon
Dir jene fürchterliche Urne fallen,
Dich suchen seh' ich eine neue Strafe,
Dein eig'nes Blut zu peinigen. Vergib!
Dein Haus hat eines Gottes Grausamkeit
Zu Grund' gerichtet. An der Wuth der Tochter

Erkenne ſeine Rache. Ach! mein Herz
Hat nie die Frucht geerntet des Verbrechens,
Des ſcheußlichen, deß Schande mich verfolgt!

Dieſe unvergleichliche Stelle enthält eine Steigerung der Gefühle und zeigt eine Kenntniß der Angſt, der Traurigkeit und der Aufwallungen der Seele, wie wir ſie bei den Alten nirgends finden. Man trifft bei ihnen ſo zu ſagen nur Entwürfe von Gefühlen, aber ſelten ein vollendetes Gefühl. Hier iſt das ganze Herz;

Die ganze Venus, welche ihre Beute
Ergriffen hat!

und der kräftigſte Schrei, welchen je die Leidenſchaft ausgeſtoßen hat, iſt wohl der:

— — — — — — — — Ach! mein Herz
Hat nie die Frucht geerntet, des Verbrechens,
Des ſcheußlichen, deß Schande mich verfolgt.

Hierin liegt eine Miſchung von Sinnlichkeit und Seele, von Verzweiflung und Liebesraſerei, welche jeden Ausdruck überſteigt. Dieſe Frau, welche ſich mit einer Ewigkeit von Leiden tröſten würde, wenn ſie einen Augenblick des Glückes genoſſen hätte, dieſe Frau liegt nicht in dem antiken Charakter; ſie iſt die verworfene Chriſtin, ſie iſt die Sünderin, welche lebendig in die Hände Gottes gefallen iſt; ihr Wort iſt das Wort des Verdammten.

Viertes Capitel.

(Fortsetzung.)

Julie d'Etange. Clementine.

Wir wechseln die Farben: die leidenschaftliche Liebe, welche in der christlichen Phädra so schrecklich erscheint, läßt bei der frommen und ergebenen Julie nur melodische Klagen hören: sie ist eine schmerzliche Stimme, die aus einem friedlichen Heiligthume kommt, ein Liebesruf, welchen das religiöse Echo der Tempelhallen sänftigt und verhallen läßt. Julie schreibt:

„Das Land der Chimären ist in dieser Welt allein es werth bewohnt zu werden; und so groß ist die Nichtigkeit der menschlichen Dinge, daß es außer dem Wesen, welches durch sich selbst besteht, nichts Schöneres gibt, als was nicht ist . . . . . .

Eine geheime Wehmuth erfüllt die Tiefe meines Herzens, ich fühle es leer und hohl, wie du sonst das Deinige mir beschrieben hast. Die Neigung zu dem, was mir theuer ist, genügt mir nicht es zu beschäftigen: es bleibt ihm eine überflüssige Kraft, womit es Nichts anzufangen weiß. Es ist dieß, ich gestehe es, eine seltsame Qual, aber sie ist deßhalb nicht minder wirklich. Mein Freund, ich bin allzu glücklich, das Glück langweilt mich . . . . . .

Da ich hienieden Nichts finde, was mir durchaus genügte, so sucht meine begehrliche Seele anderswo Etwas, um sich zu

sättigen. Zu der Quelle des Gefühls und des Seins sich erhebend, verliert sie ihre Trockenheit und Mattigkeit: sie wird dort wiedergeboren, sie findet dort ein neues Leben, eine neue Schwungkraft; sie beginnt ein neues Dasein, welches nicht mit den sinnlichen Leidenschaften zusammenhängt, oder vielmehr sie ist nicht mehr in mir, sondern ganz in dem unendlichen Wesen, welches sie betrachtet; und für einen Augenblick ihrer Fesseln entbunden, tröstet sie sich bei ihrer Rückkehr in dieselben durch den Vorschmack eines erhabenen Zustandes, welchen sie eines Tages den ihrigen zu nennen hofft . . . . . .

. . . . . .

Wenn ich an alle Wohlthaten der Vorsehung denke, so schäme ich mich, für so geringen Kummer so empfindlich zu sein, und so große Gnade zu vergessen . . . . . .

Wenn die Traurigkeit mich unwillkührlich verfolgt, bis in meinen Gebetstuhl, so erleichtern einige Thränen vor dem, der tröstet, augenblicklich mein Herz. Meine Betrachtungen sind nie bitter oder schmerzlich, meine Reue selbst ist keineswegs stürmisch, meine Fehler bringen mir weniger Schrecken als Scham; ich fühle Reue, aber keine Gewissensbisse. Der Gott, dem ich diene, ist ein gnädiger Gott, ein Vater; was mich rührt, ist seine Güte; vor ihr erlöschen in meinen Augen alle seine übrigen Eigenschaften; sie ist die einzige, welche ich begreife. Seine Macht setzt mich in Erstaunen, seine Unermeßlichkeit verwirrt mich, seine Gerechtigkeit — — . Er hat den Menschen schwach geschaffen, weil er gerecht ist, ist er gütig. Der rächende Gott ist der Gott der Bösen. Ich kann für mich ihn nicht fürchten, noch gegen einen Andern ihn anrufen. O Gott des Friedens, Gott der Güte, du bist es, den ich anbete, du bist es, als dessen Werk ich mich fühle, und ich hoffe im

jüngſten Gerichte dich ſo zu finden, wie du während meines Lebens zu meinem Herzen ſprichſt "

Wie glücklich iſt in dieſem Bilde die Liebe und die Religion mit einander vermiſcht! dieſe Sprache, dieſe Gefühle haben kein Vorbild im Alterthum. Man müßte unſinnig ſein, eine Religion zu verwerfen, welche aus dem Herzen ſo zarte Töne lockt und ſo zu ſagen der Seele neue Saiten gegeben hat.

Wollet ihr ein anderes Beiſpiel von dieſer neuen Sprache der Leidenſchaft hören, die unter dem Polytheismus unbekannt war? Hört Clementine ſprechen: ihre Ausdrücke ſind vielleicht noch natürlicher, noch rührender und noch in erhabenerem Sinne naiv als die Juliens.

„Ich willige ein, mein Herr, von Herzensgrund (es iſt ganz ernſtlich gemeint, wie Sie ſehen), daß Sie nur Haß, Verachtung und Abſcheu empfinden, der unglücklichen Clementine gegenüber; aber ich beſchwöre Sie um ihrer unſterblichen Seele willen ſich an die wahre Kirche anzuſchließen. Nun mein Herr, was antworten Sie mir? (Dabei folgte ihr liebliches Geſicht dem meinigen, das ich noch abgewendet hielt, denn ich fühlte mich nicht im Stande ſie anzublicken.) Sagen Sie mein Herr, daß Sie einwilligen; ich hielt ihr Herz immer für redlich und gefühlvoll. Sagen Sie, daß es ſich der Wahrheit ergebe; nicht meinetwegen bitte ich Sie; ich habe Ihnen bereits erklärt, daß ich die Verachtung auf mich nehme. Es ſoll nicht geſagt werden, daß Sie ſich den Bitten einer Frau ergeben haben. Nein, mein Herr, Ihre Ueberzeugung ſoll allein die Ehre davon haben. Ich will Ihnen nicht verbergen, worüber ich bei mir nachdenke. Ich werde in tiefem Frieden bleiben (hier erhob ſie ſich mit einer Würde, welche der Geiſt der Religion noch zu erhöhen ſchien); und wenn der Todesengel kommt, ſo werde ich

ihm die Hand reichen. Komm her, werde ich zu ihm sagen, o du Bote des Friedens, ich folge dir zu dem Gestade, wohin mich glühend verlangt und ich will daselbst eine Stelle für den Mann aufbehalten, für den ich sie nicht seit lange wünsche, aber neben dem ich ewig bleiben will."

Ach das Christenthum ist insbesondere ein Balsam für unsere Wunden, wenn die Leidenschaften, welche anfänglich in unserer Brust tobten, sei es durch das Mißgeschick, oder durch ihre Dauer sich zu beruhigen beginnen. Es schläfert den Schmerz ein, es kräftigt den schwankenden Entschluß, es hindert die Rückfälle, indem es in einer kaum geheilten Seele die gefährliche Macht der Erinnerungen bekämpft: es umgibt uns mit Frieden und Licht; es läßt für uns jene Sphärenharmonie erklingen, welche Pythagoras beim Schweigen seiner Leidenschaften vernahm. Da es immer für ein Opfer eine Belohnung verheißt, so glaubt man ihm nichts abzutreten, indem man ihm Alles abtritt; da es bei jedem Schritt unsern Wünschen einen schönern Gegenstand vorhält, befriedigt es die natürliche Unbeständigkeit unserer Herzen: man ist mit ihm immer in der Entzückung einer beginnenden Liebe und diese Liebe hat das Unaussprechliche, daß ihre Geheimnisse unschuldig und rein sind.

Fünftes Capitel.

(Fortsetzung des Vorigen.)

Abälard und Heloise.

Julie wurde durch gewöhnliche Unglücksfälle der Religion in die Arme geführt, sie blieb in der Welt und gezwungen vor derselben ihre Leidenschaft zu verbergen, flüchtete sie sich insgeheim zu Gott, in der Ueberzeugung, bei diesem verzeihenden Vater die Barmherzigkeit zu finden, welche ihr die Menschen verweigert hätten. Sie gefällt sich darin, vor dem höchsten Richterstuhle ihre Bekenntnisse abzulegen, weil er allein sie lossprechen kann und vielleicht auch (ein unwillkührlicher Rest von Schwäche!) weil sie dabei immer von ihrer Liebe reden darf.

Wenn wir so viel Vergnügen daran finden, unsere Leiden einem Höherstehenden zu offenbaren, einem ruhigen Gewissen, welches uns stärkt und an seiner eigenen Ruhe uns Theil nehmen läßt, welche Wonne ist es nicht, von Leidenschaften mit dem leidenschaftslosen Wesen zu sprechen, welches von unseren Bekenntnissen nicht beunruhigt wird, oder von Schwäche mit dem allmächtigen Wesen, welches uns von seiner Kraft etwas mittheilen kann! Man begreift die Entzückungen jener heiligen Männer, welche auf dem Gipfel der Berge ihr ganzes Leben zu den Füßen der Gottheit knieten, mit der Gewalt der Liebe durch die Gewölbe der Ewigkeit drangen und zur Betrachtung des Urlichtes gelangten. Julie ist, ohne es zu wissen, ihrem Ende nahe, und die Schatten des Grabes, das sich für

sie zu öffnen beginnt, lassen einen Strahl der göttlichen Vortrefflichkeit aus ihren Augen leuchten. Die Stimme dieser sterbenden Frau ist sanft und traurig; es sind die letzten Stöße des Windes, der den Wald verläßt, es ist das letzte Rauschen eines Meeres, das von seinen Ufern zurücktritt.

Die Stimme Heloisens ist kräftiger. Als Abälard's Weib lebt sie und lebt für Gott; ihr Unglück war eben so unvorhergesehen, als schrecklich. Aus der Welt jählings in die Wüste gestürzt, ist sie plötzlich und mit all ihrem Feuer in die eisigen Klosterräume eingetreten. Die Religion und die Liebe üben zu gleicher Zeit ihre Herrschaft über ihr Herz; es ist die empörte Natur, welche in ihrem vollen Leben von der Gnade ergriffen wird und sich vergeblich in den Umarmungen des Himmels abkämpft. Man gebe Heloisen Racine zum Dolmetscher, und das Gemälde ihrer Leiden wird tausendmal das Bild von Dido's Unglück auslöschen, durch tragischen Effekt, durch den Ort der Handlung und ein gewisses unbeschreibliches Schauerliches, welches das Christenthum den Gegenständen aufdrückt, worein es seine Größe mischt.

Ach! dieses sind die Räume, wo gefangen,
Gefesselt, ich mein unglückselig Leben
Hinschlepp' in Thränen! Dennoch, Abälard,
Berauscht an diesem schauerlichen Orte
Mein Herz sich mit dem Gifte nach der Liebe.
Nur unsrer Trennung dank' ich meine Tugend,
Der leidigen, und tausendmal verwünschte
Ich meine Unschuld, die mir wird zur Pein.
. . . . . .
O Unglücksstern! O unerträglich Joch!
Was ist denn meine Pflicht hier und was bin ich?

Treulose! Sprich, mit welchem Namen soll
Man Dich benennen? Eines Gottes Gattin,
Erglühst in Liebe du für einen Mann?
Grausamer Gott! hab' Mitleid mit der Noth,
Worin Du mich erblickst, und unterwerfe
Dir meine Sinne, die im Aufruhr sind.
. . . . . .
Vermagst Du's; großer Gott! sieh' mein Verzweifeln,
Mein Jammer, meine Thränen fordern Waffen,
Um gegen einen lieben Feind zu kämpfen;
Und dennoch — andern Wünschen hingegeben,
Fürcht' ich mich mehr vor der Erhörung Gunst,
Als vor dem Uebermaße meiner Gluth.

Unmöglich hätte das Alterthum eine ähnliche Scene hervorbringen können, denn es hatte keine ähnliche Religion. Man könnte wohl eine römische oder griechische Vestalin zur Heldin wählen, aber man wird nie diesem Kampf zwischen Fleisch und Geist dabei anbringen können, welcher in Heloisens Lage die Stelle des Wunderbaren einnimmt, und dem Glauben oder der Moral des Christenthums angehört. Man sieht hier die stürmischste aller Leidenschaften, vereint mit einer drohenden Religion, welche niemals mit unsern Leidenschaften unterhandelt. Heloise liebt, Heloise glüht, aber hier erheben sich eiskalte Mauern, hier erlischt Alles unter gefühllosem Marmor, hier erwarten ewige Flammen oder endlose Belohnungen ihren Fall oder ihren Sieg. Eine Uebereinkunft ist nicht zu hoffen, das Geschöpf und der Schöpfer können nicht in einer Seele zusammenwohnen. Dido verliert nur einen undankbaren Liebhaber. Ach! mit welch ganz anderer Noth hat Heloise zu kämpfen! Sie soll wählen zwischen Gott und einem getreuen

Liebhaber, deſſen Unglück ſie verſchuldet hat; und ſie darf nicht den geringſten Theil ihres Herzens heimlich für Abälard aufzubewahren hoffen: der Gott vom Sinai iſt ein eiferſüchtiger Gott, welcher ausſchließliche Liebe verlangt, er ſtraft ſelbſt den Schatten eines Gedankens, ſelbſt den Traum, der ſich Andern als ihm zuwendet.

Wir erlauben uns hier einen Irrthum Colardeau's zu rügen, weil er mit dem Geiſte ſeines Zeitalters zuſammenhängt und auf unſern Gegenſtand einiges Licht zu werfen vermag. Sein Brief Heloiſens hat eine philoſophiſche Färbung, welche Pope's Original fehlt. Nach der von uns angeführten Stelle kommen folgende Verſe:

Geliebte Schweſtern, ihr unſchuldigen
Genoſſen dieſer Feſſeln, die ich trage!
Ihr Tauben, ſeufzend in den heitern Hallen,
Die ihr die ſchwache Tugend kennet, die
Der Glaube gibt — und die ich nicht mehr habe;
Ihr — die ihr in des Kloſtergeiſtes Mattheit
Nichts wiſſet von der Liebe Allgewalt;
Ihr endlich, die ihr Niemand außer Gott
Zum Liebſten habt, und aus Gewohnheit nur
Und nicht aus innerer Empfindung liebt:
Wie glücklich ſeid ihr, da ihr fühllos ſeid!
Wie heiter ſind nicht alle eu're Tage,
Wie ſtill und friedlich alle eu're Nächte!
Der Schrei der Leidenſchaften ſtöret nie
Den Lauf derſelben. Wie beneid' ich euch
Um eure Tage, ach! und eure Nächte.

Dieſe Verſe, welche übrigens voll Hingebung und Zärtlichkeit ſind, finden ſich nicht in dem engliſchen Dichter. Man

entdeckt davon kaum einige Züge in der Stelle, welche wir hier wörtlich übersetzen:

„Glücklich die tadellose Jungfrau, welche die Welt vergißt und von ihr vergessen wird! Ihrer Seele ewige Freude ist es, zu fühlen, daß alle ihre Bitten erhört, alle ihre Wünsche abgeschlossen sind. Arbeit und Ruhe theilen gleicherweise ihre Tage; ihr leichter Schlummer macht ohne Mühe den Thränen und Nachtwachen Platz. Ihre Wünsche sind geregelt, ihr Geschmack immer derselbe; sie wird von ihren Thränen entzückt und ihre Seufzer gelten dem Himmel. Die Gnade verbreitet um sie ihre heitersten Strahlen; Engel bringen ihr die schönsten Träume ganz leise herab. Für sie bereitet der Bräutigam den Brautring; für sie stimmen weise Vestalinnen Hochzeitlieder an; für sie blüht Eden's Rose, welche nie welkt, und für sie verbreiten die Seraphine die Wohlgerüche ihrer Flügel. Sie stirbt endlich beim Klange der himmlischen Harfen und verschwindet in den Entzückungen eines ewigen Tages."

Wir sind nah daran, uns begreiflich zu machen, wie ein Dichter sich so weit verirren konnte, statt dieser Beschreibung einen Gemeinplatz über den matten Klostergeist zu geben. Wer fühlt nicht die dramatische Schönheit des Gegensatzes, welchen Pope zwischen dem Kummer und der Liebe Heloisens und der stillen Ruhe und der Keuschheit des klösterlichen Lebens hervorheben wollte? Wer fühlt nicht, wie dieser Uebergang die von den Leidenschaften bewegte Seele auf sanfte Weise zur Ruhe bringt und welch neuen Werth er hernach den wieder auflebenden Regungen derselben Leidenschaften gibt? Wenn die Philosophie irgend Etwas taugt, so taugt sie sicherlich nicht zur Darstellung der Wirren des Herzens, da sie geradezu,

um sie aufzulösen, da ist. Wenn Heloise über die „schwachen Tugenden des Glaubens“ philosophirt, so spricht sie weder wie Wahrheit, noch wie ihre Zeit, noch wie ein Weib, noch wie die Liebe; man sieht nur den Dichter und was noch schlimmer ist, das Zeitalter der Sophisten und des Schwulstes.

Auf diese Weise zerstört der irreligiöse Geist die Wahrheit und verderbt die Regungen der Natur. Pope, welcher bessere Zeiten erreichte, ist nicht in Colardeau's Fehler verfallen. Er hat die gute Ueberlieferung aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. bewahrt, von welchem das Zeitalter der Königin Anna nur eine Art Verlängerung oder Abglanz war. Wenn wir auf Werke des Genius einigen Werth legen, so wollen wir zu religiösen Ideen zurückkehren. Die Religion ist die wahre Philosophie der schönen Künste, weil sie nicht wie die menschliche Weisheit die Poesie von der Moral und die Zärtlichkeit von der Tugend trennt.

Uebrigens gäbe es über Heloise noch interessante Bemerkungen zu machen, in Beziehung auf den einsamen Ort, wohin die Scene verlegt ist. Die Klöster, die Gewölbe, die Gräber, die strengen Sitten, im Contrast mit der Liebe müssen die Stärke und die Trauer derselben vermehren. Etwas Anderes ist es, gleich der Königin von Karthago, schnell sein Leben auf einem Scheiterhaufen zu enden; etwas Anderes, gleich Heloisen sich auf dem Altare der Religion langsam zu verbrennen. Allein da wir in der Folge von den Klöstern weiter reden wollen, sind wir, um Wiederholungen zu vermeiden, genöthigt, hier abzubrechen.

Sechstes Capitel.

Ländliche Liebe.

Der Cyclop und Galatea.

Zum Gegenstande der Vergleichung ländlicher Liebe bei den Alten wählen wir die Idylle von dem Cyclopen und Galatea. Dieses Gedicht ist ein Meisterwerk Theokrit's, durch die Gluth der Leidenschaft übertrifft es vielleicht das von der „Zauberin," welches aber weniger hirtenmäßig ist.

Der Cyclope sitzt auf einem Felsen an der sicilianischen Meeresküste und singt, während er seine Blicke über die Fluthen schweifen läßt, seinen Unmuth auf folgende Weise:

Reizende Galatea, warum weisest du die Bewerbung eines Liebhabers zurück, du, deren Gesicht weiß ist, wie die Milch in meinen Binsenkörben, du, die du zarter bist als das Lamm, wollüstiger als die Färse, frischer als die Traube, die noch nicht vom Feuer des Tages erschlafft ist? Du schwebst auf diesen Ufern, wenn der süße Schlaf mich fesselt, du fliehst, wenn der süße Schlaf mich flieht, du fürchtest mich, wie das Lamm den von den Jahren gebleichten Wolf fürchtet. Ich habe nicht aufgehört dich anzubeten, seit dem Tage, da du mit meiner Mutter die jungen Hyacinthen auf dem Gebirge pflücktest: ich war es, der den Weg dir bahnte. Seit diesem Augenblick, nach diesem Augenblick und auch noch heute ist es mir unmöglich ohne dich zu leben. Und doch bekümmerst du dich um meine Pein? Beim Namen Jupiters, bekümmerst du

dich um meine Pein? — Aber so häßlich ich auch bin, so habe ich doch tausend Schafe, deren reiche Euter meine Hand melkt, und deren schäumende Milch ich trinke. Der Sommer, der Herbst und der Winter finden immer Käse in meiner Grotte; meine Gefäße sind immer damit angefüllt. Kein Cyclope kann besser als ich seine Flöte blasen, o Jungfrau ohne Gleichen! Keiner könnte mit so viel Kunst in der Nacht während der Stürme alle deine Reize preisen.

Für dich nähre ich eilf Hirschkühe, welche bald ihre Jungen werfen werden. Auch ziehe ich vier junge Bären auf, die ich ihrer wilden Mutter geraubt habe. Komm, du sollst all diese Schätze besitzen. Laß das Meer toll an den Klippen sich brechen: deine Nächte werden um so glücklicher sein, wenn du sie an meiner Seite in meiner Höhle zubringst. Lorbeerbäume und langgestreckte Cypressen rauschen daselbst, der schwarze Epheu und der traubenbeladene Weinstock bekleiden ihren dunkeln Hintergrund. Ganz in der Nähe fließt eine frische Quelle, welche der gebleichte Aetna von seinen Schneegipfeln und seinen mit braunen Wäldern bedeckten Seiten herabgießt! Wie! du möchtest immer noch die Meere und ihre tausend Wellen vorziehen? Wenn meine behaarte Brust dein Auge verwundet, so habe ich Holz vom Eichbaum und Ueberreste des Feuers, die unter der Asche glühen; brenne selbst (alles soll mir süß sein von deiner Hand), brenne, wenn du willst, mein einziges Auge aus, dieses Auge, welches mir theurer ist, als das Leben.

Ach! warum hat meine Mutter mir nicht wie dem Fische leichte Ruder gegeben, um die Wellen zu durchschneiden! O wie wollte ich da zu meiner Galatea hinabeilen! Wie wollte ich ihre Hand küssen, wenn sie mir ihre Lippen verweigerte!

Ja ich brächte dir weiße Lilien, oder zarten Mohn mit Purpurblättern: die ersten wachsen im Sommer, die andern blühen im Winter; darum könnte ich dir nicht zu gleicher Zeit beide anbieten." —

Auf solche Weise legte Polyphem auf die Wunde seines Herzens den unsterblichen Diptam der Musen, welcher sanfter sein Leben erheiterte als Alles Andere, was man mit schwerem Golde kauft. — —

Diese Idylle athmet Leidenschaft. Der Dichter könnte keine zarteren oder wohlklingernden Worte wählen. Der dorische Dialekt gibt jenen Versen noch dazu einen Ton der Einfalt, den man in unserer Sprache nicht wiedergeben kann. Durch das Spiel einer Menge von A und einer breiten Aussprache, glaubt man die Ruhe der Naturgemälde zu fühlen, und das naive Sprechen eines Hirten zu hören.

Man bemerke noch das Natürliche in den Klagen des Cyklopen. Polyphem spricht vom Herzen weg und keinen Augenblick geräth man auf den Verdacht, daß seine Klagen nur eine dichterische Nachahmung seien. Mit welch leidenschaftlicher Naivität malt der unglückliche Liebhaber seine eigene Häßlichkeit? Selbst dem schauerlichen Auge hat Theokrit einen rührenden Zug zu entnehmen verstanden: so wahr ist Aristoteles Bemerkung, welche des Preaux so glücklich wiedergegeben hat:

„Des zarten Pinsels Kunst kann auch aus solchen Sachen,
Die jedes Abscheu's werth, was Liebenswürd'ges machen."

Man weiß, daß die Neueren und namentlich die Franzosen in ländlichen Dichtungen nicht glücklich gewesen sind. Jedoch scheint Bernardin von Saint-Pierre die italienischen und griechischen Hirtendichter übertroffen zu haben. Sein

Roman oder vielmehr ſein Gedicht Paul und Virginie gehört zu der kleinen Zahl der Bücher, welche in wenig Jahren ſo klaſſiſch werden, daß man ſie citiren kann, ohne fürchten zu müſſen, ſein Urtheil auf's Spiel zu ſetzen.

Siebentes Capitel.

Fortſetzung.

Paul und Virginie.

Der Greis ſitzt auf dem Berge und erzählt die Geſchichte der beiden verbannten Familien; er berichtet die Mühen, die Liebe, die Spiele und die Sorgen ihres Lebens:

„Paul und Virginie hatten weder Uhren noch Kalender noch geſchichtliche oder philoſophiſche Bücher. Die Abſchnitte ihres Lebens richteten ſich nach denen der Natur. Sie erkannten die Stunden des Tages an dem Schatten der Bäume, die Jahreszeiten an der Zeit, wo ſie ihre Blumen oder ihre Früchte bringen und die Jahre an der Zahl ihrer Ernten. Dieſe lieblichen Bilder verbreiteten die größten Reize über ihre Unterhaltungen. „Es iſt Zeit zum Mittageſſen — ſagte Virginie zu den Ihrigen — die Schatten der Bananen treffen auf ihre Füße;“ oder auch „die Nacht nähert ſich, die Tamarinden ſchließen ihre Blätter.“ — „Wann wirſt du uns beſuchen?“ ſagten einige Freundinnen aus der Nachbarſchaft

zu ihr. — „Zur Zeit der Zuckerrohre", antwortete Virginie — „Dein Besuch wird uns noch süßer und angenehmer sein," erwiederten die jungen Mädchen. Wenn man sie über ihr und Pauls Alter fragte, so sagte sie: „Mein Bruder ist so alt wie der große Kokosbaum an der Quelle dort, und ich so alt wie der kleinere. Die Mandelbäume haben zwölf Mal Früchte getragen und die Orangenbäume haben vier und zwanzig Mal geblüht, seit ich auf der Welt bin."

Ihr Leben schien mit dem der Bäume verwachsen, wie das der Faunen und Dryaden. Sie kannten keine andere geschichtliche Epoche, als die aus dem Leben ihrer Mütter, keine andere Zeitrechnung, als die ihrer Baumgärten und keine andere Philosophie, als Jedermann Gutes zu thun und in Gottes Willen sich zu ergeben.

Bisweilen sagte Paul, wenn er mit Virginie allein war: Wenn ich von meiner Arbeit ermüdet bin, so erfrischt mich dein Anblick. Wenn ich von der Höhe des Berges aus tief unten im Thale dich erblicke, so kommst du mir mitten in unsern Baumgärten wie eine Rosenknospe vor. — Obgleich ich dich vor den Bäumen aus den Gesichte verliere, so habe ich doch nicht nöthig dich zu sehen, um dich wieder zu finden: Etwas von dir, was ich nicht bezeichnen kann, bleibt für mich in der Luft, durch welche du gehst, auf dem Grase, wo du dich setzest. — Sag' mir, durch welchen Zauber hast du mich also einnehmen können. Geschah es durch deinen Geist? O, unsere Mütter besitzen mehr Geist als wir beide. Oder durch Liebkosungen? Aber sie umarmen mich öfter als du. Ich glaube es geschah durch deine Güte. Halt meine Vielgeliebte, nimm diesen blühenden Citronenzweig, den ich für dich im Walde gebrochen, stelle ihn die Nacht neben dein Bette. Iß diese Honigscheibe,

ich habe sie für dich von einem hohen Felsen herabgeholt; aber lehne dich zuvor an meine Brust, damit ich gestärkt werde.

Virginie antwortete ihm: o mein Bruder! die Sonnenstrahlen am Morgen auf der Höhe dieser Felsen machen mir weniger Freude als deine Gegenwart. — — Du fragst mich, warum du mich liebst. Alles was zusammen erzogen worden ist, liebt sich. Sieh' unsere Vögel: in dem gleichen Neste aufgezogen, lieben sie sich, wie wir, sind sie immer bei einander. Horch, wie sie sich rufen und sich antworten von einem Baume zum andern hinüber. Ebenso wenn das Echo die Weisen, welche du auf deiner Flöte spielst, zu mir trägt, wiederhole ich die Worte dazu hier unten im Thale. — — Ich bitte Gott alle Tage für meine Mutter, für die Deinige, für dich und für unsere armen Diener; aber wenn ich deinen Namen ausspreche, so scheint er meine Andacht zu erhöhen. Ich bitte Gott so inständig, er möge dir kein Uebel zustoßen lassen! Warum gehst du so weit und kletterst so hoch, um mir Früchte und Blumen zu holen? Haben wir nicht genug in dem Garten! Wie bist du ermüdet, du bist ganz von Schweiß durchnäßt. Und sie trocknete ihn mit ihrem kleinen weißen Tuche Stirne und Wangen und gab ihm einige Küsse. — —

Was wir bei diesem Gemälde zu untersuchen haben, ist nicht die Frage, warum es das Bild der Galatea übertreffe (Jedermann wird diesen Vorzug auf den ersten Blick erkennen), sondern warum es seine Vortrefflichkeit der Religion verdanke, und mit einem Worte, wiefern es christlich sei.

Es ist sicher, daß der Reiz dieser Erzählung in einer gewissen melancholischen Moral liegt, welche aus dem Werke strahlt, und welche man mit dem einfachen Glanze des Mondes auf einer blumengeschmückten Einsamkeit vergleichen könnte.

Wer über das Evangelium nachgedacht hat, wird zugeben müssen, daß seine göttlichen Vorschriften gerade auch diesen zärtlichen und schwermüthigen Charakter haben. Bernardin de Saint-Pierre, welcher in seinen „Naturstudien" die Wege Gottes zu rechtfertigen und die Schönheit der Religion zu beweisen sucht, mußte seinen Geist mit dem Lesen heiliger Bücher nähren. Seine Elloge ist nur darum so rührend, weil sie zwei christliche Familien in der Verbannung schildert, welche leben unter den Augen des Herrn, unter seinem Wort in der Bibel und seinen Werken in der Einsamkeit. Nimmt man die Armuth und den Kummer der Seele hinzu, für welche die Religion das einzige Heilmittel ist, so hat man den ganzen Gegenstand des Gedichtes. Die Personen sind eben so einfach als die Verwicklung: es sind zwei schöne Kinder, deren Wiege und Grab man erblickt, zwei treue Sclaven und zwei fromme Hausmütter. Diese lieben Leute schildert ein Geschichtsschreiber, der ihr Leben zu würdigen weiß: ein Greis, der allein auf dem Gebirge geblieben und alles, was er liebte, überlebt hat, erzählt einem Reisenden das Unglück seiner Freunde auf den Trümmern ihrer Hütten.

Dazu kommt noch, daß diese ländlichen Dichtungen aus den südlichen Landen voll Erinnerungen an die heilige Schrift sind. Da ist Ruth, Zipora, dort Eden und unsere ersten Eltern: diese heiligen Erinnerungen machen die Sitten des Gemäldes alterthümlich, indem sie die Sitten des antiken Morgenlandes damit verflechten. Die Messe, die Gebete, die Sakramente, die Gebräuche der Kirche, an welche der Schriftsteller jeden Augenblick erinnert, erhöhen noch die religiösen Schönheiten des Werkes. Knüpft sich nicht der Traum der Frau von Latour wesentlich an das Großartigste und Rührendste, was in unsern Dogmen enthalten ist? Man erkennt den

Christen ferner noch in den Vorschriften der Ergebung in den Willen Gottes, des Gehorsams gegen die Eltern, der thätigen Liebe gegen die Armen; kurz in der lieblichen Theologie, welche das Gedicht Bernardin's de Saint-Pierre athmet. Noch mehr; es ist gerade die Religon, welche die Katastrophe herbeiführt: Virginie stirbt, um eine der ersten Tugenden, die das Evangelium empfiehlt, zu bewahren. Es wäre abgeschmackt eine Griechin sterben zu lassen, weil sie ihre Gewänder nicht ablegen will. Aber Paul's Geliebte ist eine christliche Jungfrau und die Entwickelung, welche bei einem minder reinen Glauben lächerlich wäre, wird hier erhaben.

Endlich gleicht dieses ländliche Gedicht weder Theokrit's Idyllen noch Virgil's Eklogen noch auch den großartigen ländlichen Scenen in Hesiod, in Homer und in der Bibel; aber es hat etwas Unaussprechliches an sich, das an das Gleichniß vom guten Hirten erinnert, und man fühlt, daß nur ein Christ die evangelische Liebe Paul's und Virginie's so wehmüthig darstellen konnte. Man wird vielleicht den Einwurf machen, daß nicht der aus der heiligen Schrift geborgte Zauber Bernardin de Saint-Pierre den Vorzug vor Theokrit verschaffte, sondern sein Talent für Naturschilderung. Nun wohl, wir antworten, er verdanke auch dieses Talent oder wenigstens die Entwicklung dieses Talentes dem Christenthum. Denn diese Religion hat dadurch, daß sie die kleinlichen Gottheiten der Wälder und der Gewässer verscheuchte, allein dem Dichter die Freiheit verschafft, die Einsamkeit in ihrer ursprünglichen Majestät darzustellen. Dieß werden wir zu beweisen versuchen in unserer Abhandlung über die Mythologie. Jetzt setzen wir unsere Untersuchung über die Leidenschaften fort.

Achtes Capitel.

Die christliche Religion als Leidenschaft betrachtet.

Die christliche Religion vermehrt nicht blos das Spiel der Leidenschaften im Drama und im Heldengedichte, sie ist selbst eine Art Leidenschaft, welche ihre Entzückungen, ihre Gluth, ihre Seufzer, ihre Freuden, ihre Thränen und ihre Liebe zur Welt und zur Einsamkeit hat. Wir wissen, daß dieses Jahrhundert dieß Fanatismus nennt. Wir können auf diesen Vorwurf mit Rousseau's Worten antworten: der Fanatismus, obgleich blutdürstig und grausam (ist es die Philosophie weniger?) — ist doch eine großartige und starke Leidenschaft, welche das Herz des Menschen erhebt und ihn den Tod verachten lehrt, welche ihm eine wunderbare Kraft verleiht, und aus welcher, wenn sie besser geleitet würde, die erhabensten Tugenden entsprängen; die Irreligion dagegen und der grübelnde und philosophische Verstand überhaupt fesselt an das Leben, verweichlicht, erniedrigt die Seele, vereinigt alle Leidenschaften in der Gemeinheit des einzelnen Interesses, in der Herabwürdigung des menschlichen Ich und untergräbt auf diese Weise in aller Stille die wahren Grundlagen der Gesellschaft: denn was die einzelnen Interessen Gemeinschaftliches haben, ist so geringfügig, daß es nie dem ihnen Entgegengesetzten die Wage halten kann. —

Doch davon handelt es sich hier nicht: es handelt sich jetzt nur um dramatische Wirkungen. Nun bietet das Christenthum, selbst als Leidenschaft betrachtet, dem Dichter ungeheuere Schätze dar. Die religiöse Leidenschaft wirkt um so stärker, da sie mit allen andern im Widerspruch steht, und um bestehen zu können, dieselben verschlingen muß. Wie

alle großen Gemüthsbewegungen hat sie etwas Ernstes und Wehmüthiges, sie zieht uns in den Schatten der Klöster und auf die Berge. Die Schönheit, welche der Christ anbetet, ist keine vergängliche, sie ist die ewige Schönheit, für welche Platon's Schüler die Erde zu verlassen eilten. Sie zeigt sich ihren Liebhabern hienieden nur verschleiert, sie hüllt sich in die Falten des Weltalls, wie in einen Mantel. Denn wenn ein einziger ihrer Blicke unmittelbar in das Herz des Menschen fiele, so könnte er ihn nicht ertragen: er würde vor Lust vergehen.

Um zum Genusse dieser höchsten Schönheit zu gelangen, schlagen die Christen einen andern Weg ein, als die Philosophen von Athen: sie bleiben in dieser Welt, um ihre Opfer zu vermehren und sich durch eine lange Reinigung des Gegenstandes ihrer Wünsche würdiger zu machen.

Wer nach dem Ausdrucke der Väter so wenig als möglich mit seinem Leibe Umgang pflegte, und in jungfräulicher Keuschheit zu Grabe geht, der fliegt aller seiner Furcht und Zweifel entledigt, an den Ort des Lebens, wo er dasjenige ewig betrachtet, was wahr, immer dasselbe und über allen Zweifel erhaben ist. Wie Viele hat nicht diese Hoffnung, Gott zu besitzen, zu Märtyrern gemacht! welche Einöde hat nicht die Seufzer dieser Nebenbuhler vernommen, welche sich um den Gegenstand der Verehrungen der Engel und Seraphine mit einander stritten! Hier steht ein Antonius, welcher in der Wüste einen Altar errichtet, und vierzig Jahre lang, von den Menschen unbeachtet, sich opfert, dort der heilige Hieronymus, welcher Rom verläßt und die Meere durchschifft, um gleich Elias an des Jordans Ufer eine Zuflucht zu suchen. Er hält schreckliche Versuchungen aus, er kämpft Mann gegen Mann mit seinen Leidenschaften. Seine Waffen sind die Thränen, das Fasten, das Studiren, die Buße und vorzüglich die

Liebe. Er stürzt sich der göttlichen Vorsehung zu Füßen und bittet sie um Beistand. Manchmal nimmt er, wie ein zu Zwangsarbeiten Verurtheilter, schwere Lasten auf seine Schultern, um ein empörerisches Fleisch zu bezähmen und im Schweiße seines Angesichtes die ungetreuen Wünsche auszulöschen, welche sich der Schöpfung zuwenden.

Massillon schildert diese Liebe mit folgenden Worten: „Der Herr allein erscheint ihm gut, wahr, treu, in seinen Versprechungen beständig, in seiner Verschonung liebenswürdig, in seinen Gaben herrlich, in seiner Zärtlichkeit zuverläßig und selbst in seinem Zorn nachsichtig; allein groß genug, um die Unermeßlichkeit unseres Herzens auszufüllen, allein mächtig genug, um alle seine Wünsche zu befriedigen, allein edel genug, um alle seine Schmerzen zu lindern, allein unsterblich und deßhalb allein fähig ewig geliebt zu werden; endlich der Einzige, bei welchem man es nur bedauern kann, ihn zu spät geliebt zu haben.

Der Verfasser der Nachfolge Christi (nach der allgemeinen Annahme der neueren Zeit, Thomas von Kempen) hat aus den Schriften des heil. Augustin und der andern Kirchenväter Alles gesammelt, was die Sprache der göttlichen Liebe Mystisches und Glühendes hat:

„Gewiß die Liebe ist etwas Großes, die Liebe ist etwas Bewundernswürdiges, da sie allein das Schwere leicht macht, und mit gleicher Ruhe die verschiedenen Wechselfälle des Lebens trägt. Ohne Mühe duldet sie das Beschwerliche und macht das Bittere süß und angenehm.

Die Liebe Gottes ist edelmüthig; sie treibt die Seelen zu großen Handlungen und erweckt in ihnen ein Verlangen nach dem Vollkommensten, was es gibt.

Die Liebe strebt immer aufwärts und duldet keine Anhänglichkeit an niedrige Dinge. Die Liebe will frei sein und los

von den irdiſchen Affekten, damit nicht ihr inneres Licht ſich verdunkle und ſie nicht von den Gütern beſtrickt oder von den Uebeln der Welt ermattet werde.

Es gibt nichts, weder im Himmel noch auf der Erde, was ſüſſer, oder ſtärker, oder erhabener, oder umfaſſender, oder angenehmer, oder reicher, oder beſſer wäre, als die Liebe, weil die Liebe aus Gott geboren iſt und ſich über alle Creaturen erhebend nur in Gott ruhen kann.

Wer liebt, iſt immer voll Freude, er läuft, er fliegt, er iſt frei und Nichts hält ihn zurück. Er gibt Alles für Alle und beſitzt Alles im Allem, weil er in dem einzigen und höchſten Gute ruht, welches über Alles erhaben iſt und von welchem alle Güter entſpringen und ausgehen.

Er hält ſich niemals bei den Gütern auf, welche man ihm ſchenkt, ſondern er erhebt ſich von ganzem Herzen zu demjenigen, der ſie ihm ſchenkt.

Nur derjenige, welcher liebt, kann den Ruf der Liebe verſtehen, und die innigen Worte, welche eine von Gott lebhaft ergriffene Seele an ihn richtet, wenn ſie zu ihm ſagt: Du biſt mein Gott, du biſt meine Liebe, du biſt ganz mein und ich ganz dein.

Erweitere mein Herz, daß es dich mehr liebe und ich durch einen innern und geiſtlichen Geſchmack erfahre, wie ſüß es iſt, dich zu lieben und in dem Meere deiner Liebe zu ſchwimmen und ſich zu verlieren.

Wer die edle Liebe hat, fügt der Verfaſſer der Nachfolge hinzu, bleibt ſtandhaft in den Verſuchungen und läßt ſich von den liſtigen Anläufen ſeines Feindes nicht überraſchen.*)

(III. Buch, Cap. 5.)

*) Vielleicht iſt es manchem Leſer angenehm zu hören, wie ſich dieſe Stelle in Verſen ausnimmt. In Dr. J. B. Rouſſeau's Ueberſetzung

Dieſe chriſtliche Leidenſchaft, dieſer ungeheuere Kampf zwiſchen der irdiſchen und der himmliſchen Liebe, iſt es, was Corneille in folgender Scene aus Polyeuktes geſchildert hat

---

der vier Bücher von der Nachfolge Chriſti (Berlin 1845.) lautet dieſelbe alſo:

Es iſt ein köſtlich Ding die Liebe, und fürwahr
Iſt ſie ein großes Gut. Was eine Laſt dir war,
Macht ſie allein dir leicht, und was da lief uneben,
Muß ſich durch ihre Macht in's g'rade Gleis begeben.
Denn ohn' Beſchwer trägt ſie die allerſchwerſten Sachen,
Und alles Bitt're kann ſie ſüß und ſchmackhaft machen.

Zu großen Thaten treibt die edle Jeſusliebe,
Und weckt die Luſt, daß man vollkommnere ſtets übe.
Die Liebe ſtrebt empor und will durch niedre Dinge
Sich feſſeln laſſen nicht die aufwärtsgeh'nde Schwinge.
Frei will die Liebe ſein und aller Wolluſt fremd,
Damit die innere Beſchauung nicht gehemmt
Und ſie durch zeitliche Gewinne nicht verſtrickt,
Noch auch durch Ungemach und Schaden werd' erdrückt.

Nichts iſt ſo ſtark, ſo hoch, ſo tief, ſo hold, ſo ſüß,
So voll und gut, als Lieb' hier und im Paradies:
Denn Liebe ſtammt von Gott, und nur in Gott allein,
Hoch über dem Geſchöpf, kann ſie der Ruh' ſich weih'n.

Der wahrhaft Liebende fliegt, läuft und iſt vergnügt,
Iſt frei und fühlt ſich nicht in Bande eingefügt,

Alles in Allem iſt ſein eigen; er verthut
In Allem Alles auch, dieweil er friedlich ruht,
Vergeſſend Alles, in dem ein'gen, höchſten Gut,
Aus welchem Alles kommt und ausfließt, was da gut.

Ein Solcher mag nicht auf die Gabe Obacht haben —
Zum Geber wendet er ſich über alle Gaben!

Wenn Einer liebt, begreift er dieſes Wortes Sinn:
In Gottes Ohren klingt gleich holden Melodien
Sogar der Seele, die voll heißer Sehnſucht, Schrei'n:
Mein Gott! mein lieber Gott! Ganz mein Du! ich ganz Dein!
u. ſ. w.

(denn dieſer große Mann, weniger bedenklich als die Geiſter des Tages, hat das Chriſtenthum nicht als unter ſeinem Genius ſtehend, angeſehen):

Polyeuktes.

Für ſeinen Fürſten ſterben iſt ein Ruhm —
O! welch ein Tod: für ſeinen Gott zu ſterben!

Paulina.

Für welchen Gott meinſt du?

Polyeuktes.

Ganz recht, Paulina;
Für den — der deine Worte hört und nicht
Gott iſt, euern nicht'gen Göttern gleich,
Gefühllos, taub, unmächtig und verſtümmelt,
Aus Holz, aus Marmor oder Gold, gilt gleich;
Es iſt der Chriſten Gott, mein Gott und deiner,
Und Erd' und Himmel kennen keinen andern.

Paulina.

Verehr' im Geiſt ihn, aber ſchweig' von ihm.

Polyeuktes.

Daß Chriſt zugleich ich ſei und Götzendiener.

Paulina.

Nur einen Augenblick verſtelle dich,
Laß nur Severe erſt abzieh'n, und gib Raum
Zum Handeln dann der Güte meines Vaters.

Polyeuktes.

Die Güte meines Gottes iſt mir theuer;
Denn er entreißt mich jeglicher Gefahr,
Und ohne mir zum Weichen Raum zu laſſen,
Krönt ſeine Gunſt mich, geh' ich ſeine Wege.
Der erſte Windſtoß bringt mich in den Hafen,
Und aus der Taufe ſchickt er mich zum Tod.

Verständest du des Lebens Nichtigkeit,
Und welche Wonne solchem Tode folgt!
. . . . . .
Von deiner Güte, Herr, muß ich's verlangen:
Sie ist zu tugendhaft, um keine Christin
Zu sein, zu reichlich von dir ausgestattet,
Als daß sie dich nicht kennen, lieben sollte,
Als daß sie leben sollte in den Banden
Der Hölle, eine Sclavin, oder sterben
Wie sie geboren, unter ihrem Joch!

Paulina.

Unglücklicher, was sagst du? Und was wagst du
Zu wünschen?

Polyeuktes.

Was ich gerne bin bereit
Mit meinem Blut und Leben zu erkaufen.

Paulina.

Viel eher soll . . . . . .

Polyeuktes.

Da hilft kein Widerstreben:
Die Herzen rühret dieser Gott, wo man
Am wenigsten d'rau denkt. Noch nicht gekommen
Ist zwar dieser sel'ge Augenblick, doch wird
Er kommen, weiß ich auch noch nicht das Wann?

Paulina.

Laß diesen Traum und liebe mich.

Polyeuktes.

Ich liebe
Dich minder zwar als Gott, doch mehr als mich.

Paulina.

In dieser Liebe Namen laß mich nicht.

Univ. Bibl. München

Polyeuktes.

In dieser Liebe Namen folge mir.

Paulina.

Leicht ist's, mich lassen, du willst mich verführen?

Polyeuktes.

Leicht ist's, zum Himmel geh'n, ich will dich führen.

Paulina.

Einbildungen!

Polyeuktes.

Ich rede Himmelswahrheit.

Paulina.

O seltsame Verblendung.

Polyeuktes.

Ew'ge Wahrheit!

Paulina.

Du ziehst den Tod Paulinens Liebe vor!

Polyeuktes.

Du ziehst die Welt der Güte Gottes vor.

u. s. w. u. s. w.

Dieß ist eines von den bewundernswerthen Gesprächen im Geiste Corneille's, worin die Freimüthigkeit der Antworten, die Raschheit der Wendungen und die Hochherzigkeit der Gefühle nie verfehlen, den Zuschauer in Entzücken zu versetzen. Wie erhaben ist Polyeuktes in dieser Scene: Welche Seelengröße, welche göttliche Begeisterung, welche Würde! Die Würde und der Adel des christlichen Charakters sind in Allem bis auf die kleinsten Wendungen in dem Zwiegespräche mit Felix's Tochter ausgeprägt.

Endlich hat Corneille die Macht der christlichen Leidenschaft in folgendem — wie Voltaire sagt — bewunderungs-

würdigen und immer beklatschten Gespräche entwickelt: Felix fordert den Polyeuktes auf, den falschen Göttern zu opfern, was Polyeuktes verweigert.

Felix.

Nun weicht gerechtem Zorne meine Güte:
Bet' an sie, oder stirb!

Polyeuktes.

Ich bin ein Christ.

Felix.

Gottloser Mensch! bet' an sie, sag' ich, oder
Bereite dich zum Tod.

Polyeuktes.

Ich bin ein Christ.

Felix.

Du bist es? O du verstocktes Herz!
Vollstreckt Soldaten, was ich Euch befohlen.

Paulina.

Wo wird er hingeführt?

Felix.

Zum Tod.

Polyeuktes.

Zum Siege.

Das zweimal wiederholte Wort: „Ich bin ein Christ" kommt den schönsten Worten der Horatier gleich. Corneille, welcher sich auf das Erhabene so gut verstand, hat gefühlt, daß die Liebe zum Glauben sich auf den höchsten Gipfel der Begeisteruug erheben kann, da der Christ Gott als die höchste Schönheit und den Himmel als sein Vaterland liebt.

Man versuche einmal einem Götzendiener Etwas von der Wärme des Polyeuktes zu geben. Soll er sich für eine

unkeusche Göttin in Leidenschaft versetzen lassen, oder für einen verabscheuungswürdigen Gott in den Tod gehen? Die Religionen, welche der Seele eine Wärme geben können, sind diejenigen, welche der Lehre von der Einheit Gottes mehr oder minder nahe kommen. Im andern Falle kann das Herz und der Geist, zwischen einer Menge von Gottheiten getheilt, weder die eine noch die andere recht lieben.

Es kann überdieß keine andere dauerhafte Liebe geben, als für die Tugend: die herrschende Leidenschaft des Menschen wird immer die Wahrheit sein; wenn er jeden Irrthum liebt, so kommt dieß daher, daß dieser Irrthum in dem Augenblick, wo er ihn glaubt, ihm als Wahrheit erscheint. Wir sind der Lüge nicht hold, obwohl wir beständig derselben Preis gegeben sind. Diese Schwachheit rührt allein aus der Verderbniß der menschlichen Natur her: wir haben die Macht verloren, indem wir das Verlangen behielten, und unser Herz sucht noch das Licht, dessen Stärke unsere Augen nicht ertragen können. Die christliche Religion öffnet uns durch das Verdienst des Menschensohnes die glänzenden Bahnen, welche der Tod mit seinem Schatten bedeckt hatte und führt uns auf diese Weise zu unserer ersten Liebe zurück.

Ein Erbe des Segens Jakobs brennt der Christ vor Verlangen, in das himmlische Zion einzugehen, zu welchem seine Seufzer aufsteigen. Und dieß ist die Leidenschaft, welche unsere Dichter nach Corneille's Vorbild besingen können: eine Quelle von Schönheiten, welche die alten Zeiten nicht gekannt haben und welche Sophokles und Euripides gewiß nicht vernachläßigt hätten.

Neuntes Capitel.

Das Unbestimmte in den Leidenschaften.

Noch haben wir von einem Seelenzustand zu sprechen, welcher, wie uns scheint, noch nicht gehörig beobachtet worden ist; es ist der, welcher der Entwicklung der Leidenschaften vorangeht, wenn unsere Fähigkeiten jung, thätig und vollständig, aber gebunden, sich nur an sich selbst geübt haben, ohne einen Zweck oder Gegenstand außer sich zu haben. Je mehr die Völker in der Civilisation vorwärts schreiten, desto mehr nimmt dieser Zustand des Schwankenden und Unbestimmten in den Leidenschaften zu. Denn es begibt sich dann etwas sehr Trauriges: die große Zahl von Beispielen, die man vor Augen hat, die Masse von Büchern, welche vom Menschen und seinen Gefühlen handeln, machen geschickt, ohne Erfahrung.

Man ist enttäuscht ohne genossen zu haben; die Begierden sind noch vorhanden und man hat keine Illusionen mehr. Die Einbildungskraft ist reich, überströmend und wunderbar, das wirkliche Leben arm, trocken und ohne Zauber. Man wohnt mit einem vollen Herzen in einer leeren Welt, und ohne an Etwas sich gewöhnt zu haben, ist man bereits alles Möglichen entwöhnt.

Die Bitterkeit, welche dieser Seelenzustand über das Leben verbreitet, ist unglaublich. Das Herz wendet und dreht sich auf hunderterlei Weise, um die Kräfte anzuwenden, von denen es fühlt, daß sie ihm unnütz sind. Die Alten haben diese geheime Unruhe, diese Herbheit erstickter Leidenschaften, welche unter einander gähren, nicht gekannt. Eine große politische Existenz, die gymnastischen Spiele und die kriegerischen Uebungen,

die Angelegenheiten des Forums und des öffentlichen Platzes, füllten ihre Zeit aus und ließen der langen Weile des Herzens keinen Raum.

Anderer Seits waren sie nicht geneigt zu Uebertreibungen, zu Hoffnungen oder Befürchtungen ohne bestimmten Gegenstand, zur Beweglichkeit der Gedanken und Gefühle, zu der immerwährenden Unbeständigkeit, welche nur ein beständiger Ueberdruß ist, Gemüthsstimmungen, welche wir in der Gesellschaft der Frauen uns aneignen.

Die Frauen haben, unabhängig von der unmittelbaren Leidenschaft, welche sie bei den neueren Völkern in's Dasein rufen, noch auf die übrigen Gefühle einen bedeutenden Einfluß. Sie haben eine gewisse Hingebung in ihrem Wesen, welche sie auf das unsrige übertragen; sie machen unsern männlichen Charakter unentschiedener und unsere Leidenschaften, welche durch Vermischung mit den ihrigen weichlicher werden, nehmen zugleich etwas Unsicheres und Zärtliches an.

Die Griechen und Römer, welche ihre Blicke nicht leicht über das Leben hinausrichteten, und keine Freuden erwarteten, welche vollkommener als die irdischen sind, waren nicht wie wir zum Nachdenken und zur Sehnsucht veranlaßt, durch den besonderen Charakter ihrer Religion. Dagegen bietet das Christenthum, welches ganz für unsere Leiden und für unsere Bedürfnisse eingerichtet ist, uns unaufhörlich das doppelte Bild der irdischen Trübsale und der himmlischen Freuden dar und läßt auf solche Weise in dem Herzen eine Quelle von gegenwärtigen Uebeln und entfernten Hoffnungen entspringen, woraus unerschöpfliche Träumereien fließen. Der Christ betrachtet sich immer als einen Pilger, der hienieden im Thränenthale wandelt und erst im Grabe zur Ruhe kommt. Die Welt ist

nicht der Gegenstand seiner Wünsche, denn er weiß, daß der Mensch nur wenige Tage lebt, und daß ihm daher jener Gegenstand schnell wieder entfliehen würde.

Die Verfolgungen, welche die ersten Gläubigen zu erdulden hatten, vermehrten in ihnen diesen Ekel an den Angelegenheiten des Lebens.

Die Einfälle der Barbaren trieben ihn vollends auf die Spitze und der menschliche Geist erhielt dadurch einen Eindruck von Traurigkeit, und vielleicht sogar einen Anflug von Menschenhaß, welcher sich niemals völlig verwischt hat.

Ueberall erhoben sich Klöster, wohin von der Welt getäuschte Unglückliche und solche Seelen sich zurückzogen, die lieber gewisse Empfindungen des Lebens gar nicht kennen lernen, als Gefahr laufen wollten, sich grausam verrathen zu sehen. Aber in unseren Tagen, wo die Klöster oder die Tugend, welche dahin führt, diesen glühenden Seelen gefehlt haben, haben sich dieselben mitten unter den Menschen fremd gefühlt. Ueberdrüßig ihres Jahrhunderts, in Schrecken gesetzt von ihrer Religion, sind sie in der Welt geblieben, ohne der Welt sich hinzugeben. So wurden sie die Beute von tausend Hirngespinnsten und so entstand jene verwerfliche Melancholie, welche sich mitten in den Leidenschaften erzeugt, wenn diese Leidenschaften ohne Gegenstand in einem einsamen Herzen sich selbst verzehren.

Anmerkung.

Hier befand sich die Episode von Rénè, welche das vierte Buch in der zweiten Abtheilung dieses Werkes bildete.

Chateaubriand's

ausgewählte Werke.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Sechstes Bändchen.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

Universitäts-
München
Bibliothek

Geiſt des Chriſtenthums

von

Chateaubriand.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Zweite Abtheilung. Viertes und fünftes Buch.
Dritte Abtheilung. Erſtes und zweites Buch.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

Zweite Abtheilung.

Poetik des Christenthums.

Viertes Buch.

Vom Wunderbaren oder von der Poesie in ihrer Beziehung auf übernatürliche Wesen.

Erstes Capitel.

Daß in der Mythologie die Natur zu kurz kam, und daß die Alten keine beschreibende Poesie hatten.

In den vorangehenden Büchern haben wir gezeigt, daß durch die Verbindung des Christenthums mit den menschlichen Leidenschaften die dramatischen Hebel sich vervielfältigen. Noch einmal sei es gesagt: die Vielgötterei beschäftigte sich nicht mit Lastern und Tugenden, sie war völlig von der Moral geschieden. Und eben hierin liegt eine Seite des unermeßlichen Vorzugs, den das Christenthum vor dem Götzendienste voraus hat. Schauen wir, ob es in dem, was man das Wunderbare nennt, nicht auch an Schönheit die Mythologie übertrifft.

Wir verhehlen es uns keineswegs, daß wir hier eines der ältesten Vorurtheile der Schule zu bekämpfen haben. Die meisten Autoritäten sind gegen uns, und man kann uns wenigstens zwanzig Verse aus der „Poetischen Kunst“ anführen, welche uns das Todesurtheil sprechen.

Doch wie dem auch sei, es ist keine Unmöglichkeit, zu beweisen, daß die so sehr gerühmte Mythologie, weit entfernt, die Natur zu verschönern, vielmehr ihre wirklichen Reize zerstört, und wir glauben, daß mehrere ausgezeichnete Gelehrte gegenwärtig dieser Meinung sind.

Der größte und erste Fehler der Götterlehre bestand darin, daß sie die Natur verkürzte und die Wahrheit daraus verbannte. Diese Thatsache beweist unwiderleglich den Umstand, daß die sogenannte beschreibende Poesie dem Alterthum unbekannt war. Selbst die Dichter, welche die Natur besungen haben, wie Hesiod, Theokrit, Virgil, gaben keine Beschreibung von derselben in dem Sinne, welchen wir mit diesem Worte verbinden. Sie hinterließen uns wohl bewundernswürdige Gemälde von den Arbeiten, den Sitten und dem Glücke des Landlebens, aber von den Gemälden der Landschaft selber, den Jahreszeiten, den Veränderungen am Himmel, welche die neuere Muse so sehr bereichert haben, trifft man in ihren Schriften kaum einige Züge.

Allerdings sind diese wenigen Züge eben so vortrefflich, wie das Uebrige in ihren Werken. Wenn Homer die Höhle des Cyklopen beschreibt, so bekleidet er sie nicht mit Syringen und Rosen, sondern er umpflanzt sie, wie Theokrit, mit Lorbeerbäumen und hohen Fichten. In den Gärten des Alcinous läßt er Quellen plätschern und Fruchtbäume blühen; er spricht ferner von dem Hügel, der von den Winden

gepeitſcht wird und mit Feigenbäumen bedeckt iſt, und malt den Strauch, der von Circe's Palaſt ſich über einen Eichwald erhebt.

Eben ſo wahr iſt Virgil in ſeinen Gemälden. Er nennt die Fichte harmoniſch, weil bei gelinder Bewegung die Fichte wirklich ein gewiſſes ſanftes Geräuſch hören läßt. In den Georgica vergleicht er die Wolken mit Wollflocken, die der Wind fortrollt, und in der Aeneide plaudern die Schwalben unter der Hütte des Königs Evander, oder ſtreifen an den Säulengängen der Paläſte vorüber. Auch Horaz, Tibull, Properz und Ovid haben gewiſſe Naturanſichten gezeichnet; aber es iſt immer nur ein von Morpheus begünſtigter Schatten, ein Thal, durch welches Cythere herabkommen muß, eine Quelle, wo Bachus am Buſen der Natur ausruht.

Das philoſophiſche Zeitalter des Alterthums hat an dieſer Weiſe nichts geändert. Der Olymp, an den man nicht mehr glaubte, fand Zuflucht bei den Dichtern, welche die Götter, die ſie beſchützt hatten, ihrer Seits wiederum beſchützten. Statius und Silius Italicus kamen in der beſchreibenden Poeſie nicht über Homer und Virgil hinaus. Nur Lucan machte auf dieſem Wege einige Fortſchritte und man trifft in der Pharſalica das Gemälde eines Waldes und einer Einöde, das an die modernen Farben erinnert (ſo ſchwülſtig und geſchmacklos auch dieſe Beſchreibung ſein mag).

Die Naturforſcher waren ſo nüchtern als die Dichter und folgten beinahe demſelben Fortſchritt. Plinius z. B. und Columella, welche zuletzt kamen, haben ſich mit der Naturbeſchreibung mehr abgegeben, als Ariſtoteles. Auch unter den Geſchichtsſchreibern und Philoſophen machen ſich Xenophon,

Tacitus, Plutarch, Plato und der jüngere Plinius durch einige schöne Gemälde bemerklich.

Man kann nicht denken, daß so gefühlvolle Menschen, wie die Alten es waren, keine Augen für die Natur und kein Talent für Schilderungen derselben gehabt haben, ohne daß eine mächtige Ursache sie geblendet hätte. Diese Ursache war die Mythologie, welche das All mit zierlichen Phantomen bevölkerte und so der Schöpfung ihre Würde, ihre Größe, ihre Einsamkeit raubte. Es war nothwendig, daß das Christenthum jenes Volk von Faunen, Satyrn und Nymphen vertrieb, um den Höhlen ihr Schweigen und den Wäldern ihre Träumerei zurückzugeben. Unter dem Einfluß unserer Religion haben die Einöden einen düsterern, unbestimmteren, erhabenern Charakter angenommen. Der Dom der Wälder hat sich erhöht, die Flüsse haben ihre kleinen Urnen zerbrochen, um nur noch die Wasser der Tiefe von den Bergen herabzugießen. Der wahre Gott ist in seine Werke zurückgetreten und hat der Natur seine Unendlichkeit verliehen.

Der Schauplatz der Welt konnte in den Griechen und Römern nicht die Bewegung hervorbringen, wozu er unsere Seele erhebt. Statt der untergehenden Sonne, deren verlängerter Strahl bald einen Wald beleuchtet, bald eine goldene Tangente auf den wogenden Bogen der Meere bildet, statt der Lichterscheinungen, welche uns jeden Morgen das Wunder der Schöpfung vor Augen stellen, sahen die Alten überall nur eine einförmige Opernmaschinerie.

Wenn der Dichter sich in die Thäler des Taygetus verirrte oder am Ufer des Sperchius, auf dem von Orpheus geliebten Mänalus oder in den Gefilden von Elora sich erging, so begegnete er trotz der Lieblichkeit dieser Benennungen doch

nur Faunen und Dryaden: Priap ſaß auf dem Stamm eines Oelbaumes und Vertumnus hielt mit den Zephyren ſeine ewigen Tänze. Sylphen und Najaden könnten wohl die Phantaſie auf angenehme Weiſe anregen, wofern ſie nur nicht unaufhörlich wiedergekäut würden. Wir wollen

> Nicht die Tritonen treiben aus dem Meere
> Nicht Pan die Flöte rauben, noch die Scheere
> Den Parzen . . . . . .

Allein was läßt all' dieß im Grunde der Seele zurück? was gibt es dem Herzen? was kann daraus der Gedanke für Nutzen ziehen? O wie viel beſſer iſt der chriſtliche Dichter daran in der Einſamkeit, wo Gott mit ihm wandelt! Befreit von der Schaar lächerlicher Götter, welche nach allen Seiten den Blick beſchränkten, ſind die Wälder erfüllt von einer unermeßlichen Gottheit. Die Gabe der Prophetie und der Weisheit, das Geheimniß und die Religion ſcheinen in ihren geheiligten Tiefen ihren ewigen Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben.

Dringet in die amerikaniſchen Wälder, die ſo alt ſind als die Welt: welch tiefes Schweigen in dieſen Räumen, wenn die Winde ruhen! welch unbekannte Stimme, wenn die Winde ſich zu erheben beginnen! Bleibt ihr ſtehen, ſo iſt Alles ſtumm; macht ihr einen Schritt, ſo ſeufzt Alles. Die Nacht kommt herab, die Schatten werden dichter: man hört Heerden von wilden Thieren durch die Finſterniſſe ziehen; die Erde dröhnt unter euren Füßen; ein Paar Donnerſchläge hallen durch die Einöden: der Wald bewegt ſich, die Bäume ſtürzen, ein unbekannter Fluß rauſcht dahin. Endlich geht der Mond auf im Oſten; je weiter ihr am Fuß der Bäume vorwärts ſchreitet, deſto höher ſcheint er ſich vor euch in ihrem Gipfel zu erheben und mit traurigem Geſicht euren Augen zu folgen. Der

Wanderer setzt sich auf einen Eichstrunk, um den Tag zu erwarten; abwechslungsweise blickt er nach den Gestirnen der Nacht, in das Dunkel hinaus und auf den Fluß; er fühlt sich unruhig, bewegt und in Erwartung irgend eines unbekannten Ereignisses; eine unbeschreibliche Wonne, eine ungewöhnliche Furcht machen seine Brust erbeben, wie wenn er ein Geheimniß der Gottheit schauen sollte. Er ist allein in der Tiefe der Wälder, aber mit leichter Mühe füllt des Menschen Geist die Räume der Natur aus, und alle Einöden der Welt sind nicht so umfassend als ein einziger Gedanke seines Herzens.

Ja, auch wenn der Mensch die Gottheit läugnete, wäre das denkende Wesen, ohne Geleite und ohne Zuschauer mitten in den einsamen Welten, doch viel erhabener als von den kleineren Gottheiten der Fabel umringt; die leere Wüste hätte doch noch einige Verwandtschaft mit der Ausdehnung seiner Ideen, mit dem Schmerze seiner Leiden und selbst mit dem Ueberdruß eines Lebens ohne Täuschung und ohne Hoffnung.

Es liegt im Menschen ein Instinkt, der ihn mit den Naturscenen in Beziehung setzt. O, wer hat nicht schon ganze Stunden auf dem Ufer eines Flusses in die strömenden Wellen gesehen! wer nicht am Strande der See die ferne Klippe betrachtet! Die Alten sind zu beklagen, daß sie im Ocean nichts gefunden haben als den Palast Neptun's und die Höhle des Proteus! Es war wirklich hart, daß sie in der Unermeßlichkeit der Meere nur die Abenteuer der Tritone und Nereiden erblickten, in jener Unermeßlichkeit, die uns einen undeutlichen Maßstab für die Größe unserer Seele zu geben scheint und ein dunkles Verlangen in uns erzeugt, dieses Leben zu verlassen, um die Natur zu umfassen und mit ihrem Schöpfer uns zu vereinigen.

Zweites Capitel.

Von der Allegorie.

Aber wie —! wird man ſagen — findet ſich denn nichts Schönes in den antiken Allegorien?

Man muß hier genau unterſcheiden. Die moraliſche Allegorie, wie wir ſie in den Homer'ſchen Gebeten treffen, bleibt ſchön für alle Zeiten, für jedes Land und in jeder Religion, und das Chriſtenthum hat ſie keineswegs verbannt. Auch wir können, ſo oft es uns gefällt, vor den Thron des höchſten Richters die beiden Tonnen des Guten und Böſen hinſtellen; und wir haben dabei noch den Vortheil, daß unſer Gott nicht wie Jupiter ungerecht und auf gut Glück handelt; er wird nie nach Launen, ſondern ſtets nach einem nur ihm bekannten Zwecke die Fluthen des Unglücks über der Sterblichen Haupt ausgießen. Wir wiſſen, daß unſer Glück hienieden zugleich mit dem allgemeinen Glück in einer Kette von Weſen und Welten geordnet iſt, die ſich unſerem Blick entziehen; daß der Menſch in Uebereinſtimmung mit den Himmelskörpern und im gleichen Schritte mit ihnen der Vollendung einer Revolution entgegenwandelt, welche Gott in ſeiner Ewigkeit verborgen hält.

Aber wenn ſo die moraliſche Allegorie für uns fortbeſteht, ſo iſt dieß nicht ebenſo mit der phyſiſchen der Fall. Wenn Juno die Luft und Jupiter der Aether iſt, und wenn ſie demnach Bruder und Schweſter und zugleich Gatte und Gattin ſein ſollten, was hat denn dieſe Perſonifikation für einen Reiz? Sie hat keinen: dieſe Art der Allegorie iſt

gegen die Grundsätze des guten Geschmacks und der gesunden Logik.

Man darf immer nur eine Eigenschaft oder eine Leidenschaft eines Wesens personificiren, nie aber dieses Wesen selbst; sonst ist es keine Personifikation mehr, sondern nur eine Verwechslung des Namens mit dem Gegenstand. Ich kann einen Stein reden lassen, aber was gewinne ich, wenn ich dem Steine einen allegorischen Namen gebe? Die Seele jedoch, zu deren Wesen das Leben gehört, besitzt an und für sich das Vermögen der Zeugung, so daß eines ihrer Laster oder eine ihrer Tugenden gar wohl als ihr Sohn, oder ihre Tochter betrachtet werden können, da sie dieselben in Wahrheit erzeugt hat. Diese Leidenschaft, lebendig thätig, wie ihre Mutter, kann ihrerseits wieder wachsen, sich entwickeln, diese oder jene Züge annehmen und ein selbstständiges Wesen werden. Aber ein physischer Gegenstand, der wesentlich passiver Natur ist, weder Lust noch Schmerz empfindet, keine Leidenschaften hat, sondern nur unter dem Einflusse gewisser Veränderungen steht, die eben so wenig lebendig sind, als er selbst, ein solcher Gegenstand bietet Nichts dar, was man beseelen könnte. Sollte es etwa die Härte des Kiesels oder der Saft der Eiche sein, woraus man ein allegorisches Wesen machen könnte? Auch ist zu bemerken, daß sich der Geist weniger an der Schöpfung der Dryaden, Najaden, Zephire und Echos stößt, als an der von Nymphen, die an stumme und unbewegliche Gegenstände gebunden sind. Dieß kommt daher, daß die Bäume, das Wasser, die Luft eine Bewegung und ein Geräusch haben, welche eine Vorstellung von Leben erregen und deßhalb, wie die Bewegung der Seele, Stoff zur Allegorie geben. Uebrigens ist diese Art kleiner sinnlicher Allegorie,

obſchon nicht ſo ſchlecht, wie die große phyſiſche Allegorie, doch immerhin nur mittelmäßig, froſtig und unvollſtändig; ſie gleicht höchſtens den arabiſchen Feen und den Genien der Morgenländer.

Was die unbeſtimmten Götter betrifft, womit die Alten die öden Wälder und Haiden bevölkerten, ſo machten ſie ſicherlich eine ſchöne Wirkung; allein ſie hingen nicht mehr mit dem mythologiſchen Syſteme zuſammen: der menſchliche Geiſt fiel hier in die natürliche Religion zurück. Was der zitternde Wanderer beim Gang durch dieſe Einöden anbetete, war etwas Unbekanntes, Etwas, deſſen Namen er nicht kannte und das er die Gottheit des Ortes nannte; bisweilen gab er ihm den Namen Pan, und Pan war der allgemeine Gott. Die tiefe Bewegung, welche die wilde Natur in uns erregt, iſt immer noch vorhanden und die Wälder haben noch für uns ihre ſchauerliche Gottheit behalten.

Endlich hat es damit, daß die Natur-Allegorie oder die Götter der Fabel den Reiz der Natur zerſtören, ſo ſehr ſeine Richtigkeit, daß die Alten auch keinen wahren Landſchaftsmaler hatten aus demſelben Grunde, warum ſie keine beſchreibende Poeſie hatten. Aber bei den andern Heidenvölkern, welche das mythologiſche Syſtem nicht kannten, war dieſe Poeſie mehr oder minder bekannt, wofür die Sanskrit-Gedichte, die arabiſchen Erzählungen, die Edda und die Lieder der Neger und Wilden Beweiſe liefern. Da jedoch die ungläubigen Völker immer ihre falſche Religion (folglich auch ihren ſchlechten Geſchmack) mit ihren Werken vermengten, ſo konnte man erſt unter dem Chriſtenthum es dahin bringen, die Natur in ihrer Wahrheit zu malen.

Drittes Capitel.

Geschichtliches über die beschreibende Poesie bei den Neueren.

Kaum hatten die Apostel angefangen der Welt das Evangelium zu predigen, als man auch schon die beschreibende Poesie in's Leben treten sah. Alles zeigte sich in seiner wahren Gestalt vor dem, der nach Augustin „auf der Erde die Stelle der Wahrheit behauptet." Die Natur ließ sich nicht mehr durch das lügnerische Organ der Götzen vernehmen, man kannte ihre Endzwecke, man wußte, daß sie zuerst für Gott und sodann für den Menschen da ist. In der That, sie sagt immer nur zweierlei: Gott wird verherrlicht durch seine Werke und des Menschen Bedürfnisse werden befriedigt.

Diese Entdeckung gab der Schöpfung ein anderes Ansehen. Durch ihren geistigen Theil, d. h. durch den Gedanken Gottes, den die Natur allüberall weist, erhielt die Seele reichliche Nahrung; und durch ihren sinnlichen Theil nahm der Leib wahr, daß Alles in der Welt für ihn geschaffen worden sei. Die eiteln Trugbilder, die sich an fühllose Wesen knüpften, verschwanden und die Felsen wurden erst recht beseelt, die Eichen gaben viel sicherere Orakel, Winde und Wellen erhoben viel rührendere Stimmen, sobald der Mensch die Seele, das Orakel und die Stimme der Natur aus seinem eigenen Herzen schöpfte.

Bis dahin war die Einsamkeit schauerlich erschienen, aber die Christen fanden in ihr tausend Reize. Die Anachoreten schrieben von der Lieblichkeit des Felsen und der Wonne einsamer Betrachtung, und das war der erste Schritt zur beschreibenden Poesie. Die Ordensbrüder, welche das Leben der Väter in der Wüste beschrieben, mußten ihrerseits nothwendig eine Zeichnung der Gegenden geben, worin diese erlauchten Unbekannten ihren Ruhm verborgen hatten. Man findet noch in den Werken des heil. Hieronymus und des heil. Athanasius Naturbeschreibungen, welche beweisen, daß sie zu beobachten verstanden und Liebe zu dem was sie malten zu erwecken wußten.

Diese neue Gattung von Literatur, welche das Christenthum einführte, entwickelte sich mit reißender Schnelligkeit. Sie verbreitete sich selbst auf den historischen Styl, wie man in der sogenannten byzantinischen Sammlung und namentlich in den Geschichten Prokop's bemerkt. Ebenso pflanzte sie sich, doch in einem verdorbenen Zustande, unter den griechischen Romantikern des morgenländischen Kaiserreichs und auf einige lateinische Dichter im Abendlande, z. B. Boetius, fort.

Als Konstantinopel unter das türkische Joch gekommen war, sah man in Italien eine neue beschreibende Poesie aus den Trümmern des maurischen, griechischen und italienischen Geistes sich bilden. Petrarka, Arioſt und Taſſo erhoben sie zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Aber diese Beschreibung entbehrt der Wahrheit. Sie besteht in einigen unaufhörlich wiederholten und immer auf dieselbe Art angebrachten Beiwörtern (epitheta ornantia). Es war unmöglich von dem „dichten Gebüſche", von der „kühlen Höhle" oder von dem Rande einer „klaren Quelle" loszukommen.

Alles war voll Orangenwäldchen, Jasminlauben und Rosenhecken. Flora kam immer wieder mit ihrem Korbe und die ewig wehenden Zephyre fehlten nie in ihrer Begleitung; aber sie fanden in den Wäldern keine Najaden und Faunen mehr, und wenn sie nicht zufällig den mauriſchen Feen und Rieſen begegnet wären, ſo hätten ſie Gefahr gelaufen, ſich in der ungeheuren Einſamkeit der chriſtlichen Natur zu verirren.

Wenn der menſchliche Geiſt einen Schritt vorwärts macht, ſo muß Alles mit ihm gehen; Alles ändert ſich mit ſeinen Lichtern oder Schatten: deßhalb können wir jetzt nicht mehr da kleine Gottheiten zulaſſen, wo wir nichts als unermeßliche Räume ſehen. Mag man Tithon's Geliebte auf einen Wagen ſtellen und mit Blumen und Thau bedecken, ſo kann ſie uns doch immer nur ganz unverhältnißmäßig erſcheinen, wenn ſie mit ihrem ſchwachen Lichte durch die unendlichen Himmelsräume zieht, die das Chriſtenthum aufgerollt hat. Deßhalb laſſe ſie lieber die Sorge, das Weltall zu erleuchten, dem, der daſſelbe gemacht hat.

Dieſe italieniſche beſchreibende Poeſie ging auch nach Frankreich über und wurde von Ronſard, Lemoine, Coras, St. Amand und unſeren alten Romandichtern günſtig aufgenommen. Aber die großen Schriftſteller aus der Zeit Ludwigs XIV. fanden an dieſen Gemälden, in denen ſie keine Wahrheit entdeckten, keinen Geſchmack und verbannten ſie aus ihrer Proſa und ihren Verſen. Das iſt eben einer der unterſcheidenden Züge ihrer Werke, daß man darin faſt keine Spur von dem trifft, was wir beſchreibende Poeſie nennen. (Davon machen allein Fenelon, Lafontaine und Chaulieu eine Ausnahme. Der jüngere Racine, der Stifter der neueren

poetiſchen Schule, worin ſich Delille ausgezeichnet hat, kann auch als der Gründer der beſchreibenden Poeſie in Frankreich betrachtet werden.)

Auf dieſe Weiſe von Frankreich zurückgewieſen, flüchtete die ländliche Muſe nach England, wo Spencer, Waller und Milton ſie bereits bekannt gemacht hatten. Dort verlor ſie nach und nach ihre affektirten Manieren, fiel aber in einen andern Fehler. Indem ſie die Natur in ihrer Wahrheit malte, wollte ſie Alles malen, und überlud dadurch ihre Gemälde mit zu kleinlichen Gegenſtänden oder mit ſeltſamen Nebenſachen. Selbſt Thomſon hat in ſeinem „Winter", ſo vortrefflich er in den drei andern Jahreszeiten iſt, Einzelheiten von einer tödtlichen Breite. Das war die zweite Epoche der beſchreibenden Poeſie.

Mit den Werken Pope's und des Sängers der Jahreszeiten kam dieſelbe von England nach Frankreich zurück. Sie hatte jedoch Mühe, ſich hier einzuführen, denn ſie wurde von der alt-italieniſchen Weiſe bekämpft, welche Dorat und einige Andere wieder in's Leben gerufen hatten. Dennoch ſiegte ſie und Delille und St. Lambert waren es, denen ſie den Sieg verdankte. Unter der franzöſiſchen Muſe vervollkommnete ſie ſich und erreichte, indem ſie ſich den Regeln des Geſchmacks unterwarf, ihre dritte Epoche.

Indeß müſſen wir ſagen, daß ſie in den Werken einiger Naturaliſten aus der Zeit Ludwigs XIV., wie Tournefort's und Pater Dutertre's, obwohl wenig beachtet, ſich in ihrer Reinheit erhielt. Der Letztere verbindet mit lebendiger Phantaſie einen zarten und träumeriſchen Geiſt; er bedient ſich ſelbſt, gleich Lafontaine, des Wort's „Melancholie" in dem Sinne, wie wir es heutzutage brauchen. So fehlte dem

Zeitalter Ludwig XIV. keineswegs ganz die beschreibende Gattung, wie man anfangs zu glauben versucht sein mag; sie war bloß verwiesen in die Briefe unserer Missionäre, wie wir später sehen werden. Und aus diesen haben wir die Schreibweise geschöpft, die wir heutzutage für so neu halten.

Uebrigens vermögen die in der Bibel zerstreuten Gemälde zwiefach es zu beweisen, daß die beschreibende Poesie unter uns aus dem Christenthum ihren Ursprung genommen hat. Hiob, die Propheten, der Prediger und insbesondere die Psalmen sind voll von großartigen Beschreibungen. Der Psalm *) „Preise, meine Seele!" ist ein Meisterstück in dieser Gattung.

Meine Seele! preise den Herrn; Herr, mein Gott, wie groß bist Du in Deinen Werken! . . . . . Du breitest die Finsterniß aus, und es wird Nacht auf der Erde; da regen sich die Thiere des Waldes im Schatten. Das Brüllen der jungen Löwen fordert Raub und sucht von Gott die den Thieren verheißene Nahrung.

Aber die Sonne hebt sich und schon haben die wilden Thiere sich zurückgezogen . . . . . .

Dann geht der Mensch aus zur Tagesarbeit und vollbringt sein Werk bis zum Abend . . . . . .

Wie ist es weit, dieses Meer, das in die Ferne seine mächtigen Arme ausstreckt! Thiere ohne Zahl bewegen sich in seiner Tiefe, die kleinen mit den großen, und die Schiffe ziehen dahin auf seinen Wogen (Psalm 104, V. 1. 20—23. 25. 26.)

Horaz und Pindar sind weit hinter dieser Poesie zurückgeblieben.

*) „Benedic, anima mea."

Mit vollem Rechte also durften wir ſagen, daß Bernardin von Saint-Pierre ſein Talent, die Scenen der Einöde zu malen, dem Chriſtenthum verdanke; er verdankt es dieſem, weil unſere Glaubenslehre durch Vernichtung der mythologiſchen Gottheiten den Einöden ihre Wahrheit und Erhabenheit zurückgegeben hat; er verdankt es ihm, weil er in dem Moſaiſchen Syſtem das wahre Syſtem der Natur gefunden hat.

Aber hier zeigt ſich ein neuer Vortheil für den chriſtlichen Dichter: wenn ihm ſeine Religion eine einſame Natur verſchafft, ſo kann er auch eine bewohnte Natur erhalten. Es ſteht ihm frei, Engel als Wächter zu ſtellen in die Wälder und an den Sturz der Abgründe, oder ihnen die Sonnen und die Welten zur Hut anzuvertrauen. Dieß führt uns auf die übernatürlichen Weſen oder auf das Wunderbare des Chriſtenthums.

Viertes Capitel.

Ob die Gottheiten des Heidenthums in poetiſcher Hinſicht einen Vorzug vor den chriſtlichen Gottheiten haben.

Alles hat ſeine zwei Seiten. Unpartheiiſche mögen uns ſagen: „Man kann zugeben, daß das Chriſtenthum in Abſicht auf die Menſchen eine dramatiſche Seite darbietet, welche der Mythologie abging, daß es überdieß die wahre beſchreibende Poeſie hervorgerufen hat. Dieß ſind zwei Vorzüge, die wir

anerkennen, und die in gewiſſer Hinſicht die aufgeſtellten Grundſätze zu rechtfertigen und die Schönheiten der Fabel aufzuwiegen im Stande ſind. Aber nun müßt ihr auch, wenn ihr aufrichtig ſein wollt, uns zugeben, daß die heidniſchen Gottheiten, wenn ſie unmittelbar und für ſich ſelbſt handeln, viel poetiſcher und dramatiſcher ſind, als die chriſtlichen Gottheiten.

Allerdings könnte man auf den erſten Anblick ein ſolches Urtheil fällen. Da die Götter des Alterthums unſere Laſter und Tugenden theilen, da ſie, wie wir, dem Schmerze unterworfene Körper und Leidenſchaften haben, die erregbar ſind wie die unſrigen, da ſie ſich mit dem menſchlichen Geſchlechte vermiſchen und eine ſterbliche Nachkommenſchaft hier unten hinterlaſſen: ſo ſind dieſe Götter nur eine Art höherer Menſchen, die man deßhalb ganz wie die andern Menſchen handeln laſſen darf. So würde man alſo auf die Annahme geführt, daß ſie der Poeſie mehr Hülfsmittel darbieten, als die unkörperlichen und leidenſchaftsloſen Gottheiten des Chriſtenthums. Allein wenn man die Sache näher in's Auge faßt, ſo wird man finden, daß dieſer dramatiſche Vorzug auf ein Unbedeutendes zuſammenſchrumpft.

Für's Erſte hat es immer in jeder Religion für den Dichter und Philoſophen zwei Arten von Gottheiten gegeben. So iſt das abſtrakte Weſen, das Tertullian und der heil. Auguſtin ſo trefflich ſchildern, keineswegs der Johova David's oder Jeſaja's; beide ſind weit erhaben über den Theos des Plato und über den Jupiter Homer's. Es iſt alſo nicht einmal ſtreng wahr, daß die poetiſchen Gottheiten der Chriſten ohne alle Leidenſchaften ſind. Der Gott der Schrift fühlt Reue und Eiferſucht, er liebt, er haßt; ſein Zorn erbrennt

wie Feuer; des Menschen Sohn hat Mitleid mit unseren Schmerzen; die Jungfrau, die Heiligen und die Engel rührt das Schauspiel unseres Elends: im Allgemeinen ist das Paradies mehr mit Menschen bevölkert, als der Olymp.

Demnach fehlt es nicht an Leidenschaften bei unseren himmlischen Mächten und diese Leidenschaften haben vor denen der heidnischen Götter noch das voraus, daß sie niemals eine Vorstellung von Unordnung oder von Uebel mit sich führen. Es ist gewiß etwas Wunderbares, daß, wenn man den Zorn oder die Trauer des christlichen Himmels malt, sich in der Einbildungskraft des Lesers nie das Gefühl der Ruhe und Seligkeit verwischt: so tief liegt der Begriff der Heiligkeit und Gerechtigkeit in der Gottheit unserer Religion!

Und dieß ist nicht Alles. Denn wenn man mit Gewalt den Gott der Christen zu einem leidenschaftslosen Wesen machen will, so fehlt es auch nicht an leidenschaftlichen Gottheiten, die ebenso dramatisch und abscheulich sind, als die der Alten: Die Hölle vereinigt in sich alle Leidenschaften der Menschen. Unser theologisches System erscheint uns schöner, regelmäßiger, durchdachter, als die Fabellehre, die Menschen, Götter und Dämonen zusammenwarf. Der Dichter findet in unserem Himmel vollkommene Wesen, welche zugleich gefühlvoll sind und in einer glänzenden Herrschaft der Liebe und Macht jedes an seiner Stelle sich befinden; der Abgrund bewahrt seine leidenschaftlichen und im Bösen mächtigen Götter, die den mythologischen nicht nachstehen; in der Mitte stehen die Menschen, durch ihre Tugenden an den Himmel, durch ihre Laster an die Hölle reichend, geliebt von den Engeln, gehaßt von den Dämonen, der unglückliche Gegenstand eines Krieges, der erst mit der Welt selbst enden soll.

Dieß sind keine unbedeutenden Hülfsmittel für den Dichter und dieser hat sicher keine Ursache sich zu beklagen. Was die Verrichtungen der christlichen Geisterwesen betrifft, so ist es nicht schwer zu beweisen, daß sie umfassender und kraftvoller sind, als die der mythologischen Götter. Der Gott, der die Welten regiert, der das All und das Licht schafft, der alle Zeiten umfaßt und begreift, der in den geheimsten Falten des menschlichen Herzens liest: kann dieser Gott verglichen werden mit einem anderen, der auf einem Wagen spazieren fährt, der in einem goldenen Pallast auf einem Berge wohnt und nicht einmal die Zukunft klar voraussieht? Selbst der schwache Vortheil des Unterschieds der Geschlechter und der sichtbaren Gestalt kommt unseren Gottheiten so gut, wie den griechischen zu, denn wir haben heilige Frauen und Jungfrauen und die Engel der Schrift nehmen oft die menschliche Gestalt an.

„Aber wie kann man eine Heilige, deren Geschichte manchmal den feinen Geschmack verletzt, einer Najade vorziehen, welche in den Quellen eines Baches wohnt?“ Man muß hier das irdische Leben der Heiligen von ihrem himmlischen unterscheiden: auf der Erde war sie bloß eine Frau, ihre Göttlichkeit beginnt erst mit ihrer Seligkeit in den Regionen des ewigen Lichtes. Ueberdieß darf man nie vergessen, daß die Najade die beschreibende Poesie zerstörte, daß ein in seinem natürlichen Laufe geschilderter Bach viel anmuthiger ist, als ein allegorisches Gemälde von ihm, und daß wir dabei auf der einen Seite gewinnen, was wir auf der andern zu verlieren scheinen.“

Was man gegen die Kämpfe der Engel Milton's sagt, das läßt sich auch gegen die Kämpfe der Homer'schen Götter bemerken: auf der einen, wie auf der andern Seite

treten Gottheiten auf, für welche man nicht bange haben kann, da sie unsterblich sind. Mars, zu Boden gestreckt und mit seinem Leibe neun Morgen Landes deckend, Diana, wie sie der Venus Ohrfeigen gibt, sind nicht minder lächerlich, als ein entzweigehauener Engel, der sich wie eine Schlange wieder zusammenfügt. Die übernatürlichen Mächte mögen immer noch bei den Kämpfen in dem Heldengedichte den Vorsitz führen, aber wir glauben, sie sollten nicht handgemein werden, außer etwa in gewissen Fällen, worüber allein der gute Geschmack zu unterscheiden hat: dieß hat schon vor mehr als achtzehnhundert Jahren Virgil's gediegener Geist erkannt.

Uebrigens ist es nicht durchaus wahr, daß die christlichen Gottheiten in den Schlachten lächerlich sind. Satan, wie er sich rüstet, den Erzengel Michael in dem irdischen Paradiese zu bekämpfen, ist etwas Herrliches; der Gott der Heerschaaren, der in einer dunkeln Wolke an der Spitze der gläubigen Legionen einherzieht, ist kein geringes Bild; das Schwert der Vertilgung, das sich plötzlich vor den Augen des Gottlosen enthüllt, erregt Staunen und Schrecken; die heiligen Krieger des Himmels, welche die Grundmauern Jerusalems untergraben, machen einen fast eben so großartigen Effekt, als die den Trojanern feindlichen Götter, die Priam's Pallast belagern; endlich findet sich gewiß im ganzen Homer nichts Erhabeneres, als der Kampf Immanuel's mit den bösen Engeln bei Milton, wo des Menschen Sohn, während er sie in die Tiefe des Abgrundes hinabstößt, „seinen Blitz halb zurückhält, um sie nicht völlig zu vernichten."

Fünftes Capitel.

Charakter des wahren Gottes.

Es iſt wahrhaft wunderbar, daß der Gott Jakob's auch der Gott des Evangeliums, daß der Gott, der Blitze ſchleudert, zugleich der Gott des Friedens und der Unſchuld iſt.

Er gibt den Blumen ihre bunten Farben,
Durch ihn entſprießt die Frucht und reift zu Garben,
Indem mit weiſer Hand der Tage Schwüle
Er ihr beſcheret und der Nächte Kühle.

Dafür, daß der Gott der Chriſten poetiſch höher ſteht, als der antike Jupiter, glauben wir keine Beweiſe beibringen zu brauchen. Auf des Erſteren Wort kehren die Flüſſe in ihrem Laufe um, und rollt ſich der Himmel auf, wie ein Buch; die Meere öffnen ſich, die Mauern der Stadt ſtürzen um, die Todten ſtehen auf und Plagen kommen über die Völker auf ſein Gebot. In ihm ſtellt ſich das Erhabene von ſelbſt heraus, und man hat keine Mühe es zu finden. Wenn Jupiter bei Homer mit dem Zucken ſeiner Augenbrauen den Himmel erſchüttert, ſo liegt darin ohne Zweifel viel Majeſtät; allein Jehova ſteigt herab in's Chaos, und wie er ſpricht: „Es werde Licht!“ ſo verſinkt der fabelhafte Sohn Saturn's und kehrt zurück in ſein Nichts.

Um den andern Göttern einen Begriff von ſeiner Macht beizubringen, droht ihnen Jupiter, ſie an einer Kette aufzuhängen: Jehova braucht weder eine Kette noch irgend einen ähnlichen Verſuch.

Sein ſtarker Arm bedarf nie Hülfe von uns Schwachen;
Was mögen ihm zum Trotz der Erde Könige machen?
Umſonſt verbündeten ſie ſich, ihn zu bekriegen,
Er darf ſich zeigen nur, um über ſie zu ſiegen,
Er ſpricht ein einzig Wort, und alle ſind nicht mehr.
Vor ſeiner Stimme bebt der Himmel, flieht das Meer.
In ſeinen Augen ſind die Sterblichen zumal,
Als wären ſie nicht da, ihm iſt ein Nichts das All! *)

In der Iliade (XX. Geſang, Vers 42.) erſcheint Achill, um Patroklus zu rächen. Jupiter erklärt den Unſterblichen, daß ſie ſich in den Kampf miſchen und am Handgemenge Theil nehmen dürfen. Plötzlich erbebt der Olymp:

Δεινον u ſ. w. (V. 56 ff.):

Graunvoll donnerte nun der Menſchen und Ewigen Vater
Obenher, und von unten erſchütterte Poſeidaon
Weit die unendliche Erd' und der Berg aufſtarrende Häupter.
Alle ſie wankten bewegt, die Füſſe des quelligen Ida,
Bis zu den Höh'n, auch Ilions Stadt und der Danaer Schiffe.
Bang erſchrack dort unter der Schattenfürſt Aidoneus:
Bebend ſprang er vom Thron mit Geſchrei auf....

(Ilias XX Geſang, Vers 56—62.)

Dieſe Stelle iſt von den Kritikern als die höchſte Spitze des Erhabenen angeführt worden. Die griechiſchen Verſe ſind in der That bewundernswerth: ſie werden nach einander zu Jupiter's Blitzſtrahl, zu Neptun's Dreizack und zu Pluton's Geſchrei: Man glaubt den Schall der Donnerſchläge aus den Schluchten des Ida wiederhallen zu hören:

Δεινον δ' ἐβροντησε πατηρ ἀνδρωντε θεωντε u. ſ. w.

*) Aus Racines Eſther.

Dieſe R und die Gleichlaute auf ον, von denen der Vers wimmelt, ahmen das Rollen des Donners nach; das von kurzen Pauſen unterbrochen wird ων, τε, ϑε, ων, τε: es iſt gerade wie die „Stimme des Himmels" in der Tiefe der Wälder wechſelsweiſe erſchallt und erſtirbt. Ein plötzliches und peinliches Stillſchweigen, unbeſtimmte, phantaſtiſche Bilder, folgen auf den Lärm der erſten Stöße. Man fühlt nach dem Geſchrei des Pluton, daß man in die Regionen des Todes eingetreten iſt: Homer's Ausdrücke entfärben ſich; ſie werden kalt, ſtumm und taub, und eine Maſſe von ziſchenden S ahmt das Gemurmel der unartikulirten Stimme der Schatten nach.

Wo finden wir hiezu ein Seitenſtück, und hat die chriſtliche Poeſie Kraft und Mittel genug, um zu ſolchen Schönheiten ſich zu erheben? Man urtheile. Der Ewige ſchildert ſich ſelbſt.

„Sein Zorn erhob ſich wie ein Rauchwirbel, ſein Geſicht leuchtete wie Flammen, und ſein Grimm wie ein brennend Feuer. Er hat die Himmel erniedrigt und iſt herabgeſtiegen, unter ſeinen Füſſen die Wolken. Auf den Flügeln der Cherubim hat er ſeinen Flug genommen und iſt daher gefahren auf den Winden. Aufgethürmte Wolken bildeten rings um ihn her ein Zelt von Finſterniß; der Glanz ſeines Angeſichtes hat ſie zerſtreut, und ein Feuerregen fiel aus ihrem Schooße. Der Herr hat gedonnert aus der Höhe des Himmels, der Allerhöchſte hat ſeine Stimme hören laſſen; ſeine Stimme ſchallt, wie ein brüllender Orkan. Er hat ſeine Pfeile geſchleudert und meine Feinde zerſtreut; er hat ſeine Blitze verdoppelt, die haben ſie zu Boden geſtreckt. Da wurden die Waſſer aufgedeckt in ihren Quellen; die Grundfeſten der Erde wurden enthüllt, denn du

haſt ſie bedroht, o Herr! und ſie haben gefühlt den Hauch deines Zornes!"

„Geſtehen wir es — ſagt la Harpa — von dieſer Erhabenheit iſt jede andere Erhabenheit ſo weit entfernt, als der Menſchengeiſt vom Geiſte Gottes. Man bemerkt hier die Auffaſſung des Großartigen in ſeinem tiefſten Grunde: alles Andere iſt nur ein Schatten davon, wie der erſchaffene Verſtand nur ein ſchwacher Ausfluß iſt von dem ſchöpferiſchen Verſtande; wie auch die ſchönſte Dichtung bloß ein Schatten von der Wahrheit iſt und kein Verdienſt hat als ihre Wahrſcheinlichkeit."

Sechstes Capitel.

Von den Geiſtern der Finſterniß.

Die Götter des Heidenthums, einander faſt gleich an Macht, hatten Haß und Liebe mit einander gemein. Wenn ſie bisweilen ſich feindlich gegenüberſtanden, ſo geſchah es nur in den Streitigkeiten der Menſchen; ſie verſöhnten ſich bald wieder, wenn ſie zuſammen Nektar tranken.

Das Chriſtenthum dagegen, das uns über die wahre Beſchaffenheit der übernatürlichen Weſen belehrt, hat uns das Reich des Guten in ſeiner ewigen Trennung vom Reiche des Böſen kennen gelehrt. Es hat uns Geiſter der Finſterniß, die unabläßig am Untergange des Menſchengeſchlechts arbeiten, und Geiſter des Lichtes geoffenbart, die ſich einzig mit den

Mitteln zu seiner Rettung beschäftigen. Daraus entspringt ein ewiger Kampf, aus welchem die Einbildungskraft eine Menge Schönheiten schöpfen kann.

Dieses Wunderbare, das einen sehr großartigen Charakter hat, erzeugt aus sich ein anderes von geringerer Art, nämlich die Zauberei. Diese war schon den Alten bekannt, aber im Christenthum hat sie als dichterische Maschinerie größere Wichtigkeit und Ausdehnung erhalten. Indeß muß man einen nüchteren Gebrauch davon machen, weil sie dem reinen Geschmack nicht ganz zusagt. Sie entbehrt überdieß der Großartigkeit, denn wenn sie den Menschen Etwas von ihrer Macht borgt, so theilen ihr diese ihre Kleinheit mit.

Ein anderer unterscheidender Zug unserer übernatürlichen Wesen, namentlich der höllischen Mächte, ist die Beilegung eines bestimmten Charakters. Wir werden auf der Stelle sehen, welchen Gebrauch Milton von dem Charakter des Stolzes macht, den das Christenthum dem Fürsten der Finsterniß zuschreibt. Da der Dichter außerdem jedem Laster einen bösen Engel zutheilen kann, so steht ihm ein ganzer Schwarm höllischer Gottheiten zu Gebot. Und da die gefallenen Geister wirkliche Wesen sind, an welche uns die Religion zu glauben gestattet, so hat der Dichter hier die wahre Allegorie ohne die sonst damit verbundene Trockenheit.

Aber wenn die bösen Geister sich mehren wie die Verbrechen der Menschen, so können sie auch bei den schrecklichen Ereignissen der Natur den Vorsitz führen: was es nur in der moralischen und physischen Welt Verbrecherisches und Unregelmäßiges giebt, gehört gleicher Weise in ihren Bereich. Nur muß man Acht haben, wenn man sie mit den Erdbeben, mit den Vulkanen und dem Dunkel eines Waldes zusammenstellt,

daß man dieſen Scenen einen erhabenen Charakter giebt. Der Dichter muß mit richtigem Geſchmack den Donner des Allerhöchſten von dem eitlen Lärm, den ein treuloſer Geiſt macht, wohl zu unterſcheiden wiſſen; er darf den Blitz nur in Gottes Hand entzünden laſſen, nie in einem von der Hölle angerichteten Sturme; ein ſolcher muß immer düſter und unheilbringend ſeyn, ſeine Wolken dürfen nicht vom Zorn geröthet, nicht vom Winde der Gerechtigkeit getrieben werden, ſondern müſſen eine fahle, ſchwarzblaue Färbung haben, wie die der Verzweiflung und dürfen nur von dem unreinen Hauche des Haſſes bewegt werden. Man muß in dieſen Stürmen eine Macht ahnen, die nur Kraft zur Zerſtörung hat; man muß darin das Zuſammenhangsloſe, das Ungeordnete, die beſondere Kraftäußerung des Böſen wahrnehmen, die etwas Unverhältnißmäßiges und Rieſenhaftes an ſich hat, wie das Chaos, woraus ſie entſprungen iſt.

Siebentes Capitel.

Die Heiligen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die Dichter aus dem Wunderbaren des Chriſtenthums nicht alle die Vortheile gezogen haben, die daſſelbe den Muſen darbietet. Man ſpottet über die Heiligen und Engel: aber hatten nicht auch die Alten ihre Halbgötter? Pythagoras, Platon, Sokrates empfehlen die Verehrung der ſogenannten Heroen. Der Erſte ſagt in

seinen „Goldenen Verſen“: „Ehre die Heroen, die voll Güte und Weisheit ſind.“ Und damit man ſich nicht an dem Namen „Heroen“ ſtoße, ſey Hierokles' Erklärung deſſelben hier beigeſetzt, die genau mit der Erklärung übereinſtimmt, welche das Chriſtenthum von dem Namen „Heilige“ giebt. „Dieſe Heroen voll Güte und Weisheit — ſagt er — denken ſtets an ihren Schöpfer und ſtrahlen ganz von dem Lichte, das von der Seligkeit, deren ſie in Ihm genießen, über ſie ausſtrömt.“ — Ferner „Heros kommt von einem griechiſchen Worte her, das Liebe bedeutet, um anzuzeigen, daß aus Liebe zu Gott die Heroen uns von dieſem irdiſchen Leben zu einem göttlichen Leben zu verhelfen ſuchen, damit wir Himmelsbürger werden. (Hieroll. Commentar zu Pythag.) Die Kirchenväter nennen ihrerſeits die Heiligen Heroen; wie ſie auch ſagen, die Taufe ſey das Prieſterthum der Laien und mache alle Chriſten zu Königen und Prieſtern Gottes. (Hieronymus Geſpräch mit Lucifer.)

Und in der That, es ſind Heroen, jene Märtyrer, welche die Leidenſchaften ihres Herzens bezähmend und der Schlechtigkeit der Menſchen trotzend, durch ihre Tugenden verdient haben, ſich zum Rang himmliſcher Mächte zu erheben. Im Heidenthum ſchienen manchmal Sophiſten moraliſcher als ihre vaterländiſche Religion, aber bei uns vermochte nie ein Philoſoph, und mochte er ſo weiſe ſein als er wollte, ſich über die chriſtliche Moral zu erheben. Während Sokrates das Gedächtniß der Gerechten ehrte, ſtellte das Heidenthum den Völkern Räuber zur Verehrung hin, deren einziger Vorzug ihre Körperkraft war, und die ſich mit allen Verbrechen beſudelt hatten. Wenn man auch bisweilen die guten Könige vergötterte, ſo hatten doch Nero und Tiber nicht minder

ihre Prieſter und Tempel. Heilige Menſchen, welche die Kirche Chriſti uns zu ehren befiehlt, ihr waret nicht die Starken, nicht die Mächtigen in der Welt! Oft in des Armen Hütte geboren, war Niedrigkeit und dunkles Mißgeſchick euer Loos! Wird man noch immer nur Läſterungen hören gegen eine Religion, welche die Dürftigkeit, das Unglück, die Einfalt und Tugend vergöttert und ihnen den Reichthum, das Glück, die Größe und das Laſter zu Füßen legt?

Und was haben denn die Einſiedler der Thebais mit ihrem weißen Stabe und ihren Kleidern aus Palmblättern ſo Widriges für die Poeſie? Die Vögel des Himmels nähren ſie, die Löwen bringen ihnen Botſchaften oder graben ihre Gräber (Hieron. vita Paul. und Theod. Religionsgeſch. Cap. 6). In vertrautem Umgange mit den Engeln erfüllen ſie die memphiſche Wüſte mit Wunderthaten. Der Horeb und Sinai, der Karmel und Libanon, der Bach Kidron und das Thal Joſaphat erzählen noch die Geſchichte des Zellenbewohners und des Einſiedlers vom Felſen. Gern träumen die Muſen in jenen Klöſtern, wo die Schatten eines Antonius, Pachomius, Benedikt und Baſilius wandeln. Die erſten Apoſtel, welche in den Katakomben oder unter dem Dattelbaume von Bethanien den erſten Gläubigen das Evangelium predigten, ſchienen dem Michael Angelo und Raphael keine dem Genius der Kunſt ſo wenig zuſagenden Gegenſtände zu ſein.

Weil wir ſpäter noch davon reden werden, ſchweigen wir hier von den Wohlthätern der Menſchheit, welche Spitäler gründeten und, um den Menſchen beizuſtehen, ſich der Armuth, anſteckenden Krankheiten und der Sklaverei weihten. Wir wollen uns im Bereiche der heil. Schrift halten, um uns nicht in einem ſo umfaſſenden und intereſſanten Gegenſtande zu

verirren. Josua, Elias, Jesajas, Jeremias, Daniel, kurz, alle die Propheten, die ewig fortleben werden, dürften sie nicht in einem Gedichte ihre erhabenen Klaglieder hören lassen? Darf sich nicht immer noch die Urne von Jerusalem mit ihren Thränen füllen? Gibt es keine Weiden von Babel mehr, die abgestimmten Harfen dran aufzuhängen? Obschon ich in der That kein Dichter bin, so scheint mir doch, diese Kinder der Vision würden auf den Wolken schwebend schöne Gruppen bilden, ich würde sie malen mit strahlendem Haupte, ein Silberbart müßte herabfließen auf ihre unsterbliche Brust und der Geist Gottes aus ihrem Auge leuchten.

Aber welche Schaar ehrwürdiger Schatten erwacht auf den Ruf einer christlichen Muse in der Höhle von Mamre? Abraham, Isaak, Jakob, Rebekka und ihr Alle, Kinder des Morgenlandes, Könige, Patriarchen, Stammväter Jesu Christi, singet den Alten Bund Gottes mit den Menschen! Erzählet uns die Geschichte, an welcher der Himmel eine Freude hat, die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern. Der Chor der heiligen Könige, mit David an der Spitze, das Heer der Bekenner und Märtyrer, in leuchtende Gewänder gekleidet, würden uns gleichfalls ihr Wunderbares an die Hand geben. Letztere liefern dem Pinsel das Erhabenste in der tragischen Gattung. Nach der Schilderung ihrer Qualen würde ich sagen, was Gott für diese Schlachtopfer that, und wie er ihre Gräber mit der Wundergabe ehrte.

Nach diesen hehren Chören kämen die Chöre der himmlischen Jungfrauen, die Genoveven von Brabant, die Rosalien, Cäcilien, Lucilien, Isabellen und Eulalien. Das Wunderbare des Christenthums ist voll lieblicher Harmonien oder reizender Contraste.

Man weiß, wie Neptun bei Virgil
.... ſich über's Meer erhebt
Mit einem Wort die Fluthen ſchweigt ....

Unſere Dogmen geben eine andere Art von Poeſie an die Hand. Ein Schiff iſt am Untergang: der Prieſter ſpricht die Worte, welche die Seele löſen, und erläßt Jedem die Strafe ſeiner Sünden. Er richtet zum Himmel das Gebet, welches in einem Wirbelwind den Geiſt des Schiffbrüchigen zu dem Gott der Stürme emporträgt. Schon klafft der Ocean, die Schiffleute zu verſchlingen, ſchon erheben die Wellen ihre traurige Stimme zwiſchen den Felſen und ſcheinen ihren Klaggeſang beginnen zu wollen; da dringt plötzlich ein Lichtſtrahl durch die Nacht des Sturmes: der Stern der Meere, Maria, die Schutzpatronin der Seeleute, erſcheint auf einer Wolke. Sie trägt ihr Kind auf den Armen und ſchweigt mit einem Lächeln die Fluthen. Eine herrliche Religion, die dem Schrecklichſten in der Natur das Sanfteſte, was der Himmel hat, entgegenſtellt! den Stürmen des Oceans ein kleines Kind und eine zärtliche Mutter!

Achtes Capitel.

Von den Engeln.

Solcher Art iſt das Wunderbare, das man unſern Heiligen entnehmen kann, ohne von ihren verſchiedenen Lebensgeſchichten zu reden. Ebenſo findet der Dichter in der Hierarchie

der Engel, einer Lehre, die ſo alt iſt als die Welt, tauſendfachen Stoff zu Gemälden. Nicht bloß tragen die Boten des Höchſten ſeine Befehle von einem Ende des Alls zum andern; nicht bloß ſind ſie die unſichtbaren Wächter der Menſchen, oder nehmen ſie, um ſich ihnen zu offenbaren, die ſchönſten Geſtalten an, ſondern die Religion geſtattet uns auch, der ſchönen Natur ſowie den tugendhaften Empfindungen Schutzengel beizugeben. Welch unzählige Schaar von Gottheiten bevölkert damit auf einmal die Welten!

Bei den Griechen war der Himmel auf dem Gipfel des Olymps ſchon an ſeinem Ende, und ihre Götter erhoben ſich nicht höher als die Dünſte der Erde. Das Wunderbare des Chriſtenthums dagegen ſtürzt ſich, in Uebereinſtimmung mit der Vernunft, mit den Wiſſenſchaften und mit der Weite unſerer Seele, von Welt zu Welt, von All zu All in jene Räume, vor denen die erſchreckte Einbildungskraft ſchaudernd zurückweicht. Umſonſt durchſuchen die Teleskope alle Winkel des Himmels, umſonſt verfolgen ſie den Kometen außerhalb unſeres Planetenſyſtems, zuletzt entzieht ſich ihnen doch der Komet, allein er entzieht ſich nicht dem Erzengel, der ihn um ſeinen unbekannten Pol dreht und im feſtgeſetzten Jahrhundert ihn auf geheimnißvollen Wegen bis zum Focus unſerer Sonne zurückleiten wird.

In das Geheimniß dieſer Wunder iſt allein der chriſtliche Dichter eingeweiht. Von Stern zu Stern, von Sonne zu Sonne ſammt den Seraphim, den Thronen und den Feuerflammen, welche die Welten beherrſchen, ſteigt endlich die Einbildungskraft ermüdet wieder herab auf die Erde, gleich einem Fluſſe, der in einem prachtvollen Waſſerfalle in der Gluth des Sonnenuntergangs ſeine goldenen Fluthen ausbreitet.

Vom Großartigen kommt man auf liebliche Bilder. Unter dem Schatten der Wälder durchwandert man das Gebiet des Engels der Einſamkeit; im Mondſcheine begegnet man dem Genius der Träumereien des Herzens; ſeine Seufzer vernimmt man im Rauſchen der Bäume und in den Klagen der Nachtigall. Die Roſen der Morgenröthe ſind die Locken des Engels des Morgens. Der Engel der Nacht ruht im Mittelpunkte des Himmels und gleicht dem auf einer Wolke ſchlafenden Monde; ſeine Augen ſind mit einer Sternenbinde verhüllt, ſeine Ferſen und ſeine Stirne geröthet vom Purpur des Morgen- und des Abendroths. Der Engel des Schweigens fliegt vor ihm her, und der Engel des Geheimniſſes ſchwebt hinter ihm drein. Wir wollen den Dichtern mit dem Gedanken nicht zu nahe treten, daß ſie den Engel der Meere, den Engel der Stürme, den Engel der Zeit und den Todesengel als Genien betrachten, denen die Muſen nicht hold ſind. Es iſt der Engel der heiligen Liebe, der den Jungfrauen einen himmliſchen Blick verleiht, und der Engel der Harmonie, der ihnen Anmuth ſchenkt. Der Ehrenmann verdankt ſein Herz dem Engel der Tugend und ſeine Lippen dem Engel der Beredtſamkeit. Es hindert Nichts, dieſen wohlthätigeu Geiſtern beſondere Kennzeichen ihrer Macht und ihres Geſchäfts beizulegen. So mag z. B. der Engel der Freundſchaft einen wunderbaren Gürtel tragen, auf dem man die Tröſtungen der Seele, die erhabenen Aufopferungen, die geheimen Worte des Herzens, die unſchuldigen Freuden, die keuſchen Umarmungen, die Religion, den Reiz der Gräber und die Hoffnung der Unſterblichkeit durch göttliche Kunſt eingegraben ſähe.

Neuntes Capitel.

Anwendung der in den vorigen Capiteln aufgeſtellten Grundſätze.

Charakter des Satan.

Von den gegebenen Regeln gehen wir über auf die Beiſpiele. Indem wir das in den vorigen Capiteln Geſagte wieder aufnehmen, beginnen wir mit dem den böſen Engeln beigelegten Charakter und betrachten Milton's Satan.

Schon vor dem engliſchen Dichter haben Dante und Taſſo den Beherrſcher der Hölle beſchrieben. Aber Dante's Fantaſie, von den neun Kreiſen der Höllenqualen erſchöpft, hat aus dem im Mittelpunkte der Erde eingeſchloſſenen Satan nur ein häßliches Ungeheuer gemacht, und Taſſo, der ihm Hörner gibt, hat ihn faſt in's Lächerliche gezogen. Fortgeriſſen von dieſen Vorgängern ließ ſich Milton eine Weile beigehen, geſchmackloſer Weiſe ſeinen Satan meſſen zu wollen, aber bald erhebt er ſich aus dieſen Banden zu ſtolzer Erhabenheit.

Man höre, was der Fürſt der Finſterniß von dem feurigen Berge herabruft, von wo aus er das erſte Mal ſein Reich überſchaut:

„Lebt wohl, ihr glücklichen Gefilde, wo die ewigen Freuden wohnen! Schreckniſſe! euch begrüße ich! Ich begrüße dich, Höllenwelt! Abgrund, empfange deinen neuen Beherrſcher. Er bringt dir einen Geiſt, welchen weder Zeit noch Ort verändern ſoll . . . Hier wenigſtens werde ich frei ſein:

hier werd' ich herrſchen. Herrſchen, ſelbſt über die Hölle, das iſt meines Ehrgeizes würdig!" (Das verlorne Paradies, Buch I., Vers 49. ff.)

Welche Art von den Abgründen der Hölle Beſitz zu nehmen!

Wo der hölliſche Rath verſammelt iſt, zeichnet der Dichter auf folgende Weiſe Satan inmitten ſeines Senates:

„Seine Geſtalt hatte noch Etwas von ihrem urſprünglichen Glanze. Er war noch immer der gefallene Erzengel, eine etwas verbleichte Glorie: wie wenn die aufgehende Sonne ohne Strahlen einen wagrechten Blick durch die Morgennebel wirft, oder wie wenn ſie bei einer Sonnenfinſterniß hinter dem Monde verborgen über die eine Hälfte der Völker eine ſchauerliche Dämmerung verbreitet und die Könige mit Revolutionen ſchreckt. So erſchien der verdunkelte Erzengel, die Genoſſen ſeines Falls überſtrahlend; nur war ſein Geſicht mit den Narben von jenem Blitz durchfurcht, und der Kummer wachte auf ſeinen entfärbten Wangen." (Ebendaſ. Vers 591 ff.)

Um Satan's Charakter völlig kennen zu lernen, müſſen wir ihn aus der Hölle auf die Erde begleiten, wo er bei Betrachtung der Wunder des Alls von Verzweiflung ergriffen wird und mit den Worten ſich an die Sonne wendet:

„O du mit unendlicher Glorie Bekränzte, die du aus der Höhe deiner einſamen Herrſchaft herab deine Blicke, wie der Gott dieſer neuen Welt, niederſenkſt; du, vor welcher die Sterne demüthig ihre Häupter verbergen, ich erhebe meine Stimme zu dir, aber nicht eine freundliche Stimme; ich ſpreche deinen Namen aus, o Sonne! nur um dir zu ſagen, wie ſehr ich deine Strahlen haſſe. O! ſie erinnern mich daran, von welcher Höhe ich herabgefallen bin, und mit welchem Glanze

Neuntes Capitel.

Anwendung der in den vorigen Capiteln aufgestellten Grundsätze.

Charakter des Satan.

Von den gegebenen Regeln gehen wir über auf die Beispiele. Indem wir das in den vorigen Capiteln Gesagte wieder aufnehmen, beginnen wir mit dem den bösen Engeln beigelegten Charakter und betrachten Milton's Satan.

Schon vor dem englischen Dichter haben Dante und Tasso den Beherrscher der Hölle beschrieben. Aber Dante's Fantasie, von den neun Kreisen der Höllenqualen erschöpft, hat aus dem im Mittelpunkte der Erde eingeschlossenen Satan nur ein häßliches Ungeheuer gemacht, und Tasso, der ihm Hörner gibt, hat ihn fast in's Lächerliche gezogen. Fortgerissen von diesen Vorgängern ließ sich Milton eine Weile beigehen, geschmackloser Weise seinen Satan messen zu wollen, aber bald erhebt er sich aus diesen Banden zu stolzer Erhabenheit.

Man höre, was der Fürst der Finsterniß von dem feurigen Berge herabruft, von wo aus er das erste Mal sein Reich überschaut:

„Lebt wohl, ihr glücklichen Gefilde, wo die ewigen Freuden wohnen! Schreckniſſe! euch begrüße ich! Ich begrüße dich, Höllenwelt! Abgrund, empfange deinen neuen Beherrscher. Er bringt dir einen Geist, welchen weder Zeit noch Ort verändern soll . . . Hier wenigstens werde ich frei sein:

hier werd' ich herrſchen. Herrſchen, ſelbſt über die Hölle, das iſt meines Ehrgeizes würdig!" (Das verlorne Paradies, Buch I., Vers 49. ff.)

Welche Art von den Abgründen der Hölle Beſitz zu nehmen!

Wo der hölliſche Rath verſammelt iſt, zeichnet der Dichter auf folgende Weiſe Satan inmitten ſeines Senates:

„Seine Geſtalt hatte noch Etwas von ihrem urſprünglichen Glanze. Er war noch immer der gefallene Erzengel, eine etwas verbleichte Glorie: wie wenn die aufgehende Sonne ohne Strahlen einen wagrechten Blick durch die Morgennebel wirft, oder wie wenn ſie bei einer Sonnenfinſterniß hinter dem Monde verborgen über die eine Hälfte der Völker eine ſchauerliche Dämmerung verbreitet und die Könige mit Revolutionen ſchreckt. So erſchien der verdunkelte Erzengel, die Genoſſen ſeines Falls überſtrahlend; nur war ſein Geſicht mit den Narben von jenem Blitz durchfurcht, und der Kummer wachte auf ſeinen entfärbten Wangen." (Ebendaſ. Vers 591 ff.)

Um Satan's Charakter völlig kennen zu lernen, müſſen wir ihn aus der Hölle auf die Erde begleiten, wo er bei Betrachtung der Wunder des Alls von Verzweiflung ergriffen wird und mit den Worten ſich an die Sonne wendet:

„O du mit unendlicher Glorie Bekränzte, die du aus der Höhe deiner einſamen Herrſchaft herab deine Blicke, wie der Gott dieſer neuen Welt, niederſenkſt; du, vor welcher die Sterne demüthig ihre Häupter verbergen, ich erhebe meine Stimme zu dir, aber nicht eine freundliche Stimme; ich ſpreche deinen Namen aus, o Sonne! nur um dir zu ſagen, wie ſehr ich deine Strahlen haſſe. O! ſie erinnern mich daran, von welcher Höhe ich herabgefallen bin, und mit welchem Glanze

ich einſt leuchtete, hoch über deiner Sphäre! Hochmuth und Ehrgeiz haben mich geſtürzt! Ich wagte im Himmel ſelbſt dem König des Himmels den Krieg zu erklären. Er verdiente nicht eine ſolche Entgegnung, Er, der mich auf eine ſo hohe Stufe erhoben hatte . . .“

„So hoch geſtellt, verachtete ich es zu gehorchen: ich wähnte, ein Schritt weiter würde mich zur höchſten Stufe tragen und in einem Augenblick von der ungeheueren Schuld einer ewigen Dankbarkeit befreien. — Ach! warum hat ſein allmächtiger Wille mich nicht als einen Engel auf niedrigerer Stufe erſchaffen! dann wäre ich noch glücklich, dann wäre mein Ehrgeiz nicht durch eine ſchrankenloſe Hoffnung genährt worden . . .“

„Ich Elender! wohin fliehen vor einem unendlichen Zorn, vor einer unendlichen Verzweiflung? Die Hölle iſt überall, wo ich bin; ich ſelbſt bin die Hölle . . .“

„O Gott! mäßige deine Schläge! Iſt kein Weg gelaſſen der Reue, keiner der Barmherzigkeit, ohne den Gehorſam? Gehorſam? Mein Stolz verbeut mir dieſes Wort zu nennen. Welche Schmach für mich vor den Geiſtern des Abgrunds! Nicht durch Verſprechungen von Unterwerfung habe ich ſie verführt, als ich mich zu rühmen wagte, den Allmächtigen unterjochen zu wollen. Ach! während ſie mich auf dem Thron der Hölle anbeten, ahnen ſie nicht, wie theuer ich jene ſtolzen Worte bezahle, wie tief ich innerlich unter der Laſt meiner Schmerzen ſeufze! . . .

„Aber wenn ich Buße thäte, wenn ich durch die göttliche Gnade wieder in meine vorige Stellung zurückkehren könnte! — — Eine hohe Stellung würde bald die ehrgeizigen Gedanken wieder wecken; die Eidſchwüre einer erheuchelten Unterwürfigkeit wären bald Lügen geſtraft! Der Tyrann weiß es

wohl: er iſt ſo weit entfernt, mir Frieden zuzugeſtehen, als ich, ihn um Gnade anzuflehen. Leb wohl denn, du Hoffnung, und mit dir, lebt wohl, Furcht und Reue; für mich iſt Alles verloren. Böſes, ſei du fortan mein einziges Gut! Durch dich werd' ich mindeſtens mit dem Himmelskönige die Herrſchaft theilen, vielleicht herrſchen über mehr als die Hälfte des Alls, wie der Menſch und dieſe neue Welt bald erfahren ſollen." (Verl. Parad. Buch IV. Vers 33. bis 113.)

So groß auch unſere Bewunderung für Homer ſein mag, ſo müſſen wir doch zugeſtehn, daß Nichts von ihm dieſer Stelle aus Milton an die Seite geſetzt werden kann. Wo mit der Größe des Gegenſtandes, der Schönheit der Poeſie und der natürlichen Hoheit der auftretenden Perſonen eine ſo tiefe Kenntniß der Leidenſchaften ſich verbindet, da hat das Genie ſeine höchſte Stufe erreicht. Satan fühlt Reue beim Anblick des Lichtes, das er haßt, weil es ihm in's Gedächtniß ruft, wie hoch er über demſelben ſtand; er wünſcht ſodann auf einer niedrigeren Stufe erſchaffen worden zu ſein, verhärtet ſich aber ſogleich wieder im Verbrechen, aus Stolz, aus Schaam, ja ſelbſt aus Mißtrauen in ſeinen ehrgeizigen Charakter; endlich als Frucht ſeiner Betrachtungen und gleichſam um einen Augenblick der Reue zu verſöhnen — übernimmt er die Herrſchaft über das Böſe für eine ganze Ewigkeit: hier haben wir offenbar, wenn wir uns nicht ſehr täuſchen, eine der erhabenſten und ergreifendſten Auffaſſungen, die je aus dem Gehirn eines Dichters hervorgegangen ſind.

Es kommt uns hier plötzlich ein Gedanke in den Sinn, den wir nicht verſchweigen können. Wer einige Kritik und einen geſunden Sinn für die Geſchichte beſitzt, wird bemerken, daß Milton in den Charakter ſeines Satan alle Verkehrt-

heiten jener Menſchen aufgenommen hat, welche gegen den Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts England mit Trauer erfüllten; man erblickt hier denſelben Eigenſinn, dieſelbe Begeiſterung, denſelben Stolz, denſelben Geiſt der Empörung und Unabhängigkeit; man findet in dem Beherrſcher der Hölle jene berüchtigten Ebenmacher wieder, welche, von der Religon ihres Landes ſich losſagend, das Joch jeder rechtmäßigen Regierung abwarfen und ſich zu gleicher Zeit wider Gott und die Menſchen empörten. Milton ſelbſt hatte dieſen Geiſt der Zerſtörung getheilt, und um einen ſo verabſcheuungswürdigen Satan zu zeichnen, mußte der Dichter ein Bild davon in jenen Verworfenen geſehen haben, welche ſo lange Zeit ihr Vaterland zu einer wahren Behauſung der Dämonen machten.

Zehntes Capitel.

Poetiſche Hebel.

Venus im Walde bei Karthago und Raphael im Garten Eden.

Wir kommen nun auf die Beiſpiele von poetiſchen Hebeln zu reden. Venus, wie ſie ſich Aeneas in dem Walde bei Karthago zeigt, iſt ein Meiſterſtück in der anmuthigen Gattung. Cui mater media u. ſ. w.

„Siehe, da trat in der Mitte des Wald's ihm die Mutter entgegen,
„Wie ein Mädchen an Tracht und Geſicht, und bewaffnet wie Sparta's
„Jungfraun — u. ſ. w.“ (Aeneis, I. Geſang, Vers 314 f.)

Dieſe Poeſie iſt köſtlich; aber der Sänger des Paradieſes kommt derſelben ſehr nahe, wo er die Ankunft des Engels Raphael in dem Luſthain unſerer Stammältern malt:

„Um ſeine göttliche Geſtalt zu überſchatten, trägt der Seraph ſechs Flügel. Zwei an ſeinen Schultern ſtehend, kreuzen ſich über ſeine Bruſt, wie die Schöße eines königlichen Mantels; zwei andere in der Mitte ſeines Leibes ſchlingen ſich um ihn, wie eine Schärpe aus Sternen, die zwei letzten endlich, azurfarben, ſchwingen an ſeinen behenden Ferſen. Er ſchüttelt ſein Gefieder, das von himmliſchen Wohlgerüchen duftet.

„Er kommt in den Garten des Glücks, durch Myrthenwäldchen und Wolken von Narden und Weihrauch, Einöden voll Wohlgerüchen, worin die junge Natur ſich allen ihren Launen überläßt.... Adam ſitzt am Eingang ſeiner Laube und bemerkt den göttlichen Boten. Sogleich ruft er: Eva, komm! Siehe, was deiner Bewunderung ſo ſehr werth iſt! Blicke gegen Morgen, zwiſchen dieſen Bäumen hier. Bemerkſt Du die ſtrahlende Geſtalt, die auf unſere Laube zukommt? Man möchte ſie für eine zweite Morgenröthe halten, die am Mittag aufſteigt....“

Hier iſt Milton faſt ebenſo zierlich als Virgil, übertrifft denſelben aber an Heiligkeit und Größe. Raphael iſt ſchöner als Venus, Eden reizender als der Karthagiſche Wald, und Aeneas iſt eine kalte klägliche Geſtalt dem majeſtätiſchen Adam gegenüber.

Faſſen wir noch einen myſtiſchen Engel Klopſtock's in's Auge:

Dann eilet der Thronen
Erſtgeborner ihn fei'rlich vor Gott zu führen herunter,
Gott nennt ihn den Erwählten, der Himmel Eloa. Vor Allen,
Die Gott ſchuf, iſt er groß, der Nächſte dem Unerſchaffnen.

Schön ist ein Gedanke des Gottgewählten Eloa
Wie die ganze Seele des Menschen, geschaffen der Gottheit,
Wenn sie, ihrer Unsterblichkeit würdig, gedankenvoll nachsinnt;
Sein umschauender Blick ist schöner als Frühlingsmorgen,
Lieblicher als die Gestirne, wenn sie am Throne des Schöpfers
Jugendlich schön und voll Licht mit ihren Tagen vorbeifloh'n.
Gott erschuf ihn zuerst. Aus einer Morgenröthe
Schuf er ihm einen ätherischen Leib. Ein Himmel voll Wolken
Floß um ihn, da er ward. Gott hob ihn mit offenen Armen
Aus den Wolken und sagt' ihn segnend: Da bin ich, Erschaffner."

(Messias, I. Gesang, Vers 286 ff.)

Raphael ist der Engel nach seinem Aeußern, Eloa nach seinem Innern: Merkur und Apollo in der Mythologie scheinen uns weniger göttlich, als diese Genien des Christenthums.

Oefters kommen bei Homer die Götter in Streit, allein man findet, wie schon bemerkt, Nichts in der Iliade, was den Kampf mit Michael überträfe, zu welchem sich Satan im irdischen Paradiese bereitet, oder den Sturz der von Immanuel niedergeschmetterten Legionen. Oefters retten die heidnischen Gottheiten ihre Lieblingshelden dadurch, daß sie dieselben mit einer Wolke verhüllen, aber auch diesen Hebel wendet Tasso mit Glück in der christlichen Poesie an, wo er Soliman in Jerusalem einführt.

Der in Dunst gehüllte Wagen, die unsichtbare Reise eines Zauberers und eines Helden durch das christliche Lager, die geheime Thüre des Herodes, die mitten in der flüchtigen Erzählung hingeworfenen Erinnerungen an die alten Zeiten, der Krieger, welcher unbemerkt einer Rathsversammlung anwohnt

und ſich nur zeigt, um Soliman zum Kampfe zu beſtimmen: all dieſes Wunderbare, obgleich dem Reiche der Magie entnommen, iſt doch von ganz beſonderer Schönheit.

Man wird vielleicht entgegenhalten, daß das Heidenthum wenigſtens in den wollüſtigen Schilderungen den Preis davontrage. Und was wollen wir denn aus Armida machen? Iſt ſie etwa ohne Reize, wenn ſie über die Stirne des entſchlummerten Rinaldo hingeneigt, den Dolch aus der Hand fallen läßt, und ihr Haß ſich in Liebe verwandelt? Geben wir dem Askanius, den Venus im Haine Cytherens verbirgt, den Vorzug vor dem jungen Helden Taſſo's, der mit Blumen gefeſſelt auf einer Wolke zu den glückſeligen Inſeln getragen wird? Dieſe Gärten, die nur den Fehler haben, daß ſie allzuſehr bezaubert ſind, und die Liebesſcenen, denen nichts als ein Schleier abgeht, ſind ſicherlich keine ſo ernſten Gemälde: Man findet in jener Epiſode ſogar den Gürtel der Venus, den man ſo ſehr und mit vollem Rechte zurückwünſcht. Wenn übrigens grämliche Kritiker die Zauberei völlig verbannen wollen, ſo könnten die Engel der Finſterniß ſelber ausführen, was mit ihrer Hülfe Armida in's Werk geſetzt hat. Dazu wäre man gar wohl berechtigt durch die Geſchichte einiger unſerer Heiligen, und der Teufel der Wolluſt iſt von jeher als einer der gefährlichſten und mächtigſten Geiſter aus dem Abgrunde betrachtet worden.

Elftes Capitel.

Fortsetzung von den poetischen Hebeln.

Traum des Aeneas und Traum der Athalia.

Noch zwei poetische Hebel sind uns zu besprechen übrig: Die Reisen der Götter und die Träume.

Wir beginnen mit den letzteren und wählen als Beispiel den Traum des Aeneas in Troja's verhängnißvoller Nacht. Der Held erzählt ihn selber der Königin Dido:

Tempus erat u. s. w.

„Schon war die Zeit, wo zuerst bei ermüdeten Menschen die Ruhe
Anhebt, und zur Erquickung durch Götterhuld sie durchathmet.
Sieh, da schien im Traume der unglückselige Hektor
Mir vor Augen zu stehn, und Ströme von Thränen zu gießen;
Ganz wie voreinst, da die Ross' ihn geschleift und vom blutigen
Staube
Schwarz er war und mit Riemen geschnürt an gedunsenen Füßen.
Wehe! wie war er gestaltet, wie ganz verschieden von jenem
Hektor, der einst heimzog, in die Rüstung gehüllt des Achilles,
Oder den phrygischen Brand hinwarf in der Danaer Schiffe!
Schmutzig den Bart und die Haare von Blut an einander geklebet,
Noch mit den Wunden bedeckt, die umher bei den heimischen Mauern
Zahllos einst er empfing! Da schien ich mir selber mit Zähren
Anzureden den Mann, und traurige Worte zu stöhnen:
„„O Dardanias Licht! o sicherste Hoffnung der Teukrer!

Wo verzogſt Du ſo lang? aus welchen Gefilden, o Hektor!
Kommſt Du, erwarteter Freund? Wie müſſen wir Dich nach ſo vielen
Leichen der Deinen, ſo mancherlei Noth der Stadt und der Menſchen,
Wie wir Müden Dich ſchaun! Welch grauſames Schickſal entſtellte
Dein ſo heitres Geſicht? und warum erblick' ich die Wunden?""
Schweigend ſtand er und hielt mich nicht hin bei ſo thörichten Fragen,
Sondern ſchwer aus der Tiefe der Bruſt aufſeufzend, begann er:
„„Fleuch, o Du Sohn der Göttin! entreiße Dich ſchleunig den Flammen;
Feinde beſitzen die Stadt, und Ilion ſtürzt in Trümmer.
Wahrlich genug iſt geſchehn für Priamus und für die Heimath.
Konnt' ein Arm ſie retten, es hätte ſie dieſer gerettet.
Troja empfiehlt Dir die Heiligthümer und ſeine Penaten;
Dieſe nimm hin zu Begleitern in Prüfungen, dieſen erbaue
Jene Mauern, die Du nach Meerirrfahrten emporthürmſt.""
Alſo ſprach er und trug in Händen die waltende Veſta,
Schleier auch und das ewige Feu'r aus der innerſten Halle."

(Aeneis, II. Geſang, Vers 268—297.)

Dieſer Traum gibt gleichſam einen Abriß von Virgil's Genius: man findet darin in einem engen Rahmen alle Gattungen von den Schönheiten, die ihm eigen ſind.

Wir bemerken zuerſt den Gegenſatz zwiſchen dieſem ſchauerlichen Traum und der friedlichen Stunde, in welcher ihn die Götter dem Aeneas zuſenden. Kein Dichter hat auf eine rührendere Weiſe die Zeiten und Orte zu bezeichnen verſtanden, als der Dichter von Mantua. Hier iſt es ein Grab, dort ein ergreifendes Abenteuer, wornach er die Grenze eines Landes beſtimmt; eine neue Stadt trägt einen alten Namen; ein Bach in der

Fremde erhält den Namen eines vaterländiſchen Fluſſes. Ueber dem unglückſeligſten Ereigniß läßt Virgil faſt immer die heiterſte Stunde leuchten. Aus dieſem wehmuthsvollen Gegenſatze geht die Wahrheit hervor, daß die Natur ihre Geſetze fortwährend befolgt, ohne durch die geringfügigen Umwälzungen innerhalb der Menſchenwelt ſich ſtören zu laſſen.

Betrachten wir nun das Gemälde von Hektors Schatten. Das Geſpenſt, das ſchweigend auf Aeneas herunterſchaut, die dicken Thränen, die geſchwollenen Füße, das ſind Nebenumſtände, welche der große Maler immer wählt, um ſeinen Gegenſtand anſchaulich zu machen. Aeneas Ausruf: Quantum mutatus ab illo! iſt der Ausruf eines Helden, welcher Hektor's Würde erhöht. Squalentem barbam et concretos sanguine crines: damit ſteht uns das Geſpenſt vor Augen. Aber Virgil macht plötzlich eine Wendung nach ſeiner Art: Vulnera ... circum plurima muros accepit patrios. Darin liegt Alles: Hektor's Lob, Erinnerungen an ſein Unglück und an das Mißgeſchick des Vaterlandes, für welches er ſo viele Wunden empfing. Die Anreden: O lux Dardaniae! spes o fidissima Teucrum! ſind voll Wärme; ſo ſehr ſie das Herz rühren, ſo ſehr machen ſie die folgenden Worte zerreißend: ut te post multa tuorum Funera .... adspicimus! Ach! das iſt die Geſchichte Derer, welche ihr Vaterland verlaſſen haben; bei ihrer Rückkehr kann man ſagen, wie Aeneas zu Hektor: „Muß man Euch wiederſehen, nachdem die Eurigen begraben ſind!“ Endlich Hektor's Stillſchweigen, ſein Seufzer, dem das Fuge! eripe flammis! folgt, machen Einem die Haare zu Berge ſtehen. Der letzte Zug des Gemäldes enthält die zwiefache Poeſie des Traumes und der Viſion; indem das Geſpenſt in ſeinen Armen die Statue der Veſta und das

heilige Feuer flüchtet', glaubt man zu sehen, wie es Troja selber von der Erde fortträgt.

Dieser Traum bietet übrigens eine Schönheit dar, welche aus der Natur der Sache selber genommen ist. Zuerst freut sich Aeneas, den Hektor wieder zu sehen, in der Meinung er lebe; dann spricht er von dem Unglück, welches seit dem Tode des Helden Troja getroffen hat. Der Zustand, in welchem er ihn wiedersieht, kann ihm sein Geschick noch nicht in's Gedächtniß zurückrufen; er fragt Priam's Sohn, woher er seine Wunden habe, und doch hat er uns gesagt, man habe ihn so gesehen, am Tage, da er um die Mauern Ilion's geschleift wurde. So unzusammenhängend sind die Gedanken, Empfindungen und Bilder eines Traumes.

Es gereicht uns zu besonderem Vergnügen, bei den christlichen Dichtern Etwas zu finden, was diesem Traume das Gleichgewicht hält, vielleicht ihn noch übertrifft: Poesie, Religion, dramatisches Interesse, Alles ist gleich in dem einen wie in dem andern Gemälde, und Virgil wiederholt sich in Racine.

Athalia erzählt Abner und Nathan in dem Säulengange des Tempels zu Jerusalem ihren Traum:

„Es war in einer schauervollen, finstern Nacht,
Da mir im Traum erschien Isabel, meine Mutter,
Prachtvoll, wie an dem Tage, da sie starb, geschmückt.
Nicht hatt' ihr Unglück ihren stolzen Geist gebeugt,
Ich sah selbst den erborgten Glanz noch nicht verwischt,
Womit sie sonst ihr Angesicht zu malen pflegte,
Der Jahre Unglimpf, den undeckbaren, zu decken.
„O zittre — sagte sie zu mir — du meiner würd'ge Tochter!
Auch dich hat unterjocht der blut'ge Judengott:

Mit Schmerz erblick' ich dich in seinen furchtbar'n Händen,
O meine Tochter!" Und nach diesen Schauerworten
Schien sich ihr düstrer Schatten auf mein Bett zu neigen.
Ich streckte meine Hände zur Umarmung aus,
Doch rührte ich nur an ein ekelhaft Gemisch
Von Fleisch und Knochen, ganz zerschellt, im Koth geschleppt,
An Fetzen voller Blut und an zerfleischte Glieder,
Um welche gier'ge Hunde zerrend sich gestritten."

Es wäre schwer, hier zwischen Virgil und Racine zu entscheiden. Die zwei Träume sind auf die gleiche Weise aus der Quelle der verschiedenen Religionen beider Dichter abgeleitet. Virgil ist wehmüthiger, Racine schauerlicher. Dieser hätte sein Ziel verfehlt und eine schlechte Kenntniß von dem düsteren Geist der hebräischen Dogmen an den Tag gelegt, wenn er nach dem Beispiel Virgil's Athaliens Traum in eine Frieden athmende Stunde verlegt hätte. Da er viel leisten will, verspricht er viel in seinem ersten Verse:

Es war in einer finstern schauervollen Nacht.

Bei Racine findet sich Uebereinstimmung, bei Virgil ein Contrast der Bilder.

Die durch Hektor's Erscheinung angekündigte Scene, nämlich die verhängnißvolle Nacht eines großen Volkes und die Gründung des römischen Reiches wäre großartiger, als der Sturz einer Königin, wenn nicht Joas, indem er David's Fackel wieder anzündet, uns in der Ferne den Messias und die Umwälzung der ganzen Erde zeigte.

In den Versen beider Dichter läßt sich die gleiche Vollendung bemerken, doch scheint uns Racines Poesie schöner. Wie Hektor im ersten Augenblicke dem Aeneas erscheint, so

zeigt er sich bis zum Ende; aber der Schmuck, der geborgte Glanz Isabel's, um „ihrer Jahre undeckbaren Unglimpf zu decken," und gleich darauf, nicht eine ganze Gestalt, sondern

. . . . . Fetzen,
Um welche gier'ge Hunde zerrend sich gestritten,

dieß ist eine Art von Veränderung des Zustandes, von Fortentwicklung, welche Virgil's Traum abgeht. Endlich der Schatten einer Mutter, der sich gegen das Bett ihrer Tochter neigt, wie um sich darin zu verbergen, und welcher sich plötzlich in zerschellte Knochen und Fleischklumpen verwandelt, ist eine der unbeschreiblichen Schönheiten, eine der schauerlichen Eigenthümlichkeiten der wahren Natur der Gespenster.

Zwölftes Capitel.

Fortsetzung von den poetischen Hebeln.

Reisen der Homerischen Götter. Satan geht auf Entdeckung der Schöpfung aus.

Wir kommen nun auf den letzten der poetischen Hebel zu reden, nämlich auf die Reisen der übernatürlichen Wesen. Es ist dieß eine der Seiten des Wunderbaren, in welcher sich Homer am Erhabensten zeigt. Bald erzählt er, daß der Wagen des Gottes fliege, wie der Gedanke des

Reisenden, der sich in einem Augenblicke der Orte, welche er durchzogen, erinnert; bald sagt er:

So wie ein Mensch von eines Felsen Höh'
Der Lüfte Raum durchblickt am Strand der See,
So schießt der Götter unerschrockner Renner
Mit einem Sprung hindurch.

(Boileau im Longin).

So herrlich jedoch Homer's Genius und die Majestät seiner Götter sein mag, so wird doch sein Wunderbares und seine Größe noch verdunkelt von dem Wunderbaren des Christenthums.

Satan kommt an die Pforten der Hölle, welche ihm die Sünde und der Tod geöffnet haben, und rüstet sich auf die Entdeckung der Schöpfung auszugehen.

. . . . . Like a furnace mouth
. . . . . .
. . . . . The sudden view
Of all this world at once.

„Die Pforten der Hölle öffnen sich, wie die Oeffnung eines Feuerofens', Flocken von Rauch und rothe Flammen auswerfend. Plötzlich enthüllen sich vor Satans Blicken die Geheimnisse des alten Abgrunds; der dunkle und grenzenlose Ocean, worin die Zeiten, die Maße und die Räume sich verlieren, worin die alte Nacht und das Chaos, die Stammältern der Natur, mitten in einem ewigen Kriege, eine ewige Gesetzlosigkeit aufrecht erhalten und durch Verwirrung herrschen. Satan blickt von der Schwelle der Hölle aus in den weiten Schlund, die Wiege und vielleicht das Grab der Natur hinab und erwägt bei sich selbst die Gefahren der Reise. Bald jedoch erhebt er sich, seine Flügel entfaltend und die

unglückſelige Schwelle mit dem Fuße zurückſtoßend, in den Rauchwirbeln. Getragen auf dieſem nebelichten Sitze ſteigt er lange kühn empor, aber der Dunſt, der ſich nach und nach zerſtreut, verläßt ihn mitten im leeren Raume. Ueberraſcht verdoppelt er vergeblich die Bewegung ſeiner Flügel, und wie eine todte Laſt fällt er hinab.

„Der Augenblick, da ich ſinge, ſähe noch ſeinen Fall, wenn nicht die Entladung einer Sturmwolke voll Schwefel und Feuer ihn wieder eben ſo hoch hinaufgeſchleudert hätte, als er tief herabgefallen war. Auf weiche und zitternde Erde geworfen, geht, fliegt, ſchwimmt und kriecht er durch dicke und dünne Elemente. Mit Hülfe ſeiner Arme, ſeiner Füße und Flügel ſetzt er über Untiefen, Meerengen und Gebirge. Endlich ſchlägt ein allgemeiner Lärm verwirrter Stimmen und Töne an ſein Ohr. Sogleich richtet er ſeinen Flug nach dieſer Seite hin, entſchloſſen, den unbekannten Geiſt des Abgrundes, der in dieſem Geräuſch wohnt, anzugehen, um von ihm den Weg des Lichtes zu erfahren.

„Bald erblickt er den Thron des Chaos, deſſen düſteres Zelt ſich weithin über den unermeßlichen Abgrund ausbreitet. Die Nacht in einem ſchwarzen Kleide ſitzt ihm zur Seite: Der Weſen älteſte Tochter iſt ſie des Chaos Gemahlin. Der Zufall, das Getümmel, die Verwirrung und die Zwietracht mit ihren tauſend Mäulern ſind die Diener dieſer Gottheiten der Finſterniß. Satan erſcheint vor ihnen ohne Furcht.

„Geiſter des Abgrunds — ſagt er zu ihnen — Chaos und Du, alte Nacht! ich komme nicht, um die Geheimniſſe Eures Reiches auszuſpähen .... Zeigt mir den Weg des Lichts u. ſ. w.“

„Brüllend antwortet das alte Chaos: Ich kenne Dich, Fremdling! .... Eine neue Welt hängt über meinem Reiche auf jener Seite, von wo Deine Legionen herabstürzten. Fliege! eile Deine Pläne auszuführen! Zerstörung, Verwüstung, Trümmer! ihr seid die Hoffnungen des Chaos!“

„Sprach's, und voll Freude .... erhebt sich Satan mit erneuter Kraft; gleich einer Feuerpyramide durchschneidet er die finstere Luft .... Endlich beginnt der heilige Einfluß des Lichtes sich spüren zu lassen. Durch die Mauern des Himmels dringt ein Strahl in die Ferne und bringt in den Schooß der Schatten eine zweifelhafte und zitternde Morgenröthe: hier fängt die Natur an, und das Chaos entweicht. Geleitet von diesem unstäten Schimmer erkennt Satan, gleich einem vom Sturme lang hin- und hergeworfenen Schiffe, freudig den Hafen und gleitet sachter über die beruhigten Wellen. Je weiter er dem Tage entgegendringt, desto deutlicher erblickt er den Feuerhimmel mit seinen Thürmen von Opal und seinen Thoren von lebenden Sapphiren.

„Endlich entdeckt er von Ferne einen hohen Bau, dessen prächtige Treppen sich bis zu den Wällen des Himmels erheben .... Senkrecht eröffnet sich von den mystischen Stufen aus ein Weg nach der Erde. Satan schwingt sich auf die letzte Treppe, und seine Blicke in die Tiefen unter ihm senkend, entdeckt er mit unermeßlichem Erstaunen auf einmal das ganze All.“

(Vers. Parad. II. Buch v. Vers 888, und III. Buch v. Vers 501 an.)

Für jeden Unpartheiischen ist eine Religion, die ein Wunderbares dieser Art an die Hand gegeben und die Idee von der Liebe Adam's und Even's hervorgebracht hat, gewiß keine Feindin der Poesie. Was ist der Zug der Juno an die

Grenzen der Erde in Aethiopien gegen dieſes Steigen des Satan aus den Tiefen des Chaos bis zu den Grenzen der Natur? Im Original liegt noch eine beſondere Wirkung, die wir nicht wiederzugeben vermochten, und die ſo zu ſagen mit dem allgemeinen Fehler des Gedichts zuſammenhängt: Die Längen, welche wir hin und wieder beſchnitten haben, ſcheinen den Lauf des Fürſten der Finſterniß zu verlängern und dem Leſer ein unbeſtimmtes Gefühl von der Unendlichkeit zu geben, durch welche er dahingezogen iſt.

Dreizehntes Capitel.

Die chriſtliche Hölle.

Die chriſtliche Hölle unterſcheidet ſich in mehrfacher Hinſicht vom Tartarus. Von dieſen Unterſchieden iſt beſonders einer bemerkenswerth, nämlich die Strafen, welche die Dämonen ſelber erleiden. Pluto, die Höllenrichter, die Parzen und die Furien leiden nicht mit den Verdammten. Die Schmerzen unſerer hölliſchen Mächte ſind daher ein Mittel mehr für die Einbildungskraft und ſomit ein poetiſcher Vorzug unſerer Hölle vor der Hölle der Alten.

In den kimmeriſchen Feldern der Odyſſee geben das Unbeſtimmte der Orte, die Finſterniß, die Zuſammenhangsloſigkeit der Gegenſtände, der Graben, zu welchem die Schatten kommen, um Blut zu trinken, dem Bilde etwas Schauerliches,

das vielleicht der christlichen Hölle mehr gleicht, als Virgil's Tänarus. In Letzterem bemerkt man bereits die Fortschritte, welche die philosophischen Dogmen Griechenlands gemacht haben. Die Parzen, der Cocytus, der Styx finden sich in Platon's Werken wieder. Hier beginnt eine dem Homer unbekannte Vertheilung von Strafen und Belohnungen sich im Bewußtsein geltend zu machen. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß das Unglück, die Armuth und die Schwäche von den Heiden nach dem Tode in eine ebenso qualvolle Welt verwiesen wurden, als die gegenwärtige ist (im 6. Buch des I. Theils). Die Religion Jesu Christi hat unsere Seelen nicht so stiefmütterlich bedacht. Wir wissen, daß wir Elende beim Scheiden aus dieser Welt des Jammers eine Ruhestätte finden werden, und wenn wir in der Zeit nach der Gerechtigkeit hungerten und dürsteten, so sollen wir in der Ewigkeit satt werden (Ev. Matth. Cap. 5). Die Ungerechtigkeit der Lehre von der Unterwelt erkannten die Alten selber so deutlich, daß Virgil sich nicht enthalten konnte, darauf hinzuweisen in dem Verse:

Und das Jammergeschick in tiefen Gedanken beklagend
Sortem miseratus iniquam (Aeneis Buch VI. Vers 332.)

Haben wir die Philosophie zufrieden gestellt, so wird es uns nicht schwer werden, auch die Musen zu überzeugen. Zwar haben wir noch keine Behandlung der christlichen Hölle, welche über jeden Tadel erhaben wäre. Weder Dante, noch Tasso, noch Milton haben in ihren Gemälden von den Orten der Schmerzen das Ziel der Vollkommenheit erreicht. Doch beweisen einige vortreffliche Stellen, die sich bei diesen großen Meistern finden, zur Genüge, daß wenn alle Theile

des Bildes mit der gleichen Sorgfalt überarbeitet worden wären, wir eine ebenso poetische Unterwelt besäßen, als die Homerische und Virgilische.

Vierzehntes Capitel.

Vergleichung der Hölle mit dem Tartarus.

Gang zum Avernus. Dante's Höllenthor. Dido. Franziska von Rimini. Qualen der Verdammten.

Der Gang zum Avernus im sechsten Buch der Aeneide ist in Versen von vollendeter Schönheit beschrieben:

„Einsam wallten sie nun in düst'rer Nacht durch die Schatten
Hin durch das öde Gebiet und die leere Behausung des Pluto,
— — — — — — — — — — — — — —
Selbst in dem Vordergemach bei den ersten Schlünden des Orkus
Haben ihr Lager gebettet der Harm und bestrafende Sorgen,
Wohnen blaß die Seuchen umher, das traurige Alter,
Frevelbrütender Hunger, die Angst und der garstige Mangel,
Schreckengestalten, entsetzlich zu schau'n, der Tod und die Drangsal,
Auch der Bruder des Tod's, der Schlaf, die Freuden der Bosheit
Und der mordende Krieg am entgegenschauenden Eingang,
Eiserne Lager der Furien auch und die rasende Zwietracht,
Mit den blutigen Binden die Schlangenhaare gefesselt.

(Buch VI., Vers 268 f.)

Man braucht dieſe Verſe im lateiniſchen Urtext nur zu leſen, um von ihren Trauerklängen ergriffen zu werden. Zuerſt hört man die Höhle dröhnen, durch welche die Sibylle mit Aeneas ſchreitet: Ibant obscuri sola sub nocte per umbram; dann tritt man plötzlich in die öden Räume, in das Reich des Leeren: Perque domos Ditis vacuas et inania regna.

Darauf folgen dumpfe und ſchwerfällige Sylben, welche auf bewundernswürdige Weiſe die ſchauerlichen Seufzer der Hölle nachahmen: Tristisque senectus. Et metus — — — Lethumque laborque; Aſſonanzen, welche beweiſen, daß den Alten die Schönheit, die im Reime liegt, nicht gänzlich unbekannt war. Die Lateiner, wie die Griechen, brauchten wiederkehrende Laute namentlich bei ländlichen Gemälden und bei Trauergeſängen.

Dante irrt, gleich Aeneas, Anfangs in einem Walde, welcher den Eingang zu ſeiner Hölle verbirgt. Nichts iſt ſchauerlicher, als dieſe Einſamkeit. Bald gelangt er zu der Pforte, welche die berühmte Aufſchrift trägt:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente,
— — — — — — — — —
Lasciat'ogni speranza, voi ch'entrate!

Hier finden wir die gleiche Art von Schönheiten, wie bei dem lateiniſchen Dichter. Jedes Ohr wird von dem eintönigen Fall dieſer Doppelreime ergriffen werden, worin der ewige Schmerzensſchrei zu ertönen und zu erſterben ſcheint, der aus der Tiefe des Abgrundes aufſteigt. In dem dreifachen Per me si va glaubt man die chriſtliche Todtenglocke zu hören.

Das Lasciat'ogni speranza läßt ſich dem großartigſten Zug in der Virgil'ſchen Hölle an die Seite ſtellen.

Milton hat nach dem Vorgange des Dichters von Mantua den Tod an den Eingang ſeiner Hölle (Lethum) geſtellt, ſo wie die Sünde, welche dem mala mentis gaudia, den Freuden der Bosheit, entſpricht. Erſteren beſchreibt er alſo:

The other shape u. ſ. w.

„Die andere Geſtalt, wenn man dem Geſtaltloſen dieſen Namen geben darf, blieb an der Pforte ſtehen. Sie war finſter, wie die Nacht, verſtört wie zehen Furien. Ihre Hand ſchwang einen ſchauerlichen Wurfſpieß, und auf dem Theile, der ihren Kopf vorſtellte, trug ſie Etwas wie eine Krone."

Nie iſt ein Geſpenſt auf eine unbeſtimmtere und ſchrecklichere Weiſe geſchildert worden. Der Urſprung des Todes, wie ihn die Sünde erzählt, und die Art, wie das Echo der Hölle den furchtbaren Namen wiederholte, ſobald er das erſte Mal ausgeſprochen worden, all Dieß hat eine gewiſſe dunkle Erhabenheit, welche das Alterthum nicht kannte.

Gehen wir von der Höllenpforte weiter vorwärts, ſo folgen wir dem Aeneas zu den Gefilden der Thränen, Lugentes campi. Dort begegnet er der unglücklichen Dido; er bemerkt ſie in den Schatten eines Waldes,

wie ein Mann durch Wolken die Luna
Anſchaut, oder zu ſchauen nur glaubt, im Beginne des Monats.

(Aeneis, Buch VI., Vers 453 f.)

Dieſe Stelle verräth einen ausgezeichneten Geſchmack, allein Dante iſt in der Schilderung der Gefilde der Thränen vielleicht ebenſo rührend. Virgil verſetzte die Verliebten in „Wälder von Myrthen und auf einſame Pfade," Dante

hat die seinigen in eine unstäte Luft und unter Stürme hineingeworfen, welche sie ewig mit sich fortreißen: der Eine hat die Strafe der Liebe in ihre eigenen Träumereien gesetzt, der Andere hat ihre Martern in dem Bilde der Unordnungen gesucht, welche diese Leidenschaft hervorruft. Ein unglückliches Paar hält Dante in einem Wirbelwinde auf; Franziska von Rimini erzählt dem Dichter auf seine Fragen ihren Jammer und ihre Liebe.

Noi veggelamo u. s. w.

„Wir lasen eines Tages in süßer Muße, wie Lancelot von der Liebe besiegt wird. Ich war allein mit meinem Geliebten, und wir waren ohne Mißtrauen. Mehr als einmal erbleichten unsere Gesichter, und begegneten sich unsere verwirrten Augen: aber ein einziger Augenblick richtete uns Beide zu Grunde. Als endlich der glückliche Lancelot den ersehnten Kuß erlangte, da heftete auch der, welcher mir nicht mehr geraubt werden wird, seine zitternden Lippen auf meinen Mund, und wir ließen das Buch aus der Hand gleiten, durch welches uns das Geheimniß der Liebe geoffenbart worden war."

(Der letzte Vers heißt eigentlich wörtlich: „An diesem Tage lasen wir nicht weiter.")

Welche bewundernswürdige Einfachheit liegt in dem Berichte Franziskens, welche Zartheit in dem Zuge, womit sie schließt! Virgil ist im vierten Buche der Aeneide nicht züchtiger, wo Juno das Zeichen gibt. Auch diese Stelle verdankt einen Theil ihrer pathetischen Wirkung dem Christenthum. Franziska wird gestraft, weil sie ihrer Liebe nicht widerstehen konnte und die eheliche Treue brach; die unbeugsame Gerechtigkeit der Religion contrastirt hier mit dem Mitleid, das man für die Schwäche einer Frau empfindet.

Nicht ferne vom Felde der Thränen ſieht Aeneas das Feld der Krieger, wo er dem grauſam verſtümmelten Deiphobus begegnet. Seine Geſchichte iſt intereſſant, allein der bloße Name Ugolino erinnert an etwas Vortrefflicheres. Man begreift wohl, daß Voltaire in dem Feuer einer chriſtlichen Hölle nur poſſierliche Gegenſtände geſehen hat. Aber iſt es nicht beſſer für den Dichter, darin den Grafen Ugolino und Stoff zu ſo ſchönen Verſen und zu ſo tragiſchen Epiſoden zu finden?

Wenn wir von dieſen Einzelheiten zu einer allgemeinen Anſicht von Hölle und Tartarus übergehen, ſo ſehen wir in dieſem die Titanen von Blitzen niedergeſchmettert, Jrion mit dem Sturz eines Felſen bedroht, die Danaiden mit ihrem Faſſe, Tantalus Qual in den täuſchenden Wellen u. ſ. f.

Sei es, daß man ſich nachgerade an die Vorſtellung von dieſen Qualen gewöhnt hat, ſei es, daß ſie Nichts Schaudererregendes enthalten, weil ſie nach bekannten Leiden dieſes Lebens zu meſſen ſind: jedenfalls iſt es gewiß, daß ſie wenig Eindruck auf den Geiſt machen. Will man wiſſen, bis wohin die Darſtellung erſonnener Schmerzen ſich erſtrecken kann, will man die Poeſie der Qualen und die Hymnen von Fleiſch und Blut kennen lernen, ſo ſteige man in Dante's Hölle. Hier werden Schatten von den Wirbeln eines Sturmes, gleich Bällen, hin- und hergeworfen, dort umſchließen brennende Gräber die Anhänger der Ketzerei. Die Tyrannen werden in einen Strom von lauwarmem Blute geſtürzt; die Selbſtmörder, welche die edle Menſchennatur verläugnet haben, ſind zur Pflanze zurückgeſunken: ſie werden in geſchwundene Bäume verwandelt, die auf brennendem Sande wachſen, und denen die Harpyen unaufhörlich Zweige entreißen. Dieſe Seelen

werden am Tage der Auferstehung ihre Leiber nicht zurückerhalten; sie werden dieselben in den schauerlichen Wald schleppen, um sie an den Aesten der Bäume aufzuhängen, an welche sie selber gefesselt sind.

Sagt man, ein griechischer oder römischer Schriftsteller hätte einen eben so schauerlichen Tartarus schaffen können, wie Dante's Hölle ist, so würde dieß für's Erste Nichts gegen die poetischen Mittel der christlichen Religion beweisen; allein man darf nur sonst einige Kenntniß des antiken Geistes besitzen, um zuzugeben, daß der düstere Ton der Dante'schen Hölle nicht in der heidnischen Theologie liegt, und daß er nur den drohenden Dogmen unseres Glaubens angehört.

Fünfzehntes Capitel.

Vom Fegefeuer.

Man wird gewiß zugeben müssen, daß das Fegefeuer den christlichen Dichtern eine Art des Wunderbaren an die Hand gibt, die dem Alterthum unbekannt war. Zwar findet man bei Plato und in Zeno's Lehre einige Spuren dieses Dogmas, und auch die Dichter scheinen eine Idee davon gehabt zu haben, wie das sechste Buch der Aeneis beweist; aber alles Das steht ganz unbestimmt, ohne Folgerichtigkeit und zwecklos da.

Es leistet vielleicht Nichts den Musen einen solchen Vorschub, wie dieser Ort der Reinigung auf der Grenze des

Schmerzes und der Freude, wo die vereinigten Empfindungen des Glücks und des Jammers zuſammenfließen. Die Steigerung der Leiden, je nach Verhältniß der begangenen Sünden, die Seelen, welche, je nachdem ſie der zwiefachen Ewigkeit der Wonne oder der Qual näher oder entfernter ſtehen, mehr oder minder leuchten, bieten dem Pinſel die rührendſten Vorwürfe dar. Das Fegefeuer übertrifft dadurch in poetiſcher Hinſicht den Himmel und die Hölle, daß es nicht, wie dieſe beiden, das Schickſal ſeiner Bewohner abſchließt, ſondern eine Zukunft offen läßt.

In dem antiken Elyſium war der Letheſluß gewiß eine ſehr anmuthige Erfindung, doch kann man nicht ſagen, daß die Schatten, welche an ſeinem Ufer zu neuem Leben wiedergeboren wurden, denſelben poetiſchen Fortſchritt zum Glücke aufweiſen, wie die Seelen des Fegefeuers. Die Gefilde der glücklichen Manen verlaſſen, um in dieſe Welt zurückzukehren, das hieß aus einem vollkommneren Zuſtand in einen weniger vollkommenen übergehen, das hieß in einem Kreiſe ſich bewegen, wieder geboren werden, um zu ſterben, und ſehen, was man ſchon geſehen hatte. Alles, deſſen Ausdehnung der Geiſt zu meſſen vermag, iſt klein. Der Kreis, womit die Alten die Ewigkeit verſinnlichen, mochte ein großartiges und wahres Bild ſein: doch ſcheint es uns die Einbildungskraft zu tödten, indem es ſie zwingt, in dieſem ſchauerlichen Reife ſich zu drehen. Die gerade in's Unendliche verlängerte Linie wäre vielleicht ein ſchöneres Bild, weil ſie den Gedanken in eine erſchreckende Ferne hinaustrüge und drei Dinge, die ſich auszuſchließen ſcheinen, die Hoffnung, die Beweglichkeit und die Ewigkeit neben einander hergehen ließe.

Das Verhältniß zwiſchen Strafe und Vergehen kann ferner in dem Fegefeuer alle Reize des Gefühles hervorbringen. Wie viele ſinnreiche Strafen ſind einer allzu zärtlichen Mutter, einem allzu leichtgläubigen Mädchen, einem allzu ungeſtümen Jüngling aufbehalten! Und gewiß, wenn Winde Feuer und Eis ihre empfindliche Gewalt für die Qualen der Hölle hergeben, warum ſollte man nicht auch mildere Strafen in dem Schlage der Nachtigall, in dem Wohlgeruche der Blumen, im Rauſchen der Quelle oder in den rein moraliſchen Gemüthsbewegungen auffinden? Homer und Offian haben die Luſt des Schmerzes beſungen.

Eine weitere Quelle von Poeſie, welche aus dem Fegefeuer entſpringt, iſt die Lehre, daß die Gebete und die guten Werke der Sterblichen die Befreiung der Seelen beſchleunigen. Ein wunderbarer Verkehr zwiſchen dem lebenden Sohn und dem verſtorbenen Vater, zwiſchen der Mutter und der Tochter, zwiſchen dem Gatten und der Gattin, zwiſchen dem Leben und dem Tode! Wie viele rührende Züge liegen in dieſer Lehre! Die Tugend, die ich ſchwacher Sterblicher übe, wird ein Gemeingut aller Chriſten; und wie ich von Adam's Sünde erreicht worden bin, ſo ſoll auf gleiche Weiſe meine Gerechtigkeit den Andern zugerechnet werden. Chriſtliche Dichter, die Gebete eurer Niſus werden einen Euryalus jenſeits des Grabes erreichen; eure Reichen können ihren Ueberfluß mit den Armen theilen, und für das Vergnügen, das ihnen dieſe einfache und angenehme Handlung gewährte, wird ſie Gott noch dadurch belohnen, daß er ihren Vater und ihre Mutter aus einem Ort der Leiden befreit! Es iſt etwas Schönes, auf ſolche Weiſe durch den Reiz der Liebe des Menſchen Herz zur Tugend zu nöthigen und zu

denken, daß der Heller, welcher dem Elenden das Brod des Augenblicks verschafft, vielleicht auch einer erlösten Seele einen ewigen Platz am Tische des Herrn verschaffe.

Sechszehntes Capitel.

Das Paradies.

Von dem Elysium der Alten unterscheidet sich das Paradies wesentlich dadurch, daß in diesem die heiligen Seelen mit Gott und den Engeln den Himmel bewohnen, während in jenem die glückseligen Schatten von dem Olymp getrennt waren. Das philosophische System Plato's und Pythagoras, welches die Seele in zwei Wesen spaltet, das zarte Fleisch, welches unter den Mond entweicht, und den Geist, der zur Gottheit aufsteigt, dieses System gehört nicht vor unseren Richterstuhl und wir sprechen nur von der poetischen Theologie.

Wir haben schon an mehreren Stellen dieses Werkes den Unterschied nachgewiesen, welcher zwischen der Glückseligkeit der Auserwählten und der der Manen im Elysium stattfindet. Es ist etwas Anderes, zu tanzen und Gastmahle zu halten, und etwas Anderes, die Natur der Dinge kennen zu lernen, im Buche der Zukunft zu lesen, die Revolutionen der Himmelskörper zu schauen und gleichsam ein Genosse der Allwissenheit,

wenn auch nicht der Allmacht Gottes zu sein. Deßhalb ist es als etwas ganz Außerordentliches zu betrachten, daß mit solchen Vortheilen ausgerüstet, die christlichen Dichter doch an der Schilderung des Himmels gescheitert sind. Die Einen, wie Tasso und Milton, fielen in den Fehler zu großer Schüchternheit, die Andern in den der Ermüdung, wie Dante, oder der Philosophie, wie Voltaire, oder der Ueberladung, wie Klopstock. Es muß daher in diesem Gegenstande eine Klippe verborgen liegen, worüber wir folgende Vermuthungen aussprechen.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er nur mit denjenigen Dingen sympathisirt, welche eine Beziehung auf ihn haben, und welche auf irgend einer Seite ihn anfassen, wie z. B. das Unglück. Der Himmel, in dem eine grenzenlose Glückseligkeit herrscht, steht zu hoch über den jetzigen menschlichen Verhältnissen, als daß die Seele von dem Glücke der Auserwählten sehr angeregt werden könnte; man interessirt sich nicht wohl für ganz glückliche Wesen. Deßhalb ist den Dichtern die Beschreibung der Hölle besser gelungen; wir finden hier wenigstens die Menschheit, und die Qualen der Verdammten erinnern uns an den Kummer unseres Lebens; wir werden von dem Mißgeschicke der Anderen gerührt, wie Achill's Sclaven, die heimlich über ihr Unglück weinten, während sie über den Tod des Patroklus Thränen vergossen.

Um die Kälte zu vermeiden, welche aus der ewigen und immer sich selbst gleichen Seligkeit der Gerechten entspringt, könnte man den Versuch machen, in den Himmel eine Hoffnung, eine Erwartung irgend einer noch höhern Glückseligkeit oder einer noch unbekannten Epoche in der Entwicklung der Wesen

zu verlegen. Man könnte mehr als es bisher geschehen, an menschliche Verhältnisse erinnern, sei es, daß man Vergleichungen daraus ableitete, oder den Auserwählten Gemüthsbewegungen und selbst Leidenschaften gäbe. Auch die Schrift spricht von Hoffnungen und heiliger Trauer des Himmels. Warum sollte es also im Paradiese nicht auch Thränen geben, wie die Heiligen sie vergießen können? Milton hat diese Vorstellung benützt, wenn er die Engel bei der Nachricht vom Fall des Menschen in Bestürzung gerathen läßt; und ebenso dichtet Fenelon den glückseligen Schatten die Regung des Mitleids an.

Durch diese verschiedenen Mittel entständen Beziehungen zwischen unserer beschränkten Natur und einem erhabenern Zustande, zwischen unseren flüchtigen Zwecken und den ewigen Dingen, und wir würden weniger versucht sein, ein Glück, das dem irdischen gleich seine Abwechslung und seine Thränen hätte, für eine Täuschung anzusehen.

Nach den bisherigen Betrachtungen über die Anwendung des christlichen Wunderbaren in der Poesie ist es wenigstens zweifelhaft, ob das Wunderbare des Heidenthums wirklich einen so bedeutenden Vorzug vor jenem habe, als man in der Regel annimmt. Man stellt dabei immer Milton mit seinen Fehlern dem Homer mit seinen Schönheiten gegenüber: aber vorausgesetzt, der Dichter „Edens“ wäre in Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIV. geboren und

hätte mit der natürlichen Größe seines Genius den Geschmack Racine's und Boileau's vereinigt, so fragen wir: was dann aus dem „verlorenen Paradies" geworden wäre, und ob das Wunderbare dieses Gedichts nicht das der Ilias und Odyssee erreicht hätte? Wenn wir die Mythologie nach der Pharsalica oder selbst nach der Aeneis beurtheilten, hätten wir dann eine ebenso glänzende Vorstellung von ihr, als uns der Vater der Grazien und der Erfinder des Gürtels der Venus eine zurückgelassen hat? Wenn wir einmal ein Werk über einen christlichen Gegenstand besitzen werden, welches in seiner Art ebenso vollkommen ist, als die Werke Homer's, so werden wir erst im Stande sein, zwischen dem Wunderbaren der Fabel und dem der christlichen Religion zu entscheiden. Bis dahin würde es erlaubt sein, an der Wahrheit der Behauptung Boileau's zu zweifeln, welcher in seiner „poetischen Kunst" sagt:

Des Christenglaubens ernste Heimlichkeit
Verträgt nicht wohl des Schmuckes Heiterkeit.

Uebrigens können wir uns die Mühe ersparen, das Christenthum mit der Mythologie allein in der Beziehung auf's Wunderbare kämpfen zu lassen. Wir haben uns nur aus einem überflüssigen Vorrathe von Mitteln und um die Stärke unserer Sache zu zeigen, auf diese Untersuchung eingelassen. Wir konnten die Frage auf eine einfache und entscheidende Weise abschneiden. Denn ist es gewiß, so wie es zweifelhaft ist, daß das Christenthum kein so reiches Wunderbares aufzuweisen hat, als die Fabel, so ist es auch wahr, daß es eine gewiße Poesie der Seele, eine Art Phantasie des Herzens hat, wovon man in der Mythologie keine Spur

findet. Und die rührenden Schönheiten, welche aus dieſer Quelle entſpringen, wären allein ſchon ein reicher Erſatz für die ſinnreichen Lügen des Alterthums.

In den Gemälden des Heidenthums iſt Alles Hebel und Feder, Alles äußerlich, Alles für die Sinne gemacht; in den Gemälden des Chriſtenthums dagegen iſt Alles Gefühl und Gedanke, Alles innerlich, Alles für die Seele geſchaffen. Welch reizender Stoff zum Nachdenken! welche tiefe Träumerei! In einer einzigen von den Thränen, welche das Chriſtenthum dem Gläubigen entlockt, liegt mehr Zauber, als in all den lachenden Irrthümern der Mythologie. Mit einer Jungfrau der Schmerzen, einer Mutter des Mitleids, mit irgend einem unberühmten Heiligen, der ein Beſchützer der Blinden und der Waiſen iſt, kann ein Schriftſteller ein rührenderes Blatt ausfüllen, als mit allen Göttern des Panthcon. Es iſt wohl da auch Poeſie! Es iſt wohl Wunderbares da! Aber will man noch ſublimere Wunder, ſo betrachte man das Leben und die Schmerzen Chriſti und erinnere ſich, daß unſer Gott ſich des Menſchen Sohn nannte! Wir wagen vorherzuſagen, daß noch eine Zeit kommen wird, worin man darüber erſtaunen wird, daß man die Schönheiten verkennen konnte, welche in dem bloßen Namen, in den bloßen Ausdrücken des Chriſtenthums liegen. Man wird Mühe haben zu begreifen, wie man über dieſe Religion der Vernunft und des Unglücks hat ſpotten können.

Hier endigen die unmittelbaren Vergleichungen zwiſchen dem Chriſtenthum und den Muſen, nachdem wir daſſelbe in poetiſcher Hinſicht in ſeinen Beziehungen auf den Menſchen und in ſeinen Beziehungen auf die übernatürlichen

Wesen in's Auge gefaßt haben. Wir werden das über diesen Gegenstand Gesagte mit einem allgemeinen Ueberblick über die heilige Schrift krönen: sie ist die Quelle, aus welcher Milton, Dante, Tasso und Racine hauptsächlich ihre Wunder geschöpft haben, wie die Dichter des Alterthums ihre großartigen Züge den Gedichten Homer's entnahmen.

Fünftes Buch.

Die Bibel und Homer.

Erstes Capitel.

Von der Schrift und ihrer Vortrefflichkeit.

Eine ganz eigenthümliche Sammlung von Werken enthält das Buch, das mit der Genesis anfängt und mit der Apokalypse endet, das mit dem klarsten Style sich einführt und mit dem figürlichsten Tone schließt. Kann man nicht sagen, in Moses sei Alles groß und einfach, wie die Weltschöpfung und die Unschuld der ersten Menschen, die er uns schildert, und in dem letzten Propheten sei Alles furchtbar und übernatürlich, wie die verworfenen Genossenschaften und das Weltende, wovon er spricht?

Die unseren Sitten ganz ferne stehenden Werke, die heiligen Bücher der unglaubigen Völker, die Zend-Aveſta der Parsen, die Vedas der Bramanen, der Koran der Türken,

die Edda der Skandinavier, die Sprüche des Confucius und die Sanskrit-Dichtungen überraschen uns nicht: wir finden darin die gewöhnliche Kette menschlicher Ideen, und sie haben sowohl im Ton als im Gedanken Manches mit einander gemein. Die Bibel allein läßt sich mit Nichts vergleichen, sie ist ein von allen anderen abgesondertes Denkmal. Erkläre sie einem Tartaren, einem Kaffer, einem Kanadier, oder gib sie einem Bonzen oder Derwisch in die Hand: sie werden Alle gleich sehr darüber erstaunen. Eine Thatsache, die an ein Wunder streift! Zwanzig Schriftsteller, die zu ganz verschiedenen Zeiten lebten, haben an den heiligen Büchern gearbeitet, und obgleich sie zwanzigerlei Stylarten sich bedient haben, so begegnen sich doch diese stets unnachahmlichen Stylarten in keinem anderen Geisteswerke. Das neue Testament, so verschieden sein Ton von dem des alten ist, theilt doch mit diesem jene staunenswerthe Originalität.

Dieß ist jedoch nicht das einzige Außerordentliche, was die Menschen einstimmig in der Schrift finden. Diejenigen, welche an die Aechtheit der Bibel nicht glauben wollen, glauben doch, zu ihrem eigenen Verdrusse, an Etwas in dieser Bibel. Deisten und Atheisten, Große und Kleine können, durch eine unbekannte Macht angezogen, nicht unterlassen unaufhörlich in dem Werke zu blättern, das die Einen bewundern, die Andern verleumden. Es gibt keine Lage im Menschenleben, für welche man nicht in der Bibel einen Vers finden könnte, welcher ausdrücklich darauf gemacht scheint. Nicht leicht wird man uns überzeugen, daß in einem von Menschenhand geschriebenen Buche alle möglichen glücklichen oder unglücklichen Ereignisse sammt ihren Folgen vorhergeschrieben seien. Und doch findet man in der That in der Schrift:

Den Urſprung der Welt und die Ankündigung ihres Endes;

Die Grundlage der menſchlichen Wiſſenſchaften;

Die bürgerlichen Verfaſſungen von der Herrſchergewalt des Familienvaters bis zum Despotismus und von dem Zeitalter des Hirtenthums bis zum Jahrhundert des Sittenverderbniſſes;

Die Sittengeſetze, welche für das Glück und für das Unglück, und für die höchſten Stände ebenſo wie für die niedrigſten paſſen;

Endlich alle Arten des Styls, welche aus hundert verſchiedenen Stücken ein Ganzes bildend, doch keine Aehnlichkeit mit den menſchlichen Schreibweiſen haben.

Zweites Capitel.

Daß es drei Hauptſtylarten in der Schrift gebe.

Unter dieſen göttlichen Stylarten machen ſich beſonders drei bemerklich:

1) Der hiſtoriſche Styl, z. B. im erſten und fünften Buch Moſis und im Hiob;

2) die heilige Poeſie, wie ſie ſich in den Pſalmen, den Propheten und den Sittenbüchern findet;

3) der evangeliſche Styl.

Die erſte dieſer drei Schreibweiſen ahmt mit unbeſchreiblichem Reize bald die Erzählung des Heldengedichtes nach, wie in der Geſchichte Joſeph's, bald borgt ſie den Schwung der

Ode, wie nach dem Durchzuge durchs rothe Meer; hier haucht sie die seufzenden Elegien des heiligen Araders aus, dort singt sie mit Ruth rührende Hirtengedichte. Ein Volk, dessen Schritte alle mit großen Naturerscheinungen bezeichnet sind, ein Volk, für welches die Sonne stille steht, der Fels von Wasser sprudelt und der Himmel Manna spendet: ein solches Volk konnte keine gewöhnliche Jahrbücher haben. Die bekannten Formen müssen in Beziehung auf dieses Volk sich ändern; seine Umwälzungen sind nach einander vermittelst der Trompete, der Leier und der Schalmei erzählt, und der Styl seiner Geschichte ist selbst ein fortwährendes Wunder, welches Zeugniß ablegt von der Wahrheit der Wunder, deren Gedächtniß es verewigt.

Von wunderbaren Staunen bleibt man ergriffen von einem Ende der Bibel zum anderen. Was läßt sich dem Anfang der Genesis an die Seite stellen? Die Einfachheit der Sprache in umgekehrtem Verhältnisse mit der Großartigkeit der Thatsachen erscheint uns als das Höchste, was dem Genius möglich ist.

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

„Die Erde aber war wüste und leer, und Finsterniß war über der Tiefe des Abgrunds; und der Geist Gottes schwebte über den Wassern.

„Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Und Gott sah das Licht, daß es gut sei, und schied das Licht von der Finsterniß."

Es läßt sich nicht nachweisen, wiefern ein solcher Styl schön ist; und wenn ihn Jemand bekritteln wollte, so wüßte man nicht, was man antworten sollte. Wir lassen es bei der

Bemerkung bewenden, daß ein Gott, der das Licht sieht, und wie ein Mensch mit seinem Werke zufrieden, sich selbst Beifall gibt und es gut findet, einer jener Züge ist, welche nicht im Bereiche der menschlichen Dinge liegen: so Etwas fällt dem natürlichen Geiste nicht ein. Homer und Plato, welche in einem so erhabenen Tone von den Göttern sprechen, haben Nichts, was dieser großartigen Naivetät gleich käme. Wir hören hier Gott selber, der zur Sprache der Menschen sich herabläßt, um seine Wunder ihnen begreiflich zu machen, aber stets Gott bleibt.

Wenn man bedenkt, daß Moses der älteste Geschichtsschreiber der Welt ist; wenn man bemerkt, daß er in seine Berichte keine Fabel mischt; wenn man ihn als den Befreier eines großen Volkes, als den Urheber einer der schönsten unter allen bekannten Gesetzgebungen und als den erhabensten aller Schriftsteller betrachtet; wenn man ihn sieht, wie er in seiner Wiege auf dem Nil schwimmt, wie er hernach viele Jahre sich in der Wüste verbirgt, hierauf zurückkehrt, um das Meer zu öffnen, Quellen aus dem Felsen zu schlagen, mit Gott in der Wolke sich zu unterreden und endlich auf dem Gipfel eines Berges zu verschwinden: so wird man von einem mächtigen Erstaunen ergriffen. Wenn man aber von christlichem Standpuncte aus die Geschichte der Israeliten nicht bloß als wirkliche Geschichte der alten Tage, sondern auch als ein Bild der neuern Zeiten betrachtet und bedenkt, daß jede Thatsache derselben eine doppelte Bedeutung hat, indem sie eine geschichtliche Wahrheit und ein Mysterium enthält; daß somit das jüdische Volk gleichsam ein symbolischer Abriß des ganzen Menschengeschlechtes ist, indem es in seinen Erlebnissen Alles, was in der Welt geschehen

ist und noch geschehen soll, darstellt; daß Jerusalem immer zugleich auch als eine andere Stadt, Zion als ein anderer Berg, das gelobte Land als ein anderes Land und Abraham's Berufung als eine andere Berufung gefaßt werden muß; wenn man darauf achtet, daß in dieser Geschichte unter dem physischen Menschen zugleich der moralische Mensch verborgen ist; daß Adam's Fall, Abel's Blut, Noah's entweihte Blöße und der Fluch dieses Vaters gegen einen Sohn sich noch heute in den Geburtsschmerzen des Weibes, im Elend und Stolze des Mannes, in den Strömen von Blut, welche seit Cain's Brudermord die Erde überschwemmen, in den verfluchten Nachkommen Ham's, welche einen der schönsten Theile der Erde bewohnen, sich kund thun; wenn man endlich sieht, daß der David verheißene Sohn zur bestimmten Zeit erscheint, um die wahre Moral und Religion wiederherzustellen, um die Völker zu vereinigen und an die Stelle der blutigen Brandopfer das Opfer des inneren Menschen zu setzen —: dann findet man keine Worte mehr, oder ruft mit dem Propheten aus: Gott ist unser König von Ewigkeit her!

Im Buche Hiob nimmt, wie gesagt, der historische Styl der Bibel einen elegischen Ton an. Kein Schriftsteller hat die Trauer der Seele auf die Stufe gehoben, zu welcher sie der heilige Araber gehoben hat, selbst Jeremias nicht ausgenommen, der, nach Bossuet's Ausdruck, „allein die Klagen den Schmerzen gleich zu machen versteht." Es ist wahr, die der südlichen Natur entnommenen Bilder, der Sand der Wüste, der einsame Palmbaum, die kahlen Gebirge passen vortrefflich zu der Sprache und dem Gefühl des unglücklichen Herzens; aber in Hiob's Schwermuth liegt etwas Uebernatürliches.

Solche Seufzer kann der einzelne Mensch, so elend er auch sein mag, seiner Seele nicht entlocken. Hiob ist das Bild der leidenden Menschheit und der Gottbegeisterte Schriftsteller hat für die Menge der unter das Menschengeschlecht vertheilten Uebel Klagen genug gefunden. Da überdieß die Schrift überall eine endliche Beziehung auf den neuen Bund hat, so könnte man glauben, daß Hiob's Elegien auch auf die späteren Trauertage der Kirche Jesu Christi verfaßt seien. Gott ließ durch seine Propheten Leichengesänge dichten, welche der christlichen Todten würdig waren, die erst zweitausend Jahre darnach das ewige Leben errungen haben.

„Verloren sei der Tag, wo ich geboren bin, und die Nacht, da man sagte, es sei ein Mensch empfangen." Hiob, Cap. 3, V. 3.

Sonderbarer Seufzer! So ward niemals gesprochen als von der Schrift.

„Dann schlief ich in der Stille und ruhte in meinem Schlummer." (Ebendas. V. 10.)

Ergreifend ist der Ausdruck: „Ich ruhte in meinem Schlummer; man setze in dem Schlummer, und es verschwindet die ganze Schönheit. Bossuet sagt auf ähnliche Weise: „Schlaft Euren Schlummer, Ihr Reichen der Erde und bleibet in Eurem Staube." (Leichenrede auf den Kanzler Le Tellier.)

„Warum ward das Licht gegeben dem Elenden, und das Leben denen, welche in des Herzens Bitterkeit sind?" (Hiob, Cap. 3, V. 20.)

Nie hat die Menschenbrust einen schmerzlicheren Schrei aus ihrer Tiefe hervorgestoßen.

„Der Menſch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und iſt voll vielen Elends.“ (Ebendaſ. Cap. 14, V. 1.)

Das „vom Weibe geboren“ iſt ein wundervoller Zuſatz: man erblickt alle Schwachheiten des Menſchen in denen ſeiner Mutter. Der ausgeſuchteſte Styl vermöchte die Eitelkeit dieſes Lebens nicht ebenſo kräftig zu zeichnen als die wenigen Worte: Er lebt kurze Zeit und iſt voll vielen Elends.

Die Stelle, wo Gott ſeine Macht gegen Hiob zu rechtfertigen ſich herabläßt und die menſchliche Vernunft beſchämt, iſt Jedermann bekannt, und deßhalb wollen wir hier nicht weiter davon ſprechen.

Der dritte Charakter, unter welchem wir den hiſtoriſchen Styl der Bibel noch in's Auge zu faſſen hätten, iſt der ländliche Charakter, davon werden wir jedoch in den zwei nächſten Capiteln mit einiger Ausführlichkei: zu reden Gelegenheit haben.

Was die zweite Hauptſtylart in der heiligen Schrift anbelangt, nämlich die heilige Poeſie, ſo haben ſich eine Menge Kritiker an dieſem Gegenſtande verſucht, und es wäre daher überflüſſig, uns länger dabei zu verweilen. Wer hat nicht die Chöre in Eſther und Athalia, die Oden Rouſſeau's und Malherbe's geleſen? Doktor Lowth's Abhandlung iſt in den Händen jedes Gelehrten und von La Harpe beſitzt man eine geſchätzte Ueberſetzung des Pſalters in Proſa.

Die dritte und letzte Stylart der heiligen Bücher endlich iſt die des neuen Teſtaments. Hierin tritt an die Stelle der Erhabenheit der Propheten eine nicht minder erhabene Zartheit; hier ſpricht die göttliche Liebe; hier iſt das Wort wahrhaftig Fleiſch geworden. Welche Salbung! welche Einfachheit!

Jeder Evangeliſt hat einen beſonderen Charakter, mit Ausnahme des heiligen Markus, deſſen Evangelium nur ein Auszug aus dem des heiligen Matthäus zu ſein ſcheint. Markus war jedoch ein Schüler des heiligen Petrus und Mehrere nahmen deßhalb an, er habe unter der Leitung dieſes Apoſtelfürſten geſchrieben. Bemerkenswerth iſt es, daß er auch den Fehltritt ſeines Lehrers erzählt hat. Es erſcheint dieſes als ein erhabenes und rührendes Geheimniß, daß Jeſus Chriſtus gerade denjenigen unter ſeinen Schülern zum Haupte ſeiner Kirche erwählt hat, welcher ihn verleugnete. Darin ſpricht ſich ganz der Geiſt des Chriſtenthums aus: der heilige Petrus iſt der Adam des neuen Geſetzes, er iſt der gefallene und reumüthige Vater der neuen Israeliten. Sein Fall lehrt uns überdieß, daß Jeſus Chriſtus unter den dem Irrthum unterworfenen Menſchen weniger für die Unſchuld als für die Reue ſein Geſetz aufgerichtet hat.

Das Evangelium des heiligen Matthäus iſt namentlich eine koſtbare Fundgrube für die Moral, da uns dieſer Apoſtel die größte Anzahl jener Gebote in Denkſprüchen überlieferte, welche Jeſu ſo reichlich aus dem Munde floſſen.

Der heilige Johannes hat etwas Sanftes und Zartes. Man erkennt in ihm den Jünger, den Jeſus lieb hatte, den Jünger, den er bei ſeinem Seelenkampfe in dem Garten beim Oelberge um ſich haben wollte. Gewiß eine hohe Auszeichnung! denn nur der Freund unſerer Seele iſt würdig, in das Geheimniß unſerer Schmerzen einzudringen. Johannes war auch der einzige Apoſtel, welcher den Menſchenſohn bis zum Kreuze begleitete. Und hier war es, wo der Erlöſer ihm ſeine Mutter vermachte: „Weib, ſiehe, dieß iſt Dein Sohn.“ Darauf ſagte er zu dem Jünger: „Siehe, dieß

ist Deine Mutter." (Ev. Joh. Cap. 19, V. 26.) Ein himmlisches, ein unaussprechliches Wort! Der vielgeliebte Jünger, welcher an der Brust seines Meisters geruht hatte, bewahrte ein unauslöschliches Bild von demselben: er erkannte ihn auch zuerst nach seiner Auferstehung. (Joh. 21, V. 7.) Das Herz des Johannes konnte sich in den Zügen seines göttlichen Freundes nicht täuschen, und der Glaube kam ihm aus der Liebe.

Der Geist des ganzen Johannes-Evangeliums ist überdieß in dem Grundsatze verfaßt, welchen er bis in sein Alter stets wiederholte. Als dieser Apostel, reich an Jahren und guten Werken, dem neuen Volke, das er Jesu Christo geboren hatte, keine lange Reden mehr halten konnte, so begnügte er sich, ihm zu sagen: Meine Kindlein, liebet Euch unter einander.

Der heilige Hieronymus berichtet, der heilige Lukas habe die im Alterthume so edle und schöne Kunst eines Arztes ausgeübt, und sagt, sein Evangelium sei die Arznei der Seele. Dieser Apostel hat eine reine und gehobene Sprache, man merkt es derselben an, daß sie von einem Manne kommt, welcher in den Wissenschaften bewandert und mit den Verhältnissen und Menschen seiner Zeit bekannt war. Er beginnt seine Erzählung ganz nach Art der alten Geschichtschreiber, man glaubt Herodot zu hören:

Vers 1. „Da schon Mehrere es unternommen haben, die Geschichte der Dinge zu schreiben, welche unter uns sich zugetragen, so glaube ich,

Vers 2. Nach dem Berichte, der mir von Solchen zugekommen ist, welche sie von Anfang an mit eigenen Augen gesehen haben und Diener des Worts gewesen sind,

Vers 3. Solle auch ich, mein vortrefflichſter Theophilus, nachdem ich mich genau von allen dieſen Dingen, von ihrem Anfang an unterrichtet habe, Dir die ganze Geſchichte in der Ordnung ſchreiben."

Unſere Unwiſſenheit iſt heutzutage ſo groß, daß es vielleicht Gelehrte gibt, welche mit Erſtaunen vernehmen, daß der heilige Lukas ein großer Schriftſteller iſt, deſſen Evangelium den Geiſt des griechiſch-hebräiſchen Alterthums athmet. Was kann es Schöneres geben, als das ganze Stück, das der Geburt Jeſu vorangeht? (Cap. 1, Vers 5—7.)

„Zur Zeit des Herodes, des Königs von Judäa, war ein Prieſter, Namens Zacharias, aus dem Blute Abia; ſeine Frau war ebenfalls aus Aaron's Geſchlecht, und nannte ſich Eliſabeth.

„Sie waren Beide gerecht vor Gott . . . .

„Sie hatten keine Kinder, denn Eliſabeth war unfruchtbar, und Beide waren wohlbetagt."

Zacharias bringt ein Opfer dar; ein Engel erſcheint ihm neben dem Rauchaltar. Derſelbe verkündigt ihm, daß er einen Sohn bekommen werde, daß dieſer Sohn Johannes heißen, daß er der Vorläufer des Meſſias ſein und „die Herzen der Väter und der Kinder vereinigen" werde.

Derſelbe Engel ſucht ſodann eine Jungfrau auf, welche in Iſrael wohnt, und ſpricht zu ihr: „Ich grüße Dich, Du Holdſelige! der Herr iſt mit Dir." (Vers 28.)

Maria geht auf das Gebirge von Juda; ſie kommt zu Eliſabeth, und das Kind, das dieſe unter dem Herzen trägt, hüpft bei der Stimme der Jungfrau, welche den Heiland der Welt

gebären sollte. Elisabeth, plötzlich voll des heiligen Geistes, erhebt ihre Stimme und ruft (Vers 42–44):

„Gesegnet bist Du unter den Frauen, und gesegnet wird die Frucht Deines Leibes sein.

„Woher kommt mir das Glück, daß die Mutter meines Erlösers zu mir kommt?

„Denn als Du mich grüßtest, da hüpfte das Kind in meinem Schooße vor Freuden, als Deine Stimme an mein Ohr schlug."

Maria stimmt hierauf den herrlichen Lobgesang an: „Meine Seele, erhebe den Herrn!" (Vers 46 ff.)

Sodann folgt die Geschichte von der Krippe und den Hirten. Eine zahlreiche Menge der himmlischen Heerschaaren singt während der Nacht: „Ehre sei Gott in dem Himmel und Friede auf Erden den wohlgesinnten Menschen! Dieses Wort ist Engelwürdig und gleichsam ein Abriß der christlichen Religion.

Wir glauben mit dem Alterthum ein wenig bekannt zu sein, und doch wagen wir zu behaupten, daß man bei den schönsten Geistern Roms und Griechenlands lange suchen könnte, ehe man etwas zugleich so Einfaches und so Wundervolles fände.

Wer das Evangelium mit einiger Aufmerksamkeit liest, wird darin alle Augenblicke bewundernswürdige Schönheiten entdecken, welche um ihrer außerordentlichen Einfachheit willen dem Leser zuerst entgehen. Der heilige Lukas z. B. geht bei der Genealogie Christi bis zur Entstehung der Welt zurück; endlich bei den ersten Generationen angekommen, sagt er: „Kainan, der war ein Sohn Henos, der war ein Sohn Seth's, der war ein Sohn Adam's, der war Gottes." (Cap. 3, Vers 38.)

Das einfache Wort: „Der war Gottes —“ hingeworfen ohne Erklärung und Zuſatz, um die Erſchaffung, den Urſprung, die Natur, die Beſtimmung und das Geheimniß des Menſchen zu erzählen, ſcheint uns ungemein erhaben zu ſein.

Die Religion des Sohns Mariens iſt gleichſam das Weſentliche aus den verſchiedenen Religionen oder das Himmliſchſte in ihnen. Der Charakter des evangeliſchen Styls läßt ſich mit wenigen Worten ſchildern: es iſt ein Ton väterlicher Autorität, verbunden mit einer gewiſſen Brüderlichkeit des Gottes, der, um uns zu erlöſen, nicht verſchmähte, der Sohn und Bruder der Menſchen zu werden.

Je fleißiger man ferner die Briefe der Apoſtel und namentlich die des heiligen Paulus lieſt, deſto mehr wächſt das Erſtaunen: man weiß nicht, wer der Mann iſt, der in einer gewöhnlichen Predigt mit vertraulichem Tone die erhabenſten Worte ſagt, die tiefſten Blicke in das Menſchenherz wirft, das Weſen Gottes erklärt und die Zukunft vorher verkündigt.

Drittes Capitel.

Parallele zwiſchen der Bibel und Homer.

Vergleichungspunkte.

Man hat über die Bibel ſo viel geſchrieben, man hat ſo oft ſie erläutert, daß vielleicht noch das einzige Mittel, ihre

Schönheiten in's Licht zu ſetzen, ihre Vergleichung mit den Gedichten Homer's iſt. Durch die Jahrhunderte ihres Beſtehens geweiht, haben dieſe Gedichte mit der Zeit eine Art von Heiligkeit erlangt, welche ihre Zuſammenſtellung mit der Bibel rechtfertigt und jeden Gedanken an Entweihung abſchneidet. Wenn Jakob und Neſtor auch nicht demſelben Stamme angehören, ſo ſind doch Beide aus den älteſten Tagen der Welt, und man fühlt, daß es nur ein Schritt iſt aus den Paläſten von Pylos zu den Zelten Ismael's.

Wiefern die Bibel ſchöner iſt als Homer, welche Aehnlichkeit und welcher Unterſchied zwiſchen ihr und den Werken dieſes Dichters beſteht: das iſt es, was wir in dieſen Capiteln unterſuchen wollen. Betrachten wir einmal dieſe beiden Denkmale, die wie zwei einzeln ſtehende Säulen an die Pforte des Tempels des Genius geſetzt ſind und ſeine einfache Vorhalle bilden.

Vor Allem iſt es höchſt merkwürdig, hier die zwei älteſten Sprachen der Welt mit einander kämpfen zu ſehen, die Sprachen, in denen Moſes und Lykurg ihre Geſetze gegeben, und Pindar und David ihre Hymnen geſungen haben.

Das Hebräiſche, gedrängt, kräftig, faſt ohne Beugung in ſeinen Wörtern, drückt zwanzigerlei Gedanken-Schattirungen durch die Beifügung eines einzigen Buchſtabens aus und verräth dadurch die Sprache eines Volkes, das in einer bemerkenswerthen Verbindung mit der urſprünglichen Einfachheit eine gründliche Menſchenkenntniß vereinigt.

Das Griechiſche zeigt in ſeinen verwickelten Conjugationen, in ſeinen mannigfachen Beugungen, in ſeiner wortreichen Beredſamkeit eine Nation mit nachahmendem und

geſelligem Geiſte, eine zierliche und eitle, melodiſche und redſelige Nation.

Will der Hebräer ein Zeitwort conjugiren, ſo braucht er nur die drei Wurzelbuchſtaben zu kennen, welche die dritte Perſon des Präteritums in der Einzahl bilden; und im Augenblicke hat er alle Zeiten und Modus, indem er gewiſſe „dienſtbare“ Buchſtaben den drei Wurzelbuchſtaben vor- oder nachſetzt oder zwiſchen ſie hineinſchiebt.

Viel verwickelter iſt der Gang des Griechiſchen, da muß man auf das Charakteriſtiſche, die Endung, das Augment und die vorletzte Sylbe bei gewiſſen Perſonen der Zeiten an den Verben achten, was ſehr ſchwierig iſt, weil das „Charakteriſtiſche“ bald ſich verliert, bald verſetzt oder mit einem unbekannten Buchſtaben verbunden wird, je nachdem es vor einen oder den anderen Buchſtaben zu ſtehen kommt.

Dieſe beiden Conjugationen, die hebräiſche und die griechiſche, die eine ſo einfach und ſo kurz, die andere ſo zuſammengeſetzt und ſo lang, ſcheinen den Stempel des Geiſtes und der Sitten der Völker zu tragen, denen ſie angehören. Die erſtere bildet die gedrängte Sprache des Patriarchen nach, der ſeinen Nachbar allein an den Brunnen unter dem Palmbaume beſucht, die zweite erinnert an die weitſchweifige Beredſamkeit des Pelasgers, der ſich an der Pforte ſeines Gaſtfreundes zeigt.

Greift man auf gut Glück ein griechiſches oder hebräiſches Hauptwort heraus, ſo entdeckt man den Geiſt beider Sprachen noch deutlicher. Nesher heißt im Hebräiſchen der Adler, es kommt von dem Zeitwort shur, betrachten, weil der Adler feſt in die Sonne blickt. Im Griechiſchen heißt der Adler αἰετος, ſchneller Flug.

Israel war von dem ergriffen, was das Erhabenste bei dem Adler ist: es sah ihn unbeweglich auf dem Felsen des Gebirges sitzen und das Gestirn des Tages bei seinem Aufgang betrachten.

Athen hat nur den Flug des Adlers, seine ungestüme Flucht und jene Bewegung bemerkt, welche der eigenthümlichen Bewegung des griechischen Geistes entsprach. Auf ähnliche Weise wiederholen sich in der Bibel überall die Bilder der Sonne, des Feuers, der Gebirge, während bei Homer Schilderungen von Geräuschen, von Läufen und Fahrten vielfach wiederkehren.

Unsere Vergleichungspunkte werden sein:
Die Einfachheit;
Das Alterthümliche der Sitten;
Die Erzählung;
Die Beschreibung;
Die Vergleichungen oder die Bilder;
Das Erhabene.

Untersuchen wir zunächst den ersten Punkt:

1) Die Einfachheit.

Die Einfachheit der Bibel ist kürzer und ernster; die Einfachheit Homer's länger und heiterer.

Erstere ist Sentenzenartig und drückt neue Gedanken mit den alten Redeformen aus.

Letztere breitet sich gerne in ihren Reden aus und wiederholt oft in denselben Phrasen, was sie schon einmal gesagt hatte.

Die Einfachheit der Schrift ist die eines Priesters des Alterthums, der, göttlicher und menschlicher Wissenschaft voll,

aus der Tiefe eines Heiligthums die zuverläßigen Orakel der Weisheit verkündigt.

Die Einfachheit des Dichters von Chios ist die eines greisen Reisenden, der am Herde seines Gastfreundes erzählt, was er im Laufe eines langen und vielbewegten Lebens erfahren hat.

2) Alterthümlichkeit der Sitten.

Die Söhne der Hirten des Morgenlandes hüten die Heerden, wie die Söhne der Könige von Ilion; aber sowie Paris nach Troja zurückkehrt, so bewohnt er einen Palast und ist von Sklaven und Wollüsten umgeben.

Ein Zelt, eine frugale Mahlzeit, ländliche Diener — das ist Alles, was die Kinder Jakob's bei ihrem Vater erwartet.

Kommt bei Homer ein Gast zu einem Fürsten, so führen bisweilen des Königs Töchter selber den Fremden in's Bad. Man bringt ihm Wohlgerüche und reicht ihm in goldenen und silbernen Becken das Waschwasser, man bekleidet ihn mit einem Purpurmantel, man führt ihn in den Festsaal und heißt ihn auf einem Stuhle von Elfenbein Platz nehmen, der mit einem hübschen Fußschemel geziert ist. Sklaven mischen den Wein und das Wasser in den Bechern, und reichen ihm Ceres Gaben in einem Korbe. Der Hausherr bedient ihn mit dem saftigen Rückenstücke des Schlachtthieres, wovon er ihm fünfmal soviel vorlegt, als den Uebrigen. Indeß speist man fröhlich und wohlgemuth, und der Ueberfluß hat bald den Hunger vertrieben. Nach beendigtem Mahle bittet man den Fremdling, seine Geschichte zu erzählen, und macht ihm endlich bei seiner Abreise Geschenke, so dürftig auch sein Aufzug Anfangs erschien. Denn man vermuthet, es könnte ein Gast sein, welcher unter dieser Verkleidung das Herz der Könige erforschen will, oder ein

Mann, der in's Unglück gekommen und demzufolge ein Günstling Jupiters ist.

Ganz anders ist die Aufnahme unter Abraham's Zelt. Der Patriarch geht seinem Gast entgegen, er grüßt ihn und betet dann zu Gott. Die Söhne im Hause führen die Kameele unter Dach, und die Töchter geben ihnen zu trinken. Man wäscht dem Wanderer die Füße; er setzt sich auf den Boden und nimmt stillschweigend das gastliche Mahl zu sich. Man bittet ihn nicht um seine Geschichte, man fragt ihn nicht; nach Belieben bleibt er oder setzt er seine Reise fort. Bei seiner Abreise macht man einen Bund mit ihm und errichtet einen Stein zum Zeugnisse. Dieser Altar sollte den künftigen Jahrhunderten sagen, daß zwei Menschen aus den alten Tagen sich auf dem Lebenswege begegnet, und nachdem sie sich als Brüder behandelt, sich getrennt haben, um sich nie wieder zu sehen und fern von einander begraben zu werden.

Man bemerke, daß der unbekannte Gast bei Homer ein Fremdling ist, in der Bibel ein Wanderer. Welche verschiedene Ansichten der Menschheit! Der Grieche hält nur eine bürgerliche und örtliche Vorstellung fest, wo der Hebräer ein sittliches und allgemeines Gefühl anknüpft.

Bei Homer werden die bürgerlichen Geschäfte mit Geräusch und Gepränge vollzogen. Ein Richter sitzt mitten auf dem Marktplatze und verkündet mit lauter Stimme seine Sprüche. Nestor bringt am Meeresstrande Opfer dar oder hält Volksreden. Bei einer Hochzeit dürfen die Fackeln, die Brautlieder, die Kränze über den Thüren nicht fehlen. Ein Heer, ein ganzes Volk begleitet die Leiche eines Königs. Ein Eid wird im Namen der Furien mit fürchterlichen Verwünschungen abgelegt u. s. w.

Jakob ſpricht unter einem Palmbaum am Eingang ſeines Zeltes ſeinen Hirten Recht. „Lege Deine Hand unter meine Hüfte — ſagt Abraham zu ſeinem Knechte — und ſchwöre nach Meſopotamien zu ziehen.“ Zwei Worte reichen hin, um eine Ehe zu ſchließen am Rand einer Quelle. Der Diener führt die Braut dem Sohne ſeines Herrn zu, oder der Sohn des Herrn macht ſich verbindlich, ſieben Jahre lang die Heerden ſeines Schwiegervaters zu hüten, um deſſen Tochter zu erlangen. Ein Erzvater wird von ſeinen Söhnen nach ſeinem Tode in die Höhle der Väter getragen, die in dem Gefilde Ephron's liegt. — Dieſe Sitten ſind offenbar noch älter als die Homeriſchen, weil ſie viel einfacher ſind; auch haben ſie eine Ruhe und einen Ernſt, welche jenen abgehen.

3) Die Erzählung.

Die Erzählung Homer's wird durch Abſchweifungen, durch Reden, durch Beſchreibungen von Gefäßen, Kleidungen, Waffen und Sceptern, durch Genealogien von Menſchen und Sachen unterbrochen. Die Eigennamen ſtrotzen von zierenden Beiwörtern. Einem Helden fehlt ſelten das Prädikat „göttlich, den Unſterblichen ähnlich“ oder „von den Völkern wie ein Gott verehrt.“ Eine Fürſtin hat immer ſchöne Arme, ſie iſt immer ſchlank, wie der Stamm des Palmbaums auf Delos und verdankt ihr Haar der jüngſten der Grazien.

Die Erzählung der Bibel iſt raſch, ohne Abſchweifungen, ohne Reden; ſie iſt mit Kernſprüchen durchwoben und die Perſonen werden ohne Schmeichelei genannt. Die Namen kehren unaufhörlich wieder und werden ſelten durch das Fürwort erſetzt: ein Umſtand, der in Verbindung mit der häufigen

Wiederholung des Bindeworts Und durch die darin ausgesprochene Einfachheit eine Gesellschaft verräth, welche dem Naturzustand viel näher steht, als die von Homer geschilderte. In den Menschen der Odyssee ist bereits die Eigenliebe erwacht, welche in dem Menschen der Genesis noch schläft.

4) Beschreibung.

Die Beschreibungen Homer's sind lang, sei es, daß sie dem zarten oder dem furchtbaren, oder dem schwermüthigen, oder dem anmuthigen, oder dem starken, oder dem erhabenen Charakter angehören.

Die Bibel hat in allen ihren Schreibarten in der Regel nur einen Zug, aber dieser Zug ist treffend und stellt den Gegenstand vor das Auge hin.

5) Die Vergleichungen.

Die Homerischen Vergleichungen sind durch Zwischenfälle verlängert: es sind kleine Gemälde, an dem Umfang eines Gebäudes aufgehängt, um den Blick von der Erhebung der Kuppeln ausruhen zu lassen, indem er auf landwirthschaftliche Scenen und ländliche Sitten sich richtet.

Die Vergleichungen der Bibel sind in der Regel mit ein paar Worten ausgedrückt: es ist ein Löwe, ein Giesbach, ein Sturm, ein Feuer, was brüllt, stürzt, verheert, verzehrt. Bisweilen kommen auch in's Einzelne gehende Vergleichungen vor, aber dann wird nach orientalischer Art der Gegenstand personifizirt, z. B. der Stolz in der Ceder, u. s. w.

6) Das Erhabene.

Das Erhabene endlich entsteht bei Homer gewöhnlich aus der Gesammtwirkung der Theile und gelangt stufenweise zu seinem Ziele.

In der Bibel kommt es faſt immer unerwartet; es trifft, wie ein Blitz, man ſteht da, rauchend und vom Himmelsſtrahl gefurcht, ehe man weiß, wie er eingeſchlagen hat.

In Homer zeigt ſich überdieß das Erhabene in einer Uebereinſtimmung prachtvoller Worte mit dem groſsartigen Gedanken.

In der Bibel dagegen entſpringt oft die höchſte Stufe des Erhabenen aus einem Gegenſatze zwiſchen der Größe des Gedankens und der Kleinheit, ja bisweilen Geringfügigkeit des Wortes, worein er ſich hüllt. Dieß bewirkt eine Erſchütterung, einen unglaublichen Schauer der Seele; denn wenn der Geiſt, durch den Gedanken gehoben, ſich in die höchſten Regionen aufſchwingt, ſo läßt ihn plötzlich der Ausdruck, ſtatt ihn in der Höhe zu erhalten, vom Himmel auf die Erde herabſtürzen, und wirft ihn aus dem Schooße Gottes in den Schlamm dieſer Welt. Dieſe Gattung des Erhabenen, die ergreifendſte von allen, paßt vortrefflich für ein unermeßliches Weſen, welches zugleich das Größte und das Kleinſte umfaßt.

Viertes Capitel.

Fortſetzung der Parallele zwiſchen der Bibel und Homer.

Beiſpiele.

Einige Beiſpiele mögen nun die Entwicklung dieſer Parallele vollenden. Dabei wollen wir die umgekehrte Ordnung unſeres bisherigen Weges beobachten, indem wir nämlich mit

solchen Redetheilen anfangen, von welchen man kurze und abgerissene Züge anführen kann (wie vom Erhabenen und den Vergleichungen), und mit der Einfachheit und Alterthümlichkeit der Sitten schließen.

Ein merkwürdiges Beispiel von Erhabenheit findet sich in der Ilias. Es ist jene Stelle (XVIII. Gesang, V. 203 ff.), wo Achill nach des Patroklus Tode ohne Waffen auf den Verschanzungen der Griechen erscheint und mit seinem Geschrei die trojischen Kriegsschaaren erschreckt. Die goldene Wolke, welche die Stirne des Peliden umgibt, die Flamme, welche von seinem Haupte sich erhebt, die Vergleichung dieser Flamme mit einem Feuer, das des Nachts von einem belagerten Thurme aufsteigt, der dreimalige Schrei Achill's, der dreimal das Trojerheer in Verwirrung setzt; dieß zusammen macht das Homerische Erhabene aus, das, wie gesagt, aus der Vereinigung mehrerer schöner Zufälligkeiten und aus der Schönheit prachtvoller Worte entspringt.

Wir lassen ein Erhabenes ganz verschiedener Art folgen, worin die Bewegung der Ode in ihrer höchsten Begeisterung zu erkennen ist:

„Weissagung gegen das Schauthal.

„Woher kommt's, daß du so haufenweise auf die Dächer steigst, Du Stadt voll Lärmens, Stadt voll Volkes, triumphirende Stadt? Die Kinder sind getödtet, und sie sind nicht durch's Schwert umgekommen; sie sind nicht im Kriege gefallen. — —

„Der Herr wird Euch krönen mit einer Krone von Leiden; Er wird Euch wie ein Ball werfen auf ein weites und geräumiges Feld. Da werdet Ihr sterben; dahin wird sich der Wagen Eures Ruhmes wenden."

(Isa. Cap. 22, Vers 1. 2. 18.)

In welche unbekannte Welt wirft uns hier plötzlich der Prophet? Wohin verſetzt er uns? Wer iſt es, der ſpricht, und an wen iſt das Wort gerichtet? Bewegung folgt auf Bewegung, und jeder Vers entſetzt ſich über den Vers, welcher ihm vorangeht. Die Stadt iſt nicht mehr eine Maſſe von Gebäuden, ſie iſt ein Weib, oder vielmehr eine myſteriöſe Perſon, denn ihr Geſchlecht iſt nicht bezeichnet. Sie ſteigt auf „die Dächer, um zu ſeufzen.“ Der Prophet, ihre Unordnung theilend, ſagt zu ihr in der Einzahl: Warum ſteigſt Du — und ſetzt das Sammelwort „haufenweiſe“ hinzu. „Er wird Euch wie einen Ball auf ein geräumiges Feld werfen, und dahin wird ſich der Wagen Eures Ruhmes wenden: dieß iſt eine ganz außerordentliche Verbindung von Worten und Poeſie.

Homer hat tauſend erhabene Arten, einen gewaltſamen Tod zu malen, aber die Schrift hat ſie alle durch das einzige Wort übertroffen: „Der Erſtgeborene des Todes wird ſeine Schönheit verzehren.“ (Hiob Cap. 18, V. 13.)

Der Erſtgeborene des Todes, um den ſchauerlichſten Tod auszudrücken, iſt eines der Bilder, die man nur in der Bibel findet. Man weiß nicht, wo der menſchliche Geiſt dieß aufgeſucht hat, die Wege, welche zu dieſem Erhabenen führen, ſind unbekannt.

So nennt die Schrift auch den Tod den König der Schrecken, und von dem Gottloſen redend ſagt ſie: „Er geht ſchwanger mit Unglück und gebiehret die Ungerechtigkeit.“ (Hiob, Cap. 15, V. 35.)

Wenn derſelbe Hiob Gottes Größe erheben will, ſo ruft er aus: „Die Hölle iſt nackt vor ſeinen Augen (Cap. 26, V. 6); — Er bindet die Waſſer in Wolken zuſammen (Ebendaſ. V. 8); —

Er nimmt den Königen ihr Wehrgehänge und umgürtet ihre Lenden mit einem Stricke. (Cap. 12, V. 18.)

Der göttliche Theoklymenes wird beim Festmahle der Penelope von den unglücklichen Vorzeichen, welche den Gästen Unheil drohen, überrascht, und ruft aus:

Ἆ δειλοί u. s. w.

Ach unglückliche Männer, was duldet Ihr? Rings ja in Nacht sind
Euch gehüllt die Häupter, die Angesicht' und die Glieder!
Schrecklich ertönt Wehklag' und thränenbenetzt sind die Wangen!
Blut auch trieft an den Wänden und jeglicher schönen Vertiefung!
Voll der Schattengebild' ist die Flur und voll auch der Vorhof,
Die zum Erebos eilen in Finsterniß! Aber die Sonn' ist
Ausgelöscht am Himmel, und rings herrscht gräßliches Dunkel.

(Odyssee XX. Gesang, Vers 351–57.)

So schauerlich auch dieses Erhabene sein mag, so wird es doch von folgender Geschichte im Buche Hiob noch übertroffen:

„In dem Schauer eines nächtlichen Gesichtes, wenn der Schlaf die Menschen in den tiefsten Schlummer hüllt,

„Ward ich von Furcht und Zittern ergriffen, und der Schrecken drang mir durch alle Gebeine.

„Ein Geist ging an mir vorüber, und die Haare meines Leibes standen mir vor Schauer zu Berge.

„Ich sah den, dessen Gesicht ich nicht kannte. Ein Schemen stand vor meinen Augen, und ich hörte eine Stimme, wie einen leisen Hauch."

(Hiob, Cap. 4, V. 13–16).

Hier erblickt man viel weniger Blut, Finsterniß und Gespenster als bei Homer, aber jenes „unbekannte Gesicht" und der „leise Hauch" sind in der That noch viel schauerlicher.

Was dieſes Erhabene betrifft, das aus dem Zuſammenſtoß eines großen Gedankens und eines kleinen Bildes entſpringt, ſo werden wir ſogleich ein ſchönes Beiſpiel daran ſehen, indem wir auf die Vergleichungen zu reden kommen.

Wenn der Sänger Ilion's einen Jüngling malt, den Menelaus' Lanze niedergeſtreckt hat, ſo vergleicht er denſelben mit einem jungen Oelbaume, der fern von der Gluth der Sonne in einem Baumgarten mitten unter Blumen gepflanzt, vom Thau getränkt und von den Weſten gefächelt wird, bis ihn plötzlich ein Windſtoß auf ſeinen väterlichen Boden ſtürzt und er an den Rand der mütterlichen Quelle fällt, aus der ſeine Wurzeln ihren Saft geſogen hatten. Da haben wir Homer's lange Vergleichung mit ihren hübſchen Einzelheiten:

Καλον, τηλεθαον, το δε τε πνοιαι δονεουσι,
Παντοιων ἀνεμων, καὶ τε βρυει ἀνθεϊ λευκῳ.

(Lieblich ſproßt er empor und ſanft bewegt ihn die Kühlung
Aller Wind' umher, und ſchimmernde Blüthe bedeckt ihn:
Aber ein Sturm, der ſich plötzlich erhebt mit gewaltigen Wirbeln,
Reißt aus der Grube den Stamm und ſtreckt ihn lang auf die Erde.)

(Ilias, XVII. Geſang V. 53 ff.)

In den griechiſchen Verſen glaubt man die Seufzer des Windes in den Zweigen des jungen Oelbaumes zu hören (quam flatus motant omnium ventorum), wie nachher das Brauſen des Sturmes. Statt alles Deſſen hat die Bibel nur einen Zug:

„Der Gottloſe, ſagt ſie, wird welken wie der zarte Weinſtock, wie der Oelbaum, der ſeine Blüthe fallen läßt.“ (Hiob, Cap. 15, V. 33.)

„Die Erde — rief Jeſaias aus (Cap. 24, V. 20) — wird wanken, wie ein Trunkener: ſie wird fortgetragen, wie ein Zelt, das man für eine Nacht aufgeſchlagen hatte!

Hier liegt das Erhabene in dem Contraſte. Der Ausdruck „ſie wird weggetragen“ hält den Geiſt in der Höhe und man iſt voll Erwartung einer großartigen Vergleichung, bis der Prophet beifügt: wie ein Zelt, das man für eine Nacht aufgeſchlagen hatte.“ Man ſieht die Erde, die uns ſo ungeheuer erſcheint, ausgebreitet in den Lüften, wie ein kleines Zelt, und dann mit Leichtigkeit weggetragen von dem „ſtarken Gott“ der ſie ausgeſpannt hat, und für den die Dauer der Jahrhunderte kaum iſt, wie eine flüchtige Nacht. (Pſalm 90, V. 4.)

Auch die zweite Art der Vergleichung, welche wir der Bibel zugeſchrieben haben, nämlich die längere Vergleichung, finden wir im Buche Hiob:

„Ihr werdet den Gottloſen befeuchtet ſehen vor Sonnenaufgang, und ſein Stamm gedeiht in ſeinem Garten. Seine Wurzeln vermehren ſich in einem Steinhaufen und befeſtigen ſich darin. Wenn man ihn von ſeiner Stelle ausreißt, ſo wird der Platz, wo er ſtand, ihn verleugnen und zu ihm ſagen: „Ich habe dich nie gekannt!“ (Cap. 8, V. 16—18.)

Wie bewunderungswürdig iſt dieſe Vergleichung oder vielmehr dieſe erweiterte Figur! So werden die Schlechten von den dürren Herzen, von den „Steinhaufen“ verleugnet, auf denen ſie in ihrem ſündenvollen Glücke thörichter Weiſe Wurzel ſchlagen. Dieſe Kieſelſteine, welche das Wort ergreifen, ſind eine Art der Perſonifikation, welche dem joniſchen Dichter faſt unbekannt war. (Doch läßt Homer einmal das Ufer des Hellesponts weinen.)

Ezechiel ruft in seiner Prophezeiung über den Fall von Tyrus: „Die Schiffe werden beben, während du von Schrecken ergriffen wirst, und die Inseln werden sich entsetzen im Meere, wenn sie Niemand mehr aus deinen Thoren gehen sehen.“ (Cap. 26, V. 18.)

Gibt es was Furchtbareres, als dieses Bild? Man glaubt diese ehemals so bevölkerte und durch ihren Handel berühmte Stadt zu sehen, wie sie mit ihren Häusern und Thürmen noch dasteht, wie sonst, aber kein lebendiges Wesen in ihren einsamen Straßen umhergeht oder durch ihre verlassenen Thore herauskommt.

Wir kommen nun zu den Beispielen der Erzählung, wo wir das Erhabene, die Beschreibung, das Bild, die Einfachheit und das Alterthümliche der Sitten vereinigt finden werden.

Die berühmtesten Stellen, die bekanntesten und am meisten bewunderten Züge der Homerischen Gedichte finden sich Wort für Wort, und zwar immer mit irgend einem unbestreitbaren Vorzug, in der Bibel.

Ulysses sitzt beim Festmahle des Königs Alcinous. Demodokus singt Troja's Krieg und der Griechen Mißgeschick.

Αὐταρ Ὀδυσσευς u. s. w.
Aber Ulysses,
Schnell sein Purpurgewand mit nervigten Händen erhebend,
Zog es über das Haupt, und verbarg sein herrliches Antlitz!
Daß nicht sähn die Phäaken die rinnende Thrän' aus den Wimpern.
Jetzo nachdem vom Gesang abließ der göttliche Sänger,
Trocknet' er schnell die Thränen und nahm vom Haupte den Mantel,
Faßte den doppelten Becher des Wein's und sprengte den Göttern.
Doch da er wieder begann und die Phäakierfürsten

Ihn zum Geſang anreizten, erfreut durch die Worte des Liedes,
Trauerte wieder Ulyſſes, das Haupt in den Mantel ſich hüllend.
Jetzt den andern Allen verbarg er die rinnende Thräne.
Nur Alcinous u. ſ. w.

(Odyſſee, VIII. Geſang, Vers 83 ff.)

Schönheiten dieſer Art ſind es, welche von einem Jahrhundert zum andern dem Homer unter den größten Geiſtern den erſten Platz geſichert haben; und es macht ſeinem Gedächtniß keineswegs Schande, daß er in dergleichen Gemälden nur von ſolchen Männern übertroffen worden iſt, welche unter der Eingebung des Himmels ſchrieben. Aber übertroffen iſt er ſicherlich und zwar auf eine Weiſe, welche der Kritik keine Ausflucht übrig läßt.

Die, welche Joſeph verkauft haben, die eigenen Brüder dieſes mächtig gewordenen Mannes, kehren zu ihm zurück, ohne ihn zu kennen, und bringen, ſeinem Verlangen gemäß, den jungen Benjamin mit.

„Joſeph grüßte ſie auch freundlich und fragte ſie: Euer Vater, der Alte, von dem Ihr redet, lebt er noch, befindet er ſich wohl?“

„Sie antworteten ihm: Unſer Vater, Dein Knecht, iſt noch am Leben und befindet ſich wohl; und ſie neigten ſich tief und beteten ihn an.“

„Und Joſeph hob ſeine Augen auf und ſah Benjamin, ſeinen Bruder, den Sohn ſeiner Mutter Rahel, und ſagte zu ihnen: Iſt das der jüngſte von Euch Brüdern, von dem ihr mir geſprochen habt? Und ſprach weiter: Mein Sohn, ich bitte Gott, daß er Dich immer ſegnen möge.“

„Und er eilte hinauszukommen, denn ſein Herz wurde gerührt, da er ſeinen Bruder ſah, ſo daß er ſeine Thränen

nicht mehr zurückhalten konnte. Und er ging in ein anderes Zimmer und weinte."

„Und nachdem er ſich das Geſicht gewaſchen hatte, kam er zurück und that ſich Gewalt an und ſagte zu den Dienern: Traget zu eſſen auf."

(Geneſis, Cap. 43. Vers 27 ff.)

Hier ſind Joſeph's Thränen denen des Ulyß gegenüber; hier ähnliche Schönheiten und doch welch gewaltiger Unterſchied des Pathetiſchen! Joſephs Weinen beim Anblicke ſeiner undankbaren Brüder und des jungen, unſchuldigen Benjamin, dieſe Art nach einem Vater ſich zu erkundigen, dieſe verehrungswürdige Einfachheit, dieſe Miſchung von Bitterkeit und Milde: — es iſt etwas ganz Unausſprechliches, die Thränen kommen Einem dabei in die Augen, und man fühlt ſich nahe daran gleich Joſeph zu weinen.

Ulyſſes gibt ſich in ſeiner Verborgenheit bei Eumäus dem Telemach zu erkennen. Er geht aus dem Hauſe des Hirten, wirft ſeine Lumpen weg, und kehrt, nachdem er durch einen Schlag mit der Zauberruthe Minervens ſeine Schönheit wieder erhalten hat, prächtig gekleidet zurück.

Θαμβησε δε μιν Φιλος υιος u. ſ. w.

Mit Staunen erblickt ihn der Sohn nun,
Wandte die Augen hinweg und fürchtete, daß es ein Gott ſei;
Und er begann zu Jenem und ſprach die geflügelten Worte:
„Anders mir, o Fremdling, erſcheinſt du jetzo, denn vormals,
Andere Kleider auch haſt Du; die ganze Geſtalt iſt verwandelt.
Wahrlich Du biſt ein Gott, ein erhabener Himmelsbewohner;
Sei uns hold, damit wir gefällige Opfer Dir bringen,
Auch Geſchenke von Gold, kunſtprangende! Schone doch unſer!"

Ihm antwortete d'rauf der herrliche Dulder Ulyſſes:
„„Nein ich bin kein Gott! Wie wär' ich Unſterblichen ähnlich?
Sondern ich bin Dein Vater, um den Du herzlich Dich grämeſt
Und viel Kränkungen trägſt, dem Trotz der Männer Dich ſchmiegend.““

Alſo ſprach er und küßte den Sohn, und herab von den Wangen
Stürzte die Thrän' ihm zur Erde, die ſtets mit Gewalt er gehemmet.

(XVI. Geſang, Vers 178—191.)

Wir werden ſpäter auf dieſe Erkennungsſcene zurückkommen, um vorher die zwiſchen Joſeph und ſeinen Brüdern zu betrachten.

Nachdem Joſeph in Bejamin's Sack ſeinen Becher hatte ſtecken laſſen, befiehlt er die Kinder Jakobs zu verhaften. Dieſe ſind beſtürzt. Joſeph ſtellt ſich, als wollte er den Schuldigen zurückbehalten. Juda bietet ſich zum Geiſel für Benjamin an, erzählt Joſeph, was Jakob zu ihm geſagt hatte, ehe ſie nach Egypten zogen:

„Ihr wiſſet, daß ich zwei Söhne hatte von Rahel, meinem Weibe.“

„Einer von ihnen war auf's Feld gegangen, und Ihr habt mir geſagt, daß ein wildes Thier ihn zerriſſen habe, und er kam nicht zum Vorſchein bis auf dieſe Stunde.

„Wenn Ihr nun auch Dieſen fortnehmet und es ſtößt ihm auf dem Wege ein Unfall zu, ſo werdet ihr meinem Alter einen Kummer aufladen, der es in's Grab ſtürzt.“

„Da konnte ſich Joſeph nicht mehr zurückhalten, und weil mehrere Perſonen um ihn waren, befahl er, daß Jedermann hinausgehen ſolle, damit kein Fremder zugegen ſei, wenn er ſich ſeinen Brüdern zu erkennen gäbe.

„Und es ſtürzten ihm die Thränen aus ſeinen Augen, und er erhob ſeine Stimme ſo ſtark, daß ſie von den Egyptiern und von Pharao's ganzem Hauſe gehört wurde;

„Und ſprach zu ſeinen Brüdern: Ich bin Joſeph. Lebt mein Vater noch? Aber ſeine Brüder konnten ihm nicht antworten, ſo ſehr waren ſie von Schrecken ergriffen.

„Er redete aber freundlich mit ihnen und ſprach: Kommt näher zu mir her. Und da ſie näher kamen, ſetzte er hinzu: Ich bin Joſeph, Euer Bruder, den Ihr nach Egypten verkauft habt.

„Fürchtet nichts. Es geſchah nicht durch Euern Rath, daß ich hieher geſchickt wurde, ſondern durch den Willen Gottes.“ — —

„Eilet nun zu meinem Vater zu kommen. — — —

„Und indem er ſeinem Bruder Benjamin um den Hals fiel, weinte er, und Benjamin weinte auch, während er ihn umarmt hielt.

„Joſeph umarmte auch alle ſeine Brüder, und weinte über jedem von ihnen.“

(Geneſis, Cap. 44, V. 27. ff. Cap. 45. ſ.)

Dieß iſt die Geſchichte Joſeph's; und ſie ſteht nicht in dem Werke eines Sophiſten (denn Nichts, was mit dem Herzen und mit Thränen zu thun hat, gehört den Sophiſten an); ſie ſteht, dieſe Geſchichte, in dem Buche, welches einer Religion zu Grunde liegt, die von den Freigeiſtern verachtet wird und das volle Recht hätte, ihnen Verachtung für Verachtung heimzugeben. Sehen wir nun, wiefern die Wiedererkennung Joſeph's und ſeiner Brüder jene des Ulyſſes und Telemach übertrifft.

Vor Allem ſcheint uns Homer dadurch gefehlt zu haben, daß er das Wunderbare herbeizog. In den dramatiſchen

Scenen, wo die Leidenschaften aufgeregt sind, und alle Wunder aus der Seele weichen müssen, gibt die Dazwischenkunft einer Gottheit der Handlung etwas Kaltes, die Gefühle erhalten das Ansehen des Gemachten und die Täuschung des Dichters wird offenbar, wo man nur Wahrheit zu finden gaubte.

Wenn Ulyß in seinen Lumpen durch irgend ein natürliches Zeichen sich zu erkennen gäbe, so wäre das viel rührender. Auch hatte Homer dieß sehr wohl selber gefühlt, da der König von Ithaka sich seiner Amme Euryklea durch eine alte Narbe und dem Laertes durch Erinnerung an die dreizehn Birnbäume, welche der Greis ihm in seiner Kindheit geschenkt hatte, zu erkennen gibt. Man sieht es gern, daß das Herz des Zerstörers der Städte, wie das der andern Menschen gebildet ist, und daß die einfachen Regungen seinen Grundzug ausmachen.

In der Genesis wird die Wiedererkennung auf eine viel schönere Weise herbeigeführt. Es ist die unschuldigste Rache, welche den Becher in den Sack des jungen unschuldigen Bruders legt; die schuldbewußten Brüder gerathen in Verzweiflung beim Gedanken an den Kummer ihres Vaters; die Vorstellung des Schmerzes Jakob's bricht plötzlich Joseph's Herz und zwingt ihn, sich früher, als er im Sinne gehabt, zu entdecken. Was das berühmte Wort: „Ich bin Joseph" — betrifft, so ist bekannt, daß es selbst Voltaire zum Weinen brachte. Das πατερ θεος ειμι, ich bin Dein Vater steht weit unter dem ego sum Joseph. Ulyß findet in Telemach einen treuen und gehorsamen Sohn wieder. Joseph aber redet mit Brüdern, die ihn verkauft haben; er sagt nicht zu ihnen: Ich bin Euer Bruder, sondern bloß: Ich bin Joseph, und es liegt für sie Alles in diesem Namen Joseph. Wie

Telemach kommen sie in Verwirrung, aber es ist nicht die Hoheit des Ministers Pharao's, was sie bestürzt macht, sondern Etwas, was sich tief innen in ihrem Gewissen regt.

Ulysses hält an Telemach eine lange Rede, um ihm zu beweisen, daß er sein Vater sei: Joseph hat den Söhnen Jakob's gegenüber nicht nöthig, so viele Worte zu machen. Er heißt sie näher treten: Denn wenn er bei den Worten: „Ich bin Joseph" — seine Stimme so stark erhoben hatte, daß er von Pharao's ganzem Hause gehört wurde, so sollen nun seine Brüder allein die Erklärung hören, die er noch leise hinzusetzt: Ego sum Joseph, frater vester, quem vendidistis in Aegyptum. Hierin spricht sich der höchste Grad der Zartheit, des Edelmuths und der Einfachheit aus.

Wir dürfen nicht vergessen zu bemerken, mit welcher Güte Joseph seine Brüder tröstet, und sie entschuldigt, indem er zu ihnen sagt, weit entfernt, ihn unglücklich gemacht zu haben, seien sie im Gegentheil die Ursache seiner Größe geworden. Und woran es die heilige Schrift nie fehlen läßt, das finden wir auch hier, daß sie nämlich im Hintergrunde ihrer Gemälde die Vorsehung anbringt. Der große Rathschluß Gottes, welcher die menschlichen Angelegenheiten lenkt, auch wo sie ganz den Gesetzen des Zufalls überlassen scheinen, überrascht den Geist auf wunderbare Weise. Man liebt diese in der Wolke verborgene Hand, welche unaufhörlich an den Menschen arbeitet; man liebt es, sich selber als Etwas in den Planen der Weisheit anzusehen und zu fühlen, daß der Augenblick unseres Lebens von Ewigkeit vorherbestimmt ist.

Mit Gott ist Alles groß, ohne Gott Alles klein: dieß erstreckt sich bis auf die Gefühle. Man nehme an, daß in Joseph's Geschichte sich Alles so zutrage, wie es in der

Geneſis aufgezeichnet iſt, man laſſe den Sohn Jakob's eben ſo gut, ebenſo gefühlvoll ſein, als er iſt, mache ihn aber zu einem Philoſophen, der ſtatt zu ſagen: „Ich bin hieher gekommen nach dem Willen Gottes“ — ſagt: „Das Glück iſt mir günſtig geweſen“ — und ſogleich wird Alles kleinlicher, der Kreis verengt ſich und das Pathetiſche verſchwindet mit den Thränen.

Endlich umarmt Joſeph ſeine Brüder, wie Ulyß Telemach umarmt hat, aber er fängt bei Benjamin an. Ein moderner Schriftſteller hätte gewiß nicht verfehlt, ihn vor Allen dem Schuldigſten ſeiner Brüder um den Hals fallen zu laſſen, um aus ſeinem Helden einen rechten Tragödianten zu machen. Aber die Bibel kennt das menſchliche Herz beſſer: ſie wußte dieſe Uebertreibung des Gefühls in ihrem wahren Werthe zu würdigen, wodurch ein Menſch immer nur das Anſehen bekommt, als müſſe er ſich gewaltig anſtrengen, was er für etwas Großes hält zu vollbringen, oder was ihm ein großes Wort däucht zu ſagen.

Ueberdieß ſcheint uns die Vergleichung, welche Homer zwiſchen dem Schluchzen Telemach's und Ulyſſes' und dem Geſchrei eines Adlers und ſeiner Jungen anſtellt, am unrechten Orte angebracht zu ſein. „Und indem er ſeinem Bruder Benjamin um den Hals fiel, um ihn zu umarmen, weinte er; und Benjamin weinte auch, während er ihn umarmt hielt“ — dieß iſt die einzige Großartigkeit des Styls, welche bei ſolchen Gelegenheiten am Platze iſt.

Wir könnten in der Schrift noch manche andere Beiſpiele von Erzählungen finden, welche ebenſo vortrefflich ſind, als die von Joſeph; allein der Leſer vermag leicht ſelber eine

Vergleichung zwiſchen ihnen und den Homeriſchen Abſchnitten anzuſtellen.

So läßt ſich z. B. das Buch Ruth mit dem Empfang des Ulyſſes bei Eumäus vergleichen; und das Buch Tobi enthält verſchiedene rührende Aehnlichkeiten mit Scenen aus der Ilias und Odyſſee. Priamus wird von Merkur unter der Geſtalt eines Jünglings geführt; wie der Sohn des Tobi von einem Engel in der nämlichen Verkleidung geführt wird. Dabei iſt der Hund nicht zu überſehen, welcher vorausläuft, um alten Eltern die Rückkehr eines geliebten Sohnes anzukündigen, und der andere Hund, welcher unter andern undankbaren Dienern treu geblieben, ſeine Beſtimmung erfüllt, nachdem er unter den Lumpen des Unglücklichen ſeinen Herren wiedererkannt hat. Nauſikaa und Pharao's Tochter waſchen ihre Kleider im Fluſſe: die eine findet dabei Ulyſſes, die andere Moſes.

Es gibt überdieß in der Bibel gewiſſe Ausdrucksweiſen, welche, unſerer Meinung nach, viel rührender ſind, als alle Poeſie Homers.

Wenn dieſer das Alter ſchildern will, ſo ſagt er:

Τοισι δε Νεστωρ u. ſ. w.

Jetzo erhob ſich
Neſtor mit holdem Geſpräch, der tönende Redner von Pylos;
Dem von der Zung' ein Laut wie des Honigs Süße daherfloß,
Dieſem waren ſchon zwei der redenden Menſchengeſchlechter
Abgewelkt, die vordem ihm zugleich aufwuchſen und lebten,
Dort in der heiligen Pylos, und jetzt das Dritte beherrſcht er.
(Ilias, I. Buch, Vers 247 ff.)

Dieß iſt eine Stelle von der ſchönſten Alterthümlichkeit und dem ſanfteſten Wohlklang. Der zweite Vers ahmt die

Süßigkeit des Honigs und die salbungsvolle Beredtsamkeit eines Greises nach:

Του καὶ ἀπο γλωσσης μελιτος γλυκιων ῥεεν ἀυδη.

Als Pharao den Jakob um sein Alter befragte, antwortet der Erzvater:

„Hundert und dreißig Jahre ist die Zeit meiner Wallfahrt. Meine Tage sind kurz und schlimm gewesen, und haben nicht geglichen denen meiner Väter."

(Genesis Cap. 47, Vers 9.)

Das sind zwei ganz verschiedene Arten der Alterthümlichkeit; die eine besteht in Bildern, die andere in Gefühlen; die eine erweckt lachende Vorstellungen, die andere traurige Gedanken; die eine stellt das Haupt eines Volkes vor Augen und zeigt so den Greis nur in seinem Verhältniß zu einer besonderen Lage des Lebens, die andere betrachtet ihn als einzelne Person für sich und nach allen seinen Verhältnissen zugleich; im Allgemeinen gibt Homer mehr über die Menschen, und die Bibel mehr über den Menschen zu denken.

Homer spricht oft von den Freuden zweier Gatten, aber hat er sie je auf folgende Weise geschildert?

„Isaak führte Rebekka in das Zelt seiner Mutter Sarah und nahm sie zur Gattin; und er hatte so große Freude an ihr, daß der Schmerz, den er über den Tod seiner Mutter gefühlt hatte, sich linderte."

(Genesis Cap. 23, Vers 67.)

Wir schließen diese Parallele und zugleich unsere christliche Poetik mit einem Versuche, welcher im Augenblick den Unterschied zwischen dem biblischen und Homerischen Styl begreiflich machen wird. Wir nehmen ein Stück aus der Bibel, um es mit Homerischen Farben auszumalen.

Ruth ſpricht zu Naemi (Cap. 1, Vers 16.):

„Rede mir nicht darein, daß ich Dich verlaſſen und weggehen ſolle. Wohin Du auch gehen magſt; ich will mit Dir gehen, wo Du ſterben wirſt, will ich auch ſterben. Dein Volk ſoll mein Volk und Dein Gott ſoll mein Gott ſein.

Verſuchen wir dieſen Vers in die Homeriſche Sprache zu überſetzen, ſo möchte er etwa alſo lauten:

„Die ſchöne Ruth antwortete der weiſen Naemi, die von den Völkern wie eine Göttin geehrt ward: Laß ab, Dich dem zu widerſetzen, was eine Gottheit mir eingegeben; ich ſage Dir die Wahrheit ſo, wie ich ſie weiß, und ohne Verſtellung. Ich bin entſchloſſen, Dir zu folgen. Ich will bei Dir bleiben, ſei es, daß Du bleiben willſt bei den Moabiten, die geſchickt ſind den Wurfſpieß zu ſchwingen, ſei es, daß Du zurückkehren willſt in's Land Juda, das ſo fruchtbar iſt an Oelbäumen. Ich will mit Dir Gaſtfreundſchaft ſuchen bei den Völkern, welche die Bittenden achten. Unſere Aſche ſoll in einer Urne ſich vermiſchen, und ich will dem Gott, der Dich geleitet, immer willkommene Opfer darbringen.“

„Sprach's: und wie, wenn der heftige Weſtwind einen lauen Regen heibeiführt aus der Gegend des Abends, die Landleute das Korn und die Gerſte rüſten und ſaubergeflochtene Binſenkörbe machen, denn ſie ſehen voraus, daß dieſer Guß die Erdſcholle erweichen und für die köſtlichen Gaben der Ceres empfänglich machen wird; — ſo erweichten die Worte der Ruth gleich einem fruchtbaren Regen das Herz der Naemi.“

Das iſt, ſo gut unſere ſchwachen Talente uns geſtatteten Homer nachzuahmen, vielleicht der Schatten von dem Style dieſes unſterblichen Genius. Aber hat nicht der Vers aus dem Buche Ruth, wenn er auf dieſe Weiſe verdünnt wird, allen

urſprünglichen Reiz, welchen er in der Schrift hat, völlig verloren? Welche Poeſie kann es je mit der einzigen Wendung aufnehmen: „Populus tuus, populus meus; Deus tuus, Deus meus.

Es wäre nun leicht, auch eine Stelle aus Homer zu wählen, ihre Farben abzuwiſchen und nur ihre Grundzüge nach Art der Bibel übrig zu laſſen.

Durch Voranſtehendes hoffen wir, ſoweit wenigſtens unſere Einſichten reichten, den Leſern einige der unzähligen Schönheiten der heiligen Schrift deutlich gemacht zu haben. Wir wollen uns glücklich preiſen, wenn es uns gelungen iſt, in ihnen eine Bewunderung zu wecken für den großen und erhabenen Grundſtein, welcher die Kirche Jeſu Chriſti trägt.

„Wenn die Schrift — ſagt der heilige Gregor der Große — Geheimniſſe in ſich ſchließt, welche fähig ſind, die Erlauchtetſten in Uebung zu erhalten, ſo enthält ſie auch einfache Wahrheiten, welche den Niedrigen und Ungelehrten Nahrung bieten können. Sie trägt in ihrem Aeußeren Milch für die Kinder, und in ihren geheimſten Falten liegt Etwas, was die erhabenſten Geiſter zur Bewunderung hinreißt. Sie gleicht einem Fluſſe, deſſen Waſſer an gewiſſen Stellen ſo ſeicht ſind, daß ein Lamm hindurchgehen könnte, und an anderen ſo tief, daß ein Elephant d'rin ſchwämme."

Dritte Abtheilung.

Schöne Künſte und Literatur.

Erſtes Buch.

Schöne Künſte.

Erſtes Capitel.

Muſik.

Von dem Einfluß des Chriſtenthums auf die Muſik.

Die Schweſtern der Poeſie, die ſchönen Künſte, kommen nunmehr in dieſen Unterſuchungen an die Reihe: geheftet an die Schritte der chriſtlichen Religion, erkannten ſie in derſelben, ſobald ſie auf Erden erſchien, ihre Mutter; ſie liehen ihr ihre irdiſchen Reize, und ſie theilte ihnen ihre Göttlichkeit mit. Die Muſik zeichnete ihre Geſänge auf, die Malerei ſtellte ihre ſchmerzlichen Triumphe dar, die Skulptur gefiel ſich darin, mit ihr auf den Gräbern zu träumen, und die Baukunſt errichtete ihr Tempel, ſo erhaben und geheimnißvoll wie ihr Gedanke.

Plato hat das Weſen der Muſik trefflich bezeichnet, indem er ſagt: „Man darf die Muſik nicht nach dem Vergnügen beurtheilen, man muß nicht diejenige aufſuchen, welche keinen andern Gegenſtand hat, als das Vergnügen, ſondern diejenige, welche die Aehnlichkeit des Schönen in ſich ſchließt.“

Sicherlich iſt die Muſik, als Kunſt betrachtet, eine Nachahmung der Natur, und ihre Vollendung beſteht alſo darin, die möglich ſchönſte Natur darzuſtellen. Das Vergnügen iſt Sache der Meinung, die mit den Zeiten, mit den Sitten und Völkern wechſelt und deßhalb das Schöne nicht ſein kann, weil das Schöne Eines iſt und unabhängig von allen Bedingungen. Demnach iſt jede Anſtalt, welche darauf abzweckt, die Seele zu reinigen, jede Unordnung, jeden Mißklang aus ihr zu verbannen und die Tugend in ihr in's Daſein zu rufen, eben um dieſer ihrer Eigenſchaft willen, der ſchönſten Muſik oder der vollkommenſten Nachahmung des Schönen günſtig. Iſt aber dieſe Anſtalt überdieß noch religiöſer Natur, ſo beſitzt ſie beide zur Harmonie erforderlichen Bedingungen: Das Schöne und das Geheimnißvolle. Den Geſang haben wir von den Engeln, und die Quelle der Wohlklänge iſt im Himmel zu ſuchen.

Es iſt die Religion, welche mitten in der Nacht die Veſtalin unter ihren ſtillen Domen ſeufzen heißt; es iſt die Religion, welche am Bette des Unglücklichen ſo ſanft und lieblich ſingt. Ihr verdankt Jeremias ſeine Klagelieder und David ſeine erhabenen Bußpſalmen. Stolzer im alten Bunde malte ſie nur Schmerzen der Könige und Propheten, beſcheidener, aber nicht minder königlich unter dem neuen Geſetze, paſſen ihre Seufzer ebenſo für die Schwachen wie für die Mächtigen,

denn ſie fand in Jeſus Chriſtus die Niedrigkeit mit der Größe vereint.

Dazu kommt noch, daß die chriſtliche Religion ſchon aus dem Grunde weſentlich melodiſch iſt, weil ſie die Einſamkeit liebt. Nicht als ob ſie der Welt feind wäre, denn ſie zeigt ſich in derſelben ſehr liebenswürdig; allein unbekannte Zufluchtsſtätten ſagen dieſer himmliſchen Philomele vor Allem zu. Sie iſt unter dem Dache der Menſchen ein wenig fremde, ſie zieht ihm die Wälder vor, die der Pallaſt ihres Vaters und ihre alte Heimath ſind. Hier erhebt ſich die Stimme gen Himmel empor, mitten unter den Konzerten der Natur: die Natur verkündigt ohne Unterlaß das Lob des Schöpfers, und es gibt nichts Heiligeres als die Lobgeſänge, welche mit den Winden die Eichen und das Schilfrohr in der Wüſte anſtimmen.

Der Tonkünſtler alſo, welcher der Religion in alle ihre Beziehungen folgen will, muß die Harmonien der Einſamkeit nachahmen lernen. Er muß das Rauſchen der Bäume und der Waſſer wohl kennen; er muß gehört haben das Brauſen des Windes in den Klöſtern und das Geflüſter, das durch die gothiſchen Tempel, durch das Gras der Friedhöfe und die unterirdiſchen Gewölbe der Todten zieht.

Das Chriſtenthum hat die Orgel erfunden und ſelbſt dem Erze Seufzer gegeben. Es hat die Muſik in den barbariſchen Jahrhunderten gerettet: und wo es ſeinen Thron aufgeſchlagen, da hat ſich auch ein Volk gebildet, dem das Singen natürlich iſt, wie den Vögeln. Wenn es die Wilden für Bildung gewonnen hat, ſo iſt es durch ſeine Geſänge geſchehen; und der Irokeſe, der ſich unter ſeine Glaubensſätze nicht beugte, hat ſich gebeugt unter ſeine Wohlklänge. Religion des Friedens! Du haſt nicht, wie andere Religionen,

Geſetze des Haſſes und der Zwietracht den Sterblichen gegeben, du haſt ſie bloß die Liebe und die Harmonie gelehrt.

Zweites Capitel.

Von dem Gregorianiſchen Geſang.

Wenn es auch die Geſchichte nicht bewieſe, daß der Gregorianiſche Geſang das Ueberbleibſel jener alten Muſik iſt, von der man ſo viel Wunder erzählt, ſo dürfte man, um von ſeinem hohen Urſprung ſich zu überzeugen, nur ſeine Tonleiter unterſuchen. Vor Gui-Aretin erhob ſich dieſelbe nicht über die Quinte von ut. Ut, re, mi, fa, sol: dieſe fünf Töne ſind die natürliche Tonleiter der Stimme und geben einen vollen und angenehmen muſikaliſchen Satz.

Burette hat uns einige griechiſche Weiſen aufbewahrt. Bei ihrer Vergleichung mit dem einfachen Geſang bemerkt man darin daſſelbe Syſtem. Die meiſten Pſalmen ſind erhaben in ihrem Ernſte, vorzüglich das Dixit Dominus Domino meo, das Confiteor tibi und das Laudate, pueri. Das von Rameau geſetzte In exitu hat einen weniger alten Charakter; es iſt vielleicht aus der Zeit des Ut queant laxis, alſo aus dem Zeitalter Karl's des Großen.

Das Chriſtenthum iſt ernſt wie der Mann, und das verläugnet ſich ſelbſt in ſeinem Lächeln nicht. Nichts iſt ſo ſchön.

wie die Seufzer, welche unſere Leiden der Religion auspreſſen. Das Todtenamt iſt ein Meiſterſtück; man glaubt den dumpfen Wiederhall des Grabes zu hören. Darf man einer alten Sage glauben, ſo iſt der Geſang, der die Todten befreit, wie das Todtenamt einer unſerer beſten Dichter nennt, der nämliche, den man zu Perikles' Zeiten bei den Leichenfeierlichkeiten der Athener ſang.

In dem Amte der heiligen Woche bemerkt man die Paſſion des heil. Matthäus. Die Erzählung des Geſchichtſchreibers, das Geſchrei des jüdiſchen Volkes, das Edle der Antworten Jeſu bilden ein Drama von der ſtärkſten Wirkung.

In dem Stabat Mater hat Pergoleſe den Reichthum ſeiner Kunſt entfaltet; aber hat er den einfachen Kirchengeſang übertroffen? Er hat in jeder Strophe die Muſik gewechſelt; und doch beſteht der weſentliche Charakter der Trauer in der Wiederholung deſſelben Gefühles und, um ſo zu ſagen, in der Monotonie des Schmerzes. Verſchiedene Gründe können uns Thränen auspreſſen, aber die Thränen haben immer eine ähnliche Bitterkeit. Ueberdieß weint man ſelten über eine Maſſe von Uebeln, und wo der Wunden mehrere ſind, da iſt immer eine darunter, welche tiefer einſchneidet, als die anderen, und endlich die geringeren Schmerzen aufzehrt. Eben darin hat auch der Zauber der altfranzöſiſchen Romanzen ſeinen Grund. Der gleiche Geſang, der bei jedem Verſe mit neuen Worten ſich wiederholt, ahmt vollkommen die Natur nach: der leidende Menſch führt ſo ſeine Gedanken durch verſchiedene Vorſtellungen hindurch, während der Grund ſeines Kummers derſelbe bleibt.

Pergoleſe hat alſo dieſe Wahrheit verkannt, welche mit der Theorie der Leidenſchaften zuſammenhängt, wenn er meinte, ein Seufzer der Seele dürfe nicht ſeinem vorangegangenen Bruder

gleichen. Ueberall, wo Abwechslung ist, ist auch Zerstreuung, und nirgends, wo Zerstreuung ist, ist Trauer: so nothwendig ist dem Gefühle die Einheit, und so schwach ist der Mensch in dem Theile, worin er seine größte Stärke hat, nämlich im Schmerz.

Die Lesart der Klaglieder des Jeremias hat einen eigenthümlichen Charakter: sie kann durch Neuere überarbeitet worden sein, aber die Grundlage davon scheint uns hebräisch zu sein; denn sie gleicht keineswegs den griechischen Weisen des einfachen Gesanges. Der Pentateuch wurde zu Jerusalem gesungen, und zwar wie Hirtenlieder nach einer vollen und sanften Weise; die prophetischen Stücke dagegen trug man in einem harten und pathetischen Tone vor, und die Psalmen hatten eine ihnen eigenthümliche Weise. Wir kommen hier wieder in die großartigen Erinnerungen zurück, welche der katholische Cultus allerwärts rege macht. Moses und Homer, der Libanon und der Kythäron, Salem und Rom, Babylon und Athen haben ihren Schmuck ausgezogen und unsern Altären überlassen.

Endlich war es die Begeisterung selbst, die das Te Deum eingab. Wenn auf den Ebenen von Lens oder Fontenay mitten unter dem Donner und dem noch rauchenden Blute, beim Schall der Klarinetten und Trompeten ein von den Feuern des Krieges gefurchtes französisches Heer das Knie beugte und die Hymne an den Gott der Schlachten anstimmte, oder wenn mitten unter Lampen, Goldstoffen, Fackeln, Wohlgerüchen bei den Tönen der Orgel, beim Klang der Glocken, beim Schall der Hörner und Bässe diese Hymne von den Fenstern aus den unterirdischen Gewölben und den Hallen einer Basilika wiederhallte: da gab es wohl keinen Menschen, der sich nicht hingerissen fühlte, keinen Menschen, der nicht eine Anwandlung

von jenem Entzücken empfand, zu dem Pindar im Haine von Olympia oder David am Bache Kidron begeisterte.

Wenn wir übrigens nur von den griechischen Kirchengesängen sprechen, so brauchen wir offenbar nicht alle Hülfsmittel, die uns zu Gebot ständen; denn wir könnten noch hinweisen auf einen Ambrosius, einen Damasus, einen Leo und Gregorius, die selbst an der Wiederherstellung der musikalischen Kunst gearbeitet haben; wir könnten noch sprechen von den Meisterstücken der neueren Musik, die für die christlichen Feste componirt wurden, und von all den großen Meistern, einem Vinci, Leo, Hasse, Galuppi, Durante, die in den Oratorien von Venedig, Neapel, Rom und an dem Hofe der Priesterfürsten erzogen oder gebildet oder beschützt worden sind.

Drittes Capitel.

Aus der Geschichte der Malerei bei den Neueren.

Eine griechische Erzählung sagt, ein Mädchen habe den Schatten ihres Geliebten an einer Mauer bemerkt und seine Umrisse gezeichnet. So rief nach dem Alterthum eine flüchtige Leidenschaft die Kunst der vollkommensten Täuschungen in's Leben.

Die christliche Schule hat einen andern Meister gesucht; sie erkennt ihn in jenem Künstler, der ein Stückchen Lehm zwischen den allmächtigen Händen knetend, die Worte sprach:

Laſſet uns den Menſchen machen nach unſerem Bilde. Für uns war alſo der erſte Zug der Zeichenkunſt in Gottes ewiger Idee vorhanden, und die erſte Statue, welche die Welt ſah, war jener berühmte Ton, der vom Hauche des Schöpfers belebt ward.

Es gibt eine Macht des Irrthums, welche zum Stillſchweigen zwingt, wie die Macht der Wahrheit: beide führen, auf's Aeußerſte getrieben, eine Ueberzeugung herbei, der erſtere negativ, die letztere affirmativ. So bleibt man, wenn man behaupten hört, das Chriſtenthum ſei den Künſten feind, vor Staunen ſtumm; denn im Augenblicke erinnert man ſich an Michel Angelo, Raphael, Correggio, Dominichino, Leſueur, Pouſſin, Couſtou und ſo viele andere Künſtler, deren Namen allein ganze Bände füllen würden.

Gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts fiel das durch die Barbaren überfallene, von der Ketzerei zerriſſene römiſche Reich allerwärts in Trümmer. Die Künſte fanden nirgends als bei Chriſten und rechtgläubigen Kaiſern Schutz. Theodoſius befreite durch ein beſonderes Geſetz de excusatione artificium die Maler und ihre Familien von allen Abgaben und Quartierlaſten. Die Kirchenväter werden nicht müde die Malerei zu erheben. Der heil. Gregor drückt ſich auf eine merkwürdige Weiſe aus: „Ich habe öfters ein Bild, welches Abraham's Opfer darſtellte, geſehen, und konnte nie ohne Thränen vorübergehen, da es die Geſchichte ſo kräftig vor die Augen malte.“ Der heil. Baſilius geht noch weiter, wenn er verſichert, die Maler wirken durch ihre Gemälde ſo mächtig, als die Redner durch ihre Beredtſamkeit. Ein Mönch, Namens Methodius, malte im achten Jahrhundert das jüngſte Gericht, welches Bogoris, den König der Bulgaren,

bekehrte. Im Collegium der Orthodoxie zu Konstantinopel hatten die Priester die schönste Bibliothek der Welt und die Meisterstücke der Kunst vereinigt, darunter besonders die Venus von Prariteles, was wenigstens beweist, daß die Gründer des katholischen Gottesdienstes keine Barbaren ohne Geschmack, keine bigotten Mönche waren, die sich einem absurden Aberglauben hingegeben hätten.

Dieses Collegium wurde von den bilderstürmerischen Kaisern zerstört. Die Lehrer wurden lebendig verbrannt, und nur mit Lebensgefahr konnten die Christen die 120 Fuß lange Drachenhaut retten, worauf Homer's Werke mit goldenen Buchstaben geschrieben standen. Die Kirchenbilder übergab man den Flammen. Beschränkte und wüthende Ketzerhäupter, die mit Cromwell's Puritanern viel Aehnlichkeit hatten, zerhackten mit Säbelhieben die Mosaikbilder der Kirche Unserer lieben Frauen zu Konstantinopel und des Pallastes der Blakerner. Die Verfolgung wurde so weit getrieben, daß selbst die Maler darein verwickelt wurden: man verbot ihnen bei Todesstrafe ihre Studien fortzusetzen. Der Mönch Lazarus hatte den Muth, für seine Kunst zum Märtyrer zu werden. Vergebens ließ ihm Theophilus die Hände verbrennen, damit er keinen Pinsel mehr führen könne. In dem Gewölbe unter der Kirche zum heil. Täufer Johannes versteckt, malte der Klosterbruder mit seinen verstümmelten Fingern den großen Heiligen, dessen Verehrer er war, würdig ohne Zweifel, der Schutzpatron der Maler zu heißen und von der erhabenen Familie anerkannt zu werden, welche des Geistes Hauch hoch über die gewöhnlichen Menschen erhebt.

Unter der Herrschaft der Gothen und Longobarden fuhr das Christenthum fort seine schützende Hand über die Kunsttalente

auszubreiten. Seine Anstrengungen bemerkt man vornehmlich in den von Theodorich, Luitprand und Didier erbauten Kirchen. Derselbe Geist der Religion erfüllte Karl den Großen; und die von diesem großen Fürsten zu Florenz errichtete Apostelkirche gilt selbst heutzutage noch für ein sehr schönes Denkmal.

Endlich führte gegen das dreizehnte Jahrhundert hin die christliche Religion, nachdem sie glücklich gegen tausend Hindernisse gekämpft hatte, das Chor der Musen im Triumphe auf die Erde zurück. Nun that man Alles für die Kirchen, sowohl unter dem Schutze der Päbste, als frommer Fürsten. Bouchet, ein geborner Grieche, war der erste Baumeister, Nikolaus der erste Bildhauer, Cimabou der erste Maler, welche den Trümmern Rom's und Griechenlands den alten Geschmack entnahmen. Durch verschiedene Hände und verschiedene Genies gelangten von dieser Zeit die Künste in das Zeitalter Leo's X., wo Raphael und Michel Angelo wie Sonnen leuchteten.

Es kann begreiflicher Weise nicht in unserem Plane liegen, eine vollständige Kunstgeschichte zu geben. Wir wollten nur zeigen, worin das Christenthum der Malerei günstiger ist, als eine andere Religion. Nun läßt sich aber leicht dreierlei beweisen: 1. daß die christliche Religion, vermöge ihrer geistigen und mystischen Natur, der Malerei ein schönes Ideal darbietet, das vollkommener und göttlicher ist, als ein aus einem sinnlichen Gottesdienst hervorgegangenes; 2. daß es, indem es die Häßlichkeit der Leidenschaften korrigirt oder sie mit Gewalt bekämpft, der Menschengestalt erhabenere Töne verleiht und in den Muskeln und den Banden der Sinnlichkeit die Seele besser erkennen läßt; 3. endlich, daß es den Künsten

schönere, reichere, dramatischere und rührendere Stoffe an die Hand gab, als die mythologischen waren.

Die beiden ersteren Behauptungen wurden in unserer Untersuchung über die Dichtkunst weitläuftig entwickelt, und wir dürfen uns also hier nur noch mit der dritten beschäftigen.

Viertes Capitel.

Von den Gegenständen der Gemälde.

Wir gehen von folgenden Grundwahrheiten aus:

1. Die antiken Stoffe blieben unter der Hand der neueren Maler: diese haben also neben den mythologischen Scenen noch die christlichen.

2. Daß das Christenthum das Genie mehr anspricht, als die Fabel, geht daraus hervor, daß unsere großen Maler auf heiligem Boden glücklicher waren, als bei Behandlung profaner Gegenstände.

3. Die modernen Trachten sagen den nachahmenden Künsten wenig zu; aber der katholische Cultus hat der Malerei ebenso edle Gewänder, als die antiken waren, an die Hand gegeben.

Von Pausanias, Plinius und Plutarch besitzen wir Beschreibungen der Gemälde aus der griechischen Schule. Zeuxis hatte zum Gegenstand seiner drei Hauptwerke Penelope, Helena und Amor gewählt, Polygnotos auf den Wänden des Delphischen Tempels die Plünderung von Troja und Ulysses'

Gang nach der Unterwelt dargeſtellt. Euphranor malte die zwölf Götter, den Theſeus, wie er ſeine Geſetze gibt, und die Schlachten von Kadmea, Leuktra und Mantinea; Apelles ſtellte Venus Anadyomene unter den Zügen der Kampaspe dar, Action die Hochzeit Alexanders mit Rorane und Timanthes die Opferung Iphigeniens.

Vergleicht man dieſe Sujets mit den chriſtlichen, ſo fühlt man ſogleich, wie tief ſie unter dieſen ſtehen. Abraham's Opfer z. B. iſt ebenſo rührend und von viel einfacherem Geſchmack als der Iphigenia: dort ſind keine Soldaten, keine Menſchenhaufen, kein Gedränge und keine ſolche Bewegung, die nur von der Hauptſcene die Blicke abzieht. Da iſt ein Berggipfel, ein Erzvater, der ſeine Jahre nach dem Jahrhundert zählt, ein Meſſer, auf den einzigen Sohn gezückt, und der Arm Gottes, der den Arm des Vaters zurückhält. Die altteſtamentlichen Geſchichten haben unſere Tempel mit ähnlichen Bildern angefüllt, und man weiß, wie ſehr die patriarchaliſchen Sitten, die morgenländiſche Tracht, die großartige Natur der aſiatiſchen Thiere und Gegenden dem Pinſel Vorſchub leiſten.

Das Neue Teſtament ändert den Geiſt der Malerei. Ohne ihm etwas von ſeiner Erhabenheit zu rauben, verleiht es ihm mehr Zartheit. Wer hat nicht hundertmal die Darſtellungen der Geburt, der Jungfrau mit dem Kinde, der Flucht in die Wüſte, der Dornenkrönung, der Sakramente, der Ausſendung der Apoſtel, der Kreuzabnahme und der Frauen am heiligen Grabe bewundert! Können Bacchanalien, Venusfeſte, Entführungen und Metamorphoſen das Herz ſo ſehr rühren, wie ſolche Bilder aus der Schrift? Ueberall zeigt uns das Chriſtenthum die Tugend und das Mißgeſchick, der Polytheismus aber iſt ein

Univ. Bibl. München

Cultus der Verbrechen und des Glückes. Unſere Religion geht uns an, ſie iſt unſere Geſchichte; für uns wurden der Welt ſo viele tragiſche Schauſpiele gegeben, wir ſind ſelbſt betheiligt bei den Auftritten, die der Pinſel vor uns ausbreitet, und die ſittlichſten und rührendſten Beziehungen ſind in den chriſtlichen Sujets dargeſtellt. Sei ewig geprieſen, Religion Jeſu Chriſti, die du im Louvre den König der Könige am Kreuz, das jüngſte Gericht an der Decke des Saales unſerer Richter, eine Auferſtehung in dem allgemeinen Krankenhauſe und die Geburt des Erlöſers im Hauſe der von Vater und Mutter verlaſſenen Waiſen dargeſtellt haſt!

Mit einem Worte, was wir anderswo von den Stoffen zu Gedichten geſagt haben, das können wir hier von den Stoffen zu Gemälden ſagen: Das Chriſtenthum hat dem Maler einen dramatiſchen Stoff verſchafft, der über den aus der Mythologie genommenen weit erhaben iſt. Die Religion iſt es auch, welche uns einen Claude Lorrain, wie einen Delille und St. Lambert gegeben hat. Aber all dieſe Erörterungen ſind überflüſſig: durchgehet die Gallerie des Louvre und ſaget dann, wenn ihr wollt, der Geiſt des Chriſtenthums ſei den ſchönen Künſten abhold.

Fünftes Capitel.

Bildhauerei.

Bis auf einige Unterſchiede, welche mit dem techniſchen Theile der Kunſt zuſammenhängen, paßt das über die Malerei Geſagte gleicher Weiſe auf die Bildhauerkunſt.

Die Moſesſtatue von Michel Angelo zu Rom, Adam und Eva von Baccio zu Florenz, die Gruppe des Gelübdes Ludwigs XIII. von Couſtou zu Paris, der heil. Dionyſius von Demſelben, das Grabmal des Kardinals Richelieu, ein Werk des Zwillinggenius von Lebrun und Girardon, Colbert's Denkmal, nach Lebrun's Zeichnung von Coyzevox und Tuby ausgeführt, der Chriſtus, die Mutter des Mitleids und die zwölf Apoſtel von Bouchardon, ſowie viele andere Statuen aus der religiöſen Gattung beweiſen, daß das Chriſtenthum den Marmor nicht minder, als die Leinwand zu beleben vermag.

Indeß kann ich den Wunſch nicht unterdrücken, daß die Bildhauer künftig aus ihren Darſtellungen jene Skelette verbannen möchten, die ſie gewöhnlich bei Grabmalen anbringen: darin ſpricht ſich nicht der Geiſt des Chriſtenthums aus, welcher den Hingang des Gerechten mit ſo ſchönen Farben malt.

Ebenſo ſollte man es vermeiden, Leichname (ſo groß auch das Verdienſt der Ausführung ſein mag) oder die Wirkung langwieriger Krankheiten darzuſtellen. Ein Krieger, der im kräftigſten Alter auf dem Feld der Ehre ſtirbt, kann vortrefflich ſein, aber ein von Krankheit aufgeriebener Körper iſt ein Gegenſtand, den die Kunſt von ſich weiſt, wenn nicht anders

ein Wunder mit in's Spiel kommt, wie beim Bilde des heil. Karl Borromäus. Stelle man auf dem Grabmal eines Christen auf die eine Seite die Thränen der Familie und das Bedauern der Menschen, auf die andere das Lächeln der Hoffnung und der himmlischen Freuden: ein solches Grab, auf dessen beiden Seiten man so die Bilder der Zeit und der Ewigkeit schauen würde, wäre in der That bewundernswerth. Der Tod dürfte dabei wohl seinen Platz finden, aber mit den Zügen eines zugleich sanften und strengen Engels; denn das Grab des Gerechten muß uns immer die Worte des heil. Paulus in den Mund legen: O Tod! wo ist dein Sieg? was hast du mit deinem Stachel gemacht? (I. Kor. 15, 55.)

Sechstes Capitel.

Baukunst.

Hotel der Invaliden.

Wenn man vom Einflusse des Christenthums auf die Künste spricht, so braucht man keine Spitzfindigkeit oder Beredtsamkeit aufzuwenden; die Denkmale übernehmen selbst die Antwort an die Verläumder des evangelischen Cultus. So genügt es z. B. die Sophienkirche zu Konstantinopel, St. Peter zu Rom und St. Paul zu London zu nennen, um zu beweisen, daß man der Religion drei Meisterwerke der neueren Baukunst zu verdanken hat.

Das Chriſtenthum hat in der Baukunſt, wie in den andern Künſten, die richtigen Verhältniſſe eingeführt. Unſere Tempel, nicht ſo klein, wie die zu Athen, und nicht ſo rieſenhaft, wie die zu Memphis, halten ſich in jener weiſen Mitte, worin die Schönheit und der Geſchmack vorzüglich herrſchen. Mittelſt des Domes, der den Alten unbekannt war, hat die Religion eine glückliche Miſchung des Kühnen in der gothiſchen Ordnung und des Einfachen und Zierlichen in den griechiſchen Ordnungen hervorgebracht.

Dieſer Dom, der bei den meiſten unſerer Kirchen ſich zu einem Glockenthurm geſtaltet, gibt unſern Dörfern und Städten einen ſittlichen Charakter, den die Städte des Alterthums nicht haben konnten. Die Augen des Reiſenden heften ſich zuerſt auf dieſe der Religion geweihte Spitze, deſſen Anblick eine Maſſe von Gefühlen und Erinnerungen weckt; es iſt die Trauerpyramide, um welche her die Altvordern ſchlafen, es iſt das Freudendenkmal, von welchem das geheiligte Erz das Leben eines Gläubigen verkündet; hier vereinigen ſich die Gatten, hier werfen ſich die Chriſten am Fuß der Altäre nieder, der Schwache, um zu dem Gott der Kraft zu beten, der Sünder, um den Gott der Barmherzigkeit anzuflehen, der Schuldloſe, um den Gott der Güte zu preiſen. Kommt euch eine Landſchaft nackt, traurig, öde vor, ſetzt einen Kirchthum hinein, und im Augenblick wird ſich Alles beleben: die lieblichen Vorſtellungen vom Hirten und der Heerde, von einer Zuflucht für den Wanderer, von Almoſen für den Pilger, von chriſtlicher Gaſtfreundſchaft und Brüderſchaft treten von allen Seiten plötzlich in's Leben.

Je mehr Frömmigkeit und Glauben die Zeitalter hatten, welche unſere Denkmale errichtet haben, deſto ausgezeichneter

waren dieſe Denkmale durch die Größe und den Adel ihres Charakters. Ein merkwürdiges Beiſpiel davon ſind das Haus der Invaliden und die Militärſchule: man möchte ſagen, erſteres habe auf den Ruf eines frommen Jahrhunderts ſeine Gewölbe gen Himmel emporſteigen laſſen, und letztere auf das Wort eines gottloſen Jahrhunderts ſich zur Erde niedergebeugt.

Aus drei Hauptbauen, die mit der Kirche ein länglichtes Viereck bilden, beſteht die Wohnung der Invaliden. Aber welcher Geſchmack in dieſer Einfachheit! welche Schönheit in dieſem Hofe, welcher doch nur ein Militärkloſter iſt, worin die Kunſt kriegeriſche Vorſtellungen mit religiöſen vermengt und das Bild eines Lagers alter Soldaten mit den rührenden Erinnerungen eines Verpflegungshauſes vermählt hat! Es iſt zugleich das Denkmal des Gottes der Heere und des Gottes des Evangeliums. Der Roſt der Jahrhunderte, der es allmählig bedeckt, ſtellt es in ein edles Verhältniß zu den lebendigen Ruinen, den Veteranen, die ſich unter ſeinen alten Säulengängen ergehen. In den Vorhöfen weiſt Alles die Idee der Kämpfe: Graben, Glacis, Wälle, Kanonen, Zelte, Schildwachen. Aber geht man weiter vorwärts, ſo wird der Lärm immer ſchwächer und verliert ſich endlich in der Kirche, wo die tiefſte Stille herrſcht. Dieſes Gotteshaus ſteht hinter den kriegeriſchen Behauſungen, wie das Bild der Ruhe und Hoffnung im Hintergrunde eines unruh- und gefahrvollen Lebens.

Das Jahrhundert Ludwig's XIV. iſt vielleicht das einzige, welches die moraliſche Schicklichkeit wohl begriffen hat und in der Kunſt ſtets gethan hat, was am Platze war, nichts drunter und nichts drüber. Das Gold des Handels hat die prachtvollen Säulenreihen des Greenwich-Hospitals in England

errichtet, aber in der Maſſe des Invalidenhauſes liegt etwas Stolzeres und Großartigeres. Man erkennt ſogleich, daß ein Volk, das für das Alter ſeiner Heere ſolche Palläſte baut, die Macht des Schwertes empfangen hat, wie den Scepter der Künſte.

Siebentes Capitel.

Verſailles.

Malerei, Baukunſt, Poeſie und die edle Beredtſamkeit ſind in den philoſophiſchen Jahrhunderten ſtets ausgeartet. Dieß kommt daher, daß der grübelnde Verſtand durch Zerſtörung der Phantaſie den Grund und Boden der ſchönen Künſte untergräbt. Man glaubt geſchickter zu ſein, weil man einige Irrthümer in der Phyſik berichtigt, (die man ſodann durch alle möglichen Irrthümer der Vernunft wieder erſetzt) und man ſchreitet in Wirklichkeit rückwärts, da man eine der ſchönſten Fähigkeiten des Geiſtes verliert.

In Verſailles hat ſich alle Pracht des religiöſen Zeitalters Frankreichs vereint. Kaum iſt ein Jahrhundert verfloſſen, und ſchon ſind die Luſtwäldchen, welche vom Geräuſche der Feſte wiederhallten, nur noch von der Stimme der Heuſchrecke und der Nachtigall belebt. Dieſes Schloß, das für ſich allein einer großen Stadt gleicht, dieſe Marmortreppen, welche zu den Wolken zu führen ſcheinen, dieſe Statuen, dieſe Waſſerbehälter, dieſe Gehölze, ſind entweder dem Sturze nahe

oder mit Moos bedeckt, oder ausgetrocknet, oder ausgehauen, und doch hatte dieser Wohnsitz der Könige nie ein prachtvolleres, nie ein einsameres Aussehen. Sonst war Alles leer in diesen Räumen; die Kleinheit des letzten Hofes (ehe derselbe die Größe seines Mißgeschickes für sich hatte) schien allzu unbeschränkt in diesen weiten Behausungen Ludwigs XIV.

Wenn die Zeit auf die Reiche einen Schlag ausführt, so heftet sich irgend ein großer Name an ihre Trümmer und bedeckt sie. Wenn das edle Elend des Kriegers heutzutage in Versailles an die Stelle der prächtigen Hoffeste getreten ist, wenn Gemälde von Wundern und Märtyrern weltliche Malereien verdrängt haben, warum sollte der Schatten Ludwigs XIV. es übel nehmen? Er verherrlichte einst die Religion, die Künste, das Heer: so ist es hübsch, daß nun die Trümmer seines Pallastes den Trümmern des Heeres, der Künste und der Religion Schutz gewähren.

Achtes Capitel.

Von den gothischen Kirchen.

Alles an den rechten Ort! eine durch die ewige Wiederholung abgedroschene Wahrheit, ohne welche es aber trotz dem nichts Vollkommenes geben kann. Die Griechen hätten ebensowenig in Athen einen egyptischen Tempel gerne gesehen, als die Egypter einen griechischen Tempel in Memphis. Beide Denkmale hätten, wenn sie den Platz gewechselt hätten, ihre Hauptschönheit verloren, d. h. ihre Beziehungen auf die

Einrichtungen und Gewohnheiten der Völker. Diese Bemerkung findet für uns ihre Anwendung auf die altehristlichen Denkmale. Es scheint sonderbar, daß in diesem ungläubigen Jahrhundert die Dichter und Romanschreiber, durch eine natürliche Umkehr zu den Sitten unserer Vorväter, in ihren Dichtungen gerne unterirdische Gewölbe, Geister, Burgen, gothische Kirchen anbringen: so großen Reiz besitzen die Erinnerungen, die sich an die Religion und die vaterländische Geschichte knüpfen! Die Völker werfen ihre alten Sitten nicht bei Seite, wie man ein veraltetes Kleid ablegt. Theilweise kann man dieselben ihnen entreißen, aber es bleiben Fetzen davon übrig, welche mit den neuen Kleidungsstücken eine abscheuliche Buntscheckigkeit hervorbringen.

Man dürfte die zierlichsten und hellsten griechischen Tempel bauen, um das gute Volk des heil. Ludwig zur Anbetung eines metaphysischen Gottes zu versammeln: es würde doch stets die Notre-Dame von Rheims und die von Paris zurückwünschen, diese ganz bemoosten und mit den Geschlechtern der Abgeschiedenen und den Seelen seiner Väter ganz angefüllten Basiliken; es würde zurückwünschen das Grab einiger Herren von Montmorency, auf welchem es während der Messe zu knien pflegte, der heiligen Quellen nicht zu vergessen, wohin es bei seiner Geburt getragen wurde. Alles das ist wesentlich an unsere Sitten gebunden, und ein Denkmal ist nur in so weit ehrwürdig, als eine lange Geschichte der Vergangenheit seinen von Jahrhunderten geschwärzten Gewölben gleichsam eingeprägt ist. Darum gibt es nichts Wundesbares in einem Tempel, den man hat bauen sehen, und dessen Echo und Dome sich unter unsern Augen gebildet haben. Gott ist das ewige Gesetz, und sein Ursprung und Alles, was mit

ſeiner Verehrung zuſammenhängt, muß ſich in der Nacht der Zeiten verlieren.

In eine gothiſche Kirche kann man nicht ohne einen gewiſſen Schauer und ein unbeſtimmtes Gefühl der Gottheit eintreten. Man ſieht ſich mit einem Male in jene Zeiten zurückverſetzt, wo Kloſterbrüder, nachdem ſie in den Wäldern ihrer Klöſter im Nachſinnen verweilt hatten, ſich am Altare niederwarfen und in der ruhigen Stille der Nacht dem Herrn Loblieder anſtimmten. Das alte Frankreich ſcheint wieder aufzuleben, man glaubt jene ſonderbaren Trachten und ein von dem heutigen ganz verſchiedenes Volk zu ſehen: man gedenkt ſowohl der Revolutionen dieſes Volkes, als ſeiner Arbeiten und ſeiner Künſte. Je ferner uns dieſe Zeiten ſind, deſto zauberhafter erſcheinen ſie uns, deſto mehr erwecken ſie in uns jene Gedankenreihen, welche immer mit einer Betrachtung über die Nichtigkeit des Menſchen und die Flüchtigkeit ſeines Lebens ſchließen.

Der gothiſche Styl hat trotz ſeiner barbariſchen Verhältniſſe eine ihm eigenthümliche Schönheit.

Die Wälder waren die erſten Tempel der Gottheit, und in den Wäldern haben die Menſchen auch die erſte Idee der Baukunſt bekommen. Dieſe Kunſt muß daher nach den Himmelsſtrichen verſchieden ſein. Die Griechen haben die zierliche korinthiſche Säule mit ihrem Blätter-Kapitäl dem Modell des Palmbaums nachgebildet. Die ungeheueren Pfeiler des altegyptiſchen Styls ahmen die Sykomore, den orientaliſchen Feigenbaum, die Banane und den größten Theil der Rieſenbäume Afrikas und Aſiens nach.

Die Wälder der Gallier ſind ihrerſeits in die Tempel unſrer Väter übergegangen, und unſere Eichenhaine haben ſe

ihren gewiſſen Urſprung bewahrt. Die gemeiſelten blätterreichen Gewölbe, die Strebepfeiler, welche die Mauern ſtützen und ſchroff abbrechen, wie abgehauene Baumſtämme, die Friſche der Gewölbe, das Dunkel des Heiligthums, die finſteren Nebenflügel, die geheimen Durchgänge, die niedrigen Thüren: Alles in der gothiſchen Kirche iſt den Irrgängen der Wälder nachgebildet, Alles läßt den religiöſen Schauer, die Myſterien und die Gottheit fühlen. Die zwei hochmüthigen Thürme am Eingang des Gebäudes überragen die Ulmen und Eibenbäume des Friedhofes und machen auf dem Blau des Himmels eine maleriſche Wirkung. Bald beleuchtet der anbrechende Tag ihre Zwillingshäupter, bald ſcheinen ſie mit einem Wolkenkapitäl umkränzt, oder in den Dünſten der Luft dicker geworden. Die Vögel ſelbſt ſcheinen ſich zu täuſchen und ſie für die Bäume ihrer Walder zu nehmen, Dohlen flattern um ihre Firſte und ſetzen ſich auf ihre Umgänge Aber plötzlich kommt ein verworrener Lärm aus dem Gipfel dieſer Thürme, und jagt die erſchreckten Vögel von dannen. Der chriſtliche Baumeiſter, nicht zufrieden Wälder zu bauen, hat gleichſam auch ihr Rauſchen nachahmen wollen, und mittelſt der Orgel und dem „aufgehängten Erz“ an den gothiſchen Tempel ſelbſt das Brauſen der Winde und das Rollen des Donners, das ſich in den Wäldern hören läßt, gefeſſelt. Die Jahrhunderte, durch dieſe heiligen Töne hervorgerufen, laſſen ihre alten Stimmen aus dem Schooß der Steine vernehmen und ſeufzen in der weiten Baſilika: das Heiligthum brauſt wie die Höhle der alten Sibylle; und während toſend über deinem Haupte daß Erz ſich wiegt, iſt in den Todtengewölben unter deinen Füßen tiefes Schweigen.

Zweites Buch.

Philoſophie.

Erſtes Capitel.

Aſtronomie und Mathematik.

Wir betrachten nun den Einfluß des Chriſtenthums auf die Literatur im Allgemeinen. Man kann dieſelbe nach drei Hauptfächern eintheilen: Philoſophie, Geſchichte, Beredtſamkeit.

Unter Philoſophie verſtehen wir hier das Studium jeder Art von Wiſſenſchaft.

Man wird ſehen, daß wir bei Vertheidigung der Religion die Weisheit keineswegs angreifen: wir ſind weit entfernt, die ſophiſtiſche Leichenſchauſtätte mit der geſunden Geiſtes- und Herzensbildung zu verwechſeln. Die wahre Philoſophie iſt die Unſchuld des Alters der Völker, wenn ſie aufgehört haben aus Inſtinkt tugendhaft zu ſein und es nur noch aus vernünftigen Gründen ſind: dieſe zweite Unſchuld iſt nicht ſo ſicher als die erſte jugendliche, aber wenn man ſie erreichen kann, ſo iſt ſie erhabener.

Von welcher Seite man auch den evangeliſchen Gottesdienſt betrachtet, ſo ſieht man immer, daß er dem Gedanken einen höhern Schwung gibt und das Gefühl erweitert. In den Wiſſenſchaften ſtehen ſeine Dogmen keiner natürlichen Wahrheit entgegen; ſeine Glaubenslehre verbietet keinerlei Studium. Bei den Alten begegnete ein Philoſoph auf jedem Schritte einer Gottheit; bei Todesſtrafe oder bei Strafe der Verbannung war er von den Prieſtern Apoll's oder Jupiter's verurtheilt, ſein ganzes Leben lang abgeſchmackt zu ſein. Aber da der Gott der Chriſten ſich nicht in einer Sonne eine enge Wohnung gewählt hat, ſo hat er die Geſtirne den eiteln Forſchungen der Gelehrten überlaſſen: „Er hat ihnen die Welt vorgeworfen als eine Weide für ihre Streitigkeiten" (Prediger 3, 11). Der Naturforſcher kann die Luft in ſeiner Röhre wägen, ohne dabei fürchten zu müſſen, Juno zu beleidigen. Nicht von den Beſtandtheilen unſeres Körpers, ſondern von den Tugenden unſerer Seele wird uns einſt der höchſte Richter Rechenſchaft abfordern.

Wir wiſſen wohl, daß man nicht ermangeln wird, einige Bullen des heiligen Stuhles oder einige Erlaſſe der Sorbonne anzuführen, welche die eine oder andere philoſophiſche Entdeckung verdammten, aber wie? könnte man nicht auch Beſcheide des römiſchen Hofes zu Gunſten derſelben Entdeckungen citiren? Was läßt ſich demnach ſagen, als daß die Prieſter, welche Menſchen ſind, wie wir, ſich nach der natürlichen Bewegung der Jahrhunderte mehr oder weniger aufgeklärt gezeigt haben? Es iſt genug, daß das Chriſtenthum ſelbſt den Wiſſenſchaften ſich nicht feindſelig entgegenſtellt, ſo daß wir unſere erſte Behauptung für gegründet halten dürfen.

Uebrigens müssen wir wohl bemerken, daß die Kirche beinahe immer die Künste beschützt hat, ob sie gleich einige Male die abstrakten Studien entmuthigt hat: dabei hat sie ihre gewohnte Weisheit gezeigt. Die Menschen mögen sich quälen, wie sie wollen, sie werden niemals die Natur ganz begreifen, weil nicht sie zum Meere gesagt haben: Bis dahin sollst du kommen und nicht weiter, und hier sollst du den Stolz deiner Wellen brechen (Hiob 37, 11). Systeme werden ewig auf Systeme folgen, aber die Wahrheit wird immer unbekannt bleiben. Warum kommt es doch nie der Natur in den Sinn, ruft Montaigne aus, einmal uns ihr Inneres zu öffnen? O Gott, welche Mißbräuche, welche Verstöße würden wir in unserer armen Wissenschaft entdecken.

Die alten Gesetzgeber, über diesen Punkt wie über viele andere, mit den Grundsätzen der christlichen Religion einig, bekämpften die Philosophen und überhäuften die Künstler mit Ehrenbezeugungen. Die vorgeblichen Verfolgungen der Wissenschaften durch das Christenthum müssen also auch den Alten vorgeworfen werden, denen wir doch so viele Weisheit verdanken. Im Jahre 591 von Erbauung Rom's gab der Senat Befehl, die Philosophen aus der Stadt zu verbannen, und sechs Jahre nachher eiferte Cato, man solle den Gesandten der Athenienser, Karneades, fortschicken, „damit nicht", wie er sagte, „die Jugend an den Spitzfindigkeiten der Griechen Geschmack finde und die alte Sitteneinfalt dadurch verliere." Wenn das Kopernikanische System Anfangs vom römischen Hofe verkannt wurde, hatte es nicht schon bei den Griechen ein ähnliches Schicksal erfahren? Plutarch berichtet: „Aristarch meinte, die Griechen sollen Kleanthes

von Samos vor Gericht ziehen und wegen Götterläſterung verurtheilen, weil er den Herd der Welt umſtürze: ſintemal dieſer Menſch, darauf ausgehend den Augenſchein zu retten, die Vermuthung aufſtelle, daß der Himmel unbeweglich bleibe und nur die Erde es ſei, die ſich durch den ſchiefen Zirkel des Thierkreiſes bewege, während ſie ſich um ihre Achſe drehe." (Eigentlich war es Ariſtarch von Samos, den Kleanthes wegen ſeiner Meinung über die Bewegung der Erde verfolgen laſſen wollte; doch ändert dieß Nichts an unſerer Behauptung).

Immerhin zeigte ſich das neuere Rom viel weiſer, da das nämliche kirchliche Tribunal, welches anfänglich das Kopernikaniſche Syſtem verdammte, es ſechs Jahre darauf als eine Hypotheſe zu lehren geſtattete. Ueberdieß konnte man von einem römiſchen Prieſter mehr aſtronomiſche Kenntniſſe erwarten als von Tycho Brahe, welcher ſtets fortfuhr die Bewegung der Erde zu leugnen? Und ein Papſt Gregor, der Verbeſſerer des Kalenders, ein Mönch Bako, vielleicht der Erfinder des Teleskops, ein Kardinal Cuza, ein Prieſter Gaſſendi — waren ſie nicht theils Beſchützer, theils Förderer der Aſtronomie?

Plato, dieſer den höhern Wiſſenſchaften ſo ſehr zugethane Geiſt, ſagt ausdrücklich in einem ſeiner ſchönſten Werke, daß die höheren Studien nicht Allen, ſondern nur einer kleinen Anzahl Nutzen bringen, und fügt die durch die Erfahrung beſtätigte Bemerkung hinzu: „daß eine völlige Unwiſſenheit weder das größte Uebel, noch am meiſten zu fürchten, und ein Haufen unverdauter Kenntniſſe noch viel ſchlimmer ſei."

Wenn alſo die Religion in dieſer Hinſicht einer Rechtfertigung bedürfte, ſo wären wir um Autoritäten bei den Alten

und selbst bei den Neueren nicht verlegen. Hobbes hat mehrere Abhandlungen gegen die Unsicherheit in der sichersten aller Wissenschaften, der Mathematik, geschrieben. In einer derselben, die den Titel hat: Contra Geometras, sive contra phastum Professorum, tadelt er Euklid's Erklärungen eine nach der andern und zeigt, wieviel Falsches, Unbestimmtes und Willkürliches sie enthalten. Die Art, wie er sich ausdrückt, ist bemerkenswerth: „Ich wollte dir in dieser Abhandlung zeigen, daß es in der Mathematik ebensoviel Grund zu Zweifeln gebe, als in der Physik, in der Moral u. s. w.

Bako drückt sich noch auf stärkere Weise gegen die Wissenschaften aus, selbst wo er ihre Vertheidigung zu übernehmen scheint. Nach diesem großen Manne ist es bewiesen: „daß eine leichte Färbung von Philosophie zur Verkennung des höchsten Wesens führen kann, daß aber ein vollkommeneres Wissen den Menschen zu Gott führt."

Wie schrecklich ist diese Vorstellung, wenn sie wahr ist! Denn neben einem Genie, das fähig ist zu dieser von Bako geforderten Fülle von Wissen zu gelangen, wo man nach Paskal sich in einer neuen Unwissenheit begegnet, wie viele mittelmäßige Geister werden niemals dahin gelangen, und stets in dem Nebel des Wissens bleiben, welcher die Gottheit verbirgt!

Was den großen Haufen immer zu Grunde richten wird, ist der Hochmuth: nie wird man denselben überzeugen können, daß er nichts wisse in dem Augenblicke, wo er Alles zu wissen glaubt. Nur die großen Menschen vermögen diesen letzten Punkt der menschlichen Erkenntniß zu begreifen, wo man die Schätze, die man aufgehäuft, verschwinden sieht und sich in

seiner ursprünglichen Armuth wiederfindet. Darum haben auch die meisten Weisen behauptet, daß die philosophischen Studien für die Menge äußerst gefährlich seien. In den drei ersten Kapiteln des vierten Buchs seines Versuches über den menschlichen Verstand weist Locke die Grenzen unserer Erkenntniß nach, welche in der That Schrecken erregend sind, da sie mit so engen Schranken uns umgeben.

Da unsere Erkenntniß — sagt er — in so enge Grenzen eingeschlossen ist, wie ich gezeigt habe, um den gegenwärtigen Zustand unseres Geistes besser wahrzunehmen, so wird es vielleicht nicht unnütz sein .... von unserer Unwissenheit Kenntniß zu nehmen, was .... sehr viel zur Beendigung der Streitigkeiten beitragen kann .... wenn wir, nachdem wir entdeckt haben, bis wohin unsere klare Vorstellungen gehen .... uns nicht mehr mit jenem Abgrund der Finsterniß befassen (worin unsere Augen uns völlig unbrauchbar sind und unsere Fähigkeiten uns lediglich Nichts mehr wahrnehmen lassen können), indem wir uns den tollen Gedanken in den Kopf setzen, daß Nichts über unsere Fassungskraft gehe.

Endlich weiß man, daß Newton aus Ekel über das Studium der Mathematik mehrere Jahre gar nicht mehr davon sprechen hören mochte, und noch in unseren Tagen hat Gibbon, welcher so lange der Apostel der neuen Ideen war, geschrieben: „die exakten Wissenschaften haben uns an eine Verachtung der moralischen Gewißheit gewöhnt, welche doch so fruchtbar an schönen Empfindungen und dazu gemacht ist, die Meinungen und Handlungen unseres Lebens zu bestimmen."

In der That haben mehrere Personen schon gemeint, daß die Wissenschaft unter den Händen des Menschen das Herz austrockne, die Natur entzaubere, die schwachen Geister zum

Atheismus führe und vom Atheismus zum Verbrechen; daß dagegen die schönen Künste unsere Tage wunderbar schmücken, unsere Seele sänftigen, uns mit Vertrauen auf Gott erfüllen und durch die Religion zur Ausübung der Tugend führen.

Wir wollen Rousseau nicht anführen, dessen Autorität hier verdächtig sein könnte, aber Descartes z. B. drückt sich auf eine sehr seltsame Weise über die Wissenschaft aus, die einen Theil seines Ruhms ausmacht.

„Er fand Nichts — sagt der gelehrte Verfasser seines Lebens, — das ihm weniger gründlich vorkam, als sich mit ganz einfachen Zahlen und eingebildeten Figuren zu beschäftigen, wie wenn man sich an solche Kleinigkeiten halten müßte, ohne den Blick darüber hinauszurichten. Ja er sah darin etwas mehr, als Fruchtloses, er glaubte, es sei gefährlich, sich allzu ernstlich mit diesen oberflächlichen Demonstrationen zu beschäftigen, die der Fleiß und die Erfahrung viel seltener als der Zufall zu Tage fördert. Sein Grundsatz war, daß diese Beschäftigung uns unvermerkt des Gebrauches unserer Vernunft entwöhne und uns der Gefahr aussetze, den Weg, den ihr Licht uns zeigt, zu verlieren."

Diese Ansicht des Mannes, der zuerst die Algebra auf die Geometrie angewandt hat, ist höchst beachtungswerth.

Auf ähnliche Weise scheint sich Pater Castel darin zu gefallen, den Gegenstand, über den er selber geschrieben hat, herabzusetzen. Er sagt: „Im Allgemeinen schätzt man die Mathematik zu hoch .... Die Geometrie enthält hohe Wahrheiten, wenig entwickelte Gegenstände und Gesichtspunkte, die nur wie aus der Pistole geschossen sind *). Warum es verhehlen?

*) Man erlaube, diesen Ausdruck Hegel's für das Französische qui ne sont que comme échappés. Anm. des Ueberf.

Sie enthält Paradoxen, scheinbare Widersprüche, Schlüsse, die nur dem System zu lieb oder aus Nachgiebigkeit dastehen, Parthei-Meinungen, sogar bloße Vermuthungen und selbst Fehlschüsse."

Wenn wir Buffon Glauben schenken, so „sinkt das, was man mathematische Wahrheit nennt, zu Gedanken, Identitäten herab und hat keine Wirklichkeit." Endlich sagt Abbé von Condillac, indem er über die Geometer ebenso geringschätzig sich ausläßt wie Hobbes: „Wenn sie aus ihren Rechnungen herauskommen, um sich auf Untersuchungen anderer Art einzulassen, so bemerkt man an ihnen nicht mehr dieselbe Klarheit, dieselbe Bestimmtheit, dieselbe Geisteskraft. Wir haben vier berühmte Metaphysiker, Descartes, Malebranche, Leibnitz und Locke: der Letzte war der einzige Nichtgeometer und um wie viel höher steht er, als die drei Andern!"

Dieses Urtheil ist freilich nicht genau. Denn in der reinen Methaphysik kamen Malebranche und Leibnitz viel weiter als der englische Philosoph; und wenn es auch wahr ist, daß geometrische Köpfe im Leben oft linkisch und verkehrt sich benehmen, so kommt das gerade von ihrer übertriebenen Genauigkeit her. Sie wollen überall unbedingte Wahrheiten finden, während es in der Moral und Politik nur bedingte Wahrheiten gibt. Es ist unabweislich wahr, daß Zwei und Zwei zusammen Vier ist, aber es ist nicht ebenso gewiß, daß ein gutes Gesetz zu Athen auch ein gutes Gesetz zu Paris ist. Es ist Thatsache, daß es um die Freiheit etwas Vortreffliches ist, aber muß man demnach Ströme von Blut vergießen, um sie in einem Umfang bei einem Volk einzuführen, welchen dieses Volk nicht erträgt?

In der Mathematik hat man allein auf den Grundſatz, in der Moral allein auf die Folge zu ſehen. Die eine iſt eine einfache, die andere eine zuſammengeſetzte Wahrheit. Ueberdieß bringt den Kompaß des Geometers Nichts, das Herz des Philoſophen aber Alles in Unordnung. Wäre das Werkzeug des Letztern ebenſo ſicher, als das des Erſteren, ſo könnten wir den Grund der Dinge kennen zu lernen hoffen: bis dahin aber müſſen wir auf Irrthümer rechnen. Wer die geometriſche Strenge auf die geſelligen Verhältniſſe übertragen wollte, würde der thörichtſte oder abſcheulichſte der Menſchen werden.

Die Mathematik iſt übrigens bei den Meiſten, die ſich damit abgeben, keineswegs ein Beweis für einen umfaſſenden Geiſt, ſondern ſie muß im Gegentheil als eine Stütze ihrer Schwachheit, als eine Art von Abkürzung betrachtet werden, welche Reſultate in einem Kopfe zu ordnen taugt, der von ſelbſt darauf zu kommen unfähig iſt. Sie gibt in der That nur allgemeine Zeichen für Ideen, welche uns der Mühe überheben, ſolche ſelber zu haben, numeriſche Ueberſchriften von Schätzen, die man nicht gezählt hat, Werkzeuge, womit man operirt und nicht die Dinge ſelber, um welche es ſich handelt. Setzen wir den Fall, ein Gedanke ſeie mit A, ein anderer mit B bezeichnet, welch ungeheuerer Unterſchied wird nicht Statt finden zwiſchen einem Menſchen, der jene zwei Gedanken in ihren verſchiedenen moraliſchen, politiſchen und religiöſen Beziehungen entwickelt, und zwiſchen einem Andern, der mit der Feder in der Hand, geduldig ſein A und B multiplicirt und dabei ſeltſame Combinationen findet, ohne daß ihm jedoch etwas Anderes vor dem Geiſte ſchwebt, als die Eigenſchaften der zwei trockenen Buchſtaben?

Aber wenn man mit Ausschluß einer andern Wissenschaft ein Kind nur in dieser wenig Ideen darbietenden Wissenschaft unterweisen wollte, so würde man Gefahr laufen, in demselben, die Quelle der Ideen selbst zu vertrocknen, die schönsten Anlagen zu verderben, die fruchtbarste Fantasie auszulöschen und die umfassendste Urtheilskraft zu beschränken. Man würde den jungen Kopf mit einem Schwalle von Zahlen und Figuren anfüllen, die ihm im Entferntesten Nichts darbieten; man würde ihn daran gewöhnen, sich mit einer gegebenen Summe zu begnügen, nur an der Hand einer Theorie weiter zu schreiten, von seinen eigenen Kräften niemals Gebrauch zu machen, seinem Gedächtnisse und seinem Denken durch künstliche Operationen zu Hülfe zu kommen, Nichts zu kennen und endlich Nichts zu lieben, als jene strengen Grundsätze und absolute Wahrheiten, welche die Gesellschaft über den Haufen werfen.

Man hat schon behauptet, daß die Mathematik dazu diene, in der Jugend die Irrthümer des Verstandes zu berichtigen. Allein man hat darauf sehr geistreich und sehr gründlich erwidert, daß man, um Ideen ordnen zu können, zuvor welche haben müsse, und daß den Verstand eines Kindes in Ordnung bringen zu wollen so viel heiße, als ein leeres Zimmer ordnen wollen. Gebet demselben zuerst klare Vorstellungen von seinen moralischen und religiösen Pflichten, unterweiset es in menschlichen und göttlichen Schriften, und dann, wenn ihr die nöthige Sorgfalt auf Erziehung des Herzens eures Zöglings verwendet habt, wenn sein Gehirn mit Gegenständen zur Vergleichung und mit festen Grundsätzen angefüllt ist, dann bringet, wenn ihr wollt, mit der Geometrie Ordnung darein.

Ist es überdieß denn so sicher, daß das mathematische Studium für das Leben so unentbehrlich ist? Braucht man

Magiſtrate, Miniſter, bürgerliche und kirchliche Beamte: was nützen denn ihrem Stande die Eigenſchaften eines Kreiſes oder eines Dreiecks? Man ſagt, man wolle nur poſitive Dinge. Mein Gott! was gibt es denn weniger Poſitives, als die Wiſſenſchaften, deren Syſteme mehre Male in einem Jahrhunderte wechſeln? Was liegt dem Ackersmann daran, daß das Element der Erde nicht homogen iſt, oder dem Holzhauer daran, daß das Holz eine pyroligniöſe Subſtanz enthalte? Eine beredte Seite aus Boſſuet über die Moral iſt nützlicher und ſchwerer zu ſchreiben als ein Band philoſophiſcher Abſtraktionen.

Aber, ſpricht man, man wendet die Entdeckungen der Wiſſenſchaften auf die mechaniſchen Künſte an, allein dieſe großen Entdeckungen leiſten faſt nie, was man davon erwartete. Die Vortrefflichkeit des Landbaues in England iſt weniger das Ergebniß einiger wiſſenſchaftlichen Erfahrungen, als das Reſultat der geduldigen Arbeit und des Fleißes der Pächter, die genöthigt ſind, einen undankbaren Boden ohne Unterlaß zu bearbeiten.

Fälſchlicher Weiſe ſchreiben wir oft den Wiſſenſchaften zu, was auf Rechnung des natürlichen Fortſchrittes der Geſellſchaft kommt. Die Arme und die landwirthſchaftlichen Thiere haben ſich vervielfältigt, ſo mußten ſich verhältnißmäßig auch die Manufakturen und die Erzeugniſſe des Landes vermehren und verbeſſern. Es iſt ein Vortheil, daß man leichtere Pflüge und für die Gewerbe vollkommnere Maſchinen hat; aber es wäre ein ungeheurer Irrthum zu glauben, daß der Geiſt und die Weisheit des Menſchen ſich auf den Kreis mechaniſcher Erfindungen beſchränken.

Was die eigentliche Mathematik betrifft, so ist bewiesen, daß man in sehr kurzer Zeit lernen kann, was ein guter Ingenieur wissen muß. Was außerhalb dieser praktischen Geometrie liegt, ist nur eine spekulative Geometrie, welche, wie die andern Wissenschaften ihre Spielereien, ihr Unbrauchbares und so zu sagen ihre Romane hat. Man muß wohl unterscheiden — sagt Voltaire — zwischen der nützlichen und der vorwitzigen Geometrie .... Quadratirt die Curven so viel ihr wollt, ihr möget dabei einen außerordentlichen Scharfsinn beweisen; aber ihr gleichet dem Rechner, der die Eigenschaften der Zahlen erforscht, statt sein Vermögen zu berechnen .... Als Archimedes die eigenthümliche Schwere der Körper fand, erwarb er sich ein Verdienst um das menschliche Geschlecht; aber wozu kann es nützen drei Zahlen zu finden die sich so zu einander verhalten, daß der Unterschied der Quadrate von je zweien zu der Zahl Drei addirt jedesmal ein Quadrat gibt, und daß die Summe der drei Unterschiede zu ihrem Cubus addirt wieder ein Quadrat gibt? „Nugae difficiles!“

So peinlich nun auch diese Wahrheit den Mathematikern sein mag, so muß man doch sagen, daß die Natur diese Männer nicht für den ersten Rang bestimmt hat. Außer einigen erfinderischen Geometern verdammte sie dieselben zu einer traurigen Dunkelheit: und selbst jene Entdecker neuer Wahrheiten sind mit Vergessenheit bedroht, wenn sich nicht ein Geschichtschreiber die Mühe nimmt, sie der Welt anzukündigen. Archimedes verdankt Polybius seinen Ruhm, und unter uns hat Voltaire Newton's Ruf begründet. Plato und Pythagoras leben vielleicht noch mehr denn als Geometer als Moralisten und Gesetzgeber fort, und ebenso Leibnitz

und Descartes als Metaphyſiker. D'Alembert hätte heute daſſelbe Loos, wie Varignon und Duhamel, deren Namen, von der Schule in Ehren gehalten, für die Welt nur noch in den Lobreden der Akademie exiſtiren, wenn er nicht den Ruhm des Schriftſtellers mit dem des Gelehrten verbunden hätte. Ein Dichter mit ein paar Verſen kommt auf die Nachwelt, macht ſein Jahrhundert unſterblich und trägt die Männer, die er auf ſeiner Leier zu beſingen gewürdigt hat, auf die Zukunft; ein Gelehrter, kaum während ſeines Lebens gekannt, iſt am Tage nach ſeinem Tode vergeſſen. Wider Willen undankbar, kann er nichts thun für den großen Mann, für den Helden, der ihn in Schutz nimmt. Umſonſt wird er deſſelben Namen auf einen chemiſchen Ofen oder ein phyſikaliſches Werkzeug ſetzen: Dieſe ſchätzbaren Anſtrengungen fördern keine Berühmtheit zu Tage. Der Ruhm kommt ohne Flügel zur Welt, wenn er ſich zum Himmel emporſchwingen will, ſo muß er die der Muſen borgen. Corneille, Racine, Boileau, dieſe Redner, Geſchichtſchreiber und Künſtler haben Ludwig XIV. unſterblich gemacht, weit mehr als die Gelehrten, welche gleichfalls in ſeinem Zeitalter glänzten.

Alle Zeiten und Länder weiſen ähnliche Beiſpiele auf. So mögen denn die Mathematiker aufhören, ſich darüber zu beklagen, daß die Völker zufolge eines allgemeinen Inſtinkts die ſchönen Wiſſenſchaften der Gelehrſamkeit voranſtellen! Dieß kommt daher, daß wer ein einziges Sittengeſetz, ein einziges rührendes Gefühl der Erde hinterläßt, der Geſellſchaft weit mehr nützt, als der Geometer, welcher die ſchönſten Eigenſchaften des Dreiecks entdeckt.

Uebrigens hält es vielleicht nicht ſchwer, die, welche gegen die Mathematik eifern, mit denen, welche ſie allem Andern

vorziehen, zu verſöhnen. Dieſe Meinungsverſchiedenheit kommt von dem gewöhnlichen Irrthum, der einen *großen* Mathematiker von einem *geſchickten* nicht unterſcheidet. Es gibt eine *materielle* Geometrie, die aus Linien, Punkten, A + B zuſammengeſetzt iſt; und darin kann der mittelmäßige Kopf mit Zeit und Ausdauer Wunder ausrichten. Er iſt ſodann eine Art geometriſcher Maſchine, welche wie Paskals Rechenmaſchine die verwickeltſten Aufgaben löſt. In den Wiſſenſchaften iſt immer der zuletzt Kommende der Unterrichtetſte; daher iſt in unſern Tagen mancher Schüler in der Mathematik weiter, als Newton, und aus demſelben Grunde wird Mancher, der heute für einen Gelehrten gilt, von dem nachfolgenden Geſchlecht für unwiſſend angeſehen werden. Eingenommen von ihrer Rechenkunſt, zeigen die *handwerksmäßigen Geometer* eine lächerliche Verachtung gegen die Künſte, bei denen die Fantaſie eine Rolle ſpielt, mitleidig lächeln ſie, wenn man ihnen von Literatur, Moral, Religion ſpricht; ſie *kennen*, ſagen ſie, die Natur. Sollte nicht *Plato's Unkenntniß* ebenſo liebenswürdig ſein, welcher eben dieſe Natur eine *geheimnißvolle Poeſie* nennt?

Glücklicher Weiſe gibt es noch eine andere, eine *vernünftige* Geometrie. Es iſt jene, die man verſtehen mußte, um unter *Sokrates'* Schüler aufgenommen zu werden: ſie ſieht Gott hinter dem Kreiſe und dem Dreieck, und hat einen *Paskal*, *Leibnitz*, *Descartes* und *Newton* geſchaffen. Im Allgemeinen ſind die Entdecker auf dem Felde der Geometrie religiös geweſen.

Jedoch läßt ſich nicht verbergen, daß dieſe Geometrie der großen Männer ſehr ſelten iſt. Auf ein einziges Genie, das auf der Hochſtraße der Wiſſenſchaft wandelt, kommen unzählige

Andere, welche auf ihren unentwirrbaren Irrwegen ſich verlieren. Wir bemerken hier eine in den Geſetzen der Vorſehung ſo häufige Rückwirkung: die irreligiöſen Zeitalter führen nothwendig auf die Wiſſenſchaften, und die Wiſſenſchaften führen nothwendig irreligiöſe Zeiten herbei. Wenn in einem gottloſen Jahrhundert der Menſch einmal das Daſein Gottes verkannt hat, ſo ſucht er, da dieß nichts deſtoweniger die einzige Wahrheit iſt, die er im Grunde ſeines Herzens beſitzt, und da er ein zwingendes Bedürfniß poſitiver Wahrheiten hat, neue Wahrheiten ſich zu ſchaffen, und glaubt dieſelben nun in den Abſtraktionen der Wiſſenſchaften zu finden. Auf der andern Seite iſt es natürlich, daß gewöhnliche Geiſter oder unbeſonnene Jünglinge, wenn ſie mathematiſchen Wahrheiten im Weltall begegnen, wenn ſie ſie mit Newton am Himmel, mit Lavoiſier in der Chemie, mit Hauy an den Mineralien entdecken — es iſt natürlich, ſage ich, daß ſie dieſelben nun für das Prinzip der Dinge ſelber halten und Nichts über dieſelben hinaus ſehen. Die Einfachheit der Natur, welche ſie mit Ariſtoteles ein erſtes Bewegendes oder mit Plato einen ewigen Geometer vermuthen laſſen ſollte, führt ſie nur in die Irre: Gott geht ihnen bald nur in den Eigenſchaften der Körper auf, und die Kette der Zahlen entrückt ihnen die große Einheit.

Zweites Capitel.

Chemie und Naturgeschichte.

Dieſe Ausſchweifungen haben den Feinden der Wiſſenſchaften ſo große Vortheile verſchafft und die beredten Angriffe Rouſſeau's und ſeiner Anhänger hervorgerufen. Nichts iſt bewunderungswürdiger, ſagen ſie, als die Entdeckungen Spallanzani's, Lavoiſier's und Lagrange's; aber was wieder Alles verderbt, das ſind die Folgerungen, welche ſchiefe Köpfe daraus zu ziehen ſtreben. Was! weil man dahin gekommen iſt, die Einfachheit der Verdauungsſäfte nachzuweiſen oder die Zeugungsſäfte zu zerſetzen; weil die Chemie die Zahl der Urſtoffe vermehrt oder, wenn man will, vermindert hat; weil das Geſetz der Schwere dem geringſten Schüler bekannt iſt; weil ein Kind geometriſche Figuren kritzeln kann; weil dieſer oder jener Schriftſteller ein feiner Ideolog iſt: muß man daraus nothwendig ſchließen, es gebe keinen Gott und keine wahre Religion? welcher Mißbrauch des Schlußvermögens!

Noch eine andere Beobachtung hat bei ängſtlichen Geiſtern den Widerwillen vor philoſophiſchen Studien beſtärkt. Sie ſagen nämlich: „Wenn dieſe Entdeckungen ſicher und unabänderlich wahr wären, ſo könnten wir den Stolz begreifen, den ſie, nicht den achtungswerthen Männern, welche ſie gemacht haben, ſondern nur dem großen Haufen einflößen, der daran Theil nimmt. Allein in den ſogenannten poſitiven Wiſſenſchaften zerſtört die heutige Erfahrung die Erfahrung von geſtern.

Die Irrthümer der alten Physik haben ihre Anhänger und Vertheidiger. Ein schön-wissenschaftliches Werk überdauert alle Zeiten; die Jahrhunderte geben ihm selbst neuen Glanz. Aber die Wissenschaften, die sich nur mit den Eigenschaften der Körper beschäftigen sehen im Augenblicke wieder ihr berühmtestes System veralten. In der Chemie z. B. glaubt man eine regelmäßige Benennungsart zu haben, und auf einmal nimmt man wahr, daß man sich getäuscht hat. Noch eine Anzahl von Thatsachen und man wird das ganze Fachwerk der Chemie zerbrechen müssen*). Was wird man denn gewonnen haben, wenn man die alten Namen über den Haufen wirft und die Lebensluft Oxygen nennt? u. s. w. Die Wissenschaften sind ein Irrgarten, worein man sich nur um so mehr vertieft in dem Augenblick, wo man heraus zu kommen glaubte."

Diese Einwürfe haben viel Einleuchtendes, aber sie betreffen die Chemie nicht mehr als die andern Wissenschaften. Ihr vorwerfen, daß sie durch ihre eigenen Erfindungen sich täuschen lasse, heißt ihren guten Glauben anklagen und es rügen, daß sie nicht das Geheimniß des Wesens der Dinge besitzt. Und wer besitzt denn dieses Geheimniß als jener höchste Verstand, der von Ewigkeit her ist? Die Kürze unseres Lebens, die Schwachheit unserer Sinne, die Plumpheit unserer Instrumente und übrigen Hülfsmittel stellen sich der Entdeckung jener Hauptformel entgegen, die uns Gott für immer verbergen wird. Man weiß, daß unsere Wissenschaften zersetzen und zusammensetzen, aber Nichts setzen können. Es ist dieß

*) Eine Prophezeiung des edlen Vicomte, welche indeß durch Liebig in Erfüllung gegangen zu sein scheint Anm. d. Ueberf.

das Unvermögen zu ſchaffen, welches die ſchwache Seite und das Nichts des Menſchen enthüllt. Was er auch thun mag, er vermag Nichts, Alles widerſteht ihm: er kann die Materie nicht zu ſeinem Gebrauch verwenden, ohne daß ſie ſich beklagt und ſeufzt; er ſcheint ſeine Seufzer und ſein ungeſtümes Herz auf alle ſeine Werke überzutragen.

Im Werke des Schöpfers dagegen iſt Alles ſtumm, weil es da keine Anſtrengung gibt, Alles ſchweigſam, weil Alles ihm unterthan iſt. Er ſprach und das Chaos verſtummte und die Himmelskörper gleiteten geräuſchlos in den Raum hinaus. Die vereinten Gewalten der Materie verhalten ſich zu einem Worte Gottes, wie das Nichts zum All, wie die Kreaturen zur Nothwendigkeit. Schaue den Menſchen bei ſeinen Arbeiten: welch ſchauerlicher Apparat von Maſchinen! Er ſchärft das Eiſen, er bereitet das Gift, er ruft die Elemente zu Hülfe; er läßt das Waſſer brauſen, er läßt die Luft pfeifen, ſeine Oefen ſpeien Flammen. Was will mit Feuer bewaffnet dieſer neue Prometheus beginnen? Will er eine Welt erſchaffen? Nein; er will zerſtören: er kann Nichts, als den Tod zur Welt ſchaffen!

Sei es Vorurtheil oder Erziehung, ſei es die Gewohnheit in den Einöden umherziehen, und zu Studium der Natur nur das Herz mitzubringen — genug ich geſtehe, daß es mich immer ſchmerzt, in den liebenswürdigen Wiſſenſchaften, wo man nur Gottes Schönheit und Güte aufſuchen ſollte, den Geiſt der Analyſe und der Eintheilung herrſchen zu ſehen. Wenn ich es ſagen darf, es ſcheint mir ganz erbarmungswürdig, den Menſchen als Säugethier, nach Linné's Syſtem zu den Affen, den Fledermäuſen und Faulthieren eingetheilt zu finden. Ging es nicht an, ihn an der Spitze der Schöpfung

zu laſſen, wohin Moſes, Ariſtoteles, Buffon und die Natur ihn geſtellt hatten? Mit ſeiner Seele den Himmel, mit ſeinem Leibe die Erde berührend, ſah man ihn ſo gern in der Kette der Weſen den Ring bilden, den die ſichtbare Welt mit der unſichtbaren, die Zeit mit der Ewigkeit verbindet.

„In demſelben Jahrhundert — ſagt Buffon — wo die Wiſſenſchaften ſo ſorgfältig angebaut zu werden ſcheinen, läßt ſich, wie ich glaube, leicht bemerken, daß die Philoſophie, vielleicht mehr als in irgend einem andern Jahrhundert vernachläſſigt wird. Die Künſte, welche man die wiſſenſchaftlichen nennen will, ſind in ihre Stelle eingetreten; die Rechnungsarten und die Methoden der Geometrie, der Botanik und Naturgeſchichte, kurz die Formeln und die Diktionäre beſchäftigen faſt alle Welt: man bildet ſich ein, mehr zu wiſſen, weil man die Anzahl ſymboliſcher Ausdrücke und gelehrter Phraſen vermehrt hat, und bemerkt dabei nicht, daß all dieſe Künſte nur die Gerüſte ſind, auf denen man zur Wiſſenſchaft gelangt, und nicht die Wiſſenſchaft ſelbſt, daß man ſich ihrer, nur wo man ſie nicht entbehren kann, bedienen und ihnen ſtets mißtrauen ſollte, ob ſie uns nicht im Stiche laſſen, wenn wir ſie am Gebäude ſelbſt anwenden wollen.“

So verſtändig nun auch dieſe Bemerkungen ſind, ſo ſcheint uns doch in den Eintheilungen noch eine dringendere Gefahr zu liegen. Denn iſt nicht zu fürchten, daß dieſe Wuth, unſere Kennzeichen auf bloße phyſiſche Anzeichen zurückzuführen und in den verſchiedenen Geſchlechtern der Schöpfung nur Finger, Zähne und Schnäbel zu erblicken, die Jugend unvermerkt zum Materialismus führe? Und wenn in irgend einer Wiſſenſchaft das Unſtatthafte des Unglaubens in ſeiner ganzen Fülle ſich fühlbar macht, ſo iſt es in der Naturgeſchichte.

Man bringt da Alles, was man berührt, zum Welken; die Wohlgerüche, der Glanz der Farben, die Zierlichkeiten der Gestalten verschwinden von den Pflanzen für den Botaniker, der sie ohne sittliches Gefühl und Zartheit anfaßt. Wenn man keine Religion hat, so wird das Herz gefühllos und es gibt keine Schönheit mehr; denn die Schönheit ist nicht ein Wesen außer uns, sondern im Herzen des Menschen wohnen die Reize der Natur.

Wer die Thiere studirt und dabei ungläubig ist, studirt Nichts als Leichname. Wohin führen ihn seine Untersuchungen? was kann sein Ziel sein? Ach! für ihn hat man jene Kabinete angelegt, Schulen, worin der Tod, die Sense in der Hand, den Erklärer macht; Kirchhöfe, in die man Uhren stellte, um Skeletten Minuten vorzuzählen und der Ewigkeit Stunden zu bezeichnen!

In diesen Gräbern hat das Nichts seine Wunder versammelt, und es verhöhnen die Ueberreste des Affen die des Menschen; hier muß man den Grund jener Erscheinung eines atheistischen Naturforschers suchen. Gezwungen in der Ausdünstung der Gräber zu wandeln, hat seine Seele sich den Tod geholt.

Als die Wissenschaft noch arm und verlassen war, als sie in Thal und Wald umherirrte, als sie den Vogel beim Aetzen seiner Jungen, das Thier bei der Rückkehr zu seiner Höhle belauschte, als die Natur ihr Laboratorium, Himmel und Feld ihr Amphitheater war, als sie einfach und voll Wunder war wie die Wüsten, worin sie ihr Leben zubrachte: da war sie auch religiös. Im Schatten einer Eiche sitzend, bekränzt mit Blumen, die sie auf dem Gebirge gepflückt hatte, begnügte sie sich damit, die Scenen, die sie umgaben, zu malen. Ihre

Bücher beſtanden nur aus Verzeichniſſen der Heilmittel für körperliche Gebrechen, oder aus Sammlungen von Lobgeſängen, deren Worte die Schmerzen der Seele linderten. Aber als Gelehrten-Verſammlungen ſich bildeten, als die Philoſophen, nur Ruhm, aber nicht die Natur ſuchend, von Gottes Werken ſprechen wollten, ohne ſie geliebt zu haben, da entſtand mit der Eigenliebe der Unglaube, und die Wiſſenſchaft wurde zum kleinlichten Werkzeug eines kleinlichten Rufes.

Die Kirche hat ſich nie ſo ſtreng über die philoſophiſchen Studien ausgeſprochen, als die verſchiedenen Philoſophen, welche wir in dieſen Kapiteln angeführt haben. Wenn man ſie deßhalb anklagt, daß ſie den Wiſſenſchaften, die, wie Seneka ſagt, Nichts heilen, ein wenig mißtraut habe, ſo muß man auch die ganze Menge von Geſetzgebern, Staatsmännern und Moraliſten verdammen, welche ſich viel ſtärker gegen die Gefahr, die Unſicherheit und Dunkelheit der Wiſſenſchaften erhoben haben, als die chriſtliche Religion.

Wo wird ſie die Wahrheit entdecken? Etwa in Locke, den Condillac ſo hoch ſtellt? oder in Leibnitz, der Locke in der Ideologie ſo ſchwach fand? oder in Kant, der in unſeren Tagen ſowohl Locke als Condillac angegriffen hat? Soll ſie Minos, Lykurg, Cato, J. J. Rouſſeau glauben, welche die Wiſſenſchaften aus ihren Republiken verweiſen, oder ſoll ſie die Meinung der Geſetzgeber theilen, welche ſie dulden? Welche ſchauerliche Lehren, wenn ſie die Blicke um ſich her wirft! Welch reicher Stoff zu Betrachtungen über die Geſchichte des Baumes der Erkenntniß, der den Tod bringt! Immer grenzen die philoſophiſchen Jahrhunderte an die Jahrhunderte des Niederreißens.

Die Kirche konnte alſo in einer Frage, welche die Welt geſpalten hat, nur die Parthie ergreifen, welche ſie wirklich ergriffen hat, nämlich nach dem Geiſt der Umſtände die Zügel anzuziehen oder nachzulaſſen, dem Mißbrauche, den der Menſch mit ſeiner Vernunft treibt, die Moral entgegenzuſtellen und ihm zu ſeinem eigenen Glück ein einfältiges Herz und einen demüthigen Sinn zu bewahren.

Schließen wir mit der Bemerkung, daß es ein Fehler unſerer Tage iſt, die abſtrakten Studien von literariſchen zu ſehr zu trennen. Die einen eignen dem Geiſte, die andern dem Herzen, und man muß ſich ſehr hüten erſteren mit Ausſchluß des letzteren anzubauen und den Theil, welcher liebt, dem Theil, welcher Schlüſſe macht, aufzuopfern. Denn durch eine glückliche Verbindung von Kenntniſſen aus der Natur und Moral, und namentlich durch die Mitwirkung religiöſer Ideen wird man wieder dahin kommen, unſerer Jugend die Erziehung zu geben, welche ſchon ſo viele große Männer gebildet hat. Man darf nicht glauben, unſer Boden ſei erſchöpft. Das ſchöne Frankreich hat, um aufs Neue reiche Ernten zu liefern, nichts Anderes nöthig, als ein wenig nach Art unſerer Väter bebaut zu werden. Es iſt eines jener glücklichen Länder, wo die Schutzgeiſter der Menſchen herrſchen und der göttliche Hauch, welche zuſammen, nach Plato, die der Tugend günſtigen Himmelsſtriche verrathen.

Drittes Capitel.

Christliche Philosophen.

Metaphysiker.

Beispiele dienen den Grundsätzen zur Stütze, und eine Religion, welche Bako, Newton, Bayle, Clarke, Leibnitz, Grotius, Paskal, Arnauld, Nikole, Malebranche, La-Bruyere für sich in Anspruch nimmt (um von den Kirchenvätern oder von Bossuet, Fenelon, Massillon und Bourdaloue gar nicht zu reden, die wir hier nur als Redner zählen wollen), eine solche Religion darf sich rühmen, der Philosophie günstig zu sein.

Bako verdankt seine Berühmtheit seiner Abhandlung, on the advancement of learning und seinem novum organum scientiarum. In dem ersten Werke untersucht er den Kreis der Wissenschaften, indem er jeden Gegenstand unter das ihm entsprechende Vermögen eintheilt. Solcher Vermögen nimmt er vier an, die Seele oder die Empfindung, das Gedächtniß, die Einbildungskraft und die Urtheilskraft. Die Wissenschaften sind darin auf drei zurückgeführt, nämlich die Poesie, die Geschichte und die Philosophie.

Im zweiten Werke verwirft er die gewöhnliche Art, aus Schlüssen zu folgern, und schlägt die Experimentalphysik als einzigen Wegweiser in der Natur vor. Noch jetzt liest man mit Vergnügen das Glaubensbekenntniß des berühmten Kanzlers von England und das Gebet, das er zu sprechen

pflegte, ehe er sich zur Arbeit niedersetzte. Diese christliche Einfalt ist an dem großen Manne sehr rührend. Wenn Newton und Bossuet demüthig ihre hohen Häupter entblößten, so oft sie den Namen Gottes aussprachen, so waren sie vielleicht in diesem Augenblicke bewunderungswürdiger, als wo der Erste die Welten wog, deren Staub der Zweite verachten lehrte.

Clarke in seiner Abhandlung über das Dasein Gottes, Leibnitz in seiner Theodicee, Malebranche in seiner Untersuchung der Wahrheit haben sich in der Metaphysik so hoch erhoben, daß sie Nichts mehr zu thun hinterließen.

Es ist selten genug, daß unser Jahrhundert sich in der Metaphysik und Dialektik über das vorige stellen zu dürfen glaubte. Die Thatsachen zeugen gegen uns: gewiß kann Condillac allein, der nichts Neues gesagt hat, Locke, Descartes, Malebranche und Leibnitz nicht aufwiegen. Sein ganzes Verdienst besteht darin, daß er den Erstgenannten zergliedert, und so oft er ohne ihn weiter schreiten will, verirrt er sich. Uebrigens unterscheidet sich die heutige Metaphysik von der des Alterthums dadurch, daß sie von den abstrakten Begriffen soviel möglich die Einbildungskraft trennt. Wir haben die Vermögen unseres Verstandes von einander streng geschieden, indem wir dem Denkvermögen diesen Gegenstand, einen andern dem Schlußvermögen zutheilen u. s. w. Daher kommt es, daß unsere Werke kein Ganzes mehr bilden, und daß unser Geist, auf solche Weise in Kapitel eingetheilt, alle die Verkehrtheiten jener Geschichten an sich trägt, in welchen jeder Gegenstand besonders abgehandelt wird. Während man einen neuen Abschnitt beginnt,

kommt uns der vorhergehende aus dem Sinne, und wir sehen keinen Zusammenhang mehr zwischen den Thatsachen. Wir kommen durch diese Methode in Verwirrung, und die Menge der besonderen Schlußfolgerungen hindert uns zu einem allgemeinen Schlusse zu gelangen.

Wenn es sich darum handelt, wie in Clarke's Werk, Männer anzugreifen, welche sich auf ihre Folgerungen was zu gut thun, und denen man beweisen sollte, man könne ebenso wie sie Folgerungen machen, so thut man sehr wohl der festen und geschlossenen Manier des englischen Doctors sich zu bedienen; aber warum soll man in jedem andern Falle diese Trockenheit einem klaren und doch belebten Style vorziehen? Warum soll man nicht in einem ernsten Werke so gut, als in einem rein unterhaltenden Buche sein Herz sprechen lassen? Noch immer liest man Plato's Metaphysik, weil sie mit einer glänzenden Fantasie ausgeschmückt ist. Unsere letzten Ideologen haben einen großen Fehler gemacht, daß sie die Geschichte des menschlichen Geistes von der Geschichte der göttlicher Dinge trennten und behaupteten, letztere führe zu nichts Positivem, und nur erstere gewähre einen unmittelbaren Nutzen. Wozu wäre es denn nothwendig, die Thätigkeiten des menschlichen Gedankens zu kennen, wenn nicht dazu, um sie auf Gott zu beziehen? Was hilft es mir denn zu wissen, ob meine Ideen durch die Sinne mir zukommen oder nicht? Condillac ruft aus: „Meine Vorgänger in der Metaphysik haben sich in eingebildete Welten verirrt, ich allein habe die Wahrheit gefunden; meine Wissenschaft gewährt den größten Nutzen. Ich will euch sagen, was das Gewissen, die Aufmerksamkeit, die Erinnerung ist.“ Aber wohin soll mich das führen? Eine Sache ist nur in so weit gut und positiv, als sie eine sittliche Absicht in sich schließt.

Jede Metaphyſik alſo, die nicht Theologie iſt, wie die der Alten und der Chriſten; jede Metaphyſik, welche zwiſchen Gott und dem Menſchen eine Kluft befeſtigt, und behauptet, daß Gott nur Finſterniß ſei, und man ſich deßhalb mit ihm nicht beſchäftigen dürfe: jede ſolche Metaphyſik iſt nichtswürdig und gefährlich, weil ſie des Zieles verfehlt.

Eine andere dagegen, die mich mit der Gottheit in Verbindung ſetzt und mir eine edle Vorſtellung von meiner Größe und von der Vollkommenheit meines Weſens gibt, ſtimmt mich zu guten Gedanken und guten Handlungen. An dieſe Metaphyſik knüpfen ſich durch dieſen Ring ſittliche Zwecke, und ſie wird dadurch zu einem erhabenen Wege, auf dem man zur Tugend gelangt. Das iſt es, was Plato mit Nachdruck die Wiſſenſchaft der Götter, und Pythagoras die göttliche Geometrie nannte. Außerdem iſt die Metaphyſik Nichts als ein Vergrößerungsglas, das unſerer Neugierde einige kleine Gegenſtände entdeckt, welche das einfache Leben nicht erfaſſen konnte, welche man aber auch wiſſen oder nicht wiſſen kann, ohne daß ſie eine Leere im Daſein ausfüllen oder erzeugen.

Viertes Capitel.

Fortſetzung von den chriſtlichen Philoſophen.

Publiziſten.

Man hat in der letzten Zeit von unſerer Wiſſenſchaft in der Politik einen großen Lärm gemacht, als ob vor uns die

neuere Welt nie von Freiheit oder von den verschiedenen Gestaltungen des geselligen Lebens hätte reden hören. Es geschah offenbar deßwegen, weil wir die einen nach den andern mit so vielem Geschick und Glück versucht haben. Indeß hatten die christlichen Philosophen, Machiavell, Thomas Morus, Mariana, Bodin, Grotius, Puffendorf und Locke lange vor Mably und Rousseau sich mit dem Wesen der Regierungsformen beschäftigt.

Wir wollen die Werke dieser Publizisten nicht zergliedern. Es genügt uns, ihre Namen ins Gedächtniß zu rufen zum Beweise, daß alle Arten von literarischem Ruhme dem Christenthum eignen. Uebrigens werden wir nachweisen, was die Freiheit des menschlichen Geschlechts eben der Religion verdankt, welche man beschuldigt, sie predige die Knechtschaft.

Es wäre sehr zu wünschen, im Fall man sich noch mit politischen Schriften befaßt (was Gott verhüten möge!), daß man für diese Gattung von Werken wieder die Anmuth fände, welche die Alten in sie zu legen verstanden. Xenophon's Cyropädie, Plato's Republik und Gesetze sind zugleich ernste Abhandlungen und Bücher voll Anmuth. Plato verstand es vortrefflich den trockensten Untersuchungen einen wunderbaren Geist einzuhauchen, und sogar in den Ausspruch eines Gesetzes etwas Liebliches zu legen.

Hier treten drei Greise auf, welche von Gnossus zur Höhle Jupiter's wandelnd sich besprechen und sich unter Cypressen oder auf lachenden Wiesen niedersetzen, dort ein unfreiwilliger Mörder, der mit einem Fuß im Meere dem Neptun seine Libation darbringt; an einer andern Stelle wird ein fremder Dichter mit Gesängen und Wohlgerüchen empfangen; man nennt ihn einen göttlichen Mann, setzt ihm einen Lorbeer-

kranz auf und führt ihn mit Ehrenbezeugungen überhäuft über die Grenzen der Republik: So hat Plato hundert geistreiche Weisen seine Ideen darzulegen; selbst die strengsten Urtheilssprüche weiß er zu mildern, indem er die Verbrechen in einem religiösen Lichte betrachtet.

Man darf nicht übergehen, daß die neueren Publizisten die republikanische Regierungsform gepriesen haben, während die politischen Schriftsteller Griechenlands in der Regel der Monarchie den Vorzug geben. Woher kommt das? Es kommt daher, daß die Einen wie die Andern das haßten, was sie besaßen, und liebten, was sie nicht besaßen: dieß ist die Geschichte aller Menschen.

Uebrigens betrachteten die Weisen Griechenlands die Gesellschaft unter moralischen Beziehungen, unsere neusten Philosophen aber haben sie unter politischen Beziehungen in's Auge gefaßt. Nach Jenen sollte die Regierungsart aus den Sitten hervorgehen, nach Diesen die Sitten aus der Regierungsweise. Die Philosophie der Einen stützte sich auf die Religion, die der Andern auf den Atheismus. Plato und Sokrates riefen den Völkern zu: „Seid tugendhaft und ihr werdet frei sein;" wir haben ihnen gesagt: „Seid frei, und ihr werdet tugendhaft sein." Griechenland war glücklich bei solchen Gesinnungen. Was werden wir bei den entgegengesetzten Grundsätzen erlangen?

Fünftes Capitel.

Moraliſten.

La Bruyere.

So verſchieden auch die Schriftſteller eines und deſſelben Zeitalters ihrem Geiſte nach ſein mögen, ſo läßt ſich doch bei allen etwas Gemeinſames wahrnehmen. Die aus der ſchönen Zeit Frankreichs erkennt man an ihrem feſten Styl, ihren ungeſuchten Ausdrücken, ihren einfachen Wendungen und daneben an einer gewiſſen Conſtruktion, die an's Griechiſche und Lateiniſche erinnert und ohne dem Geiſt der franzöſiſchen Sprache Eintrag zu thun, die Muſter verräth, nach welchen dieſe Männer ſich gebildet haben.

Außerdem theilen ſich die Literaturen ſo zu ſagen in Parthien, welche dieſem oder jenem Meiſter, dieſer oder jener Schule folgen. So unterſcheiden ſich die Schriftſteller von Port-Royal von den Schriftſtellern aus der Geſellſchaft Jeſu; ſo ſind in gewiſſen Punkten Fenelon, Maſſillon und Flechier, und wieder in andern Paskal, Boſſuet und La Bruyere mit einander verwandt. Bei Letzteren iſt eine Art Ungeſtüm des Gedankens und des Styls zu bemerken, die ihnen eigenthümlich iſt. Doch muß man zugeben, daß La Bruyere, welcher gerne Paskal nachahmt, bisweilen dieſes großen Mannes Beweiſe und Manier abſchwächt. Wenn der Verfaſſer der Charaktere, um die Kleinheit des Menſchen zu beweiſen, ſagt: „Du ſtehſt, Lucilius! irgendwo auf dieſem Atom u. ſ. w., ſo bleibt er weit hinter folgender

Stelle des Verfassers der Gedanken zurück: „Was ist ein Mensch in dem Unendlichen? Was kann er begreifen?“

La Bruyere sagt ebenso: „Es gibt für den Menschen nur drei Ereignisse: Geburt, Leben und Tod: er fühlt nicht seine Geburt, er leidet bei seinem Tode und er vergißt sein Leben.“ Weit besser läßt Paskal unsere Nichtigkeit erkennen, wenn er sagt: „Der letzte Act ist immer blutig, so schön auch im Uebrigen die Komödie sein mag. Man wirft endlich Erde auf das Haupt, und es ist aus für immer.“ Wie schauerlich klingt dieses letzte Wort! Man sieht zuerst die Komödie, dann die Erde, dann die Ewigkeit. Die Nachläßigkeit, womit die Phrase hingeworfen ist, zeigt selbst schon die Werthlosigkeit des Lebens. Welch bittere Gleichgültigkeit in dieser kurzen und kalten Geschichte des Menschen!

Aber wie dem auch sei, La Bruyere ist doch einer der guten Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Niemand wußte seinem Styl mehr Abwechslung, seiner Sprache mannigfaltigere Formen, seinem Gedanken mehr Bewegung zu geben, als er. Von der höchsten Beredtsamkeit steigt er zur vertraulichen Rede herab und geht vom Scherz zu ernsten Erörterungen über, ohne je den Geschmack oder den Leser zu verletzen. Seine Lieblingswaffe ist die Ironie; ebenso philosophisch als Theophrast, umfaßt sein Blick eine größere Menge von Gegenständen, und seine Bemerkungen sind origineller und tiefer. Theophrast vermuthet, La Rochefaucault räthet und La Bruyere zeigt, was in der Tiefe der Herzen vorgeht.

Es ist ein großer Triumph für die Religion, unter ihre Philosophen einen Paskal und La Bruyere zählen zu dürfen, und man sollte vielleicht nach diesen Beispielen mit der

Behauptung weniger schnell bei der Hand sein, daß nur kleine Geister Christen sein können.

Wenn meine Religion falsch wäre — sagt der Verfasser der Charaktere — so gestehe ich, daß man sich keine besser gelegte Schlinge denken kann, es ist unvermeidlich, nicht hineinzugerathen und darin gefangen zu werden. Welche Hoheit! Welch glänzende Mysterien! Welch wohlgereihte Kette in ihrer Glaubenslehre! Welche Alles überragende Vernunft! Welche Sittenreinheit und Unschuld." Welche unüberwindliche und erdrückende Kraft von Zeugnissen, die nach einander und durch drei volle Jahrhunderte hindurch von Millionen der weisesten und gemäßigsten Personen abgelegt worden sind, welche damals auf der Erde waren, und welche das Gefühl derselben Wahrheit in der Verbannung, in Ketten, im Anblick des Todes und des Henkerbeils aufrecht erhielt!"

Wenn La Bruyere auf die Erde zurückkehrte, er würde sehr staunen, die Religion, deren Schönheit und Vortrefflichkeit die großen Männer seines Jahrhunderts anerkannten, als nichtswürdig, lächerlich und abgeschmackt behandelt zu sehen. Er würde ohne Zweifel glauben, daß die neuen starken Geister den frühern Schriftstellern weit überlegen, und daß Paskal, Bossuet, Fenelon und Racine ihnen gegenüber geistlose Männer seien. Voll Ehrfurcht und Schauer würde er ihre Werke öffnen. Wir glauben ihn zu sehen, wie er in jeder Zeile eine große Entdeckung des menschlichen Geistes, einen hohen Gedanken zu finden erwartet, vielleicht selbst eine zuvor unbekannte geschichtliche Thatsache, die unwiderleglich die Falschheit des Christenthums beweist. Was würde er sagen, was denken in seinem zweiten Erstaunen, das sicher bald auf das erste folgen würde?

Ein La Bruyere fehlt uns. Die Revolution hat den Grund der Charaktere umgeſtaltet. Der Geiz, die Unwiſſenheit, die Eigenliebe zeigen ſich in einem neuen Lichte. Dieſe Laſter vereinigten ſich in Ludwigs XIV. Zeitalter mit der Religion und Politik; jetzt vermiſchen ſie ſich mit der Gottloſigkeit und Sittenrohheit. Sie mußten demnach im ſiebzehnten Jahrhundert eine feinere Färbung und zartere Schattirungen haben; dabei konnten ſie lächerlich erſcheinen: heut zu Tage aber ſind ſie haſſenswerth.

Sechstes Capitel.

Fortſetzung von den Moraliſten.

Es war einmal ein Menſch, der in ſeinem zwölften Jahre mit Stangen nnd Scheiben eine neue Mathematik ſchuf; der mit ſechszehn Jahren die gelehrteſte Abhandlung über die Kegelſchnitte ſchrieb, die man ſeit den Tagen des Alterthums geſehen; der mit neunzehen eine Wiſſenſchaft, die gänzlich im Verſtande ihren Sitz hat, zur Maſchine*) herabſetzte; der mit drei und zwanzig die Erſcheinungen der Schwere der Luft nachwies und einen der größten Irrthümer der alten Phyſik zerſtörte; der in dem Alter, wo Andere kaum anfangen zu

---

*) Paskal gab eine ſog. Rechenmaſchine heraus.

leben, ſchon den ganzen Kreis der menſchlichen Wiſſenſchaften durchlaufen hatte und deren Nichtigkeit durchſchauend ſeinen Sinn der Religion zuwandte; der von dieſem Augenblicke bis zu ſeinem im neun und dreißigſten Jahre erfolgten Tode ſtets gebrechlich und leidend, die Sprache feſtſtellte, welche Boſſuet und Racine ſprachen und ein Muſter der Vollendung in Scherz und in ernſter Sprache gab; der endlich in ſeinen kurzen leidensfreien Augenblicken eine der höchſten Aufgaben der Geometrie löſte und Gedanken auf's Papier warf, die ebenſo göttlich als menſchlich ſind: dieſes erſtaunliche Genie nannte ſich Blaſius Paskal.

Man wird ganz beſtürzt vor Verwunderung, wenn man die „Gedanken“ dieſes chriſtlichen Philoſophen aufſchlägt und die ſechs Kapitel lieſt, worin er von der Natur des Menſchen handelt. Paskal's Anſichten zeichnen ſich beſonders durch die Tiefe ihrer Wehmuth aus und durch eine unbeſchreibliche Unermeßlichkeit; man wird mitten in dieſen Anſichten feſtgehalten wie im Unendlichen. Die Metaphyſiker ſprechen von einem abſtrakten Gedanken, der keine Eigenſchaft der Materie an ſich trägt, der Alles berührt, ohne ſich von der Stelle zu rühren, der ſein Leben in ſich ſelber hat, der nicht zu Grunde gehen kann, weil er untheilbar iſt, und der die Unſterblichkeit der Seele unumſtößlich beweiſt: dieſe Definition von dem Gedanken ſcheinen die Metaphyſiker den Schriften Paskals entnommen zu haben.

Es gibt ein ſonderbares Denkmal der chriſtlichen Philoſophie und zugleich der Tagsphiloſophie: nämlich die Gedanken Paskals mit dem Commentar der Herausgeber. Man glaubt da die Ruinen von Palmyra zu ſehen, die prächtigen Ueberreſte

alten Geistes und alter Zeiten, an deren Fuße der Araber der Wüste seine elende Hütte aufgebaut hat.

Voltaire hat gesagt: „Paskal, ein erhabener Narr, um ein Jahrhundert zu frühe geboren!“

Man versteht, was das Jahrhundert zu frühe sagen will. Aber eine einzige Bemerkung wird hinreichen, um zu zeigen, wie tief Paskal als Sophiste unter Paskal dem Christen stände.

In welchem Theile seiner Schriften hat sich der Einsiedler von Port-Royal am höchsten über die größten Genies erhoben? In seinen sechs Kapiteln über den Menschen. Und gerade diese sechs Kapitel, die sich völlig auf den ersten Sündenfall stützen, wären nicht vorhanden, wenn Paskal ein Ungläubiger gewesen wäre.

Es muß hier eine wichtige Beobachtung Platz finden. Unter den Männern, die den philosophischen Ansichten sich ergeben haben, hören die Einen nicht auf, das Zeitalter Ludwigs XIV. zu verschreien; die Andern, die sich auf ihre Unpartheilichkeit Etwas zu gut thun, gestehen diesem Zeitalter die Gaben der Einbildungskraft zu und sprechen ihm nur die Fähigkeit des Gedankens ab. Das achtzehnte Jahrhundert ruft man aus, ist erst das denkende Jahrhundert.

Wer aufmerksam und unpartheiisch die Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. liest, wird bald wahrnehmen, daß ihrem Blicke Nichts entgangen ist, aber daß sie, weil sie die Gegenstände aus einem höheren Standpunkte als wir betrachteten, die von uns eingeschlagenen Wege, an deren Ende ihr durchdringendes Auge einen Abgrund entdeckte, verschmäht haben.

Wir können dieſe Behauptung durch tauſend Beweiſe unterſtützen. Iſt es etwa Mangel an Kenntniß von den Einwürfen gegen die Religion, daß ſo viele große Männer religiös geweſen ſind? Vergißt man, daß Bayle um dieſelbe Zeit ſeine Zweifel und Sophismen herausgegeben hat? Weiß man nicht mehr, daß Clarke und Leibnitz nur damit ſich beſchäftigten, den Unglauben zu bekämpfen? Daß Paskal die Religion vertheidigen wollte? daß La Bruyere ſein Kapitel über die ſtarken Geiſter und Maſſillon ſeine Rede über die Gewißheit einer Zukunft ſchrieb? daß endlich Boſſuet ſeine donnernden Worte gegen die Atheiſten ſchleuderte? In dieſen heißt es unter Anderem: „Was haben ſie denn geſehen, dieſe raren Geiſter, was haben ſie mehr geſehen als die Andern? Wie groß iſt ihre Unwiſſenheit und wie leicht wäre es ſie zu beſchämen, wenn ſie, die Schwachen und Anſpruchsvollen, nicht vor jeder Belehrung ſich fürchteten! Denn glauben ſie die Schwierigkeiten beſſer erkannt zu haben, weil ſie denſelben erliegen, und weil die Andern, welche ſie wohl erkannten, dieſelben verachtet haben? Sie haben nichts erkannt, ſie verſtehen nichts, ſie vermögen nicht einmal das Nichts zu begründen, worauf ſie nach dieſem Leben hoffen, und dieſes elende Erbtheil iſt ihnen keineswegs ſicher.“

Und welche moraliſchen, politiſchen nnd religiöſen Beziehungen ſind etwa Paskal entgangen? Welche Seite der Dinge hat er etwa nicht erfaßt? Wo er die menſchliche Natur im Allgemeinen betrachtet, entwirft er davon jenes ſo bekannte und ergreifende Gemälde: „Das Erſte, was der Menſch bei Betrachtung ſeiner ſelbſt wahrnimmt, iſt ſein Leib u. ſ. w.“ Ferner: „Der Menſch iſt nur ein denkendes Rohr u. ſ. w.“

Wir fragen, ob nach all diesem Paskal sich als einen schwachen Denker bewiesen hat?

Die neueren Schriftsteller haben sich über die Macht der öffentlichen Meinung weit und breit ausgelassen, aber Paskal war der Erste, der sie beachtete. Eine der stärksten Stellen, die Rousseau über die Politik auszusprechen wagte, findet sich in seinem „Gespräch über die Ungleichheit der Stände." Der Erste, sagt er, der ein Stück Land einschloß und sich einfallen ließ zu sagen: Das gehört mir! war der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft: Dieß ist nun aber fast Wort für Wort der schauerliche Gedanke, den der Einsiedler von Port-Royal mit einer ganz andern Kraft so ausdrückt: „Dieser Hund gehört mir, sagten jene armen Kinder, das ist mein Platz im Sonnenschein: darin liegt der Anfang und das Bild der Besitznahme von der ganzen Erde."

Und darin liegt auch einer der Gedanken, welche für Paskal zittern machen. Was wäre dieser große Mann nicht geworden, wenn er kein Christ gewesen wäre! Welch anbetungswürdiger Zügel ist doch diese Religion, welche, ohne uns zu hindern, unsere Blicke in die Weite rings um uns her zu werfen, uns doch hindert, uns in den Abgrund zu stürzen!

Derselbe Paskal sagt: „Drei Grade höher nach dem Pole hin stürzen die ganze Rechtswissenschaft um. Ein Meridian entscheidet über die Wahrheit oder wenige Jahre des Besitzthums. Die Grundgesetze verändern sich, das Recht hat seine Epochen; eine spaßhafte Gerechtigkeit, deren Grenze ein Fluß oder ein Gebirge bildet, Wahrheit diesseits der Pyrenäen ist jenseits Irrthum."

Gewiß, der kühnste Denker dieses Jahrhunderts, der leidenschaftlichste Verbreiter der Ideen zum Umsturz der Welt hat sich nicht gleich stark gegen die Gerechtigkeit der Regierungen und die Vorurtheile der Völker ausgesprochen.

Die Beschimpfungen, welche wir aus Philosophie so reichlich über die menschliche Natur ausgegossen haben, sind mehr oder minder aus Paskal's Schriften geschöpft: Aber indem wir diesem seltenen Geiste das Elend des Menschen entnahmen, verstanden wir es nicht wie er, darin die Größe wahrzunehmen. Bossuet in seinen „Nachrichten" und seiner „Politik aus der heil. Schrift" und Fenelon in seinem „Telemach" haben über die Regierungen das Wesentliche gesagt. Selbst Montesquieu hat, wie man dieß gar wohl bemerkt hat, oft nur die Grundsätze des Bischofs von Meaux entwickelt. Man könnte ganze Bände machen aus den verschiedenen Stellen zu Gunsten der Freiheit und der Vaterlandsliebe, die sich bei den Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts finden.

Und was versuchte man nicht Alles in diesem Jahrhunderte? Die Gleichheit von Maß und Gewicht, die Abschaffung der Provinzialgebräuche, die Verbesserung des bürgerlichen und peinlichen Gesetzbuches, die gleiche Vertheilung der Abgaben: alle die Entwürfe, auf die wir so stolz sind, wurden vorgelegt, untersucht und selbst ausgeführt, sobald die Vortheile der Reform ihren Nachtheilen die Wage zu halten schienen. Hat nicht Bossuet selbst die protestantische Kirche mit der römischen wieder vereinigen wollen? Wenn man daran denkt, daß Bagnoli, Le Maitre, Arnauld, Nikole, Paskal der Jugenderziehung sich gewidmet haben, so kann man kaum glauben, daß die Erziehung in unsern Tagen schöner und gelehrter ist,

als jene war. Die besten Classiker, die wir besitzen, sind noch immer die von Port-Royal, und wir schreiben sie in unseren Werken für den Elementar-Unterricht ab, oft ohne den Diebstahl zu gestehen.

Unsere Ueberlegenheit beschränkt sich also auf einige Fortschritte in den Naturwissenschaften, Fortschritte, welche der Gang der Zeit mit sich bringt, und welche bei Weitem nicht den Verlust der Einbildungskraft aufwiegen, der in ihrem Gefolge ist. Der Gedanke ist der gleiche in allen Jahrhunderten, allein es gehen ihm im Besonderen entweder die Künste oder die Wissenschaften zur Seite, und nur in Verbindung mit den ersteren hat er seine ganze poetische Größe und seine ganze moralische Schönheit.

Aber wenn das Zeitalter Ludwigs XIV. die liberalen Ideen begriffen hat, warum machte es davon nicht den nämlichen Gebrauch wie wir? Sicherlich dürfen wir unseres Versuches uns nicht rühmen. Paskal, Bossuet, Fenelon haben weiter gesehen als wir, da sie nicht bloß, wie wir, oder noch besser das Wesen der Dinge kannten, sondern auch die Gefahr der Neuerungen einsahen. Wenn ihre Werke nicht den Beweis lieferten, daß philosophische Ideen ihnen keineswegs fremd waren, könnte man denn glauben, daß diesen großen Männern die Mißbräuche, die sich überall einschleichen, entgangen seien, und daß sie die Schwäche und die Stärke des menschlichen Treibens nicht gekannt haben? Allein ihr Grundsatz war, man dürfe auch ein kleines Uebel nicht herbeiführen, um ein großes Gut zu erlangen, viel weniger also um solcher Systeme willen, deren Ergebniß fast immer ein schauerliches ist.

Gewiß hat Paskal, der, wie wir bewiesen haben, die Gebrechen der Gesetze in absolutem Sinne so gut kannte, gewiß hat er nicht aus Mangel an Geist in relativem Sinne gesagt: „Man hat wohl daran gethan, die Menschen nach äußeren Kennzeichen zu unterscheiden! Wer von uns Beiden soll vorangehen? wer dem andern Platz machen? Der Unfähigere? Aber ich bin so fähig als er; man muß sich also drum schlagen. Er hat vier Bediente, ich nur einen: das fällt in die Augen, man darf ja nur zählen: so ist das Nachgeben an mir, und ich bin ein Thor, wenn ich darum streite."

Das ist eine Antwort auf ganze Bände von Sophismen. Der Verfasser der „Gedanken," der sich den vier Bedienten unterwirft, ist ein ganz anderer Philosoph, als jene Denker, welche sich durch die vier Bedienten in Harnisch bringen ließen.

Mit einem Worte: das Zeitalter Ludwig's XIV. blieb friedlich, nicht weil man dieß oder jenes nicht wahrgenommen hätte, sondern weil man es gesehen und bis auf den Grund durchdrungen hat; weil man die Dinge von allen Seiten betrachtet und alle möglichen Gefahren dabei erkannt hat. Wenn man sich nicht in die Tagsideen hineingestürzt hat, so kam das daher, daß man über ihnen stand: wir halten die Stärke jener Zeit für Schwäche. Ihr Geheimniß und das unsrige ist in folgenden Gedanken Paskal's enthalten:

„Die Wissenschaften haben zwei Enden, die sich berühren: Das eine ist die reine natürliche Unwissenheit, worin sich alle Menschen bei der Geburt befinden; zum andern Ende gelangen die großen Seelen, die nach Durchlaufung des ganzen Gebietes menschlichen Wissens einsehen, daß sie Nichts wissen, und sich in derselben Unwissenheit wieder begegnen, von wo sie ausgegangen sind. Allein dieß ist eine wissende Unwissenheit, die

sich kennt. Diejenigen aber, welche die natürliche Unwissenheit verlassen haben, ohne zu der andern gelangen zu können, haben einen Anstrich von eingebildeter Wissenschaft und spielen die Einsichtsvollen. Diese bringen die Welt in Verwirrung und urtheilen unrichtiger als alle Andern. Das Volk und diese Fähigen bilden in der Regel den Lauf der Welt; die Anderen verachten sie und werden von ihnen wieder verachtet."

Wir können uns nicht enthalten, mit einer gewissen Wehmuth hier auf uns selbst zurückzukommen. Paskal wollte der Welt ein solches Werk schenken, wie nun wir eines, freilich in unbedeutender und schwacher Gestalt, herausgeben. Welches Meisterwerk wäre nicht aus den Händen eines solchen Meisters hervorgegangen! Wenn Gott ihm die Ausführung seines Planes nicht gestattete, so geschah es offenbar nur darum, weil es nicht gut wäre, wenn gewisse Zweifel über den Glauben ihre Aufklärung fänden, damit immer Stoff zu Versuchungen und Prüfungen übrig bleibe, ohne welche es keine Heilige und keine Märtyrer gäbe.

Chateaubriand's

ausgewählte Werke.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Siebentes Bändchen.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

Universitäts-
München
Bibliothek

Geiſt des Chriſtenthums

von

Chateaubriand.

Ueberſetzt

von

Hermann Kurz.

Dritte Abtheilung, drittes Buch; bis Ende des ganzen Werks.

Ulm.
Heerbrandt und Thämel.
1844.

Dritte Abtheilung.

Drittes Buch.

Geſchichte.

Erſtes Capitel.

Chriſtliche Geſchichtſchreibung.

Wenn das Chriſtenthum den philoſophiſchen Ideen ſo großen Vorſchub geleiſtet, ſo muß es nothwendig auch dem Geiſt der Geſchichte günſtig ſeyn, da dieſe nur ein Zweig der moraliſchen und politiſchen Philoſophie iſt. Wer die erhabenen Begriffe von der Natur und ihrem Schöpfer verwirft, welche uns die Religion an die Hand gibt, der beraubt ſich freiwillig eines reichen Schatzes von Bildern und Gedanken.

In der That wird der die Menſchen beſſer kennen, der über die Abſichten der Vorſehung lange nachgedacht hat: wer die heilige Liſt der göttlichen Weisheit durchſchaut hat, wird leicht die menſchliche Weisheit entlarven können. Die Plane der Könige, die Abſcheulichkeiten der Städte, die ungerechten und abgefeimten Stimmen der Politik, die Aufregung der Herzen durch den geheimen Faden der Leidenſchaften,

die Unruhen, welche bisweilen die Völker ergreifen, der Uebergang der Macht aus der Hand der Könige an die Unterthanen, aus der Hand des Adels an das Volk oder des Reichen an den Armen: alle diese Erscheinungen werden für denjenigen unerklärlich bleiben, welcher nicht gleichsam im Rathe des Allmächtigen saß mit den verschiedenen Geistern der Stärke, der Klugheit, der Schwäche und des Irrthums, die Er den Völkern, welche Er retten und verderben will, zusendet.

Legen wir also die Ewigkeit der Zeitgeschichte zu Grunde; beziehen wir Alles auf Gott als auf die letzte Ursache. Rühme man, so viel man wolle, denjenigen, welcher die Geheimnisse unserer Herzen entwirrend, die größten Ereignisse aus den erbärmlichsten Quellen ableitet, so ist doch, wie wir glauben, Gott, der auf die Königreiche der Menschen Acht gibt, und die Gottlosigkeit, d. h. die Abwesenheit der moralischen Tugenden, die den unmittelbaren Grund des Unglücks der Völker bildet, — eine viel edlere und zugleich viel zuverläßigere Grundlage der Geschichte, als die erstgenannte.

Und um in unserer Revolution ein Beispiel dazu nachzuweisen, so möge man uns sagen, ob es gewöhnliche Ursachen waren, welche im Laufe weniger Jahre unsere Neigungen entartet und die dem Menschenherzen natürliche Einfalt und Größe zerstört haben? Der Geist Gottes war vom Volke gewichen, es blieb nur noch die Macht der Erbsünde zurück, welche wieder, wie in den Tagen Kain's und seines Geschlechts, ihre Herrschaft geltend machte. Wer vernünftig sein wollte, fühlte eine gewisse unbeschreibliche Unmacht zum Guten in sich; wer die Hand, um Frieden zu stiften, ausstreckte,

fühlte sie plötzlich verdorrt, die rothe Fahne flatterte auf den Wällen der Städte; den Nationen wurde der Krieg erklärt. Da erfüllten sich die Worte des Propheten: „Die Gebeine der Könige Juda's, die Gebeine der Priester, die Gebeine der Einwohner Jerusalems werden aus ihren Gräbern geworfen werden." (Jerem. Kap. 8, Vers 1).

Verbrecherisch gegen die Erinnerungen tritt man die alten Einrichtungen mit Füßen; verbrecherisch gegen die Hoffnungen gründet man nichts Neues für die Nachkommen: Die Gräber und die Kinder werden auf gleiche Weise entweiht. In der von unseren Vorfahren uns überlieferten Lebenslinie, die wir über uns hinaus verlängern sollten, ergreift man nur den gegenwärtigen Augenblick; und Jeder, seinem eigenen Verderben sich weihend, wie ein verabscheuungswürdiges Priestergeschlecht, lebt so, wie wenn ihm Nichts vorangegangen wäre, und nichts folgen würde.

Während dieser Geist der Vernichtung Frankreich innerlich verwüstet, vertheidigt es nach Außen ein Geist des Heils. Nur auf seiner Grenze besitzt es Klugheit und Größe: im Innern liegt alles darnieder, gegen Außen triumphirt Alles. Das Vaterland ist nicht mehr an seinen Herden, es ist in einem Feldlager über dem Rhein, wie zur Zeit der Morovinger. Man glaubt das Volk der Juden zu sehen, das aus dem Lande Gosen verjagt, die barbarischen Völker der Wüste bezwingt.

Eine solche Verwicklung der Dinge hat keinen natürlichen Grund in den menschlichen Ereignissen. Der religiöse Schriftsteller kann hierin allein einen tiefen Plan des Allmächtigen erkennen. Wenn die vereinigten Mächte nur die Gewaltthä-

tigkeiten der Revolution hätten beenden und sodann Frankreich die Heilung seiner Gebrechen und Verwirrungen überlassen wollen, so wäre es ihnen vielleicht gelungen. Aber Gott sah die Ungerechtigkeit der Höfe, und sprach deßhalb zu den fremden Soldaten: „Ich will das Schwert in deiner Hand zerbrechen, und du sollst nicht zerstören das Volk des heiligen Ludwig.“

So scheint die Religion zur Aufklärung der unbegreiflichsten Thatsachen in der Geschichte zu führen. Ueberdieß liegt schon in dem Namen Gottes etwas Stolzes, das dem Style eine gewisse wunderbare Erhebung zu geben im Stande ist, so daß der religiöseste Schriftsteller fast immer auch der beredteste ist. Ohne Religion kann man Geist haben, aber schwerlich Genie. Dazu kommt noch, daß man an dem gläubigen Geschichtschreiber einen Ton, wir möchten fast sagen einen Geschmack der Ehrlichkeit wahrnimmt, der Einen geneigt macht, seiner Erzählung Glauben zu schenken. Dem sophistischen Geschichtschreiber dagegen mißtraut man; denn da er die Menschheit fast immer in einem gehässigen Lichte darstellt, so ist man geneigt, ihn selbst für einen schlechten und lügnerischen Menschen anzusehen.

Drittes Capitel.

Allgemeine Urſachen, warum die neueren Schriftſteller in der Geſchichtſchreibung nicht glücklich waren.

Erſte Urſache: Schönheiten der antiken Stoffe.

Es ſtellt ſich uns hier ein Einwurf entgegen: „wenn das Chriſtenthum dem Geiſt der Geſchichte Vorſchub leiſtet, warum ſtehen denn in der Regel die neueren Schriftſteller in dieſem bedeutenden und wichtigen Theile der Wiſſenſchaften hinter den alten zurück?“

Für's Erſte iſt die dieſem Einwurfe zu Grunde liegende Thatſache nicht wahr, da eines der ſchönſten Geſchichtswerke, welche je geſchrieben worden ſind, nämlich Boſſuet's Abhandlung über die Univerſal-Geſchichte vom Geiſte des Chriſtenthums eingegeben iſt. Laſſen wir jedoch dieſes Werk für einen Augenblick bei Seite, ſo verdienen die Urſachen unſeres Zurückſtehens auf dem Felde der Geſchichtſchreibung, wenn es anders damit ſeine Richtigkeit hat, allerdings eine genauere Unterſuchung.

Sie ſcheinen uns doppelter Art zu ſein, und zum Theil in der Geſchichte, zum Theil in dem Geſchichtſchreiber zu liegen.

Die alte Geſchichte bietet ein Gemälde dar, wie die neueren Zeiten keines aufzuweiſen haben. Die Griechen insbeſondere waren merkwürdig durch die Größe der Menſchen, die Römer durch die Größe der äußeren Verhältniſſe. Rom und

Athen durchliefen von dem Naturzuſtand an bis zum höchſten Gipfel der Bildung die ganze Stufenleiter der Tugenden und Laſter, der Unwiſſenheit und der Künſte. Man ſieht den Menſchen und ſeinen Gedanken wachſen: zuerſt erblickt man ihn als Kind, ſodann in der Jugend, angegriffen von den Leidenſchaften, hierauf ſtark und weiſe im reifen Alter und endlich ſchwach und verdorben im Greiſenalter. Der Staat folgt dem Beiſpiele des Menſchen, er geht von der königlichen oder väterlichen Regierungsform zur republikaniſchen über und ſinkt endlich im Alter der Abgelebtheit dem Deſpotismus in die Arme.

Mögen nun auch, wie wir bald zeigen werden, die neueren Völker einige merkwürdige Epochen, einige berühmte Regierungen, einige glänzende Perſönlichkeiten und Handlungen aufzuweiſen haben, ſo muß man doch zugeſtehen, daß ſie dem Geſchichtſchreiber bei Weitem nicht jene Maſſe von Begebenheiten, oder jene erhabenen Lehren darbieten, welche aus der alten Geſchichte ein vollſtändiges Ganzes, ein vollendetes Gemälde machen. Sie haben nicht mit dem erſten Schritt angefangen; ſie haben ſich nicht ſtufenweiſe ausgebildet: ſie wurden aus der Tiefe der Wälder und des wilden Zuſtandes ſogleich mitten in die Städte und die bürgerlichen Verhältniſſe verſetzt: es ſind junge Zweige, auf einen alten Stamm gepfropft. Dunkel deckt ihren Urſprung in jeglicher Hinſicht: man ſieht da zugleich große Laſter und große Tugenden, finſtere Unwiſſenheit und helle Lichtblicke, unklare Begriffe von Gerechtigkeit und Regiment, ein verwirrtes Durcheinander von Sitten und Sprache: dieſe Völker haben weder den Zuſtand, worin die guten Sitten die Geſetze vertreten, durchlaufen,

noch den andern, worin die guten Gesetze die Sitten vertreten.

Sobald diese Völker auf den Trümmern der alten Welt sich festsetzten, zeigt sich dem Geschichtsforscher eine andere Erscheinung. Alles scheint plötzlich geregelt, Alles nimmt ein gleichförmiges Aussehen an. Ueberall Monarchien; daneben kaum ein paar kleine Freistaaten, welche sich von selbst in Fürstenthümer verwandeln, oder von den benachbarten Königreichen verschlungen werden. Zu gleicher Zeit entwickeln sich die Künste und Wissenschaften, aber ganz in der Stille und im Dunkeln. Sie trennen sich so zu sagen von den menschlichen Schicksalen, und äußern keinen Einfluß mehr auf das Geschick der Reiche. Zu einer Classe von Bürgern verwiesen, werden sie viel mehr zu einem Gegenstande des Luxus und der Neugierde, als zu einem sechsten Sinn unter den Nationen.

So befestigen sich die Regierungen mit einander. Eine religiöse und politische Wage hält die verschiedenen Theile Europa's im Gleichgewichte. Nichts wird mehr zerstört; der kleinste der neueren Staaten kann sich rühmen, so lange als die Reiche des Cyrus und der Cäsaren zu dauern. Das Christenthum ist der Anker, der so viele wogende Völker festhält; es umschließt in einem sichern Hafen die Staaten, welche vielleicht in Stücke gehen würden, wenn sie den gemeinsamen Ring durchbrechen wollten, an welchen die Religion sie gebunden hält.

Indem nun das Christenthum über die Völker eine ähnliche Gleichförmigkeit und, um so zu sagen, Eintönigkeit der Sitten verbreitete, wie sie die Gesetze dem alten Egyp-

ten gaben und noch heut zu Tage Indien und China geben, hat es nothwendig der neueren Geschichte minder lebhafte Farben verliehen. Jene allgemeinen Tugenden, wie die Menschlichkeit, die Schamhaftigkeit und die Nächstenliebe, welche es an die Stelle der zweideutigen politischen Tugenden gesetzt hat: jene Tugenden, sagen wir, haben auf dem Weltschauplatz einen weniger großen Spielraum. Da sie in Wahrheit Tugenden sind, so meiden sie das Licht und das Geräusch; es zeigt sich bei den neueren Völkern eine gewisse Stille in den Geschäften, welche den Geschichtschreiber aus der Fassung bringt. Hüten wir uns jedoch, uns darüber zu beklagen: der sittliche Mensch unserer Tage steht hoch über dem sittlichen Menschen der Alten. Unsere Vernunft wird nicht durch einen abscheulichen Gottesdienst verdreht; wir beten keine Ungeheuer an; die Unkeuschheit zeigt sich bei den Christen nicht mit frecher Stirne; wir haben weder Gladiatoren, noch Sklaven. Es ist noch nicht gar lange her, daß uns das Blut mit Schauder erfüllte. Ach! wir wollen die Römer nicht um ihren Tacitus beneiden, wenn man ihn mit ihrem Tiber erkauen muß!

Drittes Capitel.

Fortsetzung.

Zweite Ursache: die Alten haben alle Gattungen der Geschichtschreibung außer der christlichen erschöpft.

Dieser ersten Ursache, aus welcher unsere Geschichtschreiber hinter den alten zurückbleiben, und welche mit dem Wesen des

geſchichtlichen Stoffes ſelbſt zuſammenhängt, müſſen wir eine zweite beifügen, welche ſich auf die Art und Weiſe bezieht, wie die Alten ihre Geſchichte geſchrieben haben. Sie haben alle Farben erſchöpft, und wenn das Chriſtenthum nicht Betrachtungen und Gedanken einer weſentlich neuen Art an die Hand gegeben hätte, ſo bliebe die Geſchichte den Neueren gänzlich verſchloſſen.

Jugendkräftig und glänzend unter Herodot breitete die Geſchichtſchreibung vor den Augen Griechenlands das Gemälde der Entſtehung der Geſellſchaft und der urſprünglichen Sitten der Menſchen aus. Damals hatte man den Vortheil, die Jahrbücher der Fabelwelt zu ſchreiben, indem man die der wirklichen Welt ſchrieb. Man hatte nur zu ſchildern und nicht zu forſchen; die Laſter und die Tugenden der Völker befanden ſich noch in ihrem poetiſchen Alter.

Andere Zeiten, andere Sitten. Thucydides entbehrte dieſe Bilder aus der Wiege der Welt, aber er betrat ein noch unbebautes Feld der Geſchichte. Mit Ernſt ſchilderte er die aus den bürgerlichen Zwiſtigkeiten entſpringenden Uebel und hinterließ der Nachwelt Beiſpiele, aus welchen ſie niemals Nutzen zieht.

Xenophon ſeinerſeits entdeckte einen neuen Weg. Ohne ſchwerfällig zu werden oder Etwas von der attiſchen Zierlichkeit zu verlieren, warf er fromme Blicke auf das Herz und wurde der Vater der Sittengeſchichte.

Auf einen größeren Schauplatz geſtellt nnd in dem Lande lebend, wo man allein zwei Arten von Beredtſamkeit kannte, die des Gerichtsſaals und die des Forums, übertrug Titus Livius beide in ſeine Berichte. Er war der Redner unter

den Geschichtschreibern, wie Herodot der Dichter unter denselben ist.

Endlich riefen mit dem Sittenverderbniß die Regierungen Tiber's und Nero's die letzte Gattung der Geschichtsschreibung, die philosophische, an's Licht. Die Ursachen der Ereignisse, welche Herodot in den bürgerlichen Verfassungen, Xenophon in der Moral und Titus Livius in diesen verschiedenen Ursachen zusammen gesucht hatte, sah Tacitus in der Bosheit des menschlichen Herzens.

Uebrigens glänzen diese großen Geschichtschreiber nicht ausschließlich in der Gattung, welche wir ihnen zuzutheilen uns erlaubt haben, sondern wir wollten dieselbe bloß als die in ihren Schriften herrschende bezeichnen.

Zwischen diesen Hauptgattungen der Geschichtschreibung gibt es Schattirungen, welche von den Historikern zweiten Ranges in Anspruch genommen wurden. So stellt sich Polybius zwischen den politischen Thucydides und den philosophischen Xenophon, und Sallust hat Etwas von Tacitus und zugleich von Livius, aber Tacitus übertrifft ihn an Kraft des Gedankens und Livius an Schönheit der Erzählung. Suetonius erzählt seine Anekdoten ohne Reflexion und ohne Schleier; Plutarch brachte seinen moralischen Standpunkt dazu mit; Vellejus Paterculus lehrte die Geschichte verallgemeinern, ohne die Gestalt zu verwischen; Florus gab einen philosophischen Abriß von derselben; endlich Diodor von Sicilien, Trögus Pompejus, Dionys von Halikarnaß, Cornelius Nepos, Quintus Curtius, Aurelius Victor, Ammianus Marcellinus, Justinus, Eutropius und Andere, von denen wir schweigen, oder die uns nicht beifallen, führten die Geschichte

bis auf die Zeiten fort, wo sie christlichen Schriftstellern in die Hände fiel, bis zu einer Zeit also, wo sich in den Sitten der Menschen Alles änderte.

Um die Wahrheiten ist es was ganz Anderes, als um die Täuschungen; diese sind unerschöpflich, der Kreis der Wahrheiten aber ist fest begrenzt. Die Poesie ist immer neu, weil der Irrthum nie alt wird, und dieses ist es, was ihr Gnade verschafft in den Augen der Menschen. Aber in der Sittenlehre und in der Geschichte bewegt man sich auf dem engen Felde der Wahrheit und muß, man mag es angreifen, wie man will, auf bekannte Beobachtungen zurückkommen.

Welcher noch nicht betretene historische Weg blieb demnach den Neueren einzuschlagen übrig? Sie konnten nur nachahmen, und bei ihren Nachahmungen hinderten sie verschiedene Ursachen, die Höhe ihrer Musterbilder zu erreichen. Für die Poesie bot der Ursprung der Katten, der Tenkterer und Mattiaken nichts Aehnliches dar, wie der glänzende Olymp, oder die unter dem Klange der Leier erbauten Städte, oder die zauberhafte Kindheit der Pelasger und Hellenen: in der Politik verbot die Feudalherrschaft von selbst großartige Lehren; in der Beredtsamkeit war Nichts vorhanden außer auf der Kanzel, und was endlich die Philosophie betrifft, so waren die Völker noch nicht unglücklich genug und noch zu unverdorben, als daß dieselbe unter ihnen hätte anfangen können, sich geltend zu machen.

Indeß ahmte man mit größerem oder geringerem Glücke nach. In Italien zeichnete Bentivoglio Titus Livius nach, und er wäre ein beredter Geschichtschreiber, wenn er nicht affektirt wäre. Davila, Guicciardini und Fra-Paolo

waren einfacher, und Mariana in Spanien entwickelte sehr schöne Talente, aber unglücklicher Weise entehrte dieser jähzornige Jesuite den Theil der Literatur, in welchem Unparteilichkeit das erste Verdienst ist. Hume, Robertson und Gibbon haben mehr oder weniger die Wege Sallust's und Tacitus' eingeschlagen; aber der letztgenannte Geschichtschreiber hat zwei Männer hervorgerufen, welche ihm an Größe nicht nachstehen: Machiavelli und Montesquieu.

Nichtsdestoweniger darf man Tacitus nur mit Vorsicht zum Muster nehmen; an Livius sich anzuschließen ist viel weniger schwierig. Ersterem ist seine Beredtsamkeit zu eigenthümlich, als daß sich Einer darin versuchen könnte, der seinen Geist nicht hat. Tacitus, Machiavelli und Montesquieu haben eine gefährliche Schule gebildet, indem sie jene anmaßenden Worte, jene trockenen Redensarten, jene schnellen Wendungen einführten, welche unter einem Schein der Kürze an das Dunkle und den schlechten Geschmack streifen.

Lassen wir also diesen Styl den unsterblichen Geistern, welche sich aus verschiedenen Ursachen einen besonderen Weg ausgewählt haben, einen Weg, auf welchem sie allein sich behaupten konnten, und auf welchem es gefährlich ist, ihnen nachzufolgen. Wir erinnern daran, daß die Schriftsteller aus der schönen literarischen Zeit diese affektirte Gedrängtheit der Gedanken und der Sprache nicht gekannt haben. Titus Livius und Bossuet's Gedanken sind voll und eng mit einander auf's Schönste verbunden; jedes ihrer Worte ergibt sich aus dem ihm voranstehenden und schließt den Keim des ihm nachfolgenden in sich. Die großen Ströme (wenn wir dieses Bild brauchen dürfen) fließen nicht in Sprüngen, mit

Unterbrechungen und in gerader Linie dahin; sie führen fernher aus ihrer Quelle ihre Welle, die unaufhörlich wächst; ihre Windungen in den Ebenen sind groß und weit, sie schließen in ihre Bögen Städte und Wälder ein und tragen zum Ocean einen Zuwachs von Wasser, welcher die Schlünde desselben auszufüllen im Stande ist.

Viertes Capitel.

Warum die Franzosen nur Memoiren besitzen.

Eine andere Frage, die wir betrachten wollen, betrifft ausschließlich die Franzosen: warum haben wir statt der Geschichte nur Memoiren, und warum sind diese Memoiren größtentheils ausgezeichnet?

Der Franzose war zu allen Zeiten, sogar schon damals, wo er sich noch im Zustande der Barbarei befand, eitel, leichtsinnig und gesellschaftlich. Ueber den Zusammenhang der Dinge denkt er wenig nach, aber neugierig beobachtet er das Einzelne, und sein Blick ist schnell, sicher und fein. Er will immer unter den handelnden Personen sein und vermag es selbst als Geschichtschreiber nicht über sich zu gewinnen, daß er gänzlich zurücktritt. Die Memoiren nun lassen ihm freie Hand sich seiner Neigung hinzugeben. Hier berichtet er, ohne selber vom Schauplatz abzutreten, seine Beobachtungen, welche immer fein und manchmal auch tief sind. Er sagt gerne: „Ich war dabei — der König sagte zu mir — Ich erfuhr von dem Fürsten — Ich gab den Rath —

Ich ſah das Gute oder das Schlimme an der Sache voraus."

So wird ſeine Eitelkeit befriedigt; er kramt ſeinen Geiſt vor dem Leſer aus, und der Wunſch, ſich als geiſtreichen Denker zu zeigen, führt ihn oft auf gute Gedanken. Ueberdieß iſt er in dieſer Gattung der Geſchichte nicht genöthigt, ſeinen Leidenſchaften zu entſagen, deren er ſich nur ungern entſchlägt. Er begeiſtert ſich für dieſe oder jene Sache, für dieſe oder jene Perſon; und übt bald durch Verhöhnung der Gegenpartei, bald durch Spott über ſeine eigene, zugleich ſeine Rache und ſeine Bosheit aus.

Seit dem Sire de Joinville bis zum Cardinal von Retz, von den Memoiren aus den Zeiten der Ligue bis zu denen aus der Zeit der Fronde zeigt ſich dieſer Charakter überall; er übt ſogar ſeine Macht über den ernſten Sully aus. Aber ſobald man dieſe kunſtreiche Darſtellung der Einzelheiten auf die Geſchichte übertragen will, ſo ändern ſich die Verhältniſſe. Die zarten Schattirungen verlieren ſich in den großen Gemälden wie die leichten Falten auf dem Spiegel des Oceans. Alſo gezwungen unſere Beobachtungen in allgemeinen Zügen darzuſtellen, fallen wir dem Syſtemgeiſt in die Arme. Und wenn wir auf der andern Seite nicht offen von uns ſprechen können, verbergen wir uns hinter den handelnden Perſonen. In der Erzählung werden wir trocken oder kleinlich, denn wir plaudern beſſer, als wir erzählen. In den allgemeinen Betrachtungen ſind wir armſelig oder abgedroſchen, denn wir kennen den Menſchen nur aus unſerer Geſellſchaft recht.

(Wir wiſſen wohl, daß es hierin überall Ausnahmen gibt,

und daß sich einige französische Schriftsteller auch als Historiker ausgezeichnet haben. Ihrem Verdienste werden wir alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber sicherlich wäre es unbillig, uns dieselben entgegenzuhalten und Einwürfe zu machen, welche eine allgemeine Thatsache doch nicht aufheben würden. Würde man so weit gehen, welche Urtheile der Kritik wären da noch wahr? Die allgemeinen Theorien gehen über die menschliche Natur, die reinste Wahrheit schließt immer eine Beimischung von Ungerechtigkeit in sich. Die menschliche Wahrheit gleicht dem Dreiecke, das nur einen rechten Winkel haben kann, wie wenn die Natur in der einzigen Wissenschaft, die unter uns für gewiß gilt, ein Bild unserer unzulänglichen Richtigkeit hätte niederlegen wollen.)

Endlich ist auch das Privatleben der Franzosen dem Geist der Geschichte nicht sehr günstig. Wer weise über die Menschen schreiben will, bedarf der Seelenruhe; die meisten unserer Gelehrten aber leben ohne Familie oder wenigstens außerhalb ihrer Familie und bringen ihre unruhigen Leidenschaften mit in die Welt, sie widmen elender Weise ihr Leben den Erfolgen der Eigenliebe und sind durch alle diese Gewohnheiten in geradem Widerspruche mit dem Ernst der Geschichte. Diese Sitte, unser Dasein in einen engen Kreis einzuschließen, beschränkt nothwendig unsern Blick und verengt unsere Gedanken. Allzusehr beschäftigt mit einer Conventions-Natur verkennen wir die wahre Natur, wir sprechen uns über diese nur mit geistiger Anstrengung und gleichsam nur auf gut Glück aus, und wenn wir das Rechte treffen, so ist es weniger eine Sache der Erfahrung als des Errathens.

Wir schließen also aus dem Bisherigen, daß die Ver-

änderung der menſchlichen Angelegenheiten, eine andere Ordnung der Zeiten und der Verhältniſſe und die Schwierigkeit, in der Moral, in der Politik und Philoſophie neue Wege zu entdecken, an den geringen Erfolgen der Neueren im Gebiete der Geſchichtſchreibung ſchuld ſei: und was die Franzoſen insbeſondere betrifft, ſo muß man in ihrem eigenthümlichen Charakter den Grund dafür ſuchen, daß ſie nur gute Memoiren haben.

Man wollte dieſe Sonderbarkeit politiſchen Urſachen zuſchreiben: man ſagte, wenn die Geſchichtſchreibung bei uns nicht dieſelbe Stufe erreicht hat, wie bei den Alten, ſo kam dieß daher, daß ihr unabhängiger Geiſt bei uns immer gebunden war. Allein dieſe Behauptung ſcheint uns den Thatſachen geradezu zu widerſprechen. Denn zu keiner Zeit und in keinem Lande, mochte es eine Regierungsform haben, welche es wollte, gab es je eine größere Denkfreiheit, als in Frankreich zur Zeit ſeiner Monarchie. Man könnte freilich einige Beiſpiele von Unterdrückung und von ſtrenger und ungerechter Cenſur anführen, allein ſie würden der großen Zahl entgegengeſetzter Beiſpiele nicht die Wage halten. Man öffne unſere Memoiren, und man wird auf jeder Seite die härteſten und oft die beleidigendſten Wahrheiten über die Könige, über den Adel und die Prieſter ausgegoſſen finden.

Der Franzoſe hat ſich nie knechtiſch unter das Joch gebeugt; für den Zwang, welchen ihm die monarchiſche Regierungsform auferlegte, hat er ſich immer durch die Unabhängigkeit ſeiner Meinung entſchädigt. Rabelais' Erzählungen, Montaigne's Verſuche, die Weisheit von Charron, die Freiſtaaten von Bodin, die Schriften zu Gunſten der Ligue, die

Abhandlung, in der Mariana ſogar den Königsmord vertheidigt, beweiſen zur Genüge, daß man nicht erſt ſeit heute Alles zu prüfen wagt. Wenn der Name des Bürgers, eher als der des Unterthans, ausſchließlich den Geſchichtsforſcher machte, warum haben Tacitus, Livius und zu unſerer Zeit der Biſchoff von Meaux und Montesquieu ihre ernſten Vorleſungen unter der Regierung der allerunumſchränkteſten Herrſcher in die Welt gehen laſſen? Ohne Zweifel haben dieſe großen Geiſter, wenn ſie die unedlen Handlungen rügten und die guten lobten, nicht geglaubt, daß die Schreibfreiheit darin beſtehe, gegen die Regierungen loszuziehen und die Grundlagen der Pflicht zu erſchüttern; ohne Zweifel würden, wenn ſie von ihrem Talent einen ſo verderblichen Gebrauch gemacht hätten, Auguſt, Trajan und Ludwig ſie zum Schweigen gebracht haben: allein dieſe Art von Abhängigkeit — iſt ſie nicht vielmehr ein Gut als ein Uebel? Als Voltaire ſich einer geſetzlichen Cenſur unterwarf, gab er uns ſeinen „Karl XII.“ und ſein „Zeitalter Ludwigs XIV.“: als er aber jeden Zügel zerriſſen hatte, brachte er Nichts als den „Verſuch über die Sitten“ zur Welt. Es gibt Wahrheiten, welche die Quelle der größten Unordnungen ſind, weil ſie die Leidenſchaften aufregen; und doch ſind es, wofern nicht eine gerechte Autorität uns den Mund ſchließt, gerade dieſe, welche wir am liebſten enthüllen, weil ſie zugleich der Bösartigkeit unſerer durch den Sündenfall verdorbenen Herzen und unſerer urſprünglichen Neigung zur Wahrheit ein Genüge thun.

Fünftes Capitel.

Schöne Seite der neueren Geschichte.

Es ist nicht mehr als billig, daß wir nun auch die andere Seite in's Auge fassen und nachweisen, wie die neuere Geschichte auch interessant werden kann, wenn sie von geschickter Hand angefaßt wird. Die Niederlassung der Franken in Gallien, Karl der Große, die Kreuzzüge, das Ritterthum, eine Schlacht von Bouvines, ein Treffen bei Lepanto, ein Konradin in Neapel, ein Heinrich IV. in Frankreich, ein Karl I. in England, da haben wir zum Mindesten merkwürdige Epochen, eigenthümliche Sitten, berühmte Ereignisse und tragische Katastrophen. Aber der Hauptgesichtspunkt, von welchem aus der moderne Geschichtsforscher seinen Gegenstand aufzufassen hat, ist die Veränderung, die das Christenthum in der geselligen Ordnung hervorgebracht hat. Das Evangelium hat der Moral neue Grundlagen gegeben, es hat dadurch den Volkscharakter anders bestimmt und in Europa Menschen geschaffen, welche in den Meinungen, den Regierungen, den Sitten, den Gebräuchen, den Künsten und Wissenschaften von den Alten ganz verschieden sind.

Und welche charakteristische Züge bieten nicht diese neuen Völker dar! Da sind die Germanen, Volksstämme, in denen nie die Verdorbenheit der Großen auf die Kleinen Einfluß ausübte, oder die Gleichgiltigkeit der Ersteren gegen das Vaterland die Letzteren hinderte es zu lieben; Volksstämme, in denen der Geist der Empörung und der Treue, der Knecht-

ſchaft und der Unabhängigkeit ſeit den Tagen des Tacitus nie ſich verläugnet hat.

Da ſind die Bataver, welche vermöge ihres geſunden Menſchenverſtandes Geiſt, vermöge ihres Fleißes Genie, vermöge ihrer Kälte Tugenden und vermöge ihrer Vernünftigkeit Leidenſchaften haben.

Italien bildet mit ſeinen hundert Fürſten und großartigen Erinnerungen mit der in Dunkel gehüllten republikaniſchen Schweiz einen ſchönen Gegenſatz.

Das von den übrigen Völkern getrennte Spanien bietet dem Hiſtoriker einen noch eigenthümlicheren Charakter dar. Der Stillſtand in den Sitten, worin es ruht, kann ihm einſt von Nutzen ſein, und wenn die europäiſchen Völker von dem Sittenverderbniß erſchöpft ſind, kann es vielleicht mit Glanz wieder auf dem Schauplatz der Welt auftreten, weil die Grundlage der Sitten ſich bei ihm nicht verrückt.

Das engliſche Volk aus deutſchem und franzöſiſchem Blute gemiſcht, läßt überall ſeinen doppelten Urſprung erkennen. Seine Regierung, halb Königthum, halb Ariſtokratie, ſeine Religion, weniger prunkvoll als die katholiſche und doch glänzender als die Luther'ſche, ſein ſchwerfälliges und zugleich thatkräftiges Militär, ſeine Wiſſenſchaften und Künſte, endlich ſeine Sprache, und ſelbſt ſeine Geſichtsbildung und Körperformen, Alles verräth die zwei Quellen, denen es entſprungen iſt. Es vereint mit der Einfachheit, der Ruhe, dem geſunden Menſchenverſtande und der Langſamkeit des Germanen das Glänzende, Aufbrauſende und Lebhafte des franzöſiſchen Geiſtes.

Den Engländern eignet der öffentliche Geiſt, den Frau-

zosen die Nationalehre: der Letzteren gute Eigenschaften sind mehr Gaben der göttlichen Gnade als Früchte der politischen Erziehung. Wie die Halbgötter haben sie weniger der Erde, als dem Himmel zu verdanken.

Als die ältesten Kinder des Alterthums sind die Franzosen dem Geiste nach Römer und dem Charakter nach Griechen. Unruhig und flüchtig im Glücke, standhaft und unüberwindlich im Mißgeschicke, gebildet für die Künste, und bis zum Uebermaße verfeinert während der Ruhe des Staates: plump und wild in den bürgerlichen Unruhen, nach dem Triebe der Leidenschaften gleich Schiffen ohne Balast hin und her schwankend; jetzt oben am Himmel, und im Augenblicke darnach tief unten im Abgrund; begeistert für das Gute sowohl als für das Böse, jenes vollbringend, ohne Dank zu fordern, und dieses verübend, ohne Gewissensbisse zu fühlen; uneingedenk ihrer Vergehen, wie ihrer Tugenden; voll kleinlicher Liebe zum Leben während des Friedens, und verschwenderisch mit ihrem Blut in den Schlachten; eitel, spöttisch, ehrgeizig, zugleich am Gewohnten hängend und neuerungssüchtig, Alles verachtend, das sie nicht selber sind; im Einzelnen die liebenswürdigsten, in Gesammtheit aber die widerwärtigsten unter allen Menschen; einnehmend im eigenen Lande, unerträglich in der Fremde; nach einander sanfter und unschuldiger als ein Lamm, und unbarmherziger und wilder als ein Tiger; so waren vor Zeiten die Athener und so sind heutzutage die Franzosen.

Nachdem wir auf diese Weise die Vortheile und die Nachtheile der alten und neuen Geschichte gegen einander abgewogen haben, ist es Zeit, den Leser daran zu erinnern, daß,

wenn die Geschichtschreiber des Alterthums im Allgemeinen den unsrigen überlegen sind, diese Wahrheit denn doch auch große Ausnahmen leidet. Dank sei es dem Geiste des Christenthums, daß, wie wir zeigen werden, der französische Geist auch in der Geschichte fast dieselbe Vollkommenheit erreicht hat, wie in den übrigen Zweigen der Literatur.

Sechstes Capitel.

Voltaire als Geschichtschreiber.

„Voltaire, sagt Montesquieu, wird niemals eine gute Geschichte schreiben; er hat Aehnlichkeit mit den Mönchen, welche nicht um des von ihnen behandelten Gegenstandes willen, sondern für den Ruhm ihres Ordens schrieben. Voltaire schreibt für sein Kloster".

Wenden wir dieses Urtheil auf das „Zeitalter Ludwig's XIV." und auf die „Geschichte Karl's XII." an, so klingt es allzustrenge; jedoch in Beziehung auf den „Versuch über die Sitten der Völker" ist es vollkommen gerecht. Zwei Namen insbesondere setzen den Bekämpfer des Christenthums in Schrecken: Pascal und Bossuet. Diese mußte man also angreifen und ihr Ansehen indirect zu untergraben suchen. Daher die Ausgabe von Pascal mit Noten und der Versuch, den man der Abhandlung über die Universal Geschichte entgegensetzen wollte. Niemals jedoch hat die sonst nur zu geschickte antireligiöse Partei einen ähnlichen Fehler sich zu schulden kommen lassen und dem Chri-

ſtenthum einen größeren Triumph bereitet. Wie konnte einem Voltaire, bei ſeinem feinen Takt und ſeinem klaren Geiſte, die Gefahr eines Kampfes Mann gegen Mann mit Boſſuet und Pascal verborgen bleiben? Es iſt ihm hier auf dem Gebiete der Geſchichte widerfahren, was ihm auf dem der Poeſie immer widerfährt: während er gegen die Religion loszieht, ſind ſeine ſchönſten Stellen die chriſtlichen, wofür ſeine Schilderung Ludwig's des Heiligen ein Zeugniß ablegen mag.

„Ludwig IX., ſagte er, ſchien als Fürſt die Beſtimmung zu haben Europa umzugeſtalten, wofern dasſelbe der Umgeſtaltung fähig war, Frankreich zum Sieg und zu geordneten Einrichtungen zu führen und in Allem ein Vorbild der Menſchen zu werden. Seine Frömmigkeit, welche der eines Einſiedlers glich, benahm ihm keine Königstugend. Eine weiſe Sparſamkeit entzog ſeiner Freigebigkeit Nichts. Er wußte eine tiefgehende Politik mit einer ſtrengen Gerechtigkeit in Einklang zu bringen, und iſt vielleicht der einzige Herrſcher, welcher dieſes Lob verdient. Klug und feſt in der Berathung, unerſchrocken im Kampfe, ohne allzu hitzig zu werden, mitleidig, wie wenn er ſtets nur unglücklich geweſen wäre; gewiß, es iſt dem Menſchen nicht gegeben, es in der Tugend weiter zu bringen. — — Vor Tunis von der Peſt befallen — — ließ er ſich auf die Aſche legen und ſtarb in einem Alter von 55 Jahren mit der Frömmigkeit eines Ordensbruders und dem Muth eines großen Mannes."

Wenn in dieſer im Uebrigen ſo zierlich geſchriebenen Schilderung Voltaire von einem Einſiedler ſpricht, wollte er damit wohl ſeinen Helden herabſetzen? Man kann es ſich

kaum verhehlen; allein welcher Mißgriff! Gerade der Gegensatz zwischen den religiösen und kriegerischen Tugenden, zwischen der christlichen Demuth und der königlichen Größe ist es, was das Dramatische und die Schönheit des Bildes ausmacht.

Das Christenthum erhöht nothwendig den Glanz geschichtlicher Gemälde, indem es sozusagen die Personen von der Leinwand ablöst und die lebhaften Farben der Leidenschaften auf einen ruhigen und milden Hintergrund aufträgt. Der zarten und ernsten Sittlichkeit entsagen, hieße dem einzigen neuen Mittel der Beredsamkeit entsagen, das uns die Alten übrig gelassen haben. Wir zweifeln nicht, daß Voltaire, wann er Religion gehabt hätte, im Fach der Geschichte ganz Ausgezeichnetes geleistet haben würde. Es fehlt ihm Nichts als der Ernst, und trotz seiner Unvollkommenheiten ist er wohl nach Bossuet der erste Historiker Frankreichs.

Siebentes Capitel.

Philipp von Commines und Rollin.

Ein Christ hat in hohem Maße die Eigenschaften, welche einer der Alten von dem Geschichtschreiber verlangt: einen offenen Kopf für die Dinge der Welt und einen angenehmen Ausdruck. (Lucian: „Wie man Geschichte schreiben muß").

Als Verfasser von Lebensbeschreibungen gleicht Philipp von Commines namentlich dem Plutarch. Seine

Einfachheit ist selbst noch freimüthiger als die des antiken Biographen. Plutarch hat oft nur den guten Willen, einfach zu sein; er haſcht gerne nach Gedanken und täuſcht auf angenehme Weise durch naive Wendungen.

In der That ist er unterrichteter als Commines, und dennoch hat der alte gallische Herr mit seinem Evangelium und seinem Glauben an die Einsiedler, bei all seiner Unwissenheit, Memoiren voller Belehrung hinterlassen. Bei den Alten mußte man, um zu schreiben, gelehrt sein, bei uns hat oft ein einfältiger Christ, wenn er nur statt alles Studiums sich der Liebe zu Gott hingab, ein bewundernswürdiges Werk verfaßt. Und dieß ist es, was der heilige Paulus sagen wollte: „Wer, ohne Liebe zu haben, sich einbildet aufgeklärt zu sein, weiß nichts.“ (I. Kor. 13).

Rollin ist der Fenelon der Geschichte, und hat uns, wie dieser, Egypten und Griechenland verschönert, die ersten Bände seiner alten Geschichte athmen den Geist des Alterthums: die Erzählung des tugendsamen Rectors ist nicht ohne Fülle, Einfachheit und Ruhe; und das Christenthum hat seiner Feder eine Zartheit und eine Macht, die Herzen zu rühren, verliehen. Seine Schriften geben nach dem wunderbaren Ausdrucke der Schrift jenen Biedermann kund, dessen Herz ein beständiges Fest ist (Prediger Cap. 30, Vers 27).

Wir kennen keine Schriften, welche die Seele auf sanftere Weise zur Ruhe bringen. Rollin hat über die Laster der Menschen die Ruhe eines vorwurfsfreien Gewissens und die salbungsvolle Liebe eines Apostels Jesu Christi ausgegossen. Sollen wir nie die Zeiten wiederkehren sehen, wo die

Erziehung der Jugend und die Hoffnung der Nachwelt solchen Händen anvertraut war!

Achtes Capitel.

Bossuet als Geschichtschreiber.

In der Abhandlung über die Universal-Geschichte, da kann man erst den Einfluß des Geistes des Christenthums auf den Geist der Geschichte recht bewundern. Ein Politiker gleich Thucydides, ein Sittenzeichner gleich Xenophon, ein Redner gleich Titus Livius, ein ebenso großer Maler und nicht minder tief als Tacitus hat der Bischoff von Meaux daneben noch eine ernste Sprache voll erhabener Wendungen, wie man sie nirgends findet, außer im Anfang des Buches der Makkabäer.

Bossuet ist mehr als Historiker, er ist ein Kirchenvater, er ist ein inspirirter Priester, der oft, wie der Gesetzgeber der Hebräer, den Feuerstrahl auf der Stirne trägt. Welchen Ueberblick gibt er über die ganze Erde! Er ist zugleich an tausend Orten! Bald ein Patriarch unter dem Palmbaume von Tophel, bald ein Minister am Hofe von Babylon, bald ein Priester von Memphis, bald ein Gesetzgeber von Sparta, bald ein Bürger von Athen und Rom, wechselt er beliebig Zeit und Ort: er bewegt sich mit der Schnelligkeit und der Majestät der Jahrhunderte. Den Stab des Gesetzes in der Hand, treibt er mit unbegreiflicher Würde durch einander Juden und Heiden vor sich her ins Grab; er kommt endlich

ſelbſt im Gefolge des Zuges ſo vieler Geſchlechter, und auf Jeſajas und Jeremias geſtützt, läßt er unter den Trümmern und dem Staub des Menſchengeſchlechtes ſeine Klaglieder ertönen.

Der erſte Theil der Abhandlung über die Univerſal-Geſchichte zeichnet ſich durch ſeine Erzählung aus; der zweite durch die Erhabenheit ſeines Styls und die hohe Metaphyſik ſeiner Gedanken; der dritte durch die Tiefe ſeiner moraliſchen und politiſchen Anſichten. Findet man in Livius oder Salluſt über die alten Römer etwas Schöneres als folgende Worte des Biſchoffs von Meaux?

„Die Grundlage eines Römers, um mich ſo auszudrücken, bildete ſeine Freiheits- und Vaterlandsliebe: er liebte das Eine um des Andern willen; denn weil er ſeine Freiheit liebte, liebte er auch ſein Vaterland, als eine Mutter, welche ihn in ebenſo edlen als freiſinnigen Grundſätzen aufzog.“

„Unter dem Namen Freiheit verſtanden die Römer, wie die Griechen, einen Zuſtand, in welchem die Perſon nur dem Geſetz unterthan, und das Geſetz mächtiger war, als die Perſon.“

Hört man uns gegen die Religion losziehen, ſo könnte man auf den Glauben kommen, ein Prieſter müſſe nothwendig ein Sklave ſein, und vor uns ſei Niemand im Stande geweſen, auf würdige Weiſe über die Freiheit zu ſprechen: aber man leſe nur in Boſſuet die Abſchnitte über die Griechen und Römer.

Welcher Andere hat beſſer als er über die Laſter ſowohl als über die Tugenden ſich ausgeſprochen? welcher Andere die menſchlichen Angelegenheiten gerechter gewürdigt? Von Zeit

zu Zeit entſchlüpfen ihm ſolche Züge, welche in der antiken Beredtſamkeit kein Vorbild haben und einzig aus dem Geiſte des Chriſtenthums hervorgegangen ſind. Nachdem er z. B. die egyptiſchen Pyramiden geprieſen, ſetzt er hinzu: „So große Anſtrengungen auch die Menſchen machen mögen, überall kommt doch ihr Nichts zu Tage. Dieſe Pyramiden waren Grabmale, und doch hatten die Könige, welche ſie bauen ließen, nicht Macht genug, um darin begraben zu werden, und ſie konnten ihre Gräber nicht genießen.“

Man weiß nicht, ſoll man hier der Größe des Gedankens oder der Kühnheit des Ausdrucks die Palme zuerkennen. Das „Genießen“ in ſeiner Anwendung auf das „Grab“ drückt zugleich die Pracht dieſes Grabes, die Eitelkeit der Pharaone, welche es errichteten, die Flüchtigkeit unſeres Daſeins und endlich die unglaubliche Nichtigkeit des Menſchen aus, der Nichts, als ein Grab, als wirkliches Gut hienieden beſitzen kann, und bisweilen erſt noch dieſes armſeligen Erbgutes ſich beraubt ſieht.

Bedenken wir, daß auch Tacitus von den Pyramiden ſpricht, und daß ſeine Philoſophie ihm Nichts an die Hand gegeben hat, was mit der Bemerkung, welche die Religion Boſſuet eingegeben, eine Vergleichung aushielte, ſo erkennen wir den entſchiedenen Einfluß, den der Geiſt des Chriſtenthums über den Gedanken eines großen Mannes ausübt.

Das ſchönſte geſchichtliche Gemälde in Tacitus iſt die Schilderung Tiber's; aber es wird völlig verdunkelt durch die Zeichnung Cromwell's, denn Boſſuet iſt auch in ſeinen Leichenreden Hiſtoriker. Was ſollen wir über das Freudengeſchrei ſagen, das Tacitus ausſtößt, wo er von den Brukterern redet, welche ſich im Angeſicht eines römiſchen Lagers

erwürgten? „Durch die Gunst der Götter — sagt er — hatten wir das Vergnügen, diesem Kampfe zuzusehen, ohne uns darein zu mischen. Als bloße Zuschauer sahen wir, was zum Erstaunen ist, sechszig tausend Mann zu unserer Belustigung sich unter unsern Augen niedermetzeln. Könnten, könnten doch die Völker, beim Mangel an Liebe zu uns, einen solchen ewigen Haß auf einander in ihrem Herzen bewahren!"

Hören wir dagegen Bossuet:

„Nach der Sündfluth erschienen jene Verwüster ganzer Provinzen, welche man Eroberer genannt hat, und welche einzig von Herrschsucht getrieben, so viele Unschuldige vertilgt haben. — — Seit dieser Zeit hat der Ehrgeiz, ohne eine Grenze anzuerkennen, mit dem Leben der Menschen gespielt; sie sind so weit gegangen, sich unter einander zu tödten, ohne sich zu hassen: der Gipfel des Ruhms und die schönste aller Künste bestand darin, daß die Einen die Andern mordeten."

Nicht leicht wird man sich enthalten können, eine Religion zu verehren, welche einen solchen Unterschied hervorruft zwischen der Moral eines Bossuet und der eines Tacitus.

Nachdem der römische Geschichtschreiber berichtet hat, daß Thrasyll dem Tiber die Herrschaft geweissagt habe, setzt er hinzu: „Nach diesen und einigen anderen Thatsachen weiß ich nicht zu entscheiden, ob die Angelegenheiten des Lebens den Gesetzen einer unabänderlichen Nothwendigkeit unterworfen sind, oder ob sie vom bloßen Zufall abhängen."

(Annalen sechstes Buch, Kap. 22.)

Sodann führt Tacitus mit ernster Miene die Meinungen der Philosophen an und gibt deutlich zu verstehen, daß er an die Weissagungen der Sterndeuter glaube.

Auf der Seite des christlichen Priesters treten uns die Vernunft, die gesunde Moral und die Beredtsamkeit entgegen.

„Die lange Verkettung der besonderen Ursachen — sagt Bossuet — welche die Reiche gründen und stürzen, hängt von den geheimen Befehlen der göttlichen Vorsehung ab. Gott lenkt hoch oben im Himmel die Zügel aller Königreiche; in seiner Hand hat er alle Herzen. Bald hält er die Leidenschaften an, bald läßt er ihnen freien Spielraum, und so bewegt er das menschliche Geschlecht. — — Er kennt der Menschen Weisheit, die stets irgendwo zu kurz ist; er klärt sie auf, er erweitert ihre Blicke und überläßt sie wiederum ihrer Unwissenheit. Er verblendet sie, er stürzt sie um und verwirrt sie durch sich selbst: sie verwickelt und verstrickt sich in ihren eigenen Spitzfindigkeiten, und ihre Vorsicht wird ihr zu einer Schlinge. — — Er ist es (Gott), welcher in den entferntesten Ursachen diese Wirkungen vorbereitet, und die großen Stöße führt, deren Gegenstöße so weithin reichen. — — Doch, mögen sich die Menschen dabei nicht betrügen: Gott weist, wenn es ihm gefällt, den irren Sinn zurecht; und wer über die Blindheit der Andern spottet, fällt selbst in die dichteste Finsterniß, ohne daß es seinen Sinn zu verwirren, oft einer andern Ursache bedürfte, als des langen Glückes."

Wie gering nimmt sich die Beredtsamkeit des Alterthums neben dieser christlichen Beredtsamkeit aus!

Viertes Buch.

Beredtsamkeit.

Erstes Capitel.

Das Christenthum auf dem Gebiete der Beredtsamkeit.

Das Christenthum bietet so viele Beweise seiner Vortrefflichkeit dar, daß, wenn man glaubt, nur einen Gegenstand zu behandeln zu haben, plötzlich sich ein anderer in die Feder drängt. Wir sprachen von den Philosophen, und siehe da kamen die Redner und fragten, ob wir sie vergessen. Wir betrachteten das Christenthum in seinem Einfluß auf die Wissenschaften und die Geschichte, und das Christenthum forderte uns auf, die größten Leistungen im Fache der Beredtsamkeit vor der Welt zu enthüllen.

Die Neueren verdanken der katholischen Religion jene Redekunst, deren Mangel in unserer Literatur dem antiken Geist eine entschiedene Ueberlegenheit über den unsern gegeben

hätte. Darin liegt einer der großen Triumphe unseres Gottesdienstes; und was man auch zum Lobe eines Cicero und Demosthenes sagen mag, so können Massillon und Bossuet ohne Scheu ihnen an die Seite gestellt werden.

Die Alten kannten nur die gerichtliche und politische Beredtsamkeit: die moralische Beredtsamkeit aber, d. h. die Beredtsamkeit aller Zeiten, aller Regierungsformen und aller Länder ist erst mit dem Evangelium auf der Erde erschienen. Cicero vertheidigt einen Clienten; Demosthenes bekämpft einen Gegner oder sucht bei einem entarteten Volke die Vaterlandsliebe zu wecken; der Eine wie der Andere weiß nur die Leidenschaften aufzuregen und stützt die Hoffnung auf Erfolg, auf die Verwirrung, die sie in den Herzen hervorrufen.

Die Kanzelberedtsamkeit hat auf einem weit erhabeneren Felde ihren Sieg gesucht. Durch Bekämpfung ihrer Regungen will sie die Seele leiten, und durch Sänftigung der Leidenschaften, will sie sich bei denselben Gehör verschaffen. Gott und die Liebe, das ist ihr Text, der immer gleiche und immer unerschöpfliche. Sie braucht keine Parteiränke, keine Volkserregungen, keine großen Umstände, um zu glänzen; im tiefsten Frieden, am Sarge des geringsten Bürgers wird sie ihre erhabensten Wirkungen hervorbringen; sie wird die Aufmerksamkeit auf eine unbeachtete Tugend zu lenken verstehen; sie wird um einen Menschen, von dem man nie hatte sprechen hören, Thränen fließen machen. Unfähig der Furcht und der Ungerechtigkeit, hält sie den Königen Vorlesungen, aber ohne sie zu verhöhnen; sie tröstet den Armen, aber ohne seinen Lastern zu schmeicheln. Die Politik und die irdischen Angelegenheiten sind ihr nicht unbekannt; aber gerade das, was bei der

antiken Beredtsamkeit Hauptsache war, ist ihr Nebensache; sie schaut auf alles das von der Höhe, in der sie herrscht, herab, wie ein Adler von dem Gipfel des Berges die Gegenstände tief unten im Thale wahrnimmt.

Was die christliche Beredtsamkeit von der Beredtsamkeit der Griechen und Römer unterscheidet, das ist jener evangelische Ernst, welcher ihre Seele ist, oder, wie La Bruyere sagt, jene ehrwürdige Melancholie, wovon sie sich nährt. Man liest vielleicht ein- oder zweimal Cicero's Reden gegen Verres und Catilina, Demosthenes Rede pro Corona und seine Philippica, aber über Bossuets Leichenreden und die Predigten Bourdaloue's und Massillon's denkt man ohne Unterlaß nach und blättert darin Tag und Nacht. Die Reden der christlichen Redner sind Bücher, die der Redner des Alterthums sind bloße Reden. Mit welch wundervollem Geschmack sprechen die Gottesgelehrten über die Eitelkeit der Welt! „Euer ganzes Leben — sagen sie — ist nur die Trunkenheit eines Tages und ihr bringet diesen Tag mit Verfolgung der tollsten Täuschungen zu. Ihr erreicht den Gipfel eurer Wünsche, ihr seht all eure Begierden befriedigt, ihr werdet König, Kaiser, Herr der Erde; noch ein Augenblick, und der Tod wird alle diese Nichtigkeiten samt eurem Nichts auslöschen."

Diese Art der Betrachtung, so ernst, so feierlich, so natürlich in's Erhabene übergehend, war den Rednern des Alterthums gänzlich unbekannt. Die Heiden verzehrten sich in dem Haschen nach dem Schatten des Lebens, wie es im Buche Hiob heißt; sie wußten nicht, daß das wahre Leben erst mit dem Tode beginnt. Erst die christliche Religion hat die

große Schule des Grabes gegründet, worin ſich der Apoſtel des Evangeliums bildet. Sie duldet nicht, daß man, wie die Halbweiſen Griechenlands, den unſterblichen Menſchengedanken an die Dinge eines Augenblicks verſchwende.

Uebrigens iſt die Religion in allen Jahrhunderten und in allen Ländern die Quelle der Beredtſamkeit geweſen. Wenn Demoſthenes und Cicero große Redner waren, ſo kam dieß vor Allem daher, daß ſie religiös waren; darum führen ſie unaufhörlich den Namen der Götter im Munde, darum ruft Demoſthenes die Schatten der Helden von Marathon an und Cicero die von Verres beraubten Götter. Dagegen haben die Mitglieder des National-Convents nur verſtümmelte Talente und Fetzen von Beredtſamkeit aufzuweiſen, weil ſie den Glauben ihrer Väter angriffen, und auf dieſe Weiſe die Begeiſterung der Herzen unmöglich machten.

Man ſage nicht, die Franzoſen haben keine Zeit gehabt, auf der neuen Bahn, die ſie eingeſchlagen, ſich zu üben. Die Beredtſamkeit iſt eine Frucht der Revolutionen; da wächst ſie von ſelbſt und ohne Pflege; der Wilde und der Neger haben manchmal gleich Demoſthenes geſprochen. Ueberdieß hatte man Vorbilder an den Meiſterwerken des antiken Forums, wie an denen des heiligen Forums, wo der chriſtliche Redner das ewige Geſetz erklärt. Als in der conſtituirenden Verſammlung Herr von Montloſier in Beziehung auf die Geiſtlichkeit ausrief: „Ihr vertreibt ſie aus den Palläſten; ſie werden ſich in die Hütte des Armen zurückziehen, den ſie ernährt hat; ihr wollt ihre goldenen Kreuze haben, ſie werden ein hölzernes Kreuz nehmen; ein hölzernes Kreuz hat die Welt erlöst!“ ſo war dieſe bewegte Stelle nicht von der Demagogie, ſondern

von der Religion eingegeben. Endlich hat ſich auch Vergniaud in einigen Stellen ſeiner Rede für Ludwig XVI. zu einer hohen Beredtſamkeit nur dadurch erhoben, daß ihn ſein Thema auf's Gebiet der religiöſen Vorſtellungen führte, nämlich zu den Pyramiden, den Todten, dem Schweigen und den Gräbern.

Zweites Capitel.

Von den Rednern. Die Kirchenväter.

Die Beredtſamkeit der Kirchenlehrer hat etwas Ehrfurchtgebietendes, Gewaltiges und ſo zu ſagen Königliches, Etwas, deſſen Macht überwältigt und unterjocht. Man fühlt, daß ſie eine höhere Sendung haben und auf Befehl des Allmächtigen lehren. Jedoch bewahrt ihr Geiſt, mitten in ihren Begeiſterungen, Ruhe und Majeſtät.

Der heilige Ambroſius iſt der Fenelon der lateiniſchen Kirchenväter. Er iſt blühend, ſanft, überſtrömend, und trotz einiger Mängel, die mit ſeinem Jahrhundert zuſammenhängen, bieten ſeine Werke eine ebenſo angenehme als lehrreiche Lectüre dar. Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur ſeine Abhandlung über die Jungfrauſchaft und ſein Lob der Patriarchen zur Hand nehmen. (Aus erſterer haben wir früher eine Stelle angeführt.)

Wenn man heutzutage einen Heiligen nennt, ſo ſtellt man ſich darunter einen plumpen und fanatiſchen Mönch vor, der aus Schwäche oder zufolge beſonderer Anlage einem

lächerlichen Aberglauben huldigt. Auguſtin zeigt jedoch ein ganz anderes Bild: ein Jüngling, glühend und voll Geiſt, überläßt ſich ſeinen Leidenſchaften; er genießt die Vergnügungen bis auf die Neige und ſtaunt darüber, daß die Liebe zum Irdiſchen die Leere ſeines Herzens nicht auszufüllen vermag. Da gibt er ſeiner Seele eine Richtung auf den Himmel; es flüſtert ihm Etwas zu, daß dort jene höchſte Schönheit wohne, nach welcher er ſeufzt. Ganz leiſe ſpricht Gott zu ihm, und dieſer Weltmenſch, den die Welt nicht befriedigen konnte, findet im Schooße der Religion endlich die Ruhe und die Erfüllung ſeiner Wünſche.

Montaigne und Rouſſeau haben uns ihre Bekenntniſſe vorgelegt. Der Erſte ſpottet der Leichtgläubigkeit ſeines Leſers; der Zweite enthüllt ſchändliche Abſcheulichkeiten, indem er ſich gleichwohl, ſelbſt vor dem Richterſtuhle Gottes, als ein Muſterbild der Tugend hinſtellt. In den Bekenntniſſen Auguſtin's aber lernt man den Menſchen kennen, wie er iſt. Der Heilige legt nicht vor der Erde, ſondern vor dem Himmel ſeine Bekenntniſſe ab; Dem, der Alles ſieht, verbirgt er Nichts. Er erſcheint als ein Chriſt, der vor der Richtſtatt der Buße auf den Knien liegt, ſeine Fehler beweint und ſie nur aufdeckt, damit der Arzt den heilenden Balſam auf die Wunde lege. Er fürchtet durch ſein Eingehen auf's Einzelne den nicht zu ermüden, von welchem er das erhabene Wort ausgeſprochen hat: „Er iſt geduldig, denn er iſt ewig.“ Und welche Zeichnung entwirft er uns von dieſem Gott, dem er ſeine Verirrungen bekennt?

„Du biſt unendlich groß, ſagt er, unendlich gut, unendlich barmherzig, unendlich gerecht: deine Schönheit iſt unvergleichlich,

deine Gewalt unwiderſtehlich, deine Macht ohne Grenzen. Immer thätig und immer in Ruhe erhältſt und erfüllſt du die Welt; du liebſt ohne Leidenſchaft und biſt eiferſüchtig ohne Unruhe: du änderſt deine Handlungsweiſe, aber nie deine Plane. — Aber was ſage ich dir hier, mein Gott! und was kann man ſagen, wenn man von dir ſpricht?

Derſelbe Mann, welcher dieſes glänzende Bild von dem wahren Gott entwirft, ſpricht ſogleich mit der liebenswürdigſten Offenheit von den Verirrungen ſeiner Jugend:

„Ich reiſte endlich nach Karthago ab. Kaum war ich angelangt, als ich mich ſchon von einer Maſſe ſündlicher Neigungen umlagert ſah, die ſich mir von allen Seiten darboten. — Ein ruhiger Zuſtand ſchien mir unerträglich, und ich ſuchte nur Wege voller Schlingen und Abgründe auf.“

„Aber es wäre mein Glück geweſen, ebenſo geliebt zu werden, wie ich liebte; denn in dem, was man liebt, ſucht man ſein Leben zu finden. — Endlich fiel ich in die Netze, worin ich gefangen zu werden wünſchte: ich wurde geliebt und beſaß was ich liebte. Aber, o Gott! Du ließeſt mich Deine Güte und Barmherzigkeit empfinden, indem Du mich mit Bitterkeit überhäufteſt; denn ſtatt der Süßigkeiten, die ich mir verſprochen hatte, fand ich nichts als Eiferſucht, Verdacht, Furcht, Zorn, Klagen und Aufwallungen.“

Der einfache, wehmüthige und doch leidenſchaftliche Ton dieſes Berichts, dieſe Rückkehr zur Gottheit und zu der Ruhe des Himmels in dem Augenblicke, wo der Heilige von den Täuſchungen der Erde und der Erinnerung an die Irrwege ſeines Lebens am meiſten in Anſpruch genommen zu ſein ſcheint: dieſe Miſchung von Trauer und Reue iſt höchſt

reizend. Wir kennen kein Wort von zärterem Gefühl als das: Es wäre mein Glück gewesen, ebenso geliebt zu werden, wie ich liebte; denn in dem, was man liebt, will man sein Leben finden. Ein ander Mal sagt Augustin: „Eine beschauliche Seele schafft sich in sich selbst eine Einsamkeit.“ Die Stadt Gottes, die Briefe und einige andere Abhandlungen desselben Kirchenvaters sind voll von dieser Art Gedanken.

Der heilige Hieronymus glänzt durch eine lebhafte Einbildungskraft, welche eine ungeheure Gelehrsamkeit nicht hatte in ihm auslöschen können. Die Sammlung seiner Briefe ist eines der merkwürdigsten Denkmale in der Literatur der Kirchenväter. Gleich dem heiligen Augustin hatte er in den Wollüsten der Welt seine Klippe gefunden.

Er schildert gerne die Natur und die Einsamkeit. Aus der Tiefe seiner Höhle bei Bethlehem sah er den Sturz des römischen Reiches; in der That ein weitumfassender Gegenstand zum Nachdenken für einen heiligen Einsiedler. Auch der Tod und die Vergänglichkeit unseres Lebens sind dem heiligen Hieronymus unaufhörlich vor Augen.

„Wir sterben und verändern uns jede Stunde, schreibt er an einen seiner Freunde, und dennoch leben wir, wie wenn wir unsterblich wären. Selbst die Zeit, die ich hier zum Diktiren verwende, muß ich von meinem Leben abschneiden. Wir schreiben uns öfters, mein lieber Heliodor! Unsere Briefe gehen über See; und in eben dem Maße als das Schiff flieht, zerrinnt unser Leben; jede Welle trägt einen Augenblick desselben mit fort.“

Auf gleiche Weise, wie der heilige Ambrosius der Fenelon

der Kirchenväter heißen kann, iſt Tertullian ihr Boſſuet. Ein Theil ſeiner Vertheidigung der Religion könnte noch heutzutage für denſelben Zweck brauchbar ſein. Sonderbar! daß das Chriſtenthum jetzt genöthigt iſt, ſich ſeinen Kindern gegenüber zu vertheidigen, wie es ſich vor Zeiten ſeinen Henkern gegenüber vertheidigte, und daß die Apologetik gegen die Heiden zur Apologetik gegen die Chriſten geworden iſt!

Das Auffallendſte, was man in dieſem Werke bemerkt, iſt die Entwicklung des menſchlichen Geiſtes. Man tritt in eine ganz neue Ordnung der Dinge ein und fühlt, daß das nicht mehr das erſte Alterthum, nicht mehr das Stammeln iſt, womit ſich bisher der Menſch verſtändlich zu machen ſuchte.

Tertullian ſpricht wie ein Schriftſteller der Neuzeit. Seine Beredſamkeit nimmt ihre Motive aus dem Kreiſe der ewigen Wahrheiten und nicht aus den Gründen, welche die Leidenſchaften und die Umſtände auf der römiſchen Tribune oder auf dem öffentlichen Platze der Athener geltend machten. Dieſer Fortſchritt des philoſophiſchen Geiſtes war augenſcheinlich die Frucht unſerer Religion. Ohne den Sturz der falſchen Götter und die Einführung des wahren Gottesdienſtes wäre der Menſch in einer grenzenloſen Kindheit alt geworden. Denn da er in Beziehung auf ſeinen erſten Grundſatz ſtets im Irrthum war, ſo mußten ſeine andern darauf gebauten Begriffe alle mehr oder minder falſch ſein.

Die anderen Abhandlungen Tertullian's, namentlich die über die Geduld, über die Schauſpiele, über die Märtyrer, über den Schmuck der Frauen, und über die Auferſtehung des Fleiſches enthalten eine

Maſſe von ſchönen Zügen. „Ich weiß nicht — ſagt der Redner, wo er den Luxus der Frauen tadelt — ich weiß nicht, ob die Hände, welche an Armſpangen gewöhnt ſind, die Laſt der Ketten werden zu tragen vermögen; ob die mit Bändern geſchmückten Füße ſich an den Schmerz der Feſſeln gewöhnen werden. Ich fürchte ſehr, daß ein mit Perlen- und Diamant-Netzen bedecktes Haupt dem Schwerte keinen Platz laſſen werde*).

Dieſe Worte, an Frauen gerichtet, welche man alle Tage zum Blutgerüſte führen konnte, ſprühen von Muth und Glauben.

Wir bedauern, daß wir den Brief an die Märtyrer nicht ganz herſetzen können, welcher ſeit Robespierre's Verfolgung für uns doppelt merkwürdig geworden iſt. „Edle Bekenner Jeſu Chriſti! ruft Tertullian aus, ein Chriſt findet im Kerker ebenſo viel Wonne, als die Propheten in der Wüſte fanden. — — Nennet ihn nicht mehr Kerker, ſondern Einſamkeit. Wenn die Seele im Himmel iſt, ſo fühlt der Leib die Schwere der Ketten nicht mehr; ſie zieht den ganzen Menſchen ſich nach.“

Dieſer letzte Zug iſt wahrhaft erhaben.

Folgende ſo ſchauerliche und ſo viel bewunderte Stelle hat Boſſuet auch von dem karthagiſchen Prieſter entlehnt: „Unſer Fleiſch wechſelt bald ſeine Natur, unſer Leib nimmt einen andern Namen an; ſelbſt der Name Leichnam — ſagt Tertullian — bleibt ihm nicht lange, weil die-

*) Locum apothec non det, kann auch heißen: „ſich nicht unter das Schwert beugen werde.“ Anm. des Verf.

ser uns immer noch eine menschliche Gestalt zeigt; er wird zu einem unbekannten Ding, für welches keine Sprache einen Namen hat: So wahr ist es, daß Alles an uns stirbt bis auf den Ausdruck, womit man bei dem Leichenbegängniß unsere unglücklichen Ueberreste bezeichnet!" (Leichenrede auf die Herzogin von Orleans).

Tertullian war sehr gelehrt, obgleich er sich der Unwissenheit beschuldigt, und man findet in seinen Schriften Einzelheiten über das Privatleben der Römer, welche man vergeblich anderswo suchen würde. Häufige Barbarismen, afrikanisches Latein entstellen leider die Werke dieses großen Redners. Oft fällt er auch in die Deklamation, und sein Geschmack ist nie ganz sicher. „Tertullian's Styl, sagte Balzac, ist aus Eisen, aber wir müssen gestehen, daß er aus diesem Eisen vortreffliche Waffen geschmiedet hat."

Nach Lactantius, dem man den Beinamen des christlichen Cicero gegeben hat, ist der heilige Cyprian der erste beredte Vater in der lateinischen Kirche. Allein Cyprian ahmt beinahe durchgängig Tertullian nach, wobei er die Fehler und die Schönheiten seines Vorbildes auf gleiche Weise abschwächt. Das ist La Harpe's Urtheil, dessen Stimme im Gebiete der Kritik immer von Gewicht sein wird.

Unter den griechischen Kirchenvätern gibt es nur zwei ausgezeichnete Redner, Chrysostomus und Basilius. Des Ersteren Homilien über den Tod und über Eutrop's Ungnade sind Meisterwerke. Die Sprache des heiligen Chrysostomus ist rein, aber mühsam; er arbeitet nach Art des Isokrates an seinem Styl. Libanius hatte ihm seinen Red-

nerſtuhl beſtimmt, noch ehe der junge Redner ein Chriſt geworden war.

Der heilige Baſilius hat mehr Einfachheit in ſeinem Ausdruck, aber weniger Schwung. Er hält ſich faſt immer in einem myſtiſchen Ton und in Umſchreibungen der heiligen Schrift. Man beſitzt von ihm einen berühmten Brief über die Einſamkeit, welcher ſeiner Ordens-Regel zur Grundlage gedient hat.

Der heilige Gregor von Nazianz, genannt der Theologe, hat uns außer proſaiſchen Schriften einige Gedichte über die chriſtlichen Myſterien hinterlaſſen. Er hatte einen Sohn gleichen Namens und von gleicher Heiligkeit.

Fleury ſagte von ihm: „Er war immer in ſeiner Einſamkeit zu Arianza, ſeiner Heimath. Ein Garten, ein Brunnen, Bäume, welche ihm Schatten gaben, machten ſein Glück aus. Er faſtete, er betete mit vielen Thränen. — Jene heiligen Dichtungen waren die Beſchäftigungen des heiligen Gregorius in ſeiner letzten Zufluchtsſtätte. Darin beſchreibt er die Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Leiden. — Er betet, er lehrt, er erklärt die Geheimniſſe der Religion und gibt Regeln für die Sitten. — Er wollte den Liebhabern der Poeſie und Muſik nützlichen Stoff zu ihrer Unterhaltung geben, und die Heiden nicht auf dem Glauben laſſen, daß ſie allein ſich mit Glück in den ſchönen Künſten verſuchen könnten.“ (Fleurys Kirchengeſch. IV. Band, XIX. Buch, Cap. 9.)

Endlich der letzte Kirchenvater vor Boſſuet, der heilige Bernhard, verbindet mit vielem Geiſte eine große Gelehrſamkeit. Er iſt ſehr geſchickt in Sittengemälden und hatte

Etwas von dem Geiſte des Theophraſt und La Bruyere überkommen.

„Der Stolze — ſagt er — ſpricht laut und ſchweigt grollend; er iſt in der Freude zerſtreut und wüthend in der Widerwärtigkeit, ehrlos im Innern, ehrbar im Aeußerlichen. Er iſt ſteif in ſeinem Auftreten, herb in ſeinen Antworten, immer ſtark im Angriff, ſchwach in ſeiner Vertheidigung. Er weicht ohne Anſtand und iſt zudringlich, um Etwas zu erlangen. Er thut nicht, was er kann und ſoll, aber er iſt bereit zu thun, was er nicht ſoll und nicht kann.“ (Von den Sitten XXXIV. Buch, Cap. 16).

Nicht übergehen dürfen wir jene außerordentliche Erſcheinung des dreizehnten Jahrhunderts: Das Buch von der Nachfolge Chriſti. Wie hat doch ein in ſeinem Kloſter eingeſchloſſener Mönch dieſen gemeſſenen Ausdruck und jene feine Menſchenkenntniß ſich erworben mitten in einem Zeitalter, wo die Leidenſchaften noch roh waren, und der Geſchmack noch roher? Wer hat ihm in ſeiner Einſamkeit dieſe Geheimniſſe des Herzens und der Beredſamkeit geoffenbart? Er hatte nur einen Meiſter: Jeſus Chriſtus.

Drittes Capitel.

Maſſillon.

Ueberſpringen wir nun mehrere Jahrhunderte, ſo gelangen wir zu den Rednern, deren Namen ſchon gewiſſe Leute in große Verlegenheit ſetzen. Denn ſie fühlen, daß Trugſchlüſſe

nicht im Stande ſind, das Anſehen zu zerſtören, welches Boſſuet, Fenelon, Maſſillon, Bourdaloue, Flechier, Mascaron und der Abbé Poulle genießen.

Es fällt uns ſchwer, über ſo große Reichthümer ſchnell hinwegzugehen und uns nicht bei einem jeden dieſer Redner länger verweilen zu dürfen. Aber wie läßt ſich eine Auswahl treffen unter dieſen Schätzen? oder wie ſollen wir dem Leſer Stellen anführen, die ihm nicht ſchon bekannt ſind? Müßten wir nicht ſchon dieſe Blätter allzuſehr anſchwellen, wenn wir ſie mit dieſen glänzenden Proben von der Schönheit des Chriſtenthums anfüllen wollten? Wir werden uns alſo nicht aller unſerer Waffen bedienen, und alle unſere Vortheile aufbrauchen, um nicht durch allzu dringende Nachweiſung der Unumſtößlichkeit unſerer Behauptung die Feinde des Chriſtenthums zu der Hartnäckigkeit zu treiben, welche die letzte Zuflucht des ſophiſtiſchen Geiſtes iſt, wenn derſelbe ſich am Ende ſeiner Kunſt ſieht.

Wir wollen daher unſere Behauptungen weder durch Fenelon ſtützen laſſen, der in ſeinen chriſtlichen Betrachtungen ſo ſalbungsreich iſt, noch durch Bourdaloue, den kräftigen Siegeshelden in der evangeliſchen Lehre; wir wollen weder die gelehrten Arbeiten Flechier's, noch die glänzende Einbildungskraft Abbé Poulle's, des letzten der chriſtlichen Redner zu Hülfe rufen. O Religion, wie groß waren deine Triumphe! Wer könnte an deiner Schönheit zweifeln, nachdem Fenelon und Boſſuet deine Kanzeln beſtiegen haben, nachdem Bourdaloue mit ernſter Stimme einen damals noch glücklichen Fürſten belehrt hat, dem der barmherzige Himmel den ſanften Maſſillon für ſein Mißgeſchick aufgeſpart hatte!

Doch nicht, als ob der Bischoff von Clermont nur einen sanften Geist zum Erbtheil bekommen hätte, er versteht auch männliche und kräftige Töne anzuschlagen. Es scheint uns, man habe allzu ausschließlich sein „kleines Fasten" gepriesen. Der Verfasser legt zwar darin allerdings eine große Kenntniß des menschlichen Herzens an den Tag, sowie seine Blicke in die Laster der Höfe, und Sittenlehren, welche mit Zierlichkeiten und nichts destoweniger mit Einfachheit geschrieben sind, aber sicherlich entwickelte er eine vollere Beredtsamkeit, einen kühneren Styl, ein lebendigeres Pathos und tiefere Gedanken in einigen seiner anderen Predigten, z. B. in denen über den Tod, über die Unbußfertigkeit am Lebensende, über die kleine Zahl der Auserwählten, über den Tod des Sünders, über die Nothwendigkeit eines zukünftigen Lebens, über das Leiden Christi. Man lese nur folgendes Gemälde von dem sterbenden Sünder:

„Endlich mitten unter diesen traurigen Anstrengungen werden seine Blicke starr, seine Züge wechseln, sein Gesicht entstellt sich, sein blasser Mund öffnet sich von selbst, sein ganzer Geist lebt, und nach dieser letzten Anstrengung entreißt sich seine Seele mit Unlust diesem Leib von Koth und findet sich allein am Fuße des furchtbaren Richterstuhls."

Mit diesem Bilde von dem Gottlosen auf dem Sterbebette stelle man das andere von der Nichtigkeit des Zeitlichen zusammen:

„Betrachtet die Welt, wie ihr sie in euren ersten Jahren angesehen habt und wie ihr sie heute ansehet. Ein neuer Hof ist an die Stelle dessen getreten, den eure ersten Jahre

gesehen haben; neue Personen sind auf die Bühne getreten, die Hauptrollen werden von neuen Künstlern gespielt; neue Ereignisse, neue Verwicklungen, neue Leidenschaften, neue Helden, in der Tugend wie im Laster, sind der Gegenstand der Lobsprüche, des Hohns und des öffentlichen Tadels. Nichts bleibt, Alles verändert sich, Alles nützt sich ab, Alles erlischt. Gott allein bleibt immer derselbe. Der Strom der Jahrhunderte, der alle Jahrhunderte mit sich fortreißt, fließt vor seinen Augen dahin, und er sieht mit Unwillen schwache Sterbliche, die von dieser raschen Strömung fortgetragen werden, im Vorüberziehen ihm Hohn sprechen."

Höchst ergreifend ist das Beispiel von der Eitelkeit der menschlichen Dinge, das dem kaum beendigten Zeitalter Ludwigs XIV. entnommen ist und vielleicht vor Greisen angeführt wurde, welche noch seinen Ruhm und Glanz geschaut hatten. Das Wort, womit die Periode schließt, scheint aus dem Munde Bossuet's zu sein, so freimüthig und erhaben ist es.

Wir wollen noch ein Beispiel von dieser festen Art der Beredsamkeit geben, welche man Massillon abzusprechen scheint, da man nur von seinem Wortreichthum und seiner Sanftheit spricht. Für dießmal wählen wir eine Stelle, wo der Redner seinen Lieblingsstyl, nehmlich das Gefühlvolle und die Bilder, verläßt und in dem einfachen Beweise sich hält. In der Predigt über die Wirklichkeit eines zukünftigen Lebens bringt er auf folgende Weise den Ungläubigen in's Gedränge:

„Was soll ich weiter sagen? Wann Alles mit uns stirbt, so ist die Sorge um guten Namen und für die Nachkommen

umsonst; die Ehre, die man dem Gedächtniß berühmter Männer erweist, ist ein kindischer Irrthum, denn es ist lächerlich zu ehren, was nicht mehr ist; die Scheu vor Gräbern eine allgemeine Täuschung; die Asche unserer Väter und Freunde nichts als Staub, den man in den Wind streuen muß und der Niemand zugehört; die letzten Wünsche der Sterbenden, die auch von den rohesten Völkern so heilig gehalten wurden, nichts als der letzte Ton einer Maschine, die sich auflöst. Und um Alles mit einem Worte zu sagen: Wenn Alles mit uns stirbt, so sind die Gesetze eine unsinnige Knechtschaft; die Könige und Fürsten Schattenbilder, welche die Schwachheit der Völker auf den Thron gehoben hat; die Gerechtigkeit eine Gewaltthat gegen die Freiheit der Menschen; das Ehegesetz eine leere Gewissenssache, die Scham ein Vorurtheil, die Ehre und die Rechtschaffenheit Hirngespinnste Blutschande, Vatermord und schwarze Treulosigkeiten Naturspiele und Namen, welche die List der Gesetzgeber erfunden hat.

Sehet, dahin gelangt die hohe Philosophie der Gottlosen, das ist die Kraft, die Vernunft, die Weisheit, welche sie uns ewig anpreisen. Gebet ihre Grundsätze zu, und das ganze All fällt in ein scheußliches Chaos zurück, und Alles auf Erden kommt in Verwirrung, und alle Begriffe von Laster und Tugend werden verkehrt, und die unverletzlichsten Gesetze der Gesellschaft verschwinden, und die Sittenzucht geht zu Grunde, und die Regierung der Staaten und Reiche hat keine Regel mehr, und alle Eintracht der politischen Körper stürzt zusammen, und das Menschengeschlecht ist nur noch ein Zusammenfluß von Unsinnigen, von Barbaren, von Schurken, von

Unmenſchen, welche keine andern Geſetze haben, als die Gewalt, keinen andern Zügel, als ihre Leidenſchaft und die Furcht, kein anderes Band als den Religionshaß und die Unabhängigkeit, keine andern Götter, als ſich ſelbſt! Dieß iſt die Welt der Gottloſen; und wenn dieſer Plan einer Republik euch gefällt, ſo bildet, wenn ihr könnt, eine Geſellſchaft aus ſolchen Ungeheuern: Alles, was wir euch dann noch zu ſagen haben, iſt das, daß ihr würdig ſeid, eine Stelle darin einzunehmen."

Man vergleiche Cicero mit Maſſillon, Boſſuet mit Demoſthenes, und man wird immer zwiſchen ihrer Beredtſamkeit die von uns angedeuteten Unterſchiede wahrnehmen, nämlich bei den chriſtlichen Rednern eine viel allgemeinere Ideenordnung, eine viel tiefere Kenntniß des menſchlichen Herzens, eine viel klarere Kette von Schlußfolgerungen, kurz eine religiöſe und ernſte Beredtſamkeit, welche dem Alterthume völlig unbekannt war.

Maſſillon hat auch einige Leichenreden verfaßt, aber ſie reichen nicht an ſeine übrigen Vorträge. Seine Lobrede auf Ludwig **XIV.** iſt durch ihren erſten Satz merkwürdig: „Gott allein iſt groß, meine Brüder!" Das iſt gewiß ein ſchönes Wort, ausgeſprochen im Blick auf den Sarg Ludwig's des Großen.

Viertes Capitel.

Boſſuet als Redner.

Und was ſollen wir von Boſſuet als Redner ſagen? Wem ſollen wir ihn vergleichen? und welche Reden von Cicero und Demoſthenes werden nicht von ſeinen Leichenreden in Schatten geſtellt?

Für den chriſtlichen Redner ſcheinen die Worte eines Königs geſchrieben zu ſein: „Gold und Perlen ſind gemeine Koſtbarkeiten, aber weiſe Lippen ſind ein ſeltenes und unbezahlbares Gefäß. (Sprüchwörter Kap. 20, Vers 15.) Unaufhörlich mit dem Grabe beſchäftigt und gleichſam über den Abgründen eines andern Lebens ſchwebend, läßt Boſſuet gerne jene großen Worte Zeit und Tod aus dem Munde gehen, welche in den ſtillen Tiefen der Ewigkeit wiederhallen. Er ſtürzt ſich in unglaubliche Wehmuth, er ſchwimmt in unbegreiflichen Schmerzen. Noch nach mehr als einem Jahrhunderte hallen die Herzen von dem berühmten Rufe wieder: die Herrin ſtirbt, die Herrin iſt todt! (Madame se meurt,] Madame est morte!) Nie haben die Könige ähnliche Lehren erhalten! Nie hat ſich die Philoſophie mit ſolcher Unabhängigkeit ausgedrückt! Die Krone iſt Nichts in den Augen des Redners; für ihn iſt der Arme ſo viel als der Fürſt, und der unumſchränkteſte Herrſcher von der Welt muß ſich vor Tauſenden von Zeugen ſagen laſſen, daß ſeine Größe eitel, ſeine Macht ein Traum und er ſelbſt nur Staub iſt.

Drei Dinge wechſeln in Boſſuet's Reden mit einander ab:

die Kraft des Genies oder der Beredtſamkeit, die Anführung von Stellen, welche aber mit dem Zuſammenhang ſo verſchmolzen ſind, daß ſie mit demſelben ein Ganzes bilden; endlich die Betrachtung, welche mit einem Adlerblick in die Urſachen des erzählten Ereigniſſes eindringt. Oft trägt dieſes „Kirchenlicht" ſeine Klarheit auch in die Unterſuchungen der höchſten Metaphyſik oder der erhabenſten Theologie; Nichts bleibt ihm dunkel. Der Biſchoff von Meaux hat ſich eine Sprache geſchaffen, die nur er geſprochen hat, worin oft der einfachſte Ausdruck und die erhabenſte Idee, die gewöhnlichſte Redeform und das ſchauerlichſte Bild, wie in der Schrift, dazu dienen, einander gegenſeitig ungeheure und ergreifende Maße zu geben.

So, wenn er auf den Sarg der Fürſtin hindeutend ausruft: „Da ſeht ſie, trotz ihres großen Herzens, dieſe ſo bewunderte und ſo geliebte Fürſtin! Da ſeht ſie ſo, wie uns der Tod ſie zugerichtet hat!" — warum ſchaudert man bei dem ſo einfachen Worte: „So, wie uns der Tod ſie zugerichtet hat!" Es kommt von dem Gegenſatze her, der zwiſchen dem großen Herzen, der ſo bewunderten Fürſtin und zwiſchen dem unausweichlichen Schickſal des Todes ſtattfindet, das ſie, wie die geringſte unter den Weibern, getroffen hat; es kommt daher, daß das Woet „zurichten" in ſeiner Anwendung auf den Tod, der Alles hinrichtet, einen Gegenſatz in den Gedanken und einen Widerſpruch in den Worten hervorbringt, der die Seele erſchüttert, wie wenn, um dieſes unglückliche Ereigniß zu ſchildern, die Ausdrücke ihre gewöhnliche Bedeutung verloren hätten, und die Sprache ſammt dem Herzen umgeſtürzt worden wäre.

Wir haben bereits bemerkt, daß mit Ausnahme Pascal's, Bossuet's, Massillon's und La Fontaines, den Schriftstellern aus der Zeit Ludwigs XIV., weil sie zu wenig in zurückgezogener Stille lebten, jenes melancholische Gefühl unbekannt war, mit welchem man heutzutage einen so sonderbaren Mißbrauch treibt.

Wo hat denn nun der Bischoff von Meaux, der unaufhörlich in der Pracht von Versailles sich bewegte, seine tiefsinnige Schwermuth kennen gelernt? Er hat in der Religion eine Stätte der Einsamkeit gefunden; sein Leib war in der Welt, sein Geist aber fern von ihrem Geräusche; er hatte sein Herz unter den Schutz der heiligen Hütten Gottes gestellt. Man sah ihn (wie er selber von Maria Theresia sagte) „zu den Altären eilen, um dort in Demuth mit David die Ruhe zu kosten, man sah ihn in seinem Gebetstuhl sich vertiefen, wo er trotz dem Lärm des Hofes den Carmel des Elias, die Wüste des Johannes und den Berg fand, der so oft Jesum hat seufzen hören.

Die Leichenreden Bossuet's besitzen nicht alle den gleichen Werth, aber alle sind doch in irgend einer Hinsicht erhaben. Die nach dem Tod der Königin von England gehalten ist ein Meisterstück des Styls und ein Muster für jede philosophische und politische Schrift.

Die auf die Herzogin von Orleans ist die staunenswertheste, denn sie ist durchaus genial. Sie enthält weder Gemälde von Völkerwirren, noch Entwicklungen von Staatsangelegenheiten, welche den Worten des Redners sonst eine Stütze geben. Die Theilnahme, welche eine in der Blüthe ihres Alters verschiedene Fürstin einflößt, scheint sich schnell

erſchöpfen zu müſſen. Alles kommt auf die gewöhnlichen Gegenſätze der Schönheit, Jugend, Größe und des Todes hinaus; und doch hat auf dieſem unfruchtbaren Boden Boſſuet eines der ſchönſten Denkmale der Beredtſamkeit erbaut. Von hier gieng er aus, um das Elend des Menſchen nach ſeiner vergänglichen Seite, und die Größe des Menſchen nach ſeiner unſterblichen Seite zu zeigen. Anfangs ſetzt er ihn unter die Würmer herab, welche ihn im Grabe benagen, um ihn hernach mit der Tugend in den unvergänglichen Reichen des Himmels in ſeiner Glorie vor Augen zu malen.

Man weiß, wie geiſtreich er in der Leichenrede auf die Pfalzgräfin, ohne die Redekunſt zu verletzen, bis zur Auslegung eines Traumes ſich herabließ und zugleich in dieſem Vortrage ſeine hohe Fähigkeit, philoſophiſche Gedanken einzuweben, an den Tag legte.

Wenn in den Lobreden auf Maria Thereſia und den Kanzler von Frankreich ſich nicht mehr die hinreißende Gewalt ſeiner erſten Lobreden zeigt, ſind darum die Gedanken des Panegyriſten einem engeren Kreiſe, einer minder tiefen Natur entnommen? „Und nun, ſagt er, ſind vor dieſen zwei frommen Seelen (Michael Le Tellier und Lamoignon), welche auf Erden von dem Wunſche beſeelt waren, die Geſetze zur Herrſchaft zu bringen, die ewigen Geſetze aufgeſchlagen, von welchen die unſrigen abgeleitet ſind; und wenn ſich in ihre ſo einfache und ſo klare Durchſchauung derſelben noch ein leichter Zug von unſeren jetzigen Unterſcheidungen miſcht, ſo beten ſie mit einander Gott als den Gerechten und als den Ordner des Alls an.“

Und wie viele andere Schönheiten zeigen ſich mitten in dieſer Theologie, bald ſind ſie erhabener, bald anmuthiger, bald wehmüthiger, bald entzückender Art! Man höre die Schilderung der Fronde: „Die Monarchie in ihren Grundlagen erſchüttert, Bürgerkrieg und Krieg mit Fremden, Feuer drinnen und Feuer draußen. — — War das einer der Stürme, deren der Himmel manchmal bedarf, um ſich zu entladen? — — oder waren es Geburtswehen Frankreichs, das die wundervolle Regierung Ludwig's gebären ſollte?“

Sodann kommen Betrachtungen an die Reihe über die Täuſchung bei irdiſchen Freundſchaften, die „mit den Jahren und den Vortheilen, die ſie verſchaffen, verſchwinden“, und über die Unklarheit des menſchlichen Herzens, welches „nie weiß, was es in Zukunft wollen wird, oft nicht recht weiß, was es jetzt will, und ſich ſelber ebenſo oft täuſcht, als Andere.“

Doch die Trompete erſchallt, und Guſtav tritt auf. „Er tritt in dem überraſchten und verrathenen Polen auf, wie ein Löwe, der ſeinen Raub in ſeinen Klauen hält und gerade im Begriffe ſteht ihn in Stücke zu zerreißen. Was iſt aus der furchtbaren Reiterei geworden, die man mit der Schnelligkeit eines Adlers auf den Feind ſtürzen ſah? Wo ſind jene Kriegerſeelen, jene vielgerühmten Waffenhämmer, und jene Bogen, die man niemals vergeblich geſpannt ſah? Die Pferde haben ihre Schnelligkeit, die Menſchen ihre Geſchicklichkeit nur, um vor dem Sieger zu fliehen.“ (Leichenrede auf Anna von Gonz.)

Ich gehe weiter, und die Stimme eines Propheten ſchallt in mein Ohr. Iſt es Jeſajas, iſt es Jeremias, der die Inſel

der Zuſammenkunft und das Hochzeitgepränge Ludwigs alſo anredet:

„Heilige Feſte, glückſelige Ehe, Hochzeitſchleier, Segen, Opfer, darf ich heute eure Gebräuche und eure Pracht mit dieſem Leichengepränge, und den Gipfel der Gröſse mit ihren Trümmern vermengen. (Leichenrede auf Maria Thereſia von Oeſterreich.)

Der Dichter (man geſtatte uns, Boſſuet einen Namen zu geben, welcher David's Ruhm ausmacht) der Dichter läßt ſich weiter vernehmen, er ſchlägt nicht mehr die Saite der heiligen Begeiſterung an, ſondern ſtimmt ſeine Leier bis zu jener Weiſe herab, deren Salomo ſich bediente, um die Heerden des Gebirges Gilead zu beſingen, und haucht in wehmüthigem Ton die friedlichen Worte aus:

„In der Einſamkeit von Sainte-Fare, eben ſo fern von den Wegen der Welt, als ſeine glückſelige Lage es von dem Völkerhandel trennt; auf dieſem heiligen Berge, den Gott ſeit tauſend Jahren ſich auserwählt hatte, wo die Bräute Jeſu Chriſti die Schönheit der alten Tage wieder ins Leben rufen, wo die Freuden der Erde unbekannt ſind, wohin ſich nie der Fußtritt der Weltmenſchen, der Neugierigen und der Landſtreicher verirrt, unter der Leitung der heiligen Aebtiſſin, welche eben ſo wohl den Kindern die Milch, als den Starken das Brod zu reichen verſtand —: da war die erſte Jugend der Prinzeſſin glücklich.“ (Leichenrede auf Anna von Gonz.)

Dieſe Seite möchte man einen Auszug aus dem Buche Ruth nennen, aber Boſſuets Pinſel hat ſich darin nicht erſchöpft, es bleibt ihm noch genug von der antiken und milden Farbe übrig, um damit einen ſeligen Tod zu malen:

„Michael Le Tellier, sagt er, fieng die Hymne auf die göttliche Barmherzigkeit an: Misericordias domini in aeternum cantabo: Ich will die Barmherzigkeit des Herrn ewiglich besingen — Und während er diese Worte spricht, haucht er sein Leben aus und setzt mit den Engeln den heiligen Lobgesang fort."

Wir hatten eine Zeit lang geglaubt, die Leichenrede auf den Prinzen von Condé sei, mit Ausnahme des schönen Schlusses, im Allgemeinen zu sehr gelobt worden, wir hielten es für leichter (wie es in der That auch leichter ist) zu den Redeformen im Anfang derselben, als zu denen in der Rede auf die Fürstin Henriette es zu bringen; aber als wir den ganzen Vortrag aufmerksam durchlasen; als wir sahen, wie bis gegen die Mitte hin der Redner die epische Trompete handhabt und gleichsam spielend einen Homerischen Gesang dichtete, wie er sich mit Achill nach Chantilly in die Ruhe zurückzieht, wieder den evangelischen Ton anstimmt und die großen Gedanken, die christlichen Ansichten, von welchen die ersten Leichenreden voll sind', auf's Neue vor die Seele führt; wie er Condé in den Sarg legt und zu dem Katafalke des Helden die Völker, die Fürsten, die Prälaten und Krieger herbeiruft, wie er endlich mit seinen weißen Haaren selber vortritt, seinen Schwanengesang anstimmt und Bossuet mit einem Fuß im Grabe und das Zeitalter Ludwig's, dem er die Leichenrede zu halten scheint, am Rande des ewigen Abgrundes zeigt: da stürzten, bei dieser höchsten Anstrengung menschlicher Beredtsamkeit, Thränen der Bewunderung aus unsern Augen und das Buch entfiel unsern Händen.

Fünftes Capitel.

Daß der Unglaube hauptsächlich schuldig ist an dem Verfall des Geschmacks und des Geistes.

Das bisher Gesagte konnte den Leser bereits auf die Ansicht führen, daß an dem Verfall des Geschmacks und des Geistes hauptsächlich der Unglaube schuldig ist. Als man in Athen und Rom Nichts mehr glaubte, da verschwanden zugleich mit den Göttern die Talente; und die Musen überließen die, welche kein Vertrauen mehr zu ihnen hatten, der Barbarei.

In einem aufgeklärten Jahrhunderte kann man sich kaum vorstellen, wie sehr die guten Sitten von dem guten Geschmack abhängen, und der gute Geschmack von den guten Sitten. Racine's Werke, welche in eben dem Maße reiner werden, als der Verfasser religiöser wird, schließen sich mit Athalia. Dagegen achte man darauf, wie die Gottlosigkeit und das Genie Voltaire's zugleich in seinen Schriften sich kund geben durch eine Mischung von auserlesen schönen Stellen mit hassenswerthen Stellen. Der schlechte Geschmack, wenn er unverbesserlich ist, entsteht aus falschem Urtheil und schiefen Ideen; da nun der Geist auf das Herz wirkt, so können dessen Wege nicht wohl gerade sein, während es die Wege des Geistes nicht sind. Wer das Häßliche liebt zu einer Zeit, wo tausend Meisterwerke seinen Geschmack leiten und auf den rechten Weg führen könnten, ist nicht mehr weit von der Liebe zum Laster. Wer für die Schönheit unempfänglich ist, wird leicht auch die Tugend verkennen.

Schriftsteller, welcher sich weigert, an einen Gott als Schöpfer der Welt und Richter der Menschen, deren Seele er unsterblich erschaffen, zu glauben, bannt zum Voraus das Unendliche aus seinen Werken. Er schließt seinen Gedanken in einen Kreis von Koth ein, aus dem er nicht mehr herauskommt. Er sieht in der Natur nichts Edles, Alles in derselben macht sich durch die unreinen Mittel der Fäulniß und Wiedererzeugung. Der Abgrund ist nur ein wenig harziges Wasser, die Berge sind Auswüchse von Kalksteinen oder Sandsteinen, und der Himmel, wo doch der Tag eine unermeßliche Einsamkeit gleichsam als Feld für das Heer der Sterne zubereitet, welche die Nacht schweigend heraufführt, der Himmel, sagen wir, ist nur noch ein enges Gewölbe, das die launenhafte Hand des Zufalls für einen Augenblick ausgespannt hat.

Wenn der Ungläubige in den Gegenständen der Natur so beschränkt ist, wie will er den Menschen mit schöner Beredtsamkeit schildern? Die Worte sind zu arm für ihn, und die Schätze des Ausdrucks sind ihm verschlossen. Betrachtet da unten im Grabe diesen beerdigten Leichnam, dieses Bild des Nichts in ein Leichentuch gehüllt, das ist der Mensch des Atheisten! Als Fötus aus dem unreinen Leibe des Weibes geboren, durch seinen Instinkt über den Thieren stehend, aber Staub, wie sie, und wie sie, in Staub zurückkehrend, ohne Leidenschaften, aber mit Trieben ausgestattet, keinen sittlichen Gesetzen, wohl aber physischen Beweggründen, als einziges Ziel das Grab und die Würmer vor sich sehend: das ist das Wesen, welches sich von einem unsterblichen Hauche belebt nannte! Saget uns Nichts von den Geheimnissen der Seele.

von dem geheimen Zauber der Tugend! Anmuth der Kindheit, Liebe der Jugend, edle Freundschaft, Erhebung der Gedanken, Zauber der Gräber und des Vaterlandes, eure begeisternde Gewalt ist zerstört!

Der Unglaube führt nothwendig den grübelnden Geist, die trockenen Definitionen den wissenschaftlichen Styl mit sich und damit zugleich ein Haschen nach neuen Ausdrücken, lauter Dinge, welche dem Geschmack und der Beredtsamkeit tödtlich sind.

Es ist möglich, daß die Summe der an die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts vertheilten Talente so groß ist, als die, welche die Schriftsteller des siebenzehnten empfangen hatten. Warum steht also das spätere Jahrhundert so tief unter dem vorangehenden? Denn es läßt sich nicht mehr verbergen, daß man die Schriftsteller unserer Zeit im Allgemeinen zu hoch gestellt hat. Wenn sich zugegebener Maßen in Rousseau's und Voltaire's Werken so viel Tadelnswerthes findet, was soll man erst von den Werken Raynal's und Diderot's sagen?

Man hat, und zwar ohne Zweifel mit Recht, die Methode der neusten Metaphysiker gepriesen; allein man hätte nicht übersehen sollen, daß es zwei Arten von Klarheit gibt: die eine hängt mit der gewöhnlichen Ideenordnung zusammen (ein Gemeinplatz erklärt sich selbst ganz einfach); die andere entspringt aus einer wirklich bewunderungswürdigen Fähigkeit, einen gewaltigen und zusammengesetzten Gedanken klar aufzufassen und auszudrücken. Die Kiesel im Bett eines Baches sieht man wohl deutlich, weil das Wasser nicht tief ist, aber der Amber, die Koralle und die Perlen ziehen das Auge des

Tauchers zu unermeßlichen Tiefen unter die durchſichtigen Wellen des Abgrundes hinab.

Wenn nun unſer literariſches Jahrhundert das Jahrhundert Ludwig's XIV. nicht erreicht, ſo wollen wir dafür keinen andern Grund aufſuchen, als unſern Mangel an Religion. Wir haben bereits nachgewieſen, wie viel Voltaire gewonnen hätte, wenn er ein Chriſt geweſen wäre: er würde noch heute Racine die Palme ſtreitig machen. Dann hätten ſeine Werke jene moraliſche Färbung erhalten, ohne welche es nichts Vollkommenes gibt. Dann würde man darin auch den Erinnerungen an die alte Zeit begegnen, deren Abweſenheit eine ſo große Leere darin hervorbringt. Wer den Gott ſeines Landes läugnet, iſt faſt immer ein Menſch ohne Achtung vor dem Gedächtniß ſeiner Väter. Die Gräber haben nichts Anziehendes für ihn, die Anſtalten ſeiner Vorfahren erſcheinen ihm als barbariſche Sitten und er findet kein Vergnügen daran, ſich an die Sprüche, die Weisheit und den Geſchmack ſeiner Mutter zu erinnern.

Dennoch iſt es wahr, daß der größere Theil des Genies aus ſolcherlei Erinnerungen ſich bildet. Das Schönſte, womit ein Schriftſteller ein Buch ſchmücken kann, ſind die Gefühle, welche bei der Erinnerung an die erſten Tage ſeiner Jugend in ihm aufſteigen. Voltaire ſündigte ſchwer gegen dieſe kritiſchen Regeln, die doch ſo ſanft ſind, er, der ewig über die Sitten und Gewohnheiten ſeiner Ahnen ſich luſtig machte. Woher kommt es doch, daß gerade das, was die Andern bezaubert, einem Ungläubigen Eckel erregt?

Die Religion iſt die mächtigſte Triebfeder der Vaterlandsliebe; die religiöſen Schriftſteller haben jederzeit in ihren

Schriften dieſes edle Gefühl zu verbreiten geſucht. Mit welcher Hochachtung, mit welcher hohen Meinung ſprechen nicht die Schriftſteller aus dem Jahrhundert Ludwig's XIV. von Frankreich! Wehe dem, der ſein Vaterland verhöhnt! Möge das Vaterland müde werden, undankbar zu ſein, ehe wir müde werden, es zu lieben; unſer Herz ſoll größer ſein als ſeine Ungerechtigkeit.

Wenn der Religiöſe ſein Vaterland liebt, ſo rührt dieß daher, daß ſein Geiſt einfältig iſt, und die natürlichen Gefühle, welche uns an die Felder unſerer Ahnen feſſeln, gleichſam den Grund und die Gewohnheit ſeines Herzens bilden. Er gibt ſeinen Vätern und ſeinen Kindern die Hand, er iſt auf ſeinen heimathlichen Boden gepflanzt, wie die Eiche, welche unter ſich ihre alten Wurzeln ſich in die Erde eingraben ſieht und an ihrem Gipfel junge Knospen trägt, welche gen Himmel ſtreben.

Rouſſeau iſt einer der Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, deren Styl am meiſten Reize beſitzt, weil dieſer Mann, abſichtlich ſonderbar, ſich wenigſtens einen Schatten von Religion geſchaffen hatte. Er glaubte an Etwas, was nicht Chriſtus, aber doch das Evangelium war. Dieſes Schattenbild vom Chriſtenthum hat bisweilen ſeinem Genius eine hohe Anmuth verliehen. Er, der ſich ſo kräftig gegen die Sophiſten erhoben hat, hätte wohl beſſer daran gethan, ſeinem zarten Gemüthe zu folgen, als ſich, wie ſie, in Syſtemen zu verlieren, in welchen er nur die alten Irrthümer verjüngte.

Hätte Buffon eben ſo viel Gefühl als Beredtſamkeit, ſo würde ihm Nichts abgehen. Es iſt eine auffallende Bemerkung, welche wir alle Augenblicke machen können, welche wir

bis zum Ueberdruß wiederholen, und wovon wir die Welt nicht zu feſt überzeugen können: ohne Religion gibt es kein Gefühl! Buffon überraſcht durch ſeinen Styl, aber er rührt ſelten. Man leſe den bewundernswürdigen Artikel vom Hunde, worin alle Hunde vorkommen: der Jagdhund, der Schäferhund, der wilde Hund, der Herrenhund, der Schooßhund u. ſ. w. Was fehlt noch dabei? Der Hund des Blinden. Und dieſer iſt es, an welchen ſich ein Chriſt zuerſt erinnert hätte.

Im Allgemeinen hat Buffon die zarten Verhältniſſe überſehen. Dennoch müſſen wir dieſem großen Maler der Natur Gerechtigkeit widerfahren laſſen: ſein Styl hat eine ſeltene Vollendung, um ſo gut, wie er, die Schicklichkeit zu wahren, um nie weder zu hoch, noch zu tief zu greifen, muß man ſelbſt im Geiſt und im Leben das rechte Maß haben.

Man weiß, daß Buffon alles Achtungswerthe achtete. Er glaubte nicht, daß die Philoſophie darin beſtehe, den Unglauben zur Schau zu ſtellen und die Altäre von achtzig Millionen Menſchen zu verhöhnen. Er erfüllte regelmäßig ſeine Chriſtenpflichten und gab ſeinen Dienſtboten ein gutes Beiſpiel. Rouſſeau, der an der Grundlage der Religion feſthielt und und die äußeren Formen des Gottesdienſtes verwarf, zeigt in ſeinen Schriften die Milde der Religion neben dem ſchlechten Tone des Sophiſten; Buffon dagegen hat aus dem entgegengeſetzten Grunde die Trockenheit der Philoſophie neben dem Anſtand der Religion. In des Erſteren Styl hat das Chriſtenthum einen Gehalt von Zauber, Hingebung und Liebe gelegt, dem Style des Letzteren aber einen äußern Anſtrich von Ordnung, Klarheit und Würde gegeben. So tragen die

Werke dieſer zwei berühmten Männer, im Guten wie im Böſen, das Gepräge von dem, was ſie von der Religion für ſich auswählten oder verwarfen.

Der Name Montesquieu ruft den wahrhaft großen Mann des achtzehnten Jahrhunderts in's Gedächtniß. Der „Geiſt der Geſetze“ und die „Betrachtungen über die Urſache der Größe der Römer und ihren Verfall“ werden ſo lange leben, als die Sprache, worin ſie geſchrieben ſind. Wenn Montesqieu in einem Jugendwerke einige Hiebe gegen die Religion fallen ließ, womit er gegen unſere Sitten zielte, ſo war das nur ein vorübergehender Irrthum, ein gewiſſer Zoll, den er der Verderbniß der Regentſchaft entrichtet hat. Und in dem Werke, welches ihm ſeinen Platz unter den berühmten Männern angewieſen hat, hat er ſein Unrecht auf glänzende Weiſe wieder gut gemacht, indem er der Religion, welche er anzugreifen die Unklugheit gehabt, eine Lobrede hält. Seine reiferen Jahre und ſelbſt die Rückſicht auf ſeinen Ruhm machten es ihm begreiflich, daß man, um ein dauerhaftes Denkmal aufzuführen, ſein Fundament in einen feſteren Boden, als den beweglichen Staub dieſer Welt legen müſſe. Sein Genius, der alle Zeiten umfaßte, ſtützte ſich auf die Religion, welcher allein alle Zeiten verheißen ſind.

Aus unſeren Bemerkungen geht hervor, daß die Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts den größten Theil ihrer Mängel einem trügeriſchen Syſteme der Philoſophie zu danken haben, und daß ſie, wären ſie religiöſer geweſen, einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht hätten.

Es läßt ſich in unſerem Zeitalter, mit wenigen Ausnahmen eine gewiſſe allgemeine Frühgeburt der Talente wahr-

nehmen. Man möchte faſt ſagen, daß die Gottloſigkeit, welche Alles unfruchtbar macht, ſich auch in der Verarmung der phyſiſchen Natur offenbarte. Man werfe einen Blick auf die Generationen, welche auf das Jahrhundert Ludwig's XIV. folgten. Wo ſind die Männer mit der ruhigen und würdevollen Geſtalt, mit der edlen Haltung und Tracht, mit der reinen Sprache, mit dem kriegeriſchen und klaſſiſchen, dem erobernden und für die Künſte begeiſterten Weſen? Man ſucht ſie und findet ſie nimmermehr. Kleine unbekannte Menſchen gehen, wie Zwerge, unter den hohen Hallen der Denkmale einer andern Zeit umher. Auf ihrer harten Stirne ſteht der Egoismus und die Gottesverachtung geſchrieben; ſie haben die edle Kleidung eben ſo wie die reine Sprache verloren. Man möchte ſie nicht für die Söhne, ſondern für Hanswurſte des großen Geſchlechtes halten, das ihnen vorangegangen iſt.

Die Jünger der neuen Schule zerſtören die Einbildungskraft durch, ich weiß nicht welche Wahrheit, welche nicht die wahrhaftige Wahrheit iſt. Der Styl dieſer Menſchen iſt trocken, ihr Ausdruck bewegt ſich nicht frei, ihre Einbildungskraft hat keine Liebe und kein Feuer; es fehlt ihnen die Salbung, die Fülle, die Einfalt. Man trifft in ihren Werken nichts Vollſtändiges und Geſättigtes; es iſt keine Unendlichkeit darin, weil ihnen die Gottheit fehlt. Anſtatt der zarten Religion, deren ſich die Schriftſteller aus Ludwig's XIV. Zeit wie eines wohlgeſtimmten Inſtrumentes bedienten, um den Ton ihrer Beredtſamkeit zu finden, brauchen die neueren Schriftſteller eine enge Philoſophie, welche Alles theilt und auf's Neue theilt, die Gefühle mit dem Compaß mißt, die Seele der

Rechenkunſt unterwirft und die Welt, mit Einſchluß Gottes, zu einem vorübergehenden Abzug von dem Nichts herabſetzt.

Auch verkleinert ſich das achtzehnte Jahrhundert mit jedem Tage in der Fernſicht, während das ſiebenzehnte ſich in eben dem Maße, als wir uns davon entfernen, vergrößert; das eine ſenkt ſich niederwärts, während das andere gen Himmel emporſteigt. Mag man immerhin den Geiſt Boſſuet's und Racine's herunterzuſetzen verſuchen, er wird das Loos der großen Geſtalt Homer's theilen, welche man hinter den Zeitaltern erblickt. Bisweilen wird ſie von dem Staube verdunkelt, den ein Jahrhundert macht, wenn es zuſammenſtürzt; aber ſobald ſich die Wolke zerſtreut hat, ſieht man die majeſtätiſche Geſtalt wieder erſcheinen, welche ſich noch vergrößert hat, um neue Ruinen zu überragen.

Fünftes Buch.

Uebereinſtimmung der chriſtlichen Religion mit den Naturſcenen und den Leidenſchaften des Menſchenherzens.

Erſtes Capitel.

Eintheilung des Inhalts dieſes Buches.

Ehe wir zur Beſchreibung des Cultus übergehen, haben wir noch einige Gegenſtände, welche wir in den vorangehenden Büchern nicht hinreichend entwickelu konnten, zu unterſuchen.

Dieſe Gegenſtände beziehen ſich theils auf die phyſiſche, theils auf die moraliſche Seite der Künſte. So hängen z. B. die Lagen der Klöſter, die Ruinen der religiöſen Denkmale u. ſ. w. mit dem materiellen Theile der Architektur zuſammen, während die Wirkungen der chriſtlichen Religion, ſammt den Leidenſchaften des Menſchenherzens, und die Naturſchilderungen

in den dramatiſchen und beſchreibenden Theil der Poeſie gehören.

Dieß ſind die Gegenſtände, welche wir in dieſem Buche zuſammenſtellen unter dem allgemeinen Titel: Uebereinſtimmung u. ſ. w.

Zweites Capitel.

Phyſiſche Uebereinſtimmung.

Lage der religiöſen Denkmale; Klöſter der Maroniten; Kophten u. ſ. w.

Es gibt für die menſchlichen Verhältniſſe eine doppelte Natürlichkeit, die eine ſteht am Anfang die andere am Ende der Geſellſchaft. Wenn dem nicht alſo wäre, ſo wäre der Menſch bei ſeiner Entfernung von ſeinem Urſprung eine Art Ungeheuer geworden; aber nach einem ſchönen Geſetze der Vorſehung nähert er ſich, je weiter er in der Bildung fortſchreitet, deſto mehr ſeinem Urzuſtande; und wie die Wiſſenſchaft auf ihrer höchſten Stufe wieder zur Unwiſſenheit wird, ſo ſind die Künſte in ihrer Vollkommenheit Natur.

Letztere Natur, oder die Natur der Geſellſchaft iſt die ſchönere: das Genie iſt darin der Inſtinkt, und die Tugend die Unſchuld; denn das Genie und die Tugend des gebildeten Menſchen iſt nichts Anderes als eine Vervollkommnung des Inſtinkts und der Unſchuld des Wilden. Aber Niemand wird einen Indianer aus Canada mit Sokrates ver-

gleichen, mag auch, streng genommen, Jener, so moralisch sein als dieser; oder man müßte wohl behaupten, daß die Ruhe der noch unentwickelten Leidenschaften in einem Kinde denselben Werth habe wie die Ruhe der bezähmten Leidenschaften in einem Manne, daß das reine Gefühlswesen dem denkenden Wesen gleich sei, was darauf hinauskäme, daß Schwäche ebenso schön sei als Kraft. Ein kleiner See verwüstet seine Ufer nicht, und es staunt Niemand darüber, seine Unmacht bedingt seine Ruhe; aber man liebt die Ruhe des Meeres, weil man die Möglichkeit der Stürme sich denkt, und bewundert das Schweigen des Abgrundes, weil dasselbe gerade von der Tiefe des Wassers herrührt.

Zwischen den Jahrhunderten der Natur und denen der Civilisation liegen andere, welche wir Jahrhunderte der **Barbarei** genannt haben. Die alten kannten diese nicht. Sie entstehen aus der plötzlichen Vereinigung eines Volkes mit geordneten Staatseinrichtungen und eines wilden Volkes. Diese Zeitalter machen sich durch einen verdorbenen Geschmack bemerklich. Denn einerseits hat der Wilde, wenn er sich der Künste bemächtigt, nicht genug Feinheit, dieselben mit zarter Hand anzufassen, und andrerseits fehlt es dem geselligen Menschen an der nöthigen Einfachheit, um zur Natürlichkeit herabzusteigen.

Unter solchen Verhältnissen läßt sich nichts Reines erwarten, außer in den Gegenständen, wo eine moralische Ursache selbständig wirkt, unabhängig von zeitlichen Ursachen. Daher kam es, daß die ersten Einsiedler, die dem zarten und sicheren Geschmack der Religion folgten, welcher niemals täuscht, wenn man nichts Fremdartiges einmischt, in verschie-

denen Gegenden der Welt die herrlichſten Lagen für ihre Klöſter gewählt haben. Es gibt keinen Eremiten, der nicht ebenſo gut, wie ein Claude Lorrain oder ein Le Notre den Felſen in's Auge gefaßt hätte, wo er ſeine Grotte anzubringen hatte.

In der Kette des Libanon findet man hin und wieder die maronitiſchen Klöſter über Abgründen erbaut. In die einen gelangt man durch lange Höhlen, deren Eingang man mit Felſenquadern verſchließt; in die andern muß man ſich in einem Korbe hinaufziehen laſſen. Der heilige Fluß entſpringt am Fuß des Gebirges, der ſchwarze Cedernwald beherrſcht das ganze Gemälde und wird ſelbſt von einigen abgerundeten Höhen überragt, welche der Schnee in ſein Weiß kleidet. Das Wunder vollendet ſich erſt in dem Augenblicke, wo man im Kloſter ankommt: innen erblickt man Weinberge, Bäche, Luſtwäldchen, außen eine ſchauerliche Natur und das Land, das ſich mit ſeinen Flüſſen, Feldern und Meeren in den blauen Fernen verliert. Genährt von der Religion, zwiſchen Himmel und Erde auf dieſen ſteilen Felſen nehmen fromme Einſiedler, wie die Adler des Gebirges, ihren Flug gen Himmel.

Die runden, von einander getrennten Zellen der egyptiſchen Klöſter ſind mit einer Mauer umfriedigt, welche ſie gegen die Araber ſchützt. Von dem hohen Thurme, der aus der Mitte dieſer Klöſter emporragt, entdeckt man Sandſtrecken, aus welchen die grauen Häupter der Pyramiden hervortauchen, oder Gränzpfähle, die dem Wanderer den Weg weiſen. Bisweilen zieht eine abyſſiniſche Karavane oder eine Beduinenhorde in der Ferne vorüber an einem der beiden

Horizonte der beweglichen Fläche; bisweilen versenkt der Hauch des Mittags die Fernsicht in eine Atmosphäre von Staub. Der Mond erhellt einen nakten Boden, wo stumme Winde nicht einmal einen Grashalm finden, um ihm einen Laut zu entlocken. Die Wüste ohne Bäume hat nirgends einen Schatten, nur in den Klostergebäuden findet man einige Schleier der Nacht.

Auf der Landenge von Panama in Amerika kann der Klosterbruder von dem Giebel seines Klosters die beiden Meere betrachten, in denen sich die beiden Gestade der neuen Welt baden, oft ist das eine bewegt, während das andere ruhig bleibt, so bieten sie dem Nachdenken das doppelte Bild der Ruhe und des Sturmes.

Die Klöster auf den Anden sehen in der Ferne die Wellen des stillen Meeres sich glätten. Ein durchsichtiger Himmel senkt den Kreis seiner Horizonte auf die Erde und die Meere und scheint das Gebäude der Religion mit einer Crystallglocke zuzudecken. Die Kapuzinerblume stickt, an der Stelle des religiösen Epheus, mit ihren Purpurzügen die heiligen Mauern; der Lamas setzt auf einer schwankenden Brücke aus Lianen über den Gießbach, und der unglückliche Peruvianer betet zu Las Casas Gotte.

Jedermann hat in Europa alte Abteien in den Wäldern gesehen, wo sie sich dem Wanderer nur durch ihre in den Wipfeln der Eichen sich verlierenden Glockenthürme verrathen. Gewöhnliche Denkmale erhalten ihre Größe erst von den sie umgebenden Landschaften; die christliche Religion dagegen verschönert den Schauplatz, worin sie ihre Altäre errichtet und ihre heiligen Ornamente aufhängt.

Drittes Capitel.

Von den Ruinen im Allgemeinen.

Daß es zweierlei Ruinen gebe.

Von der Unterſuchung über die Lagen der chriſtlichen Denkmale gehen wir weiter zu den Wirkungen der Ruinen ſolcher Denkmale. Sie wecken im Herzen ehrwürdige Erinnerungen und geben den Künſten rührende Stoffe an die Hand. Wir widmen dieſer Poetik der Todten einige Blätter.

Alle Menſchen haben einen geheimen Zug zu den Ruinen. Dieſes Gefühl hängt mit der Hinfälligkeit unſerer Natur, mit einer geheimen Uebereinſtimmung zwiſchen dieſen zerſtörten Denkmalen und der Flüchtigkeit unſeres Daſeins zuſammen. Ueberdieß knüpft ſich eine Idee daran, welche uns über unſere Kleinheit tröſtet, wenn wir ſehen, daß ganze Völker und die berühmteſten Männer doch ihr Leben nicht über die wenigen Tage hinaus verlängern konnten, welche unſerer Unberühmtheit angewieſen ſind. So bringen die Ruinen einen großen ſittlichen Gedanken in die Naturſcenen; ſtehen ſie auf einem Bilde, ſo ſucht man vergeblich die Blicke nach einer andern Seite zu wenden, ſie kehren immer auf's Neue wieder zu den Ruinen zurück.

Und warum ſollten der Menſchen Werke nicht vergehen, da ſelbſt die Sonne, welche ſie beleuchtet, von ihrem Gewölbe herabfallen muß? Der, welcher ihren Platz am Himmel ihr angewieſen hat, iſt der einzige Herrſcher, deſſen Reich nie in Trümmer geht.

Es gibt zweierlei Ruinen: die einen das Werk der Zeit, die anderu das Werk der Menſchen. Erſtere haben nichts Unangenehmes, weil die Natur mit den Jahren zugleich geſchäftig iſt. Richten dieſe Zerſtörungen an, ſo ſät ſie ihre Blumen dazwiſchen; öffnen ſie ein Grab, ſo baut ſie das Neſt einer Taube hinein: unaufhörlich Neues ſchaffend umgibt ſie den Tod mit den ſüßeſten Illuſionen des Lebens.

Die Ruinen der zweiten Art ſind eher Verwüſtungen als Ruinen; ſie bieten dem Auge nur das Bild der Vernichtung ohne die Macht der Wiederherſtellung. Als Werk des Unglücks, und nicht der Jahre gleichen ſie den weißen Haaren auf dem Haupte der Jugend. Die Zerſtörungen der Menſchen ſind überdieß gewaltſamer und vollſtändiger als die der Zeit; dieſe untergraben nur, jene ſtürzen um. Wenn Gott aus uns unbekannten Gründen den Zerfall der Welt beſchleunigen will, ſo befiehlt er der Zeit, dem Menſchen ihre Sichel zu leihen, und die Zeit ſieht uns mit Schauder in einem Augenblicke verwüſten, was ſie zu zerſtören Jahrhunderte gebraucht hätte.

Wir kamen eines Tages hinter dem Palaſte Luxemburg vorbei in die Nähe jener Karthauſe, welche Herr von Fontanes beſungen hat. Da ſahen wir eine Kirche, deren Dach eingeſtürzt war, das Blei der Fenſter war herausgebrochen, und die Thüren waren mit aufrechtſtehenden Brettern verſchloſſen. Die Mehrzahl der andern Kloſtergebäude war ganz verſchwunden. Wir gingen lange Zeit zwiſchen den Grabſteinen aus ſchwarzen Marmor umher, welche hin und wieder auf der Erde lagen, die einen waren völlig zerbrochen, die andern zeigten noch einige Ueberreſte von ihren

Inſchriften. Wir traten in das Innere des Kloſters, wo zwiſchen hohen Unkraut und Trümmern zwei wilde Pflaumenbäume emporwuchſen. Auf den Mauern umher ſah man halbverwiſchte Gemälde aus dem Leben des heiligen Bruno; auf einem der Giebel der Kirche hatte ſich eine Sonnenuhr erhalten, und in dem Heiligthum, wo ehedem den Todten zu Ehren die Hymne des Friedens ertönte, hörte man das Werkzeug des Arbeiters ſchrillen, welcher die Gräber zerſägte.

Die Betrachtungen, die wir an dieſem Orte anſtellten, kann Jedermann ſich ſelbſt machen. Wir entfernten uns mit trüben Herzen und vertieften uns in die benachbarte Vorſtadt, ohne zu wiſſen, wohin uns der Weg führte. Die Nacht brach an. Da ſchlug plötzlich, als wir in einer verlaſſenen Straße zwiſchen zwei Mauern hindurchgingen, der Klang einer Orgel an unſer Ohr, und aus einer Kirche in der Nähe kamen die Worte des Lobgeſanges: **Laudate Dominum, omnes gentes.** Es war gerade die Oktave des heiligen Sakraments.

Wir vermögen die Rührung, welche der fromme Geſang in uns hervorbrachte, nicht zu beſchreiben. Wir glaubten eine Stimme vom Himmel zu hören, welche uns zurief: „Kleingläubiger Chriſt, warum gibſt du die Hoffnung auf? Glaubſt du, ich ändere, wie die Menſchen, meine Plane? oder ich verlaſſe, weil ich ſtrafe? Statt meine Rathſchlüſſe anzuklagen, ahme meine treuen Diener nach, welche die Schläge meiner Hand ſegnen noch unter den Trümmern, unter denen ich ſie zermalme.“

Ich trat in die Kirche in dem Augenblicke, wo der Prieſter den Segen ſprach. Arme Weiber, Greiſe und Kinder lagen auf den Knien. Ich ſtürzte mich mitten unter ihnen

auf die Erde; meine Thränen floßen, und ich ſprach in meinem Herzen: „Vergib, o Herr! daß ich gemurrt habe beim Anblick der Zerſtörung Deines Tempels; vergib meiner tiefererſchütterten Vernunft! Der Menſch ſelbſt iſt nichts als ein zerfallenes Gebäude, eine Trümmer der Sünde und des Todes; ſeine Liebe lau, ſein Glaube wankend, ſeine Hingebung beſchränkt, ſeine Gefühle unklar, ſeine Gedanken unzulänglich, Alles an ihm iſt Ruine.

Viertes Capitel.

Maleriſche Wirkung der Ruinen.

Ruinen von Palmyra, Egypten u. ſ. w.

In landſchaftlicher Hinſicht ſind die Ruinen maleriſcher als ein neues und ganzes Denkmal. In den Tempeln, welche die Jahrhunderte noch nicht durchbrochen haben, verdecken die Mauern einen Theil der Landſchaft und der äußeren Umgebung, und laſſen Nichts von den Säulenreihen und Bögen in Innern des Gebäudes wahrnehmen; aber wenn dieſe Tempel anfangen einzuſtürzen und nur noch einzelne Trümmer ſtehen bleiben, ſo kann das Auge in die Höhe und in die Ferne dazwiſchen hinausblicken auf die Geſtirne, die Wolken, die Berge, die Flüſſe und die Wälder. Dann weicht durch optiſche Täuſchung der Horizont zurück, und die in der Luft hängenden Emporkirchen zeichnen ſich ſcharf ab auf dem Hintergrunde des Himmels und der Erde. Dieſe Wirkungen

kannten ſchon die Alten; ſie bauten ihre Cirkus mit unterbrochenen Maſſen, um den Täuſchungen der Perſpektive freien Spielraum zu laſſen.

Ferner ſtehen die Ruinen auch in beſonderem Verhältniſſe zu den Einöden um ſie her, je nach ihrem Bauſtyl, ihrem Standort und den Naturreichen ihres Climas.

In den heißen Ländern, wo das ſchöne Gras und Moos fehlt, entbehren ſie des Pflanzenwuchſes, der unſere gothiſchen Schlöſſer und alten Thürme ſchmückt; aber es vermählen ſich auch größere Pflanzenarten mit den größeren Formen ihres Bauſtyls. Zu Palmyra ſpaltet der Dattelbaum die Menſchen- und Löwen-Köpfe, welche die Kapitäler des Sonnentempels ſtützen. Der Palmbaum erſetzt mit ſeinem Säulenſtamm die geſtürzte Säule, und der Pfirſichbaum, den die Alten dem Harpokrates geheiligt hatten, erhebt ſein Haupt in der Behauſung des Schweigens. Man trifft daſelbſt auch eine beſondere Baumgattung, deren verworrenes Blätterwerk und kryſtallähnliche Früchte herrlich zu den melancholiſch dahängenden Trümmern paſſen. Bisweilen erhöht eine Karavane, welche in dieſer Einöde anhält, ihre maleriſche Wirkung; die morgenländiſche Tracht vereinigt gar ſchön ihren Adel mit dem Adel der Ruinen, und die Kamele ſcheinen an Umfang zu gewinnen, wenn ſie zwiſchen dem zertrümmerten Mauerwerk liegend, nur ihre fahlen Köpfe und ihre höckerigen Rücken ſehen laſſen.

Einen ganz anderen Charakter haben die egyptiſchen Ruinen; ſie bieten oft dem Beſchauer auf einem kleinen Raume verſchiedene Arten von Bauſtyl und von Erinnerungen dar. Die Säulen des alt egyptiſchen Styls erheben

ſich neben der korinthiſchen Säule; ein Stück aus der toskaniſchen Ordnung liegt bei einem arabiſchen Thurme, ein Denkmal des Hirtenvolkes neben einem römiſchen Denkmal. Sphinxe, Anubis, zerbrochene Bildſäulen, geborſtene Obelisken ſind in den Nil hinabgerollt, in dem Boden begraben oder in den Reisfeldern, den Bohnen- und Klee-Aeckern verſteckt.

Bisweilen, wenn der Strom ausgetreten iſt, gleichen die Ruinen über dem Waſſerſpiegel einer großen Flotte; bisweilen theilen die Wolken, die gleich Wellen auf die Seiten der Pyramiden geworfen werden, dieſelben in zwei Hälften. Der Schakal ſteigt auf ein leeres Fußgeſtelle und verlängert ſeine Wolfsſchnauze hinter der Büſte eines Pan's mit dem Widderkopfe. Die Gazelle, der Strauß, der Ibis, der Sperber hüpfen zwiſchen den Trümmern umher, während die Sultanshenne, gleich einem hieroglyphiſchen Vogel aus Granit oder Porphyr unbeweglich auf einem Schutthaufen ſitzt.

Das Tempethal, die Gehölze des Olymp, die Küſten von Attika und dem Peloponnes bergen die Ruinen Griechenlands. Hier fangen die Mooſe, die Schlingpflanzen und Felſenblumen an. Eine flatternde Jasminguirlande umſchlingt eine Venus, wie um ihren Gürtel ihr zu erſetzen, ein weißer Moosbart hängt vom Kinn einer Hebe herab; der Mohn wächſt auf den Blättern des Buches der Mnemoſyne, ein Sinnbild des ehemaligen Ruhmes und der jetzigen Vergeſſenheit dieſer Orte. Die Fluthen des ägeiſchen Meeres, welche unter geſtürzten Säulenhallen ſich brechen, die klagende Philomele, der ſeufzende Alcyon, Kadmus, welcher um einen Altar ſeine Ringe ſchlingt, der Schwan, der ſein Neſt in den Schoos einer Leda baut, tauſenderlei wie von den Grazien

herbeigeführte Zufälle verleihen dieſen poetiſchen Trümmern einen beſonderen Zauber. Man möchte ſagen, ein göttlicher Hauch belebe noch den Staub der Tempel Apoll's und der Muſen; und die ganze Landſchaft, die ſich in der See badet, gleicht einem dem Neptun geweihten und an ſeinen Ufern aufgeſtellten Gemälde des Apelles.

Fünftes Capitel.

Ruinen der chriſtlichen Denkmale.

Die Ruinen der chriſtlichen Denkmale ſind nicht ſo zierlich als die Ruinen der römiſchen und griechiſchen Denkmale; doch ſind ſie in anderen Beziehungen im Stande, eine Vergleichung mit denſelben auszuhalten.

Die ſchönſten derartigen Ruinen, welche man kennt, ſind diejenigen, welche man in England am Ufer der Seen von Cumberland, in den Gebirgen Schottlands und ſelbſt noch auf den Orkaden trifft. Die niederen Seiten des Chores, die Fenſterbögen, die ausgemeiſelten Wölbungen, die Pfeiler in den Kreuzgängen und einige Wandungen des Glockenthurms, das ſind in der Regel diejenigen Theile, welche dem Zahn der Zeit am beſten widerſtanden haben.

In den griechiſchen Ordnungen laufen die Gewölbe und die Bögen parallel mit dem Bogen des Himmels, ſo daß ſie auf den grauen Wolkentapeten oder auf einer dunkeln Landſchaft ſich im Hintergrunde verlieren; in der gothiſchen Ordnung dagegen bilden die Spitzen einen Contraſt

mit der Rundung des Himmels und den Krümmungen des Horizonts. Das Gothiſche, das überall leere Räume läßt, ſchmückt ſich ferner viel leichter mit Pflanzen und Blumen, als die undurchbrochenen Maſſen der griechiſchen Ordnungen. Die doppelten Fäden, die an den Pfeilern hinauflaufen, die Dome, die ſich in Blätterwerk endigen oder in Korbform ausgehöhlt ſind, werden zu ebenſo vielen Körben, wohin die Winde mit dem Staube die Pflanzenſaamen tragen. Die Hauswurz klammert ſich in den Mörtel ein, die Mooſe umhüllen die Unebenheiten der Trümmer mit ihren elaſtiſchen Polſter, der Brombeerſtrauch läßt aus einer Fenſtervertiefung ſeine braunen Ranken herunter hängen, und der Epheu, der ſich an den mitternächtlichen Kreuzgängen hinaufſchlang, fällt guirlandenartig in die Bogengänge herab.

Keine Ruine macht eine maleriſchere Wirkung als dieſe Trümmer. Unter einem neblichten Himmel, umbrauſt von Sturmwinden, an der Küſte des Meeres, deſſen Stürme Oſſian beſungen hat, hat ihre gothiſche Bauart etwas Großes und Düſteres, wie der Gott des Sinai, deſſen Andenken ſie verewigt. Auf den Orkaden ſtaunt der Reiſende, auf einem zerbrochenen Altare ſitzend über die Traurigkeit dieſer Orte; ein wilder Ocean, nebelbedeckte Sandbänke, Thäler, worin ſich der Stein eines Grabes erhebt, Gießbäche, welche durch die Heide hinfließen, einige röthliche Fichten, hin und wieder auf dem nakten, trübſeligen Boden ſtehend, den ein paar Schneeſtreifen begrenzen: — Das iſt Alles, was ſich den Blicken darbietet. Der Wind ſtreicht durch die Ruinen, und ihre zahlloſen Ritzen werden ebenſo viele Röhren, aus welchen Klagen ertönen: die Orgel unter dieſen heiligen Ge-

wölben faßten ehedem weniger Seufzer in sich. Hohes Gras zittert in den Oeffnungen der Dome. Hinter diesen Oeffnungen sieht man die Wolke fliehen und den Vogel der Eisländer kreisen. Manchmal durchfurcht ein Schiff, das sich auf seinem Wege verirrt hat, unter seinen abgerundeten Segeln versteckt, wie ein unter seinen Flügeln verhüllter Geist der Gewässer, die öden Wellen; unter den Stößen des Nordwinds scheint es jeden Augenblick niederzusinken und die Meere zu begrüßen, welche die Trümmer des Tempels Gottes bespülen.

Ueber diese unbekannten Gegenden sind die Männer geschritten, welche die Weisheit anbeteten, die auf den Fluthen einhergeht. Bald giengen sie bei ihren Festlichkeiten längs der Sandscheeren hin, mit dem Psalmisten singend: „Wie ungeheuer ist dieses Meer, das in die Ferne seine weiten Arme ausstreckt!“ (Psalm 103, Vers 25.) Bald glaubten sie, in Fingal's Grotte sitzend, nahe beim Brausen des Oceans, jene Stimme zu vernehmen, welche zu Hiob sprach: „Weißt Du, wer das Meer eingedämmt hat, als es über die Ufer hervorbrach, wie aus Mutterleibe“ (quasi de vulva procedens. Hiob Cap. 38, Vers 8.) Nachts, wenn die Winterstürme gekommen und das Kloster in Wirbelwinde gehüllt war, schliefen die Mönche ruhig in ihren Zellen beim Heulen des Sturmes, glücklich auf dem Schifflein des Herrn sich zu befinden, das nie untergehen wird.

Heilige Trümmer der christlichen Denkmale, ihr erinnert nicht, wie so viele andere Ruinen, an Blut, Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten! Ihr erzählt nur eine friedliche Geschichte oder höchstens die bedeutungsvollen Leiden des Menschensohnes! Und ihr, heilige Einsiedler, die ihr, um einst zu glück-

seligeren Wohnplätzen zu gelangen, euch unter das Eis des Poles verbannt habt, ihr genießet jetzt die Frucht eurer Opfer! Wenn es unter den Engeln, wie unter den Menschen, bewohnte und einsame Gegenden gibt, so werdet ihr, gleichwie ihr in die Einöden der Erde eure Tugenden begraben habt, wohl auch des Himmels Einöden euch auserlesen haben, um dort eure Glückseligkeit zu verbergen.

Sechstes Capitel.

Sittliche Uebereinstimmung.

Volksandacht.

Wir verlassen die physische Uebereinstimmung der religiösen Denkmale und der Naturscenen um uns zu den *sittlichen Harmonien* des Christenthums zu wenden. Der erste Rang gebührt den Volksandachten, welche in gewissen Glaubensartikeln und gewissen von der Menge geübten Gebräuchen bestehen, die von der Kirche weder anerkannt noch schlechthin verworfen werden. Es liegt ihnen in der That nichts als eine Uebereinstimmung zwischen der Religion und der Natur zu Grunde. Wenn das Volk in den Winden die Stimme der Todten zu hören glaubt, wenn es von nächtlichen Gespenstern redet, wenn es zur Linderung seiner Gebrechen auf Wallfahrten geht, so sind diese Meinungen augenscheinlich nichts Anderes als rührende Beziehungen zwischen einigen Naturscenen, einigen Glaubenslehren und dem Elend unserer

Herzen. Daraus ergibt sich, daß ein Cultus desto poetischer ist, je mehr er solche Volksandachten mit sich bringt, da sich die Poesie auf die Gemüthsbewegungen und die Naturerscheinungen stützt, welche durch das Dazwischentreten religiöser Vorstellungen geheimnißvoll werden.

Wir wären zu beklagen, wenn wir den Regeln der Vernunft Alles unterwerfen und deßhalb jenen Volksglauben geradezu verdammen wollten, welcher den Leuten die Last des Lebens tragen hilft und sie eine Moral lehrt, welche die besten Gesetze ihnen niemals beibringen könnten. Es ist gut und schön, was man auch darüber sagen mag, wenn alle unsere Handlungen voller Beziehung auf Gott sind, und wir überall von seinen Wundern uns umgeben sehen.

Das Volk ist viel weiser als die Philosophen. Jede Quelle, jedes Kreuz am Wege, jedes Säuseln des Nachtwindes bringt ein Wunder mit sich; ja für den gläubigen Menschen ist die ganze Natur ein beständiges Wunder. Ist er leidend, so betet er zu seinem kleinen Heiligenbild und fühlt sich erleichtert. Möchte er einen Verwandten, einen Freund wiedersehen, so thut er ein Gelübde, ergreift den Pilgerstab, zieht über die Alpen oder Pyrenäen und besucht die Mutter Gottes zu Loretto oder Sankt Jakob in Galizien (San Jago di Compostella) er wirft sich auf die Knie, er bittet den Heiligen, ihm einen Sohn (vielleicht einen armen Matrosen, der auf dem Meere umherirrt) wiederzuschenken, eine Gattin zu retten oder das Leben eines Vaters zu verlängern. Sein Herz fühlt sich erleichtert. Er tritt mit Seemuscheln beladen den Rückweg zu seiner Hütte an; läßt in den Dörfern seine Muschel erschallen

und ſingt in naiver Klagweiſe von der Güte der Mutter Gottes, Maria.

Jeder will Etwas von dem beſitzen, was der Pilger mitgebracht. Wie viele Uebel ſind ſchon durch ein geweihtes Band geheilt worden! Der Wallfahrer kommt in ſein Dorf zurück; und die erſte Perſon, die ihm begegnet, iſt ſeine Frau, die das Wochenbett überſtanden hat, iſt ſein wiedergefundener Sohn, iſt ſein verjüngter Vater.

Glücklich, drei- und viermal glücklich, wer glaubt. Er kann nicht lächeln, ohne darauf zu zählen, daß er ewig lächeln werde; er kann nicht weinen, ohne zu denken, daß er das Ende ſeiner Thränen erreiche. Seine Thränen ſind nicht vergeblich; die Religion ſammelt ſie in ihrer Urne und bringt ſie dem Ewigen dar.

Der wahrhaft Gläubige iſt nie allein; ein guter Engel wacht an ſeiner Seite, gibt ihn in ſeinen Träumen guten Rath und vertheidigt ihn gegen den böſen Engel. Dieſer himmliſche Freund iſt ihm ſo ergeben, daß er ſich gerne für ihn auf die Erde verbannt.

Gab es bei den Alten etwas Bewunderungswürdigeres, als dieſe Menge frommer Meinungen und Gebräuche, welche ehedem in unſerer Religion gäng und gäbe waren?

Fand man im Dickicht eines Waldes den Leichnam eines Ermordeten, ſo pflanzte man ein Kreuz an dieſe Stelle, das Zeichen der Barmherzigkeit. Dieſes Kreuz bat den Samariter um eine Thräne für einen Unglücklichen und den Einwohner der gläubigen Stadt um ein Gebet für ſeinen Bruder. Und dann war dieſer Wanderer vielleicht ein Fremdling, der ferne von ſeinem Vaterlande fiel, wie jener erhabene

Unbekannte, der von der Hand der Menſchen, ferne von ſeinem himmliſchen Vaterlande geopfert wurde! Welcher Verkehr zwiſchen uns und Gott! Welche Erhebung für unſere Natur lag nicht darin! Wie erſtaunlich war es, daß man wagte, zwiſchen unſerem vergänglichen Leben und dem ewigen Daſein des Herrn der Welt Aehnlichkeiten zu finden!

Wir wollen nicht von den Jubiläen ſprechen, welche an die Stelle der hundertjährigen Feſte traten, die Chriſten in das Meer der Reue verſenken, ihre Gewiſſen entlaſten und den Sündern Verzeihung ihrer Sünden im Namen der Religion anbieten. Wir wollen auch davon nicht reden, wie bei öffentlichen Unglücksfällen Hohe und Niedere baarfuß von Kirche zu Kirche giengen, um den Zorn des Allmächtigen zu entwaffnen. Der Pfarrherr war der Erſte im Zuge und hatte einen Strick um den Hals, als ein demüthiges dem Heile ſeiner Heerde geweihtes Schlachtopfer.

Das Volk nährte keine Furcht vor den Schlägen des Schickſals, wenn es einen Chriſtus von Ebenholz oder einen geweihten Lorbeer, das Bild des Schutzheiligen der Familie, unter ſeinem Dache hatte. Wie oft hat man vor dieſen Reliquien ſich niedergeworfen, um Hülfe zu erflehen, welche man bei Menſchen vergebens geſucht hatte.

Wer kennt nicht Unſere liebe Frau vom Walde (Notre Dame des bois) die im Stamm des alten Dornſtrauchs oder in der moſigen Brunnenhöhle wohnt. Sie iſt durch ihre Wunder im Dorfe berühmt. Manche Matrone kann euch erzählen, wie ihre Geburtsſchmerzen viel geringer worden ſeien, ſeit ſie die gute Maria im Gehölze angerufen habe. Die Mädchen, die ihren Bräutigam verloren, haben ſchon oft

an diesem einsamen Ort im Schimmer des Mondes die Geister der jungen Männer gesehen, und haben im Murmeln der Quelle ihre Stimmen wiedererkannt. Die Tauben, welche aus dem Wasser derselben trinken, haben immer Eier in ihrem Neste, und die Blumen, welche an ihrem Rande wachsen, immer Knospen auf ihrem Stengel. Es war ganz passend, daß die Heilige der Wälder Wunder that so zart als die Moose, unter dem sie wohnt, und so reizend als die Gewässer, welche sie verhüllen.

Namentlich sind es die bedeutenderen Ereignisse des Lebens, in welchen die religiösen Sitten den Unglücklichen ihre Tröstungen darbieten. Wir waren einmal Zeuge eines Schiffsbruchs. Sobald die Schiffleute auf den Strand gekommen waren, zogen sie ihre Kleider bis auf die durchnäßten Hemden und Beinkleider aus. Sie hatten während des Sturmes ein Gelübde gethan zur heiligen Jungfrau. Und nun giengen sie in Procession nach einer kleinen, dem heiligen Thomas geweihten Kapelle. Der Schiffshauptmann gieng voraus und das Volk hinten nach, mit ihnen das Ave, maris stella singend. Der Priester hielt die Messe für die Schiffbrüchigen und die Matrosen hiengen ihre noch vom Seewasser tropfenden Kleider, als Erinnerung an ihr Gelübde, an den Wänden der Kapelle auf. Die Philosophie mag ihre Blätter mit prächtigen Worten füllen, aber wir zweifeln, ob je die Unglücklichen ihre Kleider in ihrem Tempel aufhängen werden.

Der Tod, der so poetisch ist, weil er an die Ewigkeit grenzt, und so geheimnißvoll um seiner Stille willen, mußte tausenderlei Arten haben, sich dem Volke anzukündigen. Bald wurde eine Leiche vorher angezeigt durch das Läuten einer

Glocke, die von ſelbſt anſchlug, bald hörte der Menſch, dem der Tod drohte, drei Schläge auf den Fußboden ſeines Zimmers. Eine Nonne des heiligen Benedikt fand kurz vor ihrem Scheiden von der Erde eine Krone von Weißdorn auf der Schwelle ihrer Zelle. Verlor eine Mutter einen Sohn im fernen Landen, ſo wurde ſie im Traume davon benachrichtigt. Wer die Vorgefühle läugnet, kennt nie die geheimen Wege, auf welchen zwei liebende Herzen von einem Ende der Welt zum andern ſich einander mittheilen. Oft kam ein geliebter Todter aus dem Grabe zu ſeinem Freunde, empfahl ihm Gebete zu ſprechen, um ihn aus den Flammen zu erlöſen und in die Seligkeit der Auserwählten zu bringen. So überließ die Religion der Freundſchaft einen Theil des ſchönen Vorrechts, das Gott hat, eine Ewigkeit von Glück zu verleihen.

Meinungen anderer Art, aber immer noch religiöſen Charakters, flößten dem Volke Menſchlichkeit ein; ſie ſind ſo naiv, daß ſie den Schriftſteller in Verlegenheit bringen. An dem Neſt einer Schwalbe ſich vergreifen, oder ein Rothkehlchen, einen Zaunkönig, eine Grille, dieſen Gaſt des ländlichen Herdes, einen im Hauſe gebrechlich gewordenen Hund tödten: das war eine Gottloſigkeit, welche, wie man ſagte, unfehlbar ein Unglück nach ſich ziehen mußte. Aus beſonderer Achtung vor dem Greiſenalter glaubte man, daß bejahrte Perſonen von glücklicher Vorbedeutung für ein Haus ſeien, und daß ein alter Diener ſeinem Herrn Segen bringe. Hierin findet man noch Spuren von der alten Verehrung der Laren, und wird an Laban's Tochter erinnert, welche ihre väterlichen Götter mit ſich nahm.

Das Volk war überzeugt, es könne Keiner ein Verbrechen

begehen, ohne ſich zu der Strafe zu verdammen, für den Reſt ſeines Lebens ſtets ſchauerliche Erſcheinungen um ſich zu haben. Das Alterthum, weiſer als wir, würde ſich wohl gehütet haben, ſolche heilſame Beziehungen zwiſchen der Religion, dem Gewiſſen und der Moral zu zerſtören. Es würde auch jenen andern Glauben nicht verworfen haben, vermöge deſſen man es für ausgemacht hielt, daß Jeder, der auf unrechtem Wege reich geworden, einen Bund mit dem Geiſte der Finſterniß gemacht, und ſeine Seele der Hölle verſchrieben habe.

Winde, Regen, Sonnenſchein, die Jahreszeiten, die Pflanzungen, die Künſte, die Geburt, die Kindheit, die Ehe, das Alter, der Tod, kurz Alles hatte ſeine Heiligen und ſeine Bilder, und nie gab es ein Volk, das mehr von befreundeten Gottheiten umringt war, als das Volk der Chriſten.

Es handelt ſich nicht darum, dieſen Volksglauben ſtreng zu prüfen. Die Religion war weit entfernt, in dieſer Beziehung Etwas vorzuſchreiben, ſie diente im Gegentheil nur dazu, dem Mißbrauche zuvorzukommen und die Uebertreibung zu verhüten. Es handelt ſich bloß darum, zu wiſſen, ob der Zweck jenes Glaubens ſittlich iſt, und ob derſelbe noch beſſer, als die Geſetze ſelbſt, dahin zielt, das Volk zur Tugend anzuleiten. Und welcher vernünftige Menſch könnte daran zweifeln?

Dadurch daß man immer gegen den Aberglauben loszieht, wird man endlich dahin kommen, allen Laſtern den Weg zu bahnen; und die Sophiſten werden am meiſten darüber ſtaunen, daß ſie bei dem von ihnen angerichteten Unheil nicht einmal die Genugthuung haben werden, das Volk ungläubiger zu ſehen, als zuvor. Wenn es aufhört, ſeinen Geiſt unter die Religion zu beugen, ſo wird es den abenteuerlichſten

Meinungen ſich hingeben. Es wird von einem um ſo ſonderbareren Schrecken ergriffen werden, da es keinen Grund davon kennt; es wird auf einem Kirchhofe zittern, dem es die Inſchrift eingegraben hat, daß der Tod ein ewiger Schlaf ſei; und indem es ſich den Anſchein gibt, die göttliche Macht zu verachten, wird es die Zigeunerin befragen oder ſeine Schickſale aus einem Kartenſpiel zu erfragen ſuchen.

Der Menſch bedarf des Wunderbaren, einer Zukunft und der Hoffnungen, weil er ſich für die Unſterblichkeit geſchaffen fühlt. Die Beſchwörungen, die Todtenbefragungen ſind beim Volke nichts Anderes als der Inſtinkt der Religion und einer der ſchlagendſten Beweiſe für die Nothwendigkeit eines Cultus. Man iſt ſehr nahe daran, Alles zu glauben, wenn man Nichts glaubt; man hat Wahrſager, wenn man keine Propheten mehr hat, Zaubermittel, wenn man den religiöſen Gebräuchen entſagt, und man öffnet die Höhlen der Hexenmeiſter, wenn man die Tempel des Herrn ſchließt.

Vierte Abtheilung.

Cultus.

Erſtes Buch.

Kirchen, Ornamente, Geſänge, Gebete, Feierlichkeiten u. ſ. w.

Erſtes Capitel.

Von den Glocken.

Wir wenden uns nun zu dem chriſtlichen Cultus, einem Gegenſtande, der zum Mindeſten eben ſo reichhaltig iſt, als jener der drei erſten Theile, mit welchen er ein anzes bildet.

Da wir nun im Begriffe ſtehen, in den Tempel einzutreten, ſo ſprechen wir zuerſt von der Glocke, die uns zu demſelben ruft.

Vor Allem ſcheint es uns etwas ganz Wunderbares, daß man ein Mittel gefunden hat, durch einen bloßen Hammerſchlag in derſelben Minute in tauſend verſchiedenen Herzen das gleiche Gefühl zu wecken und die Winde und Wolken zu zwingen, ſich mit den Gedanken der Menſchen zu beladen. Zudem zeichnet ſich der Klang der Glocke durch eine Schön-

heit aus, wie es wenige gibt; sie hat etwas „Großartiges," wie es die Kunstverständigen heißen. Das Rollen des Donners ist erhaben, und zwar nur, weil es großartig ist. Ebenso verhält es sich mit den Winden, den Meeren, den Wasserfällen und der Stimme eines ganzen Volkes.

Mit welcher Lust hätte Pythagoras, welcher dem Hammerschlag eines Schmides begierig lauschte, am Vorabend eines kirchlichen Festes dem Klang unserer Glocken zugehört! Die Seele kann von den Tönen einer Leier gerührt werden, aber sie wird nicht von Begeisterung ergriffen, wie wenn der Donner der Schlachten sie aufweckt, oder wenn ein dumpfes Geläute bis zu den Wolken empor die Triumphe des Gottes der Schlachten verkündet.

Und dennoch ist dieß noch nicht der merkwürdigste Charakter des Klanges der Glocken; dieser Klang hat eine Menge geheimer Beziehungen zu uns. Wie oft haben in der Stille der Nacht die Schläge der Sterbeglocke, gleich den langsamen Pulsschlägen eines sterbenden Herzens, das Ohr einer ehebrecherischen Gattin überrascht! Wie oft sind sie nicht bis zu dem Atheisten gedrungen, der in gottloser Nachtwache vielleicht gerade zu schreiben wagte, daß es keinen Gott gebe! Die Feder sinkt ihm aus der Hand; mit Schauder hört er auf das Todtenglöckchen, das ihn zu fragen scheint: Ist's so, daß es keinen Gott gibt? Und o! wie viele solche Klänge erschreckten nicht den Schlaf unserer Tyrannen! Seltsame Religion, die durch einen Schlag an das magische Metall die Luft in Qual verwandeln, den Gotteslängner erschüttern und der Hand des Mörders den Dolch entreißen kann!

Auch sanftere Gefühle knüpfen sich an den Glockenklang. Wenn man zur Zeit der Waizenernte beim Anbruch der Morgenröthe zugleich mit dem Schlag der Lerche die kleinen Dorfglocken hört, so möchte man sagen, der Engel der Ernten spiele, die Arbeiter zu wecken, auf irgend einem Instrumente der alten Hebräer, die Geschichte Zipora's oder Naemis. Ich glaube, wenn ich Dichter wäre, so würde ich die von Geistern in Bewegung gesetzte Glocke in der alten Waldkapelle nicht gering schätzen, ebensowenig diejenige, welche eine religiöse Furcht auf dem Lande läutete, um den Donner zu verscheuchen, oder die, welche man in gewissen Seehäfen des Nachts erklingen ließ, um den Steuermann durch die Klippen zu leiten.

Bei unsern Festen scheint das Glockengeläute die allgemeine Fröhlichkeit zu vermehren; bei Unglücksfällen dagegen klingen dieselben Töne schauerlich. Noch jetzt sträuben sich die Haare auf dem Haupt empor, bei der Erinnerung an jene Tage des Mordes und Brandes, die von dem Schreien der Sturmglocke wiederhallten. Wer von uns denkt nicht mehr an jenes Geheule, an jene von Pausen unterbrochenen scharfen Schreie, während welcher man einzelne Flintenschüsse oder einsame Jammerstimmen vernahm, und dazwischen das Summen der Sturmglocke oder das Schlagen der Thurmuhr, welche ruhig die abgelaufene Stunde angab?

Aber in einer geordneten Gesellschaft weckt der Klang der Sturmglocke den Gedanken an Hülfe, füllt die Seele zugleich mit Schrecken und Mitleid, und läßt auf diese Weise die beiden Quellen der tragischen Empfindungen fließen.

Dieß waren ungefähr die Gefühle, welche das Geläute

unſerer Kirchen früher ins Daſein rief, Gefühle, die um ſo ſchöner waren, da ſich das Andenken an den Himmel darein miſchte. Wären die Glocken an einem andern Denkmal, als an den Kirchen angebracht, ſo hätten ſie ihre moraliſche Uebereinſtimmung mit unſerm Herzen verloren. Aber ſo war es Gott ſelber, der dem Siegesengel befahl, die Schwengel zu ſchwingen, welche unſere Triumphe verkündigten, oder dem Todesengel das Scheiden der Seele einzuläuten, welche im Begriffe ſtand, zu ihm zurückzukehren. So ſtand durch tauſend geheime Stimmen eine chriſtliche Geſellſchaft mit der Gottheit in Verbindung, und ihre Einrichtungen und Gebräuche verloren ſich geheimnißvoll in der Quelle alles Geheimniſſes.

Laſſen wir daher immerhin die Glocken die Gläubigen verſammeln, denn die Stimme des Menſchen iſt nicht rein genug, um die Reue, die Unſchuld und das Unglück zu den Altären zu rufen. Bei den Wilden Amerikas führt ein Kind die Unglücklichen, welche Hülfe ſuchend am Eingang einer Hütte ſich zeigen, an den Herd ſeines Vaters: wenn uns die Glocken unterſagt wären, ſo müßte man ein Kind dazu auserleſen, um uns zum Hauſe des Herrn zu rufen.

Zweites Capitel.

Von der Prieſterkleidung und dem Kirchenſchmuck.

Man hört nicht auf, mit lauter Stimme die Einrichtungen des Alterthums zu preiſen, und will nicht begreifen, daß

der evangelische Cultus das einzige Ueberbleibsel ist, welches von diesem Alterthum auf uns gelangte. Alles in der Kirche mahnt an jene entfernten Zeiten, deren Gestade die Menschen seit lange verlassen haben, wohin sie aber immer noch gerne sich mit ihren Gedanken verirren. Richtet man seine Augen auf den christlichen Priester, so sieht man sich augenblicklich in das Vaterland Numas, Lykurgs oder Zoroasters versetzt. Die Kopfbinde (Tiare) erinnert uns an den Meder, der auf den Trümmern von Sua und Ekbatana umherirrt. Die Alba, deren Name uns sowohl den Anbruch des Tages als das jungfräuliche Weiß in's Gedächtniß ruft, weckt auf zarte Weise verwandte religiöse Ideen. Immer ist es eine ehrwürdige Erinnerung oder eine angenehme Vergleichung, was sich an unsere Altargewande knüpft.

Und haben diese christlichen Altäre, die den antiken Gräbern nachgebildet sind, und die Bilder der lebendigen Sonne, welche in unsern Tabernakeln eingeschlossen sind, haben sie Etwas, was die Augen verletzt oder den Geschmack beleidigt? Unsere Kelche haben vom Pflanzenreich ihren Namen entlehnt und die Lilie hat ihnen ihre Form geborgt. Welche anmuthige Verwandtschaft zwischen dem Lamm und den Blumen!

Als das unmittelbarste Zeichen des Glaubens ist das Kreuz zugleich für gewisse Augen der lächerlichste Gegenstand. Die Römer haben ebenso wie die neuen Feinde des Christenthums darüber gespottet, und Tertullian hat ihnen gezeigt, daß sie in ihren Waffenbündeln selber sich dieses Zeichens bedienen. Die Stellung, welche der Menschensohn auf dem Kreuze hat, ist eine erhabene: Die Senkung des Leibes und das geneigte Haupt bilden einen göttlichen Contrast mit den

gen Himmel ausgeſtreckten Armen. Uebrigens iſt die Natur nicht ſo kitzlich geweſen, als die Ungläubigen: ſie hat ſich nicht geſcheut, in einer Menge ihrer Werke das Kreuz abzuformen, Es gibt eine ganze Familie von Blumen, welche die Kreuzform hat (Cruciatæ), und dieſe Familie zeichnet ſich durch eine gewiſſe Vorliebe für die Einſamkeit aus. Auch hat die Hand des Allmächtigen das Panier unſeres Heiles unter den Sonnen am Himmel aufgepflanzt.

Die Urne, worin die Wohlgerüche aufbewahrt werden, ahmte die Geſtalt eines Schiffchens nach. Feuer und Weihrauch wogten in einem Gefäße, am Ende einer langen Kette. Hier ſah man vergoldete Armleuchter, das Werk eines Caſieri, oder eines Baſſé, und Abbilder der myſtiſchen Leuchter des Dichterkönigs; dort trugen in ſitzender Stellung die Cardinaltugenden das dreieckige Chorpult, Leiern umgaben ſeine Vorderſeite, eine Weltkugel war ſeine Krone, ein eherner Adler überragte dieſe ſchönen Sinnbilder und ſchien auf ſeinen entfaltenen Fittigen unſere Gebete zu den Himmeln emporzutragen.

Ueberall zeigten ſich leicht aufgebaute Kanzeln, Gefäße mit brennenden Lichtern, Balkone, hohe Leuchterſtühle, Marmorgeländer, vor einem Charpentier oder Dugoulon geſchnitzte Chorſtühle, von einem Ballin gedrechſelte Lampenhalter und Sakraments-Häuschen aus vergoldetem Silber, deren Zeichnung von den Bertrand oder Cotte ſtammte. Manchmal mußten die Trümmer von den Tempeln der Lügengötter dazu dienen, den Tempel des wahren Gottes auszuſchmücken: die Weihkeſſel von Saint-Sulpicius waren zwei Todtenurnen, die man aus Alexandria geholt hatte. Taufbecken, Patenen,

Weihwaſſer, mahnten an die antiken Opfer: und immer vermiſchten ſich, ohne Verwirrung hervorzubringen, die Erinnerungen an Griechenland und Iſrael mit einander.

Die Lampen endlich und die Blumen, womit unſere Kirchen geſchmückt waren, verewigten das Gedächtniß jener Zeiten der Verfolgung, wo ſich die Gläubigen in den Gräbern zum Gebete verſammelten. Man glaubte die erſten Chriſten zu ſehen, wo ſie verſtohlen unter den Leichengewölben ihre Fackeln anzündeten; und die Mädchen, welche Blumen brachten um den Altar der Katakomben zu ſchmücken: ein Prieſter, ebenſo durch Dürftigkeit als durch gute Werke ausgezeichnet, reichte dieſe Gaben dem Herrn.

Das war noch das wahre Reich Jeſu Chriſti, der Gott der Kleinen und der Elenden; ſein Altar war arm, wie ſeine Diener. Aber, wie der heilige Bonifacius ſagt: *ſo lange die Kelche von Holz waren, waren die Prieſter von Gold*; und niemals hat man ſo viele evangeliſche Tugenden geſehen, als in den Zeiten, wo man, um den Gott des Lichtes und des Lebens zu preiſen, ſich in Nacht und Tod verbergen mußte.

Drittes Capitel.

Von den Geſängen und Gebeten.

Man tadelt es am katholiſchen Gottesdienſte, daß er ſich in ſeinen *Geſängen* und *Gebeten* einer dem Volke fremden Sprache bedient, wie wenn man lateiniſch auch predigte, und der Meßdienſt nicht in allen Kirchenbüchern in der Ueber-

ſetzung ſtände. Ueberdieß, wenn die Religion, ebenſo beweglich wie die Menſchen, zugleich mit ihnen die Sprache verändert hätte, wie hätten wir denn die Werke des Alterthums kennen gelernt? So unvernünftig iſt unſere Laune, daß wir dieſelben Sitten tadeln, welchen wir einen großen Theil unſerer Wiſſenſchaften und unſerer Freuden verdanken.

Aber wenn wir den Gebrauch der römiſchen Kirche auch nur in ſeinen unmittelbaren Beziehungen betrachten, ſo ſehen wir nicht ein, was die Sprache Virgils, welche in unſerem Gottesdienſte gebraucht wird (oder die Sprache Homers, die anderswo und zu andern Zeiten im Gebrauche ſtand) ſo Widerwärtiges haben mag. Wir glauben, daß eine alte, myſteriöſe Sprache, die ſich nicht mit den Jahrhunderten ändert, gar wohl zur Verehrung eines ewigen, unbegreiflichen und unveränderlichen Gottes paßt. Und da die Empfindung unſerer Leiden uns antreibt, zu dem König aller Könige unſere flehende Stimme zu erheben, iſt es nicht natürlich, daß man in der ſchönſten Sprache der Welt mit ihm redet, in der Sprache, deren ſich die Nationen bedienten, die ſich vor den Cäſaren niederwarfen, um ihre Bitte an ſie zu richten.

Ueberdieß — und es iſt das eine merkwürdige Sache — überdieß ſcheinen die Gebete in lateiniſcher Sprache das religiöſe Gefühl der Menge zu erhöhen. Es iſt dieß wohl eine natürliche Wirkung unſerer Neigung zum Geheimen. Wenn der Menſch im Sturme ſeiner Gedanken und der Nöthen, welche ſein Leben umlagern, Worte ſpricht, die ihm wenig geläufig oder ſelbſt unverſtändlich ſind, ſo glaubt er um das zu flehen, was ihm fehlt und was er nicht zu nennen weiß; das Unbeſtimmte ſeines Gebetes hat einen beſondern Reiz

für ihn, und ſeine bekümmerte Seele, welche über das, was ſie wünſcht, ſich ſelber nicht klar iſt, bildet ſich gerne ſolche Wünſche, die eben ſo geheimnißvoll ſind, als ihre Bedürfniſſe.

Es bleibt uns alſo nur noch die ſogenannte Barbarei der heiligen Geſänge zu unterſuchen übrig.

Man gibt ziemlich allgemein zu, daß in der Lyrik die Hebräer den übrigen Völkern des Alterthums überlegen waren. Demnach hat die Kirche, welche Tag für Tag die Pſalmen und die prophetiſchen Lehrſtücke ſingt, für's Erſte einen ſehr ſchönen Liederſchatz. Man erräth z. B. nicht leicht, was in folgenden Geſängen Lächerliches oder Barbariſches läge:

Nicht hoffe, meine Seele fernerhin
Auf die Verheißungen der Welt, u. ſ. w.
(Malherbe, I. Samml. 3. Ode.)

Daß meine Stimme doch die Erde wecke! u. ſ. w.

Ich ſah mein trübes Leben
Sich ſeinem Ende nah'n, u. ſ. w.
(Rouſſeau, I. Samml. 3. u. 10. Ode.)

In den Evangelien und den Briefen der Apoſtel fand die Kirche eine zweite Quelle von Liedern. Racine dachte, gleich Malherbe und Rouſſeau, daß dieſe Proſaiker ſeiner Muſe würdig ſeien und verſchmähte nicht, ſie nachzuahmen. Der heilige Chryſoſtomus, der heilige Gregor, der heilige Ambroſius, der heilige Thomas von Aquino, Coffin, Santeuil haben die griechiſche und lateiniſche Lyra aus Alcäus' und Horaz's Grabern zu neuem Leben erweckt. Früh auf, den Herrn zu loben, miſcht des Morgens die Religion ihre Stimmen mit denen der Morgenröthe.

Splendor paternæ gloriæ etc.

Source ineffable de lumière etc.

So ſingt auch die Kirche beim Sonnenuntergang:

Cœli Deus sanctissime.

Grand Dieu, qui fais briller sur la voûte étoilée etc.

Dieſe Muſik Iſraels auf Racine's Leier hört nicht auf ſchön zu ſein: man glaubt weniger, einen wirklichen Ton zu hören, als jene innere, melodiſche Stimme, welche des Morgens, wie Plato ſagt, die Liebhaber der Tugend weckt, indem ſie aus allen Kräften in ihrem Herzen ſingt.

Aber abgeſehen von dieſen Hymnen, ſind ſchon die gewöhnlichen Kirchengebete bewundernswerth. Nur die Gewohnheit, ſie von Kindheit auf immer zu wiederholen, kann ihre Schönheit uns verkennen laſſen. Alles würde voll Lobeserhebungen ſein, wenn man bei Plato oder Seneca ein ebenſo klares und einfaches Glaubensbekenntniß fände, als dieſes:

„Ich glaube an einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde und alles Sichtbaren und Unſichtbaren."

Das Gebet des Herrn ſtammt von einem Gotte, der alle unſere Bedürfniſſe kannte. Man erwäge ſeine Worte wohl.

„Unſer Vater, der du biſt in dem Himmel;"

Anerkennung eines einzigen Gottes.

„Dein Name werde geheiliget;"

Verehrung, die man der Gottheit ſchuldig iſt; Eitelkeit des Irdiſchen; Gott verdient allein geheiligt zu werden.

„Dein Reich komme zu uns;“

Unſterblichkeit der Seele.

„Dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel;“

Erhabenes Wort, das die Eigenſchaften der Gottheit in ſich begreift, heilige Ergebung, welche die phyſiſche und moraliſche Weltordnung umfaßt.

„Gib uns heute unſer täglich Brod;“

Wie rührend und philoſophiſch! Was iſt das einzige wahre Bedürfniß des Menſchen? Ein wenig Brod; und er bedarf es nur heute; denn wird er morgen noch da ſein?

„Und vergib uns unſere Schulden, wie wir vergeben unſeren Schuldigern:“

Das iſt die Moral und Menſchenliebe in zwei Worten.

„Laß uns in der Verſuchung nicht unterliegen; ſondern erlöſe uns von dem Uebel.“

Darin liegt das ganze menſchliche Herz; der Menſch und ſeine Schwäche. Er bitte nicht um Kraft zu ſiegen, er flehe nur, nicht verſucht zu werden, nicht zu unterliegen. Der den Menſchen erſchaffen hat, konnte allein ihn ſo gut kennen.

Wir wollen nicht reden von dem engliſchen Gruße, der in der That voll Anmuth iſt, noch von dem Selbſtbekenntniſſe, das der Chriſt jeden Tag zu den Füßen des Ewigen ablegt. Niemals können die Geſetze die ſittliche Wirkung einer ſolchen Gewohnheit erſetzen. Man denke nur, welchen Zügel dieſes ſchmerzliche jeden Morgen und jeden Abend wiederholte Geſtändniß dem Menſchen anlegt: „Ich habe

gesündigt durch meine Gedanken, durch meine Worte, durch meine Werke? Pythagoras hat seinen Schülern ein ähnliches Bekenntniß empfohlen, aber dem Christenthum war es aufbehalten, jene Träume von Tugend zu verwirklichen, welche die Weisen von Rom und Athen geträumt hatten.

In der That, das Christenthum ist zugleich eine Art philosophische Sekte und eine antike Gesetzgebung. Daher kommen seine Entsagungen, seine Fasten, seine Nachtwachen, deren Spuren man in den alten Republiken wiederfindet, und welche die Gelehrten-Schulen Indiens, Egyptens und Griechenlands ausübten. Je genauer man untersucht, um was es sich handelt, desto mehr überzeugt man sich, daß die meisten Schmähungen, womit man den christlichen Cultus überhäuft, auf das Alterthum zurückfallen. Aber wenden wir uns wieder zu den Gebeten.

Die Gebete, worin sich der Glaube, die Hoffnung, die Liebe und die Buße aussprach, stimmten das Herz zur Tugend. Die kirchlichen Handlungen, welche sich auf bürgerliche oder religiöse Verhältnisse oder auch auf die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens beziehen, waren von ganz entsprechenden Gebeten voll erhabener Gefühle, voll großer Erinnerungen, in einem zugleich einfachen und prächtigen Styl verbunden. Bei der Hochzeitmesse las der Priester die Epistel des heiligen Paulus: „Meine Brüder, die Weiber seien unterthan ihren Männern, als dem Herrn; — und aus dem Evangelium: „Zu dieser Zeit machten sich die Pharisäer an Jesu, um ihn zu versuchen, und fragten ihn: Ist es einem Mann erlaubt, seine Frau zu entlassen? — — Er ant-

wortete ihnen: Es ſtehet geſchrieben, der Mann ſoll Vater und Mutter verlaſſen und an ſeinem Weibe hängen." — —

Bei der ehelichen Einſegnung wiederholte der Geiſtliche die Worte, welche Gott ſelbſt über Adam und Eva geſprochen hat: Wachſet und mehret Euch (Crescite et multiplicamini) und fügte hierauf bei:

„O Gott, vereinige nach deinem Wohlgefallen die Seelen dieſer Ehegatten und erfülle ihre Herzen mit aufrichtiger Freundſchaft. Schaue mit gnädigem Angeſichte auf deine Dienerin. — — Mache, daß ihr Joch ein Joch der Liebe und des Friedens ſei; mache, daß ſie mit Keuſchheit und Treue immer dem Beiſpiele der ſtarken Frauen folge, daß ſie, gleich Rahel, liebenswürdig ſei gegen ihren Gatten und weiſe gleich Rebecka, daß ſie lange lebe und treu ſei gleich Sarah; — daß ſie eine glückliche Mutter werde; daß ſie ein reines und tadelloſes Leben führe, um zur Ruhe der Heiligen und in's Himmelreich zu kommen. Mache, o Herr, daß ſie Kinder und Kindeskinder ſehen bis ins dritte und vierte Glied und ein glückliches Alter erreichen." — —

Bei der Feier der Ausſegnung ſang man den Pſalm Nisi Dominus: „Wenn der Ewige nicht das Haus baut, ſo arbeiten die Bauleute umſonſt."

Beim Anfange der Faſten, bei der Bedrohung oder der Verkündigung des göttlichen Zorns ſprach man die Verwünſchungen aus dem 5. Buch Moſis:

„Verflucht ſei, wer ſeinen Vater und ſeine Mutter verachtet!

„Verflucht, wer den Blinden auf dem Wege irre leitet! u. ſ. w.“

Bei Krankenbeſuchen ſagte der Prieſter, ſobald er eintrat:

„Friede ſei mit dieſem Hauſe und ſeinen Bewohnern.“ Sodann zu Häupten des Krankenbettes:

„Vater der Barmherzigkeit, erhalte und befeſtige dieſen Kranken in der Gemeinſchaft deiner Kirche, als eines ihrer Glieder. Habe Acht auf ſeine Zerknirrſchung, nimm an ſeine Thränen und lindere ſeine Schmerzen.“

Hierauf las er den Pſalm **In te, Domine**: „Herr! auf dich habe ich mich verlaſſen; befreie mich durch deine Gerechtigkeit.“

Erinnert man ſich, daß es meiſt Nothleidende waren, welche der Beſuch des Prieſters auf einem Strohlager hingeſtreckt traf, um wie viel Göttlicher erſchienen dieſe chriſtlichen Gebete!

Jedermann kennt die ſchönen Fürbitten für Sterbende, zuerſt las man das Gebet **Proficiscere**: „Geh aus von dieſer Welt, chriſtliche Seele; hierauf die Stelle aus der Paſſion: „Zu dieſer Zeit gieng Jeſus hinaus an den Oelberg u. ſ. w.; ſodann den Pſalm **Miserere mei**, und die Lektion aus der Offenbarung: „In dieſen Tagen habe ich geſehen Todte, Große und Kleine, welche vor dem Throne erſchienen u. ſ. w.; endlich das Geſicht des Propheten Ezechiel: „Die Hand des Herrn kam über mich und führte mich hinaus durch den Geiſt des Herrn mitten auf ein Feld, das voller Menſchengebeine lag. Da ſprach der Herr zu mir: Weiſſage im Geiſte; Menſchenſohn, ſage im Geiſte: Kommt

von den vier Winden und blaſet über dieſe Todten, daß ſie wieder leben u. ſ. w."

Für Brandfälle, für anſteckende Krankheiten, für Kriegszeiten gab es wieder beſondere Gebete. Wir werden Zeitlebens daran denken, wie wir einmal bei einem Schiffbruche, bei dem wir ſelbſt betheiligt waren, den Pſalm **Confitemini Domino** leſen hörten „Bekennet dem Herrn, denn er iſt gütig u. ſ. w."

„Er befiehlt, und der Hauch des Sturmes hat ſich erhoben, und die Wogen thürmen ſich auf. — Dann rufen die Schiffsleute zu dem Herrn in ihrer Noth, und er reißt ſie aus der Gefahr."

„Er hält den Sturm auf und verwandelt ihn in Ruhe, und die Wellen des Meeres legen ſich."

Um die Oſterzeit erwachte Jeremias aus dem Staube von Zion, um den Menſchenſohn zu beweinen. Die Kirche borgte das Schönſte und Wehmüthigſte, was ſich in den Kirchenvätern und in der Bibel findet, und ſtellte es in den Gebeten für dieſe Woche zuſammen, welche das größte aller Myſterien, das zugleich der größte aller Schmerzen iſt, in's Gedächtniß ruft. Selbſt die dabei üblichen Litaneien ſind voll bewundernswürdiger Ausrufe und voller Schwung; ein Beiſpiel davon ſind die Verſe der Litanei von der Vorſehung:

„Göttliche Vorſehung, du Troſt der pilgernden Seele;
Göttliche Vorſehung, du Hoffnung des verlaſſenen Sünders;
Göttliche Vorſehung; du Ruhe in den Stürmen;
Göttliche Vorſehung, du Friede des Herzens u. ſ. w.
Erbarme dich über uns!"

Endlich hatten auch unsere altgallischen Gesänge, selbst die Weihnachtslieder unserer Voreltern, ihr Verdienst; man fühlte ihnen neben ihrer Naivität gleichsam die Frische des Glaubens an. Warum fühlte man sich bei unseren ländlichen-Missionen gerührt, wenn die Landleute beim Segen zu singen begannen:

„Lasset Alle uns anbeten, o unaussprechliches Geheimniß!
Ein verborgener Gott u. s. w."

Es kam blos daher, daß in diesen ländlichen Stimmen ein unwiderstehlicher Ausdruck der Wahrheit und Ueberzeugung lag. Die Weihnachtslieder, welche die Auftritte und Ereignisse des Landlebens schilderten, hatten im Mund einer Bäuerin einen besondern Reiz. Wenn das Schnurren des Spinnrädchens ihren Gesang begleitete, wenn ihre Kinder auf ihren Knien sitzend, mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Geschichte vom Jesuskindlein und seiner Krippe horchten, so hätte man vergeblich süßere Weisen und eine für eine Mutter passendere Religion gesucht.

Viertes Capitel.

Von den kirchlichen Festlichkeiten.

Vom Sonntage.

Wir haben bereits früher (I. Theil, II. Buch, Kap. 1) auf die Schönheit dieses siebenten Tages aufmerksam gemacht, welcher dem Ruhetag des Schöpfers entspricht. Diese Zeiteintheilung war schon im Alterthum bekannt. Es liegt

wenig daran, zu wissen, ob dieselbe von einer dunkeln Ueberlieferung von der Schöpfung stammt, welche durch die Kinder Noah's auf das spätere Menschengeschlecht kam, oder ob die Hirten durch Beobachtung der Planeten diese Eintheilung fanden: aber das ist wenigstens sicher, daß sie die vollkommenste ist, welche je ein Gesetzgeber einführen konnte. Abgesehen von ihrem richtigen Verhältnisse zu den Kräften der Menschen und Thiere hat sie geometrische Beziehungen, wie sie die Alten immer zwischen den besondern und den allgemeinen Gesetzen des Weltalls herauszustellen suchten. So gilt die Sechszahl für die Arbeit, und Sechs gibt mit Sechs und mit Zehen multiplicirt die 360 Grade des alten Jahres und die 360 Grade des Kreisumfangs. Welche Erhabenheit und Philosophie liegt demnach in diesem religiösen Gesetze, das den Kreis unserer Arbeiten eintheilt, so gut wie den Kreis, welchen die Gestirne in ihrer Umwälzung beschreiben; wie wenn der Mensch kein anderes Ziel seiner Mühen, als die Vollendung der Jahrhunderte, und keine kleineren Räume mit seinen Schmerzen auszufüllen hätte, als alle Zeiten.

Die Dezimalrechnung ist vielleicht passend für ein Handelsvolk, aber sie ist weder schön, noch bequem in den übrigen Beziehungen des Lebens und in den himmlischen Gleichungen. Die Natur bringt sie selten in Anwendung; sie stimmt nicht zum Jahre und zum Sonnenlaufe; und das Gesetz der Schwere, oder der Gravitation, vielleicht das einzige Gesetz des Alls wirkt nach dem Quadrat, und nicht nach dem Fünffachen der Entfernungen. Ebensowenig paßt dieselbe zu der Geburt, dem Wachsthum und der Entwicklung der Geschlechter: fast alle Weibchen tragen drei, oder sechs oder

zwölf Junge, was auf die Sechserrechnung hinweist. (Als Gewährsmann hiefür können wir Buffon anführen.)

Man weiß jetzt aus Erfahrung, daß der fünfte Tag als Ruhetag zu nahe, und der zehnte zu entfernt ist. Das Schreckenſyſtem, das allmächtig war in Frankreich, hat den Bauern nie zur Einhaltung der Dekade oder Zehentagewoche zwingen können, weil es für die menſchlichen Kräfte, und wie man bemerkt hat, ſelbſt für die Kräfte der Thiere eine Unmöglichkeit war. Der Stier kann nicht neun Tage nach einander aushalten, am Ende des ſechsten ſcheint ſein Brüllen die von dem Schöpfer für die allgemeine Ruhe der Natur beſtimmten Stunden zu verlangen. Die Bauern ſagten: „Unſere Stiere kennen den Sonntag und wollen an dieſem Tage nicht arbeiten."

Der Sonntag vereinigt zwei große Vorzüge: er iſt ein Tag des Vergnügens und der Religion. Der Menſch bedarf ohne Zweifel der Ruhe von ſeiner Arbeit, aber da er in ſeiner Mußezeit von dem bürgerlichen Geſetze nicht erreicht werden kann, ſo hieße es ihn von jedem Zügel befreien, es hieße ihn in den Naturzuſtand zurückwerfen und ein Geſchlecht von Wilden mitten in die Geſellſchaft verſetzen, wenn man ihn in demſelben Augenblick auch dem religiöſen Geſetze entziehen wollte. Um dieſer Gefahr vorzubeugen hatten auch die Alten aus dem Tage der Ruhe einen religiöſen Tag gemacht, und das Chriſtenthum hatte dieſes Beiſpiel geheiligt.

Aber dieſer Tag des Segens der Erde, dieſer Tag der Ruhe Jehova's mißfiel den Geiſtern eines Convents, das mit dem Tode einen Bund geſchloſſen hatte, weil

er einer solchen Gesellschaft werth war (Weisheit Kapt. 1, V. 16.) Nach sechs tausend Jahren einer allgemeinen Zustimmung, nach sechzig Jahrhunderten des Hosianna-Rufes, wagte es die Weisheit der Danton's, das Haupt zu erheben und das Werk schlecht zu finden, das der Ewige gut gefunden hatte. Sie glaubte, wenn sie uns in das Chaos zurückwerfe, so könne sie die Ueberlieferung ihrer Zerstörungen und ihrer Finsterniß an die Stelle der Ueberlieferung von der Geburt des Lichtes und der Ordnung der Welten setzen; sie wollte das französische Volk von den übrigen Völkern trennen und zu einer dem Menschengeschlechte feindlich gegenüberstehenden Kaste, gleich den alten Juden, machen. Ein zehnter Tag, an welchen sich statt aller Ehre das Andenken Robespierre's knüpfte, sollte den alten Sabbath ersetzen, der sich mit der Erinnerung an die Wiege der Zeiten verbindet, diesen durch die Religion unserer Väter geheiligten Tag, der von hundert Millionen Christen auf dem Erdboden, wie von den Heiligen und den himmlischen Heerschaaren gefeiert und sozusagen von Gott selbst in den Jahrhunderten der Ewigkeit gehalten wird.

Fünftes Capitel.

Erklärung der Messe.

Es gibt einen so einfachen und natürlichen Beweis für die Angemessenheit der Meßgebräuche, daß es unbegreiflich ist, wie derselbe den Katholiken in ihren Streitigkeiten mit den Protestanten entgehen konnte. Was macht denn in jedweder Religion den Gottesdienst zu einem Gottesdienste?

Offenbar das Opfer. Eine Religion, welche kein Opfer hat, hat auch keinen eigentlichen Cultus oder Gottesdienſt. Dieſe Wahrheit iſt unwiderleglich, da bei den verſchiedenen Völkern der Erde die religiöſen Gebräuche aus dem Opfer entſprungen ſind, und nicht umgekehrt das Opfer aus den religiöſen Gebräuchen. Daraus läßt ſich ſchließen, daß die einzige chriſtliche Kirche, die einen Gottesdienſt hat, diejenige iſt, welche eine Opferung beibehalten hat.

Wird das Prinzip anerkannt, ſo wird man ſich vielleicht Mühe geben, die Form zu bekämpfen. Wenn aber der Einwurf darauf ſich beſchränkt, ſo läßt ſich unſchwer beweiſen, daß die Meſſe das ſchönſte, geheimnißvollſte und göttlichſte aller Opfer iſt.

Eine allgemeine Ueberlieferung belehrt uns, daß ſich das Geſchöpf einſt gegen den Schöpfer verſündigt habe. Alle Völker ſuchten den Himmel zu verſöhnen; alle hielten dazu ein Opfer für nothwendig; alle waren von dieſer Nothwendigkeit ſo feſt überzeugt, daß ſie im Anfang den Menſchen ſelbſt als Opfer ſchlachteten. Es iſt der Wilde, der zuerſt ſolche ſchreckliche Opfer darbrachte, da er ſeiner Natur nach dem urſprünglichen Richterſpruche, welcher den Tod des Menſchen verlangte, noch näher ſtand.

An die Stelle der Menſchenopfer ſetzte man in der Folgezeit das Blut der Thiere, doch kam man bei großen Unglücksfällen immer wieder auf die erſte Sitte zurück. Orakel verlangten ſelbſt die Kinder der Könige: Jephta's Tochter, Iſaak und Iphigenie wurden vom Himmel aufgefordert; Curtius und Kodrus opferten ſich freiwillig für Rom und Athen.

Indeß mußte das Menſchenopfer zuerſt in Abgang kommen, weil es dem Naturzuſtand angehörte, worin der Menſch faſt nur ein phyſiſches Leben führt. Lange Zeit fuhr man fort, Thiere zu opfern. Aber als die Geſellſchaft aus den Jahren der Kindheit herausgetreten, über die Ordnung der göttlichen Dinge nachzudenken begann, da bemerkte man bald das Ungenügende des materiellen Opfers, und begriff, daß das Blut der Böcke und der Kühe ein vernünftiges und der Tugend fähiges Weſen nicht verſöhnen könne. Man ſuchte deßhalb ein der menſchlichen Natur würdigeres Opfer. Bereits lehrten die Philoſophen, daß die Götter ſich durch Hekatomben nicht rühren laſſen und daß ſie nur das Opfer eines demüthigen Herzens mit Wohlgefallen aufnehmen. Jeſus Chriſtus beſtätigte dieſe unbeſtimmten Begriffe der Vernunft. Das myſtiſche Lamm, das ſich für das Heil der Welt aufopferte, erſetzte den Erſtgebornen der Heerden, und das Opfer des phyſiſchen Menſchen machte auf immer dem Opfer der Leidenſchaften, oder dem Opfer des moraliſchen Menſchen Platz.

Je tiefer man in den Sinn des Chriſtenthums eindringen wird, deſto deutlicher wird man erkennen, daß es Nichts als die Entwicklung der natürlichen Geiſtesgaben und das nothwendige Ergebniß des reifen Alters der Geſellſchaft iſt. Wer könnte heut zu Tage noch das unreine Blut der Thiere um den Altar her ertragen und glauben, daß die Darbringung eines Stiers den Himmel zur Erhörung unſerer Bitten ſtimmen? Aber das begreift man gar wohl, daß ein geiſtiges Opfer, das jeden Tag für die Sünden der Menſchen dargebracht wird, dem Herrn angenehm ſein kann.

Uebrigens bedurfte es zur Erhaltung des äußerlichen Gottesdienstes eines Zeichens, eines Sinnbilds des moraliſchen Opfers. Darum nahm Jeſus Chriſtus, ehe er von der Erde ſchied, auf unſere groben Sinne bedacht, welche eines ſinnlichen Gegenſtandes nicht entbehren können, und ſetzte das heilige Abendmahl ein, worin er unter den ſichtbaren Zeichen des Brodes und Weines das unſichtbare Opfer ſeines Blutes und unſerer Herzen verbarg.

Dieß iſt die Erklärung des chriſtlichen Opfers, eine Erklärung, welche weder dem geſunden Menſchenverſtande, noch der Philoſophie zu nahe tritt, und wenn der Leſer einen Augenblick darüber nachdenken will, ſo wird ihm dieſelbe vielleicht einige neue Blicke in die heiligen Tiefen unſerer Myſterien werfen laſſen.

Sechstes Capitel.

Gebräuche und Gebete bei der Meſſe.

Es bleibt uns alſo nur noch übrig, die Gebräuche der Meßopfer zu rechtfertigen. Vorausgeſetzt, die Meſſe wäre eine antike Feier, deren Gebete und Beſchreibung man in den Säculariſpielen Horaz's oder in einer griechiſchen Tragödie fände, wie ſehr würden wir das Zwiegeſpräch bewundern, welches das chriſtliche Opfer eröffnet:

Der Prieſter: Ich will mich nahen dem Altare Gottes.

Der Reſpondent: Des Gottes, der meine Jugend erfreut.

Der Prieſter: Laß leuchten dein Licht und deine

Wahrheit, ſie haben mich geleitet in deine Hütten und auf deinen heiligen Berg.

Der Reſpondent: Ich will mich nahen dem Altare Gottes, des Gottes, der meine Jugend erfreut.

Der Prieſter: Ich will ſingen Dein Lob auf der Harfe, o Herr! Doch, meine Seele, woher kommt deine Trauer, und warum betrübſt du dich?

Der Reſpondet: Hoffe auf Gott u. ſ. w.

Dieſer Dialog zwiſchen dem Prieſter und dem Katechumenen iſt ein wahres lyriſches Gedicht: der Erſtere, reich an Jahren und Erfahrung ſeufzt über das Elend des Menſchen, für den er das Opfer darbringen will; der Zweite voller Hoffnung und Jugend, beſingt das Opfer, durch welches er verſöhnt wird.

Sodann folgt das Confiteor, ein durch ſeine ſittliche Wahrheit bewundernswerthes Gebet. Der Prieſter fleht den Allmächtigen für das Volk und für ſich um Barmherzigkeit an.

Das Zwiegeſpräch beginnt auf's Neue:

Der Prieſter: Herr! höre meine Bitte.

Der Reſpondent: Und laß mein Rufen bis zu dir hinauf dringen.

Hierauf ſteigt der Opferer die Stufen des Altars hinauf, verbeugt ſich und küßt ehrfurchtsvoll den Stein, welcher in den alten Tagen die Gebeine der Märtyrer barg. — Eine Erinnerung an die Katakomben!

In dieſem Augenblicke wird der Prieſter von einem göttlichen Feuer ergriffen: gleich den Propheten Iſrael's ſtimmt er den Lobgeſang an, welchen die Engel an des Hei-

land's Wiege geſungen, und wovon Ezechiel einen Theil aus der Wolke hatte erſchallen hören:

„Ehre ſey Gott in der Höhe des Himmels und Friede den wohlgeſinnten Menſchen auf der Erde! Wir loben Dich, wir ſegnen Dich, wir beten Dich an, König des Himmels in Deiner unendlichen Glorie! u. ſ. w.“

Auf den Lobgeſang folgt die Epiſtel. Da läßt der Freund des Welterlöſers, Johannes, ſanfte Worte vernehmen, oder enthüllt der erhabene Paulus, des Todes ſpottend, Gottes Geheimniſſe. Bevor der Prieſter einen Abſchnitt aus dem Evangelium lieſt, hält er inne und bittet den Ewigen, ſeine Lippen mit der feurigen Kohle zu reinigen, womit Er einſt Jeſaja's Lippen berührte. Sodann ertönen die Worte Jeſu in der Verſammlung: bald das Gericht über die Ehebrecherin, bald der barmherzige Samariter, der in die Wunden des Reiſenden Balſam gießt, bald die Erzählung, wie der Herr die Kindlein in ihrer Unſchuld geſegnet hat.

Was kann der Prieſter, was die Verſammlung thun, nachdem ſie ſolche Worte vernommen haben? Erklären offenbar, daß ſie feſt an das Daſein eines Gottes glauben, welcher ſolche Beweiſe ſeines Daſeins der Erde gegeben. Im Triumphe wird demnach das Glaubensbekenntniß geſungen. Die Philoſophie, welche ſich rühmt allem Großen Beifall zu zollen, hätte bemerken ſollen, daß hier zum erſten Mal ein ganzes Volk die Lehre von der Einheit Gottes öffentlich bekannt hat: **Credo in unum Deum.**

Indeß bereitet der Opferer die Hoſtie für ſich, für die Lebenden, für die Todten. Er erhebt den Kelch mit den Worten: Herr! wir bringen Dir den Becher

unſeres Heiles dar. Er ſegnet das Brod und den Wein: Komm, ewiger Gott! ſegne dieſes Opfer.

Sodann wäſcht er ſeine Hände. „Ich will meine Hände waſchen unter den Unſchuldigen. — — O laß mich meine Tage nicht beſchließen unter den Blutdürſtigen.“

Eine Erinnerung an die Verfolgungen.

Nachdem Alles zubereitet iſt, wendet ſich der Prieſter an das Volk und ſagt:

Betet, meine Brüder!

Das Volk antwortet:

Möge der Herr aus Euren Händen dieſes Opfer annehmen!

Der Prieſter bleibt einen Augenblick ſtille; dann verkündigt er plötzlich die Ewigkeit, **Per omnia secula saeculorum!** und ruft;

Erhebet eure Herzen!

Und tauſend Stimmen antworten:

Habemus ad Dominum: Wir heben ſie zum Herrn. Die Einleitung wird nach der antiken Weiſe wie das Recitativ der griechiſchen Tragödie geſungen: die Herrſchaften, die Gewalten, die Tugenden, die Engel und Seraphin werden eingeladen: mit dem großen Schlachtlamm herabzuſteigen und mit dem Chore der Gläubigen zu wiederholen: das dreifache „Heilig“ und das ewige „Hoſianna.“

Endlich naht der furchtbare Augenblick. Der Kanon, auf dem das ewige Geſetz geſchrieben ſteht, öffnet ſich. Die Conſecration geſchieht mit den eigenen Worten Jeſu. Herr! — ſagt der Prieſter mit einer tiefen Verbeugung. — Möge dieſe heilige Hoſtie Dir angenehm ſein, wie die

Gaben Abel's, des Gerechten, wie das Opfer Abraham's unseres Erzvaters, und wie das Deines Hohenpriesters Melchisedek. Wir bitten Dich, laß diese Gaben durch Deinen Engel zu Deinem hohen Altare in die Nähe Deiner göttlichen Majestät tragen. Bei diesen Worten vollendet sich das geheimnißvolle Sakrament. Das Lamm steigt herab, um geopfert zu werden.

Siebentes Capitel.

Das Fronleichnamsfest.

Mit den christlichen Festen verhält es sich nicht, wie mit den religiösen Gebräuchen des Heidenthums. Man führt keinen Stiergott, keinen geheiligten Bock im Triumphe umher. Man wird nicht gezwungen, unter der Gefahr in Stücke gerissen zu werden, eine Katze oder ein Krokodil anzubeten, oder zur Ehre der Venus, der Flora oder des Bacchus sich trunken in den Straßen zu wälzen und allerlei Abscheulichkeiten zu begehen. In unseren Feierlichkeiten ist alles wesentlich sittlich. Wenn die Kirche die Tänze daraus verbannt hat, so kam dieß daher, daß sie weiß, wie viele Leidenschaften sich unter diesem scheinbar unschuldigen Vergnügen verstecken. *) Der Gott der Christen fordert nur die gleichmäßigen Bewegungen des Herzens und der Seele, nach der friedlichen Harmonie

*) Anmerk. des Verf. In einigen Ländern, z. B. in Südamerika, sind sie jedoch im Gebrauche, weil unter den bekehrten Wilden noch eine große Unschuld herrscht.

der Tugenden. Und welche heidnische Festlichkeit könnte man dem Feste zur Seite stellen, an welchem wir den Namen des Herrn feiern?

Sobald die Morgenröthe das Fest des Königs der Welt verkündigt, bedecken sich die Häuser mit wollenen und seidenen Teppichen, die Straßen werden mit Blumen bestreut, und die Glocken rufen die Gläubigen zum Tempel. Das Zeichen wird gegeben: Alles kommt in Bewegung, und der festliche Zug beginnt.

Zuerst kommen die Körperschaften, welche die Gesellschaft der Völker bilden. Auf den Schultern tragen sie die Bilder der Schutzpatrone ihrer Zünfte oder auch die Reliquien von Männern, welche trotz ihrer niedrigen Geburt um ihrer Tugenden willen verdient haben, von Königen verehrt zu werden; eine erhabene Lehre, welche allein die christliche Religion der Welt gegeben hat.

Nach diesen Abtheilungen aus dem Volke sieht man die Standarte Jesu Christi sich erheben, die nicht mehr ein Zeichen des Schmerzes, sondern der Freude ist. Dann folgt mit langsamen Schritten in zwei Reihen ein langer Zug jener Freunde der Einsamkeit, jener Kinder des Waldbachs und des Felsen, deren alterthümliche Kleidung an andere Sitten und andere Jahrhunderte erinnert. Nach diesen Einsiedlern kommt die Weltgeistlichkeit. Manchmal verlängern nach Prälaten, in römischen Purpur gekleidet, die religiöse Kette. Endlich zeigt sich der Festpriester einzeln gehend in der Ferne. Seine Hände halten das strahlende Allerheiligste, das unter einem Baldachin am Ende des Zuges glänzt, wie man die Sonne manchmal unter einer goldenen Wolke am

Ende einer von ihrem Feuer beleuchteten Straße glänzen sieht.

Zwischen den Reihen der Procession gehen Abtheilungen von Jünglingen, wovon die einen Blumenkörbe, die andern Gefäße mit Wohlgerüchen tragen. Sobald der Festordner das Zeichen wiederholt, wenden sich die Christen nach dem Bilde der ewigen Sonne und streuen Rosenblätter auf seinen Weg. Leviten in langen weißen Gewändern schwingen das Rauchfaß vor dem Allerhöchsten. Hierauf erheben sich die heiligen Reihen entlang Gesänge. Glockengeläute und Kanonendonner verkündigen, daß der Allmächtige die Schwelle seines Tempels überschritten hat. In Zwischenräumen verstummen die Stimmen und die Instrumente, und eine ebenso majestätische Stille, als die der „großen Meere" an einem heiteren Tage, herrscht unter der versammelten Menge. Man hört Nichts mehr als ihre gemessenen Schritte auf dem wiederhallenden Straßenpflaster.

Aber wohin geht dieser schreckliche Gott, dessen Majestät auf solche Weise die Gewalten der Erde verkünden? Er geht unter den Zelten von Linnen, unter den Bögen aus Laubwerk auszuruhen, welche ihm, wie in den Tagen des alten Bundes, unschuldige Tempel und ländliche Wohnsitze bieten. Die demüthigen Herzens sind, die Armen, die Kinder gehen ihm voran, die Richter, die Krieger, die Herrscher folgen ihm. Er geht zwischen der Einfalt und der Größe einher, wie er in dem Monate, den er zu seinem Feste sich ausersehen, sich den Menschen zeigt zwischen der Jahreszeit der Blumen und der der Blitze.

Die Fenster und die Mauern der Stadt sind mit Men-

Univ. Bibl. München

ſchen beſetzt, deren Herz ſich öffnet bei dieſem Feſte des Gottes ihres Vaterlandes. Der Neugeborne ſtreckt ſeine Arme aus nach dem „Jeſus auf dem Berge“ und der Greis, der ſich bereits zum Grabe neigt, fühlt ſich plötzlich von ſeiner Furcht befreit, er weiß nicht, welche Lebensverſicherung ihn beim Anblick des lebendigen Gottes mit Freude erfüllt.

Die chriſtlichen Feſte entſprechen merkwürdiger Weiſe den Veränderungen in der Natur. Das Feſt des Schöpfers fällt in die Zeit, wo der Himmel und die Erde ihre ſchaffende Macht an den Tag legen, wo Wälder und Felder von neugebornen Geſchöpfen wimmeln, wo Alles in ſüßer Heimlichkeit ſich gattet, und nicht eine einzige Pflanze in den Gefilden verwittwet daſteht.

Das Fallen der Blätter dagegen bringt das Todtenfeſt für den Menſchen, der abfällt gleich den Blättern des Waldes.

Im Frühling entfaltet die Kirche auf unſeren Dörfern eine andere Feſtlichkeit. Das Fronleichnamsfeſt paßt zu dem Glanze der Höfe, die Bittgänge zu der ländlichen Einfalt. Mit Freuden fühlt der Landmann ſeine Seele dem Einfluſſe der Religion, wie ſeinen Ackerboden dem Thau des Himmels ſich öffnen. Glücklich, wer gute Frucht trägt, und deſſen demüthiges Herz ſich unter ſeinen eigenen Tugenden beugt, wie der Halm unter der Laſt ſeiner Körner.

Achtes Capitel.

Von den Bittgängen.

Die Glocken des Dorfes laſſen ſich hören, und die Landleute verlaſſen ihre Arbeit: Der Weingärtner kommt vom Rebhügel herab, der Ackersmann eilt aus dem Felde, der Holzhauer aus dem Walde herbei; die Mütter ſchließen ihre Hütten und kommen mit ihren Kindern, die Mädchen verlaſſen ihre Spinnrädchen, ihre Schafe und Brunnen, um dem Feſte anzuwohnen.

Man verſammelt ſich auf dem Pfarrkirchhofe, auf den grünenden Gräbern der Voreltern. Bald ſieht man die ganze Prieſterſchaft erſcheinen, welche die Feierlichkeit mitmachen ſoll: ein alter Pfarrer nehmlich, der nur unter dem Namen „der Geiſtliche" bekannt iſt; und dieſer Name, in welchem ſich ſein eigentlicher Name faſt ganz verloren hat, zeigt weniger einen Tempeldiener als einen ſorgſamen Vater ſeiner Heerde an. Er kommt aus ſeiner Wohnung, welche nahe an der Behauſung der Todten, deren Aſche er zu überwachen hat, erbaut iſt. Er ſelbſt ſteht in ſeiner Pfarre wie eine vorgeſchobene Wache an den Grenzen des Lebens, um diejenigen zu empfangen, welche in dieſes Reich der Schmerzen eintreten, oder aus demſelben ſcheiden. Ein Brunnen, ein paar Pappelbäume, ein Weinſtock, welcher ſein Fenſter umrankt, das iſt das ganze Erbgut dieſes Opferkönigs.

Indeß verſammelt der Apoſtel des Evangeliums, angethan mit einem einfachen Prieſterrocke, ſeine Zuhörerſchaft vor dem großen Kirchenthore. Er hält eine Anſprache an ſie; nach den Thränen der Umſtehenden zu ſchließen iſt dieſelbe ſehr ſchön. Man hört ihn oft wiederholen: Meine Kin-

der, meine lieben Kinder! und darin liegt das ganze Geheimniß der Beredtſamkeit des ländlichen Chryſoſtomus. *)

Nach dieſer Ermahnung ſetzt ſich die Verſammlung in Bewegung und ſingt: „Ihr werdet ausgehen mit Vergnügen und werdet empfangen werden mit Freuden; die Hügel werden hüpfen und mit Freuden euch hören.“

Die Standarte der Heiligen, ein altes Banner aus den Ritterzeiten eröffnet den Zug der Heerde, welche in buntem Gemiſche mit ihrem Hirten folgt. Man geht auf ſchattigen Pfaden, auf welchen das Rad der Bauernkarren tiefe Gleiſe eingeſchnitten hat. Man überſteigt hohe Schranken, welche ein Eichſtamm bildet. Man zieht ſich längs einer Weißdornhecke hin, worin die Bienen ſummen und die Gimpel und Amſeln pfeifen. Die Bäume ſind mit ihren Blüthen bedeckt, oder mit jungem Laub geſchmückt. Die Wälder, die Thäler, die Flüſſe, die Felſen hören nach einander die Lobgeſänge der Landleute. Erſtaunt über dieſe Lieder verlaſſen die Gäſte der Felder die ſproſſenden Saaten, und bleiben in einiger Entfernung ſtehen, um den ländlichen Zug vorüberzulaſſen.

Die Proceſſion kehrt endlich in's Dorf zurück. Jeder geht wieder an ſeine Arbeit. Die Religion will nicht, daß der Tag an welchem man Gott um die Güter der Erde bittet, ein Tag des Müßiggangs ſei. Mit welch' froher Hoffnung ſtößt man die Pflugſchaar in die Furche, nachdem man zu dem gefleht hat, welcher die Sonne lenkt und in ſeinen „Schatzkammern“ die Mittagswinde und die lauen Regen bewahrt!

*) Anm. des Ueberſetzers. Chryſoſtomus heißt eigentlich zu deutſch: „Goldmund.“

Um einen ſo heilig angefangenen Tag wohl zu beſchließen, kommen beim Anbruch der Nacht die Alten im Dorfe, um ſich mit dem Geiſtlichen zu unterhalten, der unter den Pappeln ſeines Pfarrhofs ſein Abendbrod zu ſich nimmt. Dann gießt der Mond die letzten Harmonien über dieſes Feſt aus, welches der lieblichſte Monat und der geheimnißvollſte Lauf des Geſtirns jedes Jahr wieder bringt.

Man glaubt von allen Seiten her die Saat in der Erde keimen und die Pflanzen wachſen und ſich entwickeln zu hören. Unbekannte Stimmen erheben ſich im Schweigen der Wälder, wie wenn es der Chorgeſang der Engel wäre, um deren Beiſtand man gefleht hat; und die klagenden Töne der Nachtigall ſchlagen an das Ohr der Greiſe, die nicht fern von den Gräbern ſitzen.

Neuntes Capitel.

Von einigen andern chriſtlichen Feſten.

Dreikönigstag, Weihnachten u. ſ. w.

Wer niemals ein Herz zu jenen Zeiten des Glaubens erhoben hat, wo eine religiöſe Handlung ein Familienfeſt war, und wer die Freuden verachtet, welche Nichts als ihre Unſchuld für ſich haben: ein ſolcher Menſch iſt in der That ſehr zu bedauern. Wenn man uns dieſer einfachen Vergnügungen beraubt, ſo wird man uns doch wenigſtens einen Erſatz dafür geben? Ach ja, man hat es verſucht. Der Convent hatte ſeine Feiertage: da wurde der Hunger heilig

gesprochen, und das Hosianna wurde in den Ruf: „Es lebe der Tod!“ umgewandelt. Seltsame Erschrinung! Gewaltige Männer, die im Namen der Gleichheit und der Leidenschaften sprachen, haben nie ein Fest stiften können; und der unberühmteste Heilige, welcher niemals etwas Anderes gepredigt hat, als Armuth, Gehorsam und Verläugnung der irdischen Güter, hatte selbst in den Zeiten sein Fest, wo die Ausübung seines Cultus das Leben auf's Spiel setzte. Daraus lernen wir, daß jedes Fest, welches sich an die Religion und das Andenken an empfangene Wohlthaten knüpft, und daß nur ein solches von Dauer ist. Es ist nicht genug, zu den Menschen nur zu sagen: Freuet euch! damit sie sich freuen; man schafft nicht Tage der Lust wie Tage des Leids und befiehlt nicht ebenso leicht dem Lächeln, wie man Thränen fließen machen kann.

Während Marat's Standbild das des heiligen Vinzenz von Paula ersetzte, während man Feste feierte, deren Jahrstage in unsern Annalen als Tage ewigen Schmerzes aufgezeichnet sein werden, feierte wohl da und dort eine fromme Familie insgeheim ein christliches Fest, und die Religion mischte noch ein wenig Freude unter so vielen Jammer. Einfältige Herzen erinnern sich nicht ohne Rührung der Stunden des Entzückens, wo die Familien um Kuchen, welche die Geschenke der Magier vorstellten, sich versammelten. An diesem Tage erschien der Großvater, welcher das übrige Jahr hindurch sich in sein stilles Zimmer zurückgezogen hatte, inmitten seiner Familie, wie die Gottheit des väterlichen Herdes. Seine Enkel, welche seit lange nur von dem erwarteten Feste träumten, umringten seine Knie und verjüngten ihn in ihrer Jugend.

Die Stirnen leuchteten vor Freude und die Herzen erweiterten sich. Der Festsaal war auf wundervolle Weise verziert, und Jedes erschien in einem neuen Kleide. Unter Gläserklang und Freudentönen loosete man um jene Königreiche, welche weder Seufzer noch Thränen kosteten, und die Scepter, welche die Hand dessen, der sie trug, nicht beschwerten, giengen von Hand zu Hand. Oft ließ ein Betrug, welcher die Heiterkeit der Unterthanen verdoppelte und nur auf Seiten der Fürstin Klagen hervorrief, das Loos auf die Tochter des Hauses und den Sohn des Nachbars fallen, der kürzlich vom Heere heimgekehrt war. Die jungen Leute errötheten, aus Verlegenheit über die ihnen zugefallene Krone; die Mütter lächelten, und der Großvater leerte seinen Becher auf's Wohl der neuen Königin.

War der Pfarrer beim Feste zugegen, so erhielt er den ersten Antheil, den man den Antheil der Armen nannte, um ihn mit anderen Liebesgaben zu vertheilen. Spiele aus der alten Zeit, ein Ball, bei welchem ein greiser Diener den ersten Musiker spielte, verlängerten die Freudenfeier, und das ganze Haus, Ammen, Kinder, Pächter, Dienstboten und Herrschaften tanzten zusammen den alterthümlichen Ringelreihen. Diese Scenen wiederholten sich in der ganzen Christenheit vom Palaste bis zur geringsten Hütte herab; es gab keinen Landmann, welcher nicht Mittel gefunden hätte, an diesem Tage den Wunsch des Bearner's zu erfüllen. Und welche Reihe auf einander folgender glücklicher Tage! Weihnachten, der Neujahrstag, das Fest der Magier, die Freuden, welche der Buße vorangehen. In dieser Zeit erneuerten die Pächter ihren Vertrag, und die Arbeiter erhielten ihren Lohn; es war

die Zeit der Hochzeiten, der Geschenke, der Mildthätigkeit, der Besuche. Der Client kam zu seinem Rechtsfreunde, der Rechtsfreund zu seinem Clienten. Die Handwerkerzünfte, die Brüderschaften, die Probsteien, die Gerichtshöfe, die Universitäten, die Bürgermeisterämter versammelten sich nach den gallischen Gebräuchen und unter alterthümlichen Formen. Die Kranken und Armen erhielten Unterstützung. Die Verpflichtung, seinen Nachbar in dieser Zeit zu empfangen, bewirkte, daß man das übrige Jahr gut mit ihm lebte, und so herrschte der Friede und die Eintracht in der Gesellschaft.

Man kann unmöglich zweifeln, daß diese Einrichtungen zur Aufrechterhaltung der Sitten gar Vieles beitrugen, indem sie die Herzlichkeit und Liebe unter den Verwandten unterhielten. Wir stehen den Zeiten schon sehr ferne, wo eine Frau beim Tode ihres Mannes ihren ältesten Sohn aufsuchte, ihm die Schlüssel übergab und als dem Haupte der Familie die Rechnungen über die Haushaltung vorlegte. Wir haben nicht mehr die hohe Idee von der Würde des Menschen, welche das Christenthum uns einflößte. Mutter und Kinder wollen lieber Alles den Artikeln eines Vertrages verdanken, als den Gefühlen der Natur vertrauen und das Gesetz vertritt überall die Stelle der Sitten.

Diese christlichen Feste hatten um so mehr Reiz, da sie sich von den ältesten Zeiten herschrieben, und man fand, wenn man in die Vergangenheit zurückgieng, mit Vergnügen, daß unsere Vorfahren sich zu derselben Zeit, wie wir, erfreut hatten. Da diese Feste überdieß sich sehr häuften, so hatte dadurch die Religion trotz des vielfachen Kummers im menschlichen Leben ein Mittel gefunden, Millionen von Unglücklichen

von Geſchlecht zu Geſchlecht einige glückliche Augenblicke zu verſchaffen.

In der Geburtsnacht des Meſſias feierte die Chriſtenheit ein Feſt voll Unſchuld und Majeſtät: Schaaren von Kindern beteten die Krippe an, die Kirchen waren beleuchtet und mit Blumen geſchmückt, das Volk drängte ſich um die Wiege ſeines Gottes, die Chriſten ſchloßen in einer einſamen Kapelle Frieden mit dem Himmel, und es ertönten freudige Halleluja bei Orgelſchall und Glockenklang.

Unmittelbar auf den letzten Tag der Tollheit, der ſo oft durch Ausſchweifungen bezeichnet war, (Faſtnacht) folgte die Ceremonie der Aſchenaustheilung (Aſchermittwoch), wie der Tod auf den Tag der Luſt. „O Menſch, ſagte der Prieſter, erinnere dich, daß du Staub biſt und wieder zu Staub werden wirſt.“ Der Beamte, der ſtets in der Nähe der perſiſchen Könige blieb, um ſie an ihre Sterblichkeit zu erinnern, oder der römiſche Soldat, welcher den Stolz des Triumphators beugte, gaben keine gewaltigeren Lehren.

Ein ganzer Band würde nicht hinreichen, alle Gebräuche auch nur der Charwoche zu ſchildern. Man weiß, wie großartig dieſe Ceremonien in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt abgehalten wurden: deshalb wollen wir keine Beſchreibung derſelben verſuchen. Wir überlaſſen es den Malern und Dichtern, die Geiſtlichkeit in Trauer, die verſchleierten Altäre und Tempel auf würdige Weiſe darzuſtellen, wie auch die erhabene Muſik, die himmliſchen Stimmen, welche Jeremias Klaglieder ſangen, die mit unbegreiflichen Myſterien vermiſchte Paſſion, das von einem niedergeſchlagenen Volk umringte heilige Grab, den Prieſter, welcher den Armen

die Füße wusch, das Dunkel, die von schauerlichem Lärm unterbrochene Stille, den Siegesruf, der plötzlich aus dem Grabe ertönt, endlich den Gott, welcher den erlösten Seelen den Weg zum Himmel öffnet und den Christen auf Erden mit einer göttlichen Religion unversiegbare Hoffnungen hinterläßt.

Zehntes Capitel.

Leichenbegängnisse. Leichengepränge der Großen.

Wenn man sich erinnert, was wir im ersten Theile dieses Werkes über die christlichen Sterbsakramente gesagt haben, so wird man zum Voraus zugeben, daß in dieser einzigen Ceremonie schon mehr wahre Schönheiten liegen, als in allem was wir von dem Todtencultus bei den Alten kennen. Da die christliche Religion nur die göttlichen Endzwecke des Menschen in's Auge faßt, so hat sie die Ehrenbezeugungen am Grabe vervielfältigt und je nach dem Stand und Schicksal des Verstorbenen verschiedene Arten der Leichenfeier eingeführt. Dadurch hat sie für Jeden den harten, aber heilsamen Gedanken an den Tod gemildert, womit sie unsere Seele zu nähren für gut gefunden hat: so erreicht die Taube in ihrem Schnabel die Körner, welche sie ihren Jungen reicht.

Hat sich die Religion mit dem Leichenbegängniß einer irdischen Macht zu beschäftigen, so ist nicht zu befürchten, daß es ihr an Größe fehle. Je unglücklicher der betrauerte Gegenstand war, eine desto größere Pracht wird sie an seinem Sarge entfalten, und desto beredter werden ihre Lehren

ſein. Sie allein kann die Höhe und den Fall meſſen und die Gipfel und die Abgründe nennen, von welchen die Könige herabſtürzen und worin ſie verſchwinden.

Wenn alſo die Schmerzensurne geöffnet iſt und mit den Thränen der Herrſcher und der Königinnen ſich füllt; wenn die Aſche der Großen und großes Unglück ihre doppelte Eitelkeit in einen engen Sarg eingeſchloſſen haben, dann verſammelt die Religion die Gläubigen in einem Tempel. Die Kirchengewölbe, die Altäre, die Säulen, die Heiligenbilder verhüllen ſich mit Trauerſchleiern. In der Mitte des Schiffes erhebt ſich ein Sarg, umringt von Fackeln. Das Todtenamt wird zu den Füßen deſſen gefeiert, der weder geboren wird, noch ſtirbt. Nun iſt Alles ſtumm. Auf dem Stuhle der Wahrheit ſteht ein Prieſter, mitten in der allgemeinen Trauer allein weiß gekleidet, mit kahler Stirne, mit blaſſem Geſichte; die Augen geſchloſſen, die Hände über der Bruſt gekreuzt, verſenkt er ſich in den Tiefen der Gottheit. Mit einem Male öffnen ſich ſeine Augen, ſeine Hände entfalten ſich, und von ſeinen Lippen ſtrömen die Worte:

„Der da herrſchet im Himmel und der alle Reiche erhebt, dem allein Ehre, Majeſtät und Macht gebührt, iſt auch der Einzige, der ſich rühmt, den Königen Geſetze vorzuſchreiben, und wann es ihm gefällt, ihnen große und ſchreckliche Lehren zu geben. Mag er Throne aufrichten oder mag er ſie umſtürzen, mag er die Fürſten an ſeiner Macht theilnehmen laſſen, oder die Macht wieder an ſich ziehen und ihnen nur ihre eigene Schwäche laſſen: ſtets lehrt er ſie ihre Pflichten auf eine erhabene und ſeiner ganz würdige Weiſe.“ —

(Boſſuet, Leichenr. auf die Königin von Großbrit.)

Chriſten, welche das Andenken an eine groſse Königin, die Tochter, Gattin und Mutter ſo mächtiger Könige, und die Beherrſcherin dreier Königreiche, zu dieſem Trauergottesdienſte hiehergerufen, dieſe Rede wird euch eines der ſchauerlichen Beiſpiele zeigen, welche der Welt ihre ganze Eitelkeit vor Augen ſtellen. In einem einzigen Menſchenleben werdet ihr das Höchſte nnd das Niederſte in den menſchlichen Verhältniſſen wahrnehmen: grenzenloſes Glück ſowohl als Unglück, einen langen und ruhigen Beſitz einer der edelſten Kronen der Welt. Was Geburt und Gröſse nur Glorreiches auf ein Haupt häufen können, was ſodann allen Schlägen des Schickſals ausgeſetzt iſt; der Aufruhr, der, lange Zeit zurückgehalten, endlich völlig Meiſter wird; kein Zügel für die Ausgelaſſenheit; die Geſetze aufgehoben; die Majeſtät durch zuvor unerhörte Angriffe verletzt; ein Thron auf unwürdige Weiſe umgeſtürzt: — dieſs ſind die Lehren, welche Gott den Königen gibt."

Erinnerungen an ein groſses Jahrhundert, an eine unglückliche Fürſtin und eine merkwürdige Revolution, o wie rührend und erhaben machte euch die Religion, die euch der Nachwelt überlieferte!

Eilftes Capitel.

Leichenbegängniſs des Kriegers; Beſtattung der Reichen; Sitten u. ſ. w.

Eine edle Einfachheit hatte bei dem Leichenbegängniſſe des chriſtlichen Kriegers den Vorſitz. Als man noch an Etwas

glaubte, sah man noch gerne einen Priester in einem offenen Zelte unfern des Schlachtfeldes, an einem aus Trommeln errichteten Altare das Todtenamt halten. Das war ein schönes Schauspiel, auf den Ruf eines Priesters den Gott der Heerschaaren auf die Zelte eines französischen Lagers herabsteigen zu sehen, während alte Soldaten, die so oft dem Tode getrotzt hatten, vor einem Sarg, einem Altar und einem Diener des Friedens auf die Knie fielen. Beim Rollen der verhüllten Trommeln, bei gemessenen Kanonensalven trugen Grenadiere den Leichnam ihres tapferen Anführers zu dem Grabe, das sie mit ihren Bajonetten für ihn gegraben hatten. Nach der Leichenfeier lief man nicht um Dreifüße, um Doppelbecher, um Löwenhäute mit goldenen Klauen; aber man eilte, mitten in Schlachten Trauerspiele und einen ruhmvolleren Kampfplatz aufzusuchen; und wenn man dem Schatten des Helden keine schwarze Kuh opferte, so vergoß man ihm zu Ehren doch ein minder unfruchtbares Blut, das der Feinde des Vaterlandes.

Sollen wir von den Beerdigungen sprechen, welche in unsern Städten bei Fackelschein vorgenommen wurden, von den hellschimmernden Kapellen, von den schwarzbehangenen Leichenwagen, von den mit Federn und Flor geschmückten Pferden, von der Stille; welche nur von den Versen der Gerichtshymne „Dies iræ" unterbrochen wurde?

Die Religion ließ bei solchen Leichenbegängnissen der Großen arme Waisen in der Livree des Verstorbenen mitgehen, und weckte dadurch in den Kindern, die keinen Vater hatten, eine Ahnung von der kindlichen Liebe; zugleich zeigte sie dem äußersten Elende, was an den Gütern ist, welche man

im Tode verliert, sowie dem Reichen, daß es keine mächtigere Vermittlung bei Gott geben kann, als die der Unschuld und des Unglücks.

Ein besonderer Gebrauch fand bei den Leichen der Priester Statt: man beerdigte sie mit entblöstem Gesichte. Das Volk glaubte aus den Zügen seines Seelenhirten den Spruch des allerhöchsten Richters zu lesen und durch den Schatten eines heiligen Todes die Freuden des Auserwählten zu erkennen, wie man in dem Schleier einer heitern Nacht die Lichter des Himmels entdeckt.

Dieselbe Sitte beobachtete man in den Klöstern. Wir haben einmal eine junge Nonne auf diese Weise in ihre Bahre hingestreckt gesehen. Ihre blasse Stirne konnte man kaum von der weißen Binde unterscheiden, womit sie halb bedeckt war; auf ihrem Haupte lag ein Kranz von weißen Rosen und zwischen ihren Händen brannte eine Fackel. Die Anmuth und der Friede der Seele retten nicht vom Tode, und man sieht die Lilien welken trotz der unbefleckten Reinheit ihres Schooses und der stillen Ruhe der Thäler, welche sie bewohnen.

Sonst waren die einfachsten Leichenbegängnisse dem Nährstand und den Vertheidigern des Vaterlandes aufbehalten. Vier Bauern, denen der Geistliche vorangieng, trugen den Landmann auf ihren Schultern zum Grabe seiner Väter. Wenn der Zug an einigen Landleuten auf dem Felde vorüberkam, so hielten diese mit ihrer Arbeit ein, entblößten ihr Haupt und ehrten mit einem Zeichen des Kreuzes ihren abgeschiedenen Genossen.

Von der Ferne sah man diesen ländlichen Todten durch die gelbenden Saaten hinziehen, die er vielleicht selber gesä

hatte. Der Sarg, mit dem Leichentuche bedeckt, wiegte sich gleich einem schwarzen Mohnkopf über der goldenen Frucht und den rothen und blauen Blumen, Kinder und eine jammernde Wittwe bildeten das ganze Geleite. Vor einem Kreuz am Wege oder einer Heiligen aus Stein ruhte man einen Augenblick. Man setzte die Bahre auf den Grenzstein eines Erbguts und rief die Mutter Gottes auf dem Feld an, zu deren Füßen der Entschlafene so oft um einen sanften Tod oder um eine reichliche Ernte gefleht hatte. Hier war es, wo er am Mittag seine Stiere in den Schatten stellte, hier war es, wo er beim Zirpen der Grillen und beim Schlage der Lerchen sein aus Milch und Schwarzbrod bestehendes Mahl zu sich nahm. Wie ganz verschieden von damals ruht er nun heute hier! doch werden wenigstens die Furchen nicht mehr mit seinem Schweiße bethaut werden; wenigstens ist seiner Vaterbrust die Last der Sorgen abgenommen; und auf demselben Wege, wo er an den Festtagen sich zur Kirche begab, geht er nun zum Grabe, zwischen den rührenden Denkmalen seines Lebens, tugendhaften Kindern und unschuldigen Ernten.

Zwölftes Capitel.

Von den Gebeten für die Todten.

Bei den Alten wurde dem Leichnam des Armen oder des Sklaven fast gar keine Ehre erwiesen, bei uns muß der Diener der Altäre am Sarge des Bauers wie am Katafalke des Monarchen wachen. Wenn der Arme des Evangeliums seinen

letzten Seufzer aushaucht, so wird er plötzlich (ein erhabener Umstand!) ein hohes und geheiligtes Wesen. Kaum hat der Bettler, der vor unserer Thüre schmachtete, ein Gegenstand unseres Eckels und unserer Verachtung dieses Leben verlassen, so zwingt uns die Religion, uns vor ihm zu beugen. Sie mahnt uns an eine schauerliche Gleichheit, oder vielmehr sie befiehlt uns einen durch das Blut Jesu Christi erlösten Gerechten zu achten, der aus einer dunkeln und elenden Lage heraus so eben einen himmlischen Thron bestiegen hat. So macht der große Christenname im Tode Alles gleich, und der Stolz des mächtigsten Herrschers kann von der Religion kein anderes Gebet sich erzwingen als dasjenige, welches sie für den geringsten Insaßen der Stadt darbringt.

Aber wie bewunderungswürdig sind diese Gebete! Bald sind sie Ausrufungen des Schmerzes, bald der Hoffnung. Der Tod klagt, jauchzt, zittert, hofft, seufzt und fleht.

Exibit spiritus ejus u. s. w.

„Wenn sie den Geist aufgeben, kehren sie zurück in ihre Muttererde, und all ihre eiteln Gedanken werden zunichte!"

Delicta juventutis meæ — u. s. w.

„O mein Gott, gedenke nicht der Sünde meiner Jugend, und meiner Uebertretungen."

Die Klagen des königlichen Propheten werden von den Seufzern des heiligen Arabers unterbrochen.

„O Gott, höre auf, mich zu plagen, da meine Tage sind, wie Nichts! Was ist der Mensch, um so viele Rücksicht zu verdienen, und daß du dein Herz ihm zuwendest? — —

„Wenn du mich des Morgens suchen wirst, so wirst du mich nicht mehr finden!

Das Leben ist mir zur Last; ich überlasse mich der Klage und der Reue. — — Herr, sind deine Tage wie die Tage der Sterblichen, und deine ewigen Jahre, wie die flüchtigen Jahre des Menschen?

„Warum, Herr! kehrest du dein Antlitz ab, und behandelst mich wie deinen Feind? Mußt du all deine Macht loslassen auf ein Blatt, das der Wind wegführt, und verfolgen ein dürres Blatt?

„Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit, und ist voll großen Elends; er flieht wie ein Schatten, der nicht an demselben Orte bleibt.

„Meine Jahre fliehen schnell dahin, und ich gehe auf einem Wege, den ich nicht wieder zurückkomme.

„Meine Tage sind vorübergegangen, alle meine Gedanken sind verschwunden, alle Hoffnungen meines Herzens sind verweht. — — Ich spreche zum Grabe: du wirst mein Vater sein; und zu den Würmern: Ihr werdet meine Mutter und meine Schwestern sein."

Von Zeit zu Zeit unterbricht der Dialog zwischen dem Priester und dem Chore die Reihenfolge der Gesänge.

Der Priester: „Meine Tage sind verschwunden wie der Rauch; meine Gebeine sind in Staub zerfallen."

Der Chor: „Meine Tage haben sich geneigt, wie der Schatten."

Der Priester: „Was ist das Leben? Ein lichter Dunst."

Der Chor: Meine Tage haben sich geneigt wie der Schatten."

Der Priester: „Die Todten sind entschlafen in dem Staube."

Der Chor: „Sie werden wieder aufwachen; die Einen in der ewigen Herrlichkeit, die andern in der Schmach, um ewig darin zu bleiben.“

Der Prieſter: „Sie werden alle auferſtehen, aber nicht alle, ſo wie ſie waren.“

Der Chor: „Sie werden wieder erwachen.“

Bei der Communion der Todtenmeſſe ſagt der Prieſter: „Selig ſind, die in dem Herrn ſterben, ſie ruhen von ihrer Arbeit von nun an, denn ihre guten Werke folgen ihnen nach.“

Bei der Erhebung des Sarges wird der Schmerz- und Hoffnungsreiche Pſalm angeſtimmt:

„Herr! aus der Tiefe des Abgrunds ſchreie ich zu dir, o daß mein Schreien zu dir dringe.“

Während der Leichnam fortgetragen wird, fängt man den Dialog von Neuem an: Qui dorminun; „Sie ſchlafen in dem Staube;“ bis „Sie werden wieder erwachen.“

Iſt es eine Prieſterleiche, ſo wird noch beigeſetzt: „Ein Opfer iſt mit Freuden geſchlachtet worden in der Hütte des Herrn.“

Wenn man den Sarg in's Grab hinabläßt: „Wir geben der Erde zurück der Erde, den Staub dem Staube, die Aſche der Aſche.“

Zuletzt in dem Augenblicke, wo man die Erde auf die Bahre wirft, ruft der Prieſter mit den Worten der Apokalypſe: Eine Stimme ward gehört aus der Höhe, die ſprach: Selig ſind die Todten!

Und dennoch waren dieſe herrlichen Gebete nicht die einzigen, welche die Kirche für die Verſtorbenen darbrachte. So wie ſie fleckenloſe Schleier und Blumenkränze für den Sarg

der Kinder hatte, ſo hatte ſie dem Alter und Geſchlechte des Todten entſprechende Gebete.

Wenn vier Jungfrauen in Linnen gekleidet und mit Blumen geſchmückt, die Ueberreſte einer ihrer Geſpielin in das mit weißen Vorhängen verzierte Schiff der Kirche brachten, ſo ſprach der Prieſter mit lauter Stimme über der jungen Aſche eine Hymne auf die Jungfrauſchaft. Bald war es das **Ave, maris stella**, ein Lobgeſang, worin eine wohlthuende Friſche herrſcht und die Stunde des Todes als die Erfüllung der Hoffnung dargeſtellt iſt; bald waren es zarte und poetiſche Bilder aus der heiligen Schrift: „Sie iſt dahin, wie die Blume des Feldes; dieſen Morgen blühte ſie in all ihrer Anmuth, am Abend haben wir ſie verwelken geſehen. War ſie nicht die Blume, die verſchmachtet, wenn ſie von der Schneide des Pfluges berührt wird; der Mohn, der ſein von dem Platzregen im Sturm abgeſchlagenes Haupt zur Erde herabhängen läßt? **Pluvia cum forte gravantur.**

Und welches Leichengebet hielt der Geiſtliche am Grabe eines Kindes, deſſen kleinen Sarg ihm eine in Thränen ſchwimmende Mutter darreichte. Er ſtimmte die Hymne an, welche die drei jungen Hebräer im Feuerofen ſangen, und welche die Kirche am Sonntage bei Tagesanbruch wiederholt: „Jeder rühme die Werke des Herrn! Die Religion dankt Gott, daß er das Kind mit dem Tode bekränzt, daß er den jungen Engel von dem Jammer des Lebens befreit hat. Sie fordert die Natur auf, daß ſie ſich freue am Grabe der Unſchuld; nicht Schmerzensrufe, ſondern Ausrufungen der Freude ſind es, was ſie vernehmen läßt. In demſelben Geiſte ſingt

ſie noch das Laudate, pueri, Dominum, welches mit dem Verſe ſchließt: Qui habitare facit sterilem in domo: matrem filiorum lætantem. „Der Herr, welcher ein unfruchtbares Haus fruchtbar macht, und eine Mutter ihrer Kinder ſich freuen läßt.“ Welch ein Lied für bekümmerte Eltern! Die Kirche zeigt ihnen, das ſo eben verlorene Kind lebendig in den ſeligen Wohnungen, und verheißt ihnen andere Kinder auf Erden!

Doch nicht zufrieden mit der Aufmerkſamkeit, die ſie jedem einzelnen Sarge ſchenkt, hat die Religion den Beziehungen auf das andere Leben die Krone aufgeſetzt durch eine allgemeine Feier, worin ſie das Andenken an die unzähligen Bewohner des Grabes vereinigt: eine große Todtengemeinde, wo der Hohe neben dem Niedrigen ſchläft, eine Republik der vollkommenſten Gleichheit, in die man nicht eintritt, ohne die Kappe oder die Krone abzunehmen, um durch das niedrige Thor des Todes zu gehen. An dieſem feierlichen Tage, wo man das Leichenfeſt der ganzen Familie Adams begeht, miſcht die Seele ihre Bekümmerniß über die alten Todten mit den Schmerzen, die ſie um jüngſt verlorene Freunde empfindet. Durch dieſe Vereinigung erhält der Kummer etwas ausgezeichnet Schönes, wie ein moderner Schmerz einen antiken Charakter annimmt, wenn der, welcher ihm Worte leiht, ſeinen Geiſt in den alten Tragödien Homer's genährt hat. Die Religion war allein im Stande, das Herz des Menſchen ſo zu erweitern, daß es eine Summe von Leid und Liebe faſſen konnte, der Menge von Todten entſprechend, welche es zu verehren hatte.

Zweites Buch.

Gräber.

Erstes Capitel.

Antike Gräber.

Egypten.

Die letzten Pflichten, welche man den Menschen erweist, wären höchst traurig, wenn sie nicht von den Zeichen der Religion begleitet würden. Die Religion ist ein Kind der Gräber, und die Gräber können sie nicht entbehren. Es ist schön, daß aus der Tiefe des Sarges der Ruf der Hoffnung sich erhebt, und daß der Priester des lebendigen Gottes die Asche des Menschen zur Grabesstätte begleitet; das ist gewissermaßen die Unsterblichkeit, welche zu den Häupten des Todes einhergeht.

Von den Leichenbegängnissen gehen wir zu den Gräbern über, welche in der Geschichte der Menschen eine so große Rolle spielen. Um die Verehrung, welche ihnen in der Christenheit gezollt wird, besser würdigen zu können, wollen wir

zuerſt ſehen, in welchem Zuſtande wir ſie bei den heidniſchen Völkern antreffen.

Es gibt ein Land auf der Erde, welches ſeine Berühmtheit zum Theil ſeinen Gräbern verdankt. Zweimal haben die Franzoſen, angezogen von der Schönheit der Ruinen und der Erinnerungen, ihre Schritte nach dieſem Lande gerichtet. Das Volk des heiligen Ludwig iſt innerlich ſo großartig angelegt, daß es ſich in allen Winkeln der Welt in die Dinge miſchen muß, welche groß ſind, wie es ſelbſt. Indeß, ſind es die Mumien werth, daß ſie unſere Neugierde auf ſich ziehen? Man könnte ſagen, das alte Egypten habe befürchtet, die Nachwelt möchte eines Tages vergeſſen, was der Tod iſt, und habe ihr deßhalb Muſter von Leichen aus der fernen Zeit zukommen laſſen wollen.

In dieſem Lande kann man keinen Schritt thun, ohne auf ein Denkmal zu ſtoßen. Sieht man einen Obelisken, ſo iſt es ein Grabmal, die Trümmer einer Säule, ſo iſt es ein Grabmal, eine unterirdiſche Höhle, ſo iſt es wieder ein Grabmal. Und wenn der Mond, der hinter der großen Pyramide heraufſteigt, auf dem Gipfel dieſes ungeheuren Grabes ſteht, ſo glaubt man den Leuchtthurm des Todes zu ſehen und in Wirklichkeit auf dem Geſtade zu wandeln, wo ehedem der Fährmann der Hölle die Schatten überſetzte.

Zweites Capitel.

Die Griechen und die Römer.

Bei den Griechen und Römern ruhten die gewöhnlichen Todten am Eingang der Städte längs der Landstraßen, offenbar, weil die Gräber wahre Denkmale des Reisenden sind. Berühmte Todte begrub man oft am Gestade des Meeres.

Diese Trauerzeichen, welche dem Schiffer schon von ferne das Ufer und die Klippe anzeigten, waren für denselben sicherlich ein Gegenstand des ernsten Nachdenkens. Ach! wie mußte ihm das Meer als ein sicheres und treues Element erscheinen, gegenüber von der Erde, wo der Sturm so manches hohe Glück zertrümmert, so manches berühmte Leben verschlungen hatte!

Nahe bei Alexanders Stadt sah man den kleinen Sandhügel, welchen die Dankbarkeit und Liebe eines Freigelassenen und eines alten Kriegers den Manen des großen Pompejus errichtet hatte. Nicht fern von den Trümmern Karthagos entdeckte man auf einem Felsen das bewaffnete Standbild, das dem Andenken Cato's geweiht war. Auf Italiens Küsten bezeichnet das Mauſoleum Scipio's den Ort, wo dieser große Mann in der Verbannung gestorben und Cicero's Grabmal stand auf der Stelle, wo der Vater des Vaterlands schändlich ermordet worden war.

Aber während das unglückliche Rom auf der Meeresküste diese Zeugnisse seiner Ungerechtigkeit errichtete, setzte Grie-

chenland zum Troſte der Menſchheit an das Geſtade derſelben Fluthen lachendere Erinnerungen. Als die Schüler des Plato und Pythagoras nach Egyptenland ſteuerten, um ſich über das Weſen der Götter zu belehren, kamen ſie an der Inſel der Io vorüber, wo Homers Grab ſtand. Es war natürlich, daß der Sänger Achill's unter dem Schutze der Thetis ruhte; man konnte ſich vorſtellen, der Schatten des Dichters gefalle ſich noch darin, den Nereiden Ilion's Mißgeſchick zu erzählen, und mache in den milden Nächten Joniens den Sirenen den Kampfpreis des Wohlklanges ſtreitig.

Drittes Capitel.

Moderne Gräber. China und die Türkei.

Die Chineſen haben eine rührende Sitte: ſie beſtatten ihre Verwandten in ihren Gärten. Es iſt gar lieblich, in den Gebüſchen die Stimme der Schatten ſeiner Väter zu vernehmen und immer in der Einſamkeit liebe Andenken zu bewahren.

Am anderen Ende Aſiens haben die Türken faſt denſelben Gebrauch. Die Meerenge der Dardanellen bietet ein höchſt philoſophiſches Schauſpiel dar: auf der einen Seite erheben ſich die europäiſchen Vorgebirge mit ihren Ruinen, auf der andern Seite die aſiatiſchen Küſten mit islamitiſchen Kirchhöfen eingefaßt. Wie viele verſchiedene Sitten haben ſchon dieſe Geſtade belebt! Wie viele Völker ſind hier begraben worden ſeit den Tagen, wo Orpheus Leier hier die Wilden verſammelte, bis zu den Tagen, welche dieſe Gegen-

den wieder in die Barbarei geſtürzt haben! Pelasger, Hellenen, Griechen, Märnier, Völker des Ilus, Sarpedon und Aeneas, Bewohner des Ida, des Tmolus, des Mäander und Paktolus, Unterthanen des Mithridates, Sklaven der römiſchen Cäſaren, Vandalen, Horden von Gothen, Hunnen, Franken, Arabern, ihr habt alle auf dieſen Küſten dem Cultus der Gräber gehuldigt, und darin allein waren eure Sitten gleich. Der Tod, nach Belieben mit menſchlichen Verhältniſſen und Geſchicken ſpielend hat den Katafalk eines römiſchen Kaiſers den Ueberreſten eines Tartaren geliehen und das Grab eines Plato der Aſche eines Mollah zur Wohnung angewieſen.

Viertes Capitel.

Kaledonien oder das alte Schottland.

Vier moosbedeckte Steine bezeichneten auf Kaledoniens Haiden das Grab der Krieger Fingals. Oskar und Malvina ſind längſt dahin, aber in ihrem öden Vaterlande hat ſich Nichts verändert. Der Bewohner der ſchottiſchen Gebirge wiederholt immer noch gerne die Geſänge ſeiner Ahnen; er iſt immer noch tapfer, gefühlvoll, edel. Seine modernen Sitten ſind wie das Andenken an ſeine alten Sitten. Es iſt nicht mehr, (man erlaube uns das Bild!) es iſt nicht mehr die Hand des Barden, die man auf der Harfe hört, es iſt das Zittern der Saiten bei der Berührung eines Schatten, wenn er Nachts in einem verlaſſenen Saale den Tod eines Helden ankündigte.

„Carril begleitete ſeinen Geſang. Ihre Muſik voll ſanfter

Wehmuth, gliech der Erinnerung an Freuden, die nicht mehr sind. Die Schatten der abgeschiedenen Barden vernahmen sie auf den Küsten Slimora's. Schwache Töne zogen langsam über die Wälder hin, und die schweigenden Thäler der Nacht freuten sich. So wenn Ossian während der Stille des Mittags in dem Thale seiner Winde sitzt, hört sein Ohr das Summen der Biene des Gebirges; oft nimmt der Zephyr in seinem Laufe den leisen Ton hinweg, aber bald kommt er wieder."

Fünftes Capitel.

Otaheiti.

Der Mensch gleicht hienieden dem blinden Ossian, der auf den Gräbern der Könige von Morven sitzt: nach welcher Seite hin er seine Hand in den Schatten ausstreckt, er berührt immer die Asche seiner Väter.

Als die Seefahrer zum ersten Male in den stillen Ocean kamen, sahen sie in der Ferne Fluthen dahinwallen, welche balsamische Winde ewig liebkosen. Bald hoben sich aus dem Schooße der Unermeßlichkeit unbekannte Inseln. Palmenwäldchen, untermischt mit großen Bäumen, die man für hohes Farrenkraut hätte halten können, bedeckten die Küsten, und erstreckten sich amphitheatralisch bis an den Rand des Meeres herab. Die blauen Gipfel der Gebirge krönten majestätisch diese Waldungen. Diese Inseln, von Korallenriffen umringt, schienen sich zu wiegen gleich Schiffen, welche in einem Hafen inmitten der ruhigsten Gewässer vor Anker liegen.

Das ſinnreiche Alterthum hätte geglaubt, Venus habe ihren Gürtel um dieſe neuen Cytheren geſchlungen, um ſie vor den Stürmen zu ſchützen.

Dieſe unbekannten Schatten hatte die Natur einem Volke zum Wohnſitz angewieſen, ſo ſchön wie der Himmel, welcher es entſtehen ſah: die Otaheitier kleideten ſich in Gewande aus der Rinde des Feigenbaumes; ſie wohnten unter Dächern von Maulbeerblättern, welche auf Pfeilern von wohlriechendem Holze ruhten; und ſie ließen auf den Wellen doppelte Boote fliegen mit Segeln aus Binſen und mit Flaggen aus Blumen und Federn. Hier gab es Tänze und Geſellſchaften zur Beluſtigung; die Lieder und die Schauſpiele der Liebe waren an dieſen Geſtaden nicht unbekannt. Alles athmete ein weichliches Leben, Tage ungetrübter Heiterkeit und Nächte, deren Stille Nichts ſtörte. An den Bächen ſich niederlegen, ihren Wellen an Trägheit es zuvorthun, mit Hüten und Mänteln von Blättern einhergehen: das war das ganze Daſein der ruhigen Wilden von Otaheiti. Die Sorgen, welche bei den übrigen Menſchen ihre peinlichen Tage ausfüllen, kannten dieſe Inſulaner nicht; wenn ſie durch ihre Wälder giengen, fanden ſie die Milch und das Brod an den Zweigen der Bäume hängen.

So erſchien Otaheiti Willis, Cook und Bougainville. Aber als ſie ſich dem Ufer näherten, unterſchieden ſie einige Denkmale der Kunſt, welche ſich denen der Natur zugeſellten: es waren die Säulen von Morai. O Eitelkeit der menſchlichen Luſt! Die erſte Flagge, welche man auf dieſen bezauberten Geſtaden entdeckt, iſt die des Todes, welche über aller Glückſeligkeit der Menſchen weht.

Glaube man also nicht, daß diese Orte, wo man auf den ersten Anblick nur ein Sinnenleben wahrnimmt, den allen Menschen nothwendigen ernsten Empfindungen fremd seien. Die Otaheitier haben so gut als die übrigen Völker religiöse Gebräuche und Leichenfeierlichkeiten; sie haben überdieß einen großen geheimnißvollen Gedanken mit dem Tod verknüpft. Wenn man einen Leichnam nach Morai trägt, so flieht Jedermann, bei welchem man vorüber kommt; und der Leichenordner murmelt dann einige Worte in das Ohr des Abgeschiedenen. Angelangt am Orte der Ruhe versenkt man den Leib nicht in die Erde, sondern hängt ihn in einer Wiege auf, welche man mit einem umgestürzten Boote bedeckt, um den Schiffbruch des Lebens damit zu versinnlichen. Bisweilen kommt eine Frau, um in der Nähe von Morai zu klagen. Sie setzt die Füße in's Meer, neigt das Haupt und läßt die Haare über ihr Gesicht herabhängen. Die Wogen begleiten ihren Trauergesang, und ihre Stimme steigt zu dem Allmächtigen empor mit der Stimme des Grabes und der des stillen Oceans.

Sechstes Capitel.

Christliche Gräber.

Spricht man von dem Grab in unserer Religion, so hebt sich der Ton und die Stimme wird kräftiger; man fühlt,

hier sei das wahre Grabmal des Menschen. Das Denkmal des Götzendieners erzählt nur von der Vergangenheit, das des Christen spricht nur von der Zukunft. Das Christenthum hat immer in Allem das Bestmögliche geleistet; nie ist es bei den halben Begriffen stehen geblieben, welche in den anderen Religionen so häufig vorkommen. So ist es in Betreff der Gräber gegen die Zwischenvorstellungen gleichgiltig, welche mit zufälligen und örtlichen Verhältnissen zusammenhängen, und unterscheidet sich von den andern Religionen durch eine erhabene Sitte: es hat die Asche der Gläubigen in den Schatten der Tempel des Herrn gestellt und die Todten in den Schoos des lebendigen Gottes niedergelegt.

Lykurg scheute sich nicht, in die Mitte von Sparta Gräber zu setzen; er dachte, wie unsere Religion, daß die Asche der Väter, weit entfernt das Leben der Söhne zu verkürzen, in der That ihr Dasein verlängere, indem sie dieselben Mäßigung und Tugend lehre, welche die Menschen zu einem glücklichen Alter führen. Die menschlichen Gründe, welche man diesen göttlichen Gründen entgegenstellte, sind keineswegs überzeugend. Sterben weniger Menschen in Frankreich, als im übrigen Europa, wo die Kirchhöfe noch in den Städten sind?

Als man einst bei uns die Gräber von den Kirchen trennte, widersetzte sich das Volk, das nicht so klug ist als die Schöngeister, aber auch nicht denselben Grund hat, das Ende des Lebens zu fürchten, der Abschaffung der alten Ruhestätten. Und was war denn auch an den neuen Friedhöfen, das mit den alten es hätte aufnehmen können? Wo war ihr Epheu, wo ihre Eibenbäume, und ihre seit vielen Jahrhunderten

mit den Gütern des Grabes genährten Rasen? Konnten sie die heiligen Gebeine der Vorfahren, den Tempel, das Haus des geistlichen Arztes, oder die Mittel aufweisen, wodurch die Religion eine sehr nahe Auferstehung verhieß, ja bestimmt zusicherte? Statt der so fleißig besuchten Kirchhöfe wies man uns in irgend einer Vorstadt eine öde Umfriedigung, von den Lebenden und von den Erinnerungen verlassen, an, wo der Tod, jedes Zeichens von Hoffnung beraubt, ein ewiger Tod sein zu müssen schien.

Man glaube uns nur: wenn man an diese Hauptgrundlagen des Gebäudes Hand anlegt, so stürzen die allzusehr erschütterten Reiche vollends zusammen. Die Alten hätten geglaubt, ein Staat müsse untergehen, wenn man die Zufluchtsstätte der Todten verletzt hätte. Man kennt die schönen Gesetze Egyptens über die Begräbnißplätze. Solons Gesetze schloßen den, welcher Gräber verletzte, von der Tempelgemeinschaft aus und übergab ihn den Furien. Die Institutionen Justinian's enthielten sogar Bestimmungen über das Vermächtniß, die Vererbung, den Verkauf und Rücklauf eines Grabes u. s. w.

Hätte man sich nun in unsern Tagen doch wenigstens damit begnügt, den Ort der Gräber zu ändern; aber nicht zufrieden mit diesem ersten Angriff auf unsere Sitten, wühlte man auch in der Asche unserer Väter und führte ihre Ueberreste fort, wie der Kärner den Koth und Unrath unserer Städte in seinem Karren fortführt.

Unserem Jahrhunderte war es vorbehalten, was man bei den Alten für das größte Unglück angesehen hätte, und was die äußerste Strafe war, die man gegen Verbrecher aussprach,

mit Augen zu ſehen; wir meinen das Zerſtreuen der Aſche; wir ſahen dieſes Zerſtreuen als das Meiſterſtück der Philoſophie geprieſen. Und worin beſtand denn das Verbrechen unſerer Ahnen, daß man ihre Aſche ſo ſchnöde behandelte, wenn nicht darin, daß ſie ſolchen Söhnen, wie uns, das Leben gaben?! Aber höret das Ende vom Lied und ſchauet das Uebermaß der menſchlichen Weisheit. In einigen franzöſiſchen Städten baute man Kerker auf die Stelle der Kirchhöfe; man errichtete Gefängniſſe für Menſchen auf dem Felde, wo Gott das Ende aller Knechtſchaft ausgeſprochen hatte; man erbaute Orte des Schmerzes um die Behauſungen zu erſetzen, wo alle Leiden dieſer Zeit zu Ende ſind; kurz es blieb nur eine Aehnlichkeit zwiſchen dieſen Gefängniſſen und den Friedhöfen, eine Aehnlichkeit voll ſchauderhafter Wahrheit, nehmlich: daß ſich da die ungerechten Urtheile der Menſchen breit machten, da wo Gott die Richterſprüche ſeiner unverletzlichen Gerechtigkeit abgegeben hatte.

Wir übergehen mit Stillſchweigen die Abſcheulichkeiten, welche man in den Tagen der Revolution ſich zu Schulden kommen ließ. Es gibt kein Hausthier, das bei einem ungebildeten Volke nicht anſtändiger verſcharrt würde, als damals der Leichnam eines franzöſiſchen Bürgers. Man weiß, wie die Beerdigungen vorgenommen wurden und wie man für ein paar Groſchen einen Vater, eine Mutter oder Gattin auf den Anger hinwerfen ließ. Und auch hier waren dieſe heiligen Todten nicht in Sicherheit; denn es gab Menſchen, welche ſich ein Gewerbe daraus machten, das Linnenzeug, den Sarg oder die Haare des Leichnams zu ſtehlen.

All dieſe Dinge muß man einem Rathſchluſſe Gottes

zuſchreiben; ſie waren eine Folge der erſtmaligen Verletzung der Gräber unter der Monarchie. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß man dem Sarge die Zeichen der Religion zurückgebe, deren man ihn beraubt hat, und beſonders, daß man die Kirchhöfe nicht mehr von Hunden bewachen laſſe. In ſolch unſägliches Elend fällt der Menſch, wenn er Gott aus dem Auge verliert, daß er nicht mehr wagt, dem Menſchen ſich anzuvertrauen, deſſen Treue ihm nichts mehr verbürgt, und ſich genöthigt ſieht, ſeine Aſche unter den Schutz der Thiere zu ſtellen.

Siebentes Capitel.

Ländliche Kirchhöfe.

Die Alten hatten keine lieblicheren Begräbnißplätze als unſere ländlichen Kirchhöfe. Wieſen, Felder, Waſſer, Wälder, eine lachende Ausſicht hatten ihre einfachen Bilder mit den Gräbern der Landleute vermählt. Man ſah mit Freuden den dicken Eibenbaum, der nur noch durch ſeine Rinde ſein Leben friſtete, die Apfelbäume der Pfarre, den hohen Raſen, die Pappeln, die Todtenulmen, und die Buchsbäume und die kleinen Kreuze des Troſtes und der Gnade. Mitten unter dieſen friedlichen Denkmalen erhob die Dorfkirche ihren Thurm mit dem ländlichen Bilde der Wachſamkeit auf der Spitze. Man hörte in dieſen Umgebungen nur den Geſang des Rothkehlchens und das Blöcken der Schafe, welche das Gras auf dem Grabe ihres alten Hirten abfraßen.

Die Pfade, welche die heilige Umfriedigung durchſchnit-

ten, führten zur Kirche oder in's Pfarrhaus: ſie wurden von Armen und von Pilgern betreten, welche den Gott der Wunder anrufen, oder den Mann des Evangeliums um das Brod des Almoſens bitten wollten. Der Gleichgültige oder Reiche gieng nicht über dieſe Gräber.

Statt aller Grabſchrift las man hier: Wilhelm oder Paul, geboren in dem und dem Jahre, geſtorben in dem und dem Jahre. Auf einigen ſtand ſogar nicht einmal ein Name. Der chriſtliche Arbeiter ruht vergeſſen im Tode, wie die nützlichen Pflanzen unter welchen er ſein Leben hingebracht hat: die Natur ſchreibt den Namen der Eichen nicht auf die Stämme, welche in den Wäldern umgehauen wurden.

Doch bemerkten wir eines Tages bei dem Beſuch eines ländlichen Gottesackers eine lateiniſche Inſchrift auf einem Leichenſteine über dem Grab eines Kindes. Ueberraſcht von dieſem Aufwand traten wir näher, um die Gelehrſamkeit des Dorfpfarrers kennen zu lernen. Wir laſen die Worte des Evangeliums:

Sinite parvulos venire ad me.

„Laſſet die Kindlein zu mir kommen.“

Die Kirchhöfe in der Schweiz ſind bisweilen auf den Felſen angebracht, von wo aus ſie die Seen, die Abgründe und Thäler beherrſchen. Die Gemſe und der Adler ſchlagen hier ihre Wohnung auf, und der Tod wächst auf dieſen ſteilen Höhen, wie die Alpenpflanzen, deren Wurzel ſich in das ewige Eis taucht. Nach ſeinem Tode wird der Bauer von Glaris oder Sankt-Gallen von ſeinem Pfarrer auf dieſen erhabenen Friedhof gebracht. Seine Begleitung hat ſtatt alles

Leichengepränges die Pracht der Natur und ſtatt aller Trauermuſik den Kuhreigen, der dem verbannten Schweizer ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Schweſtern und das Blöcken der Heerden auf ſeinen Bergen in's Gedächtniß ruft.

Italien gibt dem Reiſenden ſeine Katakomben zu ſchauen oder das einfache Denkmal eines Märtyrers in den Gärten des Mäcenas oder Lucull.

England kleidet ſeine Todten in Wolle und beſät ſeine Gräber mit Reſeden. Manchmal trafen unſere gerührten Blicke auf Albion's Kirchhöfen mitten unter ausländiſchen Grabſchriften auf einen franzöſiſchen Namen: doch kehren wir zu unſeren vaterländiſchen Gräbern zurück.

Achtes Capitel.

Gräber in den Kirchen.

Man erinnere ſich auf einen Augenblick an die alten Klöſter oder die gothiſchen Kathedralen, wie ſie ehemals beſtanden. Man wandle durch die Chorflügel, die Kapellen, die Schiffe, die Kreuzgänge, die vom Tode gepflaſtert, oder durch die Sakriſteien, die mit Grabmälern angefüllt waren. In dieſen Labyrinthen von Gräbern, welche ſind es, die uns am meiſten ergreifen? ſind es die modernen Denkmale, die mit allegoriſchen Figuren überladen, mit ihrem harten Marmor Aſchenhaufen drücken, welche minder hart ſind als ſie? Eitle Götzenbilder, welche den doppelten Todesſchlaf zu theilen ſcheinen, einmal des Sarges, auf dem ſie ſtehen, und ſodann der weltlichen Herzen, die ſie errichten ließen. Kaum

wirft man einen Blick darauf; aber vor dem bestaubten Grabe hier bleibt man stehen, auf welchem die gothische Figur eines Bischoffs liegt, gekleidet in seine priesterlichen Gewänder, die Hände gefaltet und die Augen geschlossen; man bleibt stehen vor jenem Denkmale, auf welchem ein Abt auf den Ellbogen gestützt und das Haupt auf seiner Hand ruhend, über den Tod nachzudenken scheint. Der Schlaf des Prälaten und die Stellung des Priesters haben etwas Geheimnißvolles; jener scheint ganz in das versunken zu sein, was er in seinen Grabesträumen sieht, dieser wollte, wie ein Mensch auf der Reise nicht völlig einschlafen, so nahe ist der Augenblick, wo er sich wieder erheben soll.

Und wer ist diese hohe Dame, die hier neben ihrem Gatten ruht? Beide sind in die volle gallische Pracht gekleidet; ihre Häupter ruhen auf einem Kissen und scheinen von den Mohnkörnern des Todes so schwer zu sein, daß sie selbst dieses steinerne Kopfkissen eindrücken: glücklich, wenn diese zwei Ehegatten auf dem Brautbette des Todes sich keine schmerzlichen Bekenntnisse mitzutheilen haben.

In der Tiefe dieser verborgenen Kapelle sind vier Schildknappen von Marmor in eisernen Harnischen und vollständiger Waffenrüstung, mit gefalteten Händen, an den vier Ecken eines Grabmals kniend. Bist du es, Bayard, der du für die Jungfrauen das Lösegeld bezahltest, um sie mit ihren Geliebten zu vermählen? Oder ist es ein anderer Ritter, der hier schlummert? Die Knappen scheinen inbrünstig zu beten, denn diese tapfern Männer, der alte Stolz des französischen Namens, fürchteten trotz ihres kriegerischen Muthes nichtsdesto weniger Gott von Herzensgrunde. Mit dem Rufe Mont-

ſoye und heiliger Dionys, entriſſen ſie Frankreich den Engländern und verrichteten Wunder der Tapferkeit für die Kirche, ihre Dame und ihren König. Findet ſich alſo nichts Wunderbares in den Zeiten der Rolande, der Gottfriede, der Herren von Coucy und Joinville, in den Zeiten der Mauren, der Sarazenen, der Königreiche von Jeruſalem und Cypern, in den Zeiten, wo das Morgenland und Aſien mit Europa und dem Abendlande Waffen und Sitten tauſchten, in den Zeiten, da Thibaut ſang und die Troubadours ſich in die Schlacht ſtürzten und die Tänze mit der Religion, und die Turniere mit den Belagerungen und Schlachten vermiſchten?

Ja gewiß, ſie waren wundervoll, dieſe Zeiten, aber ſie ſind vorüber. Die Religion hatte die Ritter an die Eitelkeit der menſchlichen Dinge gemahnt, wenn ſie unter die lange Reihe ſtolzer Titel:

Haut et puissant Seigneur,
Messire Anne de Montmorency
Connétable de France
etc. etc. etc.

die Worte ſetzte: Bittet für ihn, arme Sünder! Hierin liegt das ganze Nichts.

Die unterirdiſchen Gruften waren in der Regel den Fürſten und Ordensgeiſtlichen vorbehalten. Wollte man ſich an ernſten und fruchtbaren Gedanken nähren, ſo mußte man in die Grabgewölbe der Klöſter hinabſteigen und die einſamen Schläfer betrachten, welche in ihren Todtenbehauſungen nicht ruhiger waren, als einſt auf der Erde. Schlummert ſanft unter dieſen Gewölben, friedliche Männer, die ihr euer ſterbliches Erbe mit euern Brüdern getheilt, und wie jener

griechiſche Held als er zur Eroberung einer andern Welt auszog, für euch Nichts vorbehalten habt, als die Hoffnung!

Neuntes Capitel.

Saint-Denis.

Man ſah einſt in der Nähe von Paris Gräber, die berühmt waren unter den Gräbern der Menſchen. Die Fremden ſtürmten Schaarenweiſe herbei, um die Wunder von Saint-Denis zu beſuchen. Dort ſchöpften ſie eine tiefe Verehrung und Achtung vor Frankreich und ſprachen beim Weggehen, wie der heilige Gregor bei ſich ſelbſt: „Dieſes Reich iſt in der That das größte unter den Nationen.“ Aber es hat ſich ein Sturm des Zorns erhoben gegen das Gebäude des Todes; die Wogen der Völker giengen darüber, und die erſtaunten Menſchen fragen ſich noch: Wie iſt der Tempel des Ammon verſchwunden unter dem Sand der Wüſte?

Der gothiſchen Abtei, worin ſich die Vaſallen des Todes ſammelten, fehlte es nicht an Ruhm: Frankreichs Schätze lagen vor ihren Thoren, die Seine floß am Ende ihrer Ebene vorbei, hundert berühmte Orte mit ſchönen Namen und ſchönen Erinnerungen füllten die ganze Gegend und alle Gefilde ringsum; die Stadt Heinrichs IV. und Ludwigs des Großen war nicht ferne. Das königliche Begräbniß von Saint-Denis befand ſich im Mittelpunkte unſerer Macht und unſeres Glanzes wie eine Schatzkammer, worin man die Trümmer der

Zeit und den Ueberfluß von der Größe des französischen Reiches niederlegte.

Hier war es, wo die Könige von Frankreich nach einander versenkt wurden. Einer von ihnen, und zwar immer der letzte, der in den Abgrund hinabgestiegen war, blieb auf den Stufen der Gruft, wie um seine Nachkommenschaft zum Herabsteigen einzuladen. Doch hat Ludwig XIV. seine zwei jüngsten Söhne vergebens erwartet: der eine von ihnen stürzte jählings in die Tiefe der Gruft und ließ seinen Ahnherrn auf der Schwelle, der andere verschwand wie Odipus in einem Sturme. Ein Umstand, der gewiß des Nachdenkens werth ist. Der erste Monarch, welchen die Gesandten der göttlichen Gerechtigkeit trafen, war der Ludwig, den der Gehorsam der Völker gegen ihn so berühmt machte. Er war in seinem Sarge noch unversehrt. Umsonst schien er zur Vertheidigung seines Thrones mit der Majestät seines Jahrhunderts und mit einer Nachhut von acht Jahrhunderten, König an König, sich zu erheben; umsonst erschreckte seine drohende Geberde die Feinde der Todten, als er, in eine gemeinsame Grube geworfen auf den Busen der Maria von Medicis fiel: Alles wurde zerstört. Gott hatte in seinem Grimm bei sich selbst geschworen, Frankreich zu züchtigen. Suchen wir nicht auf der Erde die Ursachen von solchen Ereignissen; sie liegen höher.

Seit Bossuets Zeiten konnte man in der Gruft dieser vernichteten Fürsten kaum die Prinzessin Henriette beisetzen: „so gedrängt sind dort die Reihen — ruft der beredteste der Redner aus, — so schnell ist der Tod, diese Räume auszufüllen!“ Im Angesichte der Jahr-

hunderte, deren Wogen in diesen Tiefen noch zu grollen scheinen, werden die Geister vor dem Gewichte der Gedanken die auf sie einstürmen, niedergedrückt. Die ganze Seele zittert bei der Betrachtung eines solchen Nichts und einer solchen Größe. Wenn man einen Ausdruck sucht, der großartig genug ist, um das Allererhabenste zu bezeichnen, so verlangt die andere Hälfte des Gegenstandes das allerschlechteste Wort, um damit das Elendeste, was es geben kann, ausdrücken. Hier fallen die Schaken der alten Gewölbe herab, um sich mit den Schatten der alten Gräber zu vermischen; dort ist es umsonst, daß eiserne Gitter die Särge umgeben, sie können den Tod nicht gegen die Wuth der Menschen vertheidigen.

Horchet auf die stumme Arbeit des Todtenwurms, welcher in diesen Särgen die unzerstörbaren Netze des Todes zu spinnen scheint. Alles verkündet es, daß man in das Reich der Ruinen herabgestiegen ist; und bei, ich weiß nicht welchem Geruch noch Alter, der unter diesen Leichengewölben verbreitet ist, könnte man so zu sagen den Staub der vergangenen Zeiten einzuathmen glauben.

Christliche Leser, verzeihet die Thränen, welche aus unsern Augen fließen, während wir unter dieser Familie des heiligen Ludwig und Chlodwig's umherwandeln! Wenn plötzlich diese Monarchen, das Leichentuch, das sie bedeckt, wegwerfend sich in ihren Gräbern umkehrten und beim Schein dieser Lampe ihre Blicke auf uns richteten — —! Ja, wir sehen sie alle halb sich aufrichten, diese Gespenster von Königen: wir unterscheiden ihren Stamm, wir erkennen sie; wir wagen es, diese Majestäten des Grabes zu befragen. Nun, du königliches

Geistervolk, saget uns: Wollet ihr jetzt um den Preis einer Krone ins Leben zurückkehren? wird der Thron euch noch zur Versuchung? — — Woher kommt dieses tiefe Stillschweigen? Woher kommt's, daß ihr alle stumm seid unter diesen Gewölben? Ihr schüttelt eure königlichen Häupter, aus welchen eine Staubwolke fällt; ihr schließt die Augen und legt euch langsam wieder in euren Särgen zurecht!

Ach! hätten wir jene ländlichen Todten befragt, deren Asche wir unlängst besucht haben; sie hätten den Rasen über ihren Gräbern durchbrochen und wären aus dem Schoße der Erde emporgestiegen, um uns zu antworten: „Wenn Gott es so befiehlt, warum sollten wir uns weigern auf's Neue zu leben? Warum sollten wir nicht noch einmal Tage der Entbehrung mit Geduld tragen in unsern Hütten? Unser Karst war nicht so schwer, als ihr denket; selbst unser Schweiß hatte seinen Reiz, denn er wurde von einer zärtlichen Gattin uns abgetrocknet, oder von der Religion gesegnet."

Doch wohin führt uns die Beschreibung dieser bereits von der Erde vertilgten Gräber? Sie sind nicht mehr, diese Ruhestätten der Todten! Die Kinder haben mit den Gebeinen der mächtigen Monarchen gespielt. Saint-Denis ist verödet; der Vogel fliegt dort aus und ein; das Gras wächst auf seinen zerbrochenen Altären, und statt der Todtengesänge, welche unter seinen Hallen ertönten, hört man nur noch die Regentropfen, welche durch sein offenes Dach fallen, den Fall eines Steines, der sich von seinen zertrümmerten Mauern ablöst, oder den Schlag seiner Uhr, welche abrollt in den leeren Gräbern und den verwüsteten Grüften.

Drittes Buch.

Ueber die Geiſtlichkeit im Allgemeinen.

Erſtes Capitel.

Von Jeſus Chriſtus und ſeinem Leben.

Um die Zeit, da der Erlöſer auf Erden erſchien, waren die Völker in der Erwartung irgend einer ausgezeichneten Perſon. „Eine alte und ſtehende Meinung, ſagt Sueton, war im Morgenlande verbreitet, daß ein Mann in Judäa aufſtehen, und daß derſelbe die allgemeine Weltherrſchaft erlangen werde.“ (Percrebuerat Oriente toto vetus et constans opinio, esse in fatis, ut eo tempore Judæâ profecti rerum potirentur. Suet. in Vespas.)

Tacitus berichtet dieſelbe Thatſache faſt mit den gleichen Worten. Nach dieſem Geſchichtsſchreiber waren „die meiſten Juden zufolge eines in den heiligen Büchern ihrer Prieſter aufbewahrten Orakels überzeugt, daß in dieſer (nehmlich Veſpaſian's) Zeit das Morgenland die Oberhand gewinnen und ein von Judäa Ausgegangener die Welt beherrſchen werde. (Pluribus persuasio inerat antiquis sacerdotum litteris con-

tinens, eo ipso tempore fore, ut valesceret Oriens, profectique Judeæâ potirentur. Tacit. Hist. lib. v.)

Josephus sagt, wo er von der Zerstörung Jerusalems spricht, daß die Juden zur Empörung gegen die Römer hauptsächlich durch eine dunkle (ἀμφιβολος) Prophezeihung angetrieben worden seien, welche ihnen verhieß, es solle um diese Zeit ein Mann unter ihnen aufstehen und die Welt unterjochen. (Jos. de bello judaic.)

Auch das neue Testament enthält Spuren dieser in Israel verbreiteten Erwartung: die Menge, welche in die Wüste strömt, fragt den heiligen Täufer Johannes, ob er der längst erwartete große Messias, der Gesalbte Gottes sei; und die Jünger von Emmahus sind voll Traurigkeit, da sie erkennen, daß Johannes nicht der Mann sei, welcher Israel erlösen sollte. *)

Die siebenzig Wochen Daniel's, oder die 490 Jahre seit der Wiedererbauung des Tempels waren verflossen. Origenes endlich fügt, nachdem er diese jüdischen Sagen berichtet hat, noch hinzu: „daß eine große Menge der Juden Jesum als den von den Propheten verheißenen Befreier anerkannt haben." (*Και πεπιστευκεναι αυτον ειναι τον προφητευομενον.* Orig. etc. Celsum.)

Indeß bereitet der Himmel dem Sohn des Menschen

*) Anmerk. des Uebers. Hier hat sich der edle Vicomte von einem kleinen Irrthum beschleichen lassen: nicht vom Täufer, sondern „von Jesu von Nazareth, welcher war ein Prophet mächtig von Thaten und Worten, vor Gott und allem Volk" — hofften die Emmauntischen Jünger, er solle Israel erlösen. Man vergl. Luc. 24, V. 13. ff.)

den Weg. Die lange durch verschiedene Sitten, Regierung und Sprache entzweiten Völker unterhielten die vererbte Feindschaft: mit einem Male hört das Geräusch der Waffen auf, und die Völker, entweder versöhnt oder besiegt, verlieren sich im römischen Volke.

Einerseits sind die Religion und die Sitten auf den Grad von Verderbniß herabgesunken, welcher immer mit Gewalt eine Aenderung in den menschlichen Angelegenheiten hervorruft; andrerseits fangen die Lehren von der Einheit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele sich zu verbreiten an: und so öffnen sich die Wege der evangelischen Lehre, zu deren Verbreitung noch die griechische Weltsprache dienen muß.

Das Römerreich bestand aus Völkern, welche zum Theil noch roh, zum Theil gebildet, meistentheils aber unendlich unglücklich waren: da war denn für die ersten die Einfachheit der Religion Jesu, für die andern seine hohe Sittlichkeit, für alle aber seine Barmherzigkeit und Liebe ein Mittel des Heils, welches der Himmel darreichte. Und diese Mittel waren so wirksam, daß zwei Jahrhunderte nach dem Messias Tertullian zu den römischen Richtern sagt: „Wir sind erst von gestern her, und doch ist Alles voll von uns, eure Städte, eure Inseln, eure Festungen, eure Colonien, eure Zünfte eure Decurien, eure Räthe, der Palast, der Senat, das Forum; wir lassen euch nichts übrig als eure Tempel." (Sola relinquimus templa. Tert. apologet. cap. 37.)

Mit den großen natürlichen Vorbereitungen verbindet sich noch der Glanz der Wunder. Die wahren Orakel, die in Jerusalem schon lange verstummt waren, erhalten ihre Sprache wieder, und die falschen Sibyllen schweigen. Ein

neuer Stern zeigt sich im Morgenlande. Gabriel erscheint der Jungfrau Maria, und ein Chor seliger Geister singt während der heiligen Nacht in der Höhe des Himmels: Ehre sei Gott, Friede den Menschen!

Plötzlich verbreitet sich das Gerücht, daß der Heiland in Judäa geboren sei. Er war nicht im Purpur geboren, sondern in der Zufluchtsstätte der Armuth: er ward nicht den Großen und Stolzen angekündigt, sondern die Engel offenbarten ihn nur den Kleinen und Einfältigen; er hat um seine Wiege nicht die Glücklichen der Welt vereinigt, sondern die Unglücklichen, und durch diesen Umstand schon hat er sich vorzugsweise für den Gott der Elenden erklärt.

Verweilen wir hier ein wenig, um eine Bemerkung zu machen. Wir sehen von Anbeginn der Jahrhunderte an die Könige, die Helden, die ausgezeichneten Männer von den Völkern mit der Zeit göttlich verehrt. Aber hier ist der Sohn eines Zimmermanns, in einem Winkelchen Judäas, ein Muster von Jammer und Elend: er wird öffentlich gebrandmarkt durch die Todesstrafe; er wählt seine Jünger aus den niedrigsten Ständen der Gesellschaft; er predigt nur Aufopferung und Verläugnung der Pracht der Welt, der Lust und der Macht; er zieht den Sklaven dem Herrn, den Armen dem Reichen, den Aussätzigen dem Gesunden vor; jeder Weinende, jeder Verwundete, jeder von der Welt Verlassene ist ihm willkommen: dagegen droht er der Macht, dem Reichthum, dem Glück. Er kehrt die gewöhnlichen Begriffe der Moral um; er stiftet neue Verhältnisse zwischen den Menschen, ein neues Völkerrecht, ein neues öffentliches Vertrauen: so erringt er seine Gottheit, triumphirt über die Religion der Cäsa-

ren, ſetzt ſich auf den Thron und gelangt zur Herrſchaft über die Welt. Nein, und wenn die Stimme der ganzen Welt ſich gegen Jeſum erhöbe, wenn aller Witz der Philoſophie gegen ſeine Lehren ſich vereinigte, ſo könnte man uns doch nimmermehr überzeugen, daß eine auf ſolchem Grunde ruhende Religion Menſchenwerk ſei. Wer es dahin bringen konnte, daß man ein Kreuz anbetet, wer die leidende Menſchheit und die verfolgte Tugend zu einem Gegenſtand der Verehrung für die Menſchen gemacht hat, der iſt — wir ſchwören drauf — unmöglich etwas Anderes als ein Gott.

Jeſus Chriſtus erſchien unter den Menſchen voll Anmuth und Wahrheit; die Gewalt und die Milde ſeines Vaters ſind hinreißend. Er kommt, um der Unglücklichſte der Sterblichen zu ſein, und alle ſeine Wunderthaten gelten den Elenden. Seine Wunder, ſagt Boſſuet, zeugen mehr von Güte als von Macht. Um ſeine Gebote einzuſchärfen, wählte er die Fabel oder das Gleichniß, die ſich dem Geiſte der Völker leicht einprägen. Während er durch die Fluren wandelt, hält er ſeine Vorleſungen. Wenn er die Blumen des Feldes ſieht, ermahnt er ſeine Jünger, auf die Vorſehung zu hoffen, welche die ſchwachen Pflanzen ſtützt und die kleinen Vögel nährt, und wenn er die Früchte der Erde erblickt, ſo lehrt er den Menſchen nach ſeinen Werken beurtheilen. Man bringt ihm ein Kind, und er empfiehlt die Unſchuld. Befindet er ſich unter Hirten, ſo gibt er ſich ſelber den Titel eines Seelenhirten, und malt ſich hin, wie er das verirrte Schaf auf der Schulter zurückträgt. Im Frühling ſetzt er ſich auf einen Berg, und benützt die Gegenſtände rings

umher zur Belehrung des Volkes, das zu seinen Füßen sitzt. Der Anblick dieser armen und unglücklichen Menge gibt ihm die Seligpreisungen in den Mund: Selig sind, die da weinen, selig, die da hungern und dürsten u. s. w. (Matth. Kap. 5.) Diejenigen, welche seine Gebote halten, und die, welche sie verachten, werden mit zwei Menschen verglichen, die zwei Häuser bauen, das eine auf einen Felsen, das andere auf Treibsand; nach einigen Auslegern wies er bei diesen Worten auf ein blühendes Dorf hin, das auf einem Hügel lag, und auf Hütten am Fuße dieses Hügels, welche von einer Ueberschwemmung zerstört waren. Als er von der Samariterin einen Trunk Wasser begehrt, schilderte er ihr seine Lehre unter dem Bilde einer lebendigen Wasserquelle.

Die heftigsten Feinde Jesu haben es nie gewagt, seine Person anzugreifen. Celsus, Julian, Volusian läugnen seine Wunder nicht (Orig. gegen Cels. I, II. Jul. Apostata. Cyrill Buch VI. Aug. Brief 3, 4.) und Porphyr erzählt, daß selbst die heidnischen Orakel ihm einen durch seine Frömmigkeit ausgezeichneten Mann nennen (Euseb. dem. III. 3.) Tiber wollte ihn unter die Götter versetzen (Tertull. Apologet.) Nach Lampridius hatte ihm Hadrian Tempel errichtet, und Alexander Severus verehrte ihn mit den Bildern der heiligen Seelen zwischen einem Orpheus und Abraham (Lamprd. Alex. Sev. Kap. 6 und 31.) Plinius hat der Unschuld der ersten Christen, welche strenge dem Vorbilde des Erlösers folgten, ein glänzendes Zeugniß gegeben. Es hat im Alterthum keinen Philosophen gegeben, welchem man nicht irgend welche Fehler zum Vorwurf machte, selbst die Patriarchen hatten ihre Schwächen. Christus allein ist ohne Tadel; er ist das

glänzendſte Abbild der allerhöchſten Schönheit, welche auf dem Himmelsthrone ſitzt. Rein und heilig wie die Hütte des Herrn, nur Liebe athmend gegen Gott und die Menſchen, unendlich erhaben über den eitlen Ruhm der Welt, verfolgte er durch alle Schmerzen hindurch die große Sache unſeres Heiles, indem er die Menſchen durch die Ueberlegenheit ſeiner Vorzüge zwang, ſeine Lehre anzunehmen und ein Leben nachzuahmen, das ſie zu bewundern genöthigt waren.

Sein Charakter war liebenswürdig, offen und hingebend, ſeine Menſchenliebe grenzenlos. Mit zwei Worten gibt uns der Apoſtel eine Vorſtellung davon, wenn er ſagt: Er gieng umher und that Gutes. Seine Ergebung in den Willen Gottes zeigt ſich in allen Verhältniſſen ſeines Lebens. Er liebte, er kannte die Freundſchaft: der Mann, den er aus dem Grabe zog, Lazarus, war ſein Freund; für das erhabenſte Gefühl des Lebens that er ſein erhabenſtes Wunder. Auch war er ein Muſter der Vaterlandsliebe: „Jeruſalem! Jeruſalem! — ruft er aus beim Gedanken an das Gericht, welches dieſer verbrecheriſchen Stadt drohte — ich habe deine Kinder verſammeln wollen, wie eine Henne verſammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; aber du haſt nicht gewollt;" Als er von einem Hügel herab ſeine Augen auf dieſe Stadt warf, welche durch ihre Greuel zu einer furchtbaren Zerſtörung verurtheilt war, da konnte er ſeine Thränen nicht zurückhalten: Er ſah die Stadt, ſagte der Apoſtel, und weinte! Nicht minder merkwürdig war ſeine Duldſamkeit; als ſeine Jünger ihn baten, er möchte Feuer vom Himmel fallen laſſen auf ein Dorf der Samariter, das ihm die Gaſtfreundſchaft verweigert

hatte, antwortete er mit Entrüſtung: Ihr wiſſet nicht, was ihr bittet!

Wäre der Menſchenſohn mit ſeiner vollen Kraft und Herrlichkeit vom Himmel herabgeſtiegen, ſo hätte es ihm ohne Zweifel wenig Mühe gemacht, ſo viele Tugenden auszuüben, und ſo viele Leiden zu ertragen; aber eben darin liegt das Wundervolle des Geheimniſſes: der Chriſt fühlte Schmerzen, ſein Herz brach, wie das eines Menſchen; er ließ nie eine Spur von Zorn blicken, auſſer gegen die Fühlloſigkeit und Herzenshärtigkeit. Immer wiederholte er: Liebet euch unter einander! Mein Vater, rief er unter den Händen der Henker, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Ehe er ſeine vielgeliebten Jünger verließ, brach er plötzlich in Thränen aus. Er fühlte die Schrecken des Grabes und die Bangigkeit des Kreuzes; ein blutiger Schweiß lief über ſeine göttlichen Wangen; er klagte, daß ſein Vater ihn verlaſſeu habe. Als der Engel ihm den Kelch reichte, ſagte er: O mein Vater! laß deſen Kelch an mir vorübergehen; doch wenn ich ihn trinken muß, ſo geſchehe dein Wille! Damals entfiel ihm das Wort, das Wort, das den höchſten Schmerz athmet: „Meine Seele iſt betrübt bis in den Tod.

Ach! wenn die reinſte Sittlichkeit und das zarteſte Gefühl, wenn ein dem Kampfe gegen den Irrthum und der Linderung der Leiden der Menſchheit gewidmetes Leben göttlich ſind, wer kann Jeſus Chriſtus die Gottheit abſprechen? Ein Muſter aller Tugenden ſieht ihn die Freundſchaft an der Bruſt des heiligen Johannes ſchlummern oder ſeine Mutter dieſem Jünger vermachen. Die Menſchenliebe bewundert ihn in ſei-

nem Gericht über die Ehebrecherin; das Mitleid ſieht ihn überall die Thränen der Unglücklichen ſegnen: in ſeiner Liebe zu den Kindern offenbart ſich ſeine Unſchuld und Herzensreinheit; ſeine Seelenſtärke glänzt mitten unter den Martern des Kreuzes, und ſein letzter Seufzer iſt ein Seufzer des Erbarmens.

Zweites Capitel.

Weltgeiſtlichkeit.

Hierarchie.

Nachdem Chriſtus ſeine Jünger unterwieſen hatte, ſtieg er auf den Berg Tabor und verſchwand. Seit dieſem Augenblicke beſteht die Kirche in den Apoſteln; indem ſie ſich zu gleicher Zeit bei den Juden und Heiden feſtſetzte. Der heilige Petrus bekehrte in einer einzigen Predigt fünftauſend Menſchen zu Jeruſalem (nach der Apoſtelgeſchichte waren es nur gegen dreitauſend. Anm. des Ueberſ.), und der heilige Paulus erhielt ſeine Sendung unter die ungläubigen Völker. Bald legte der Apoſtelfürſt in der Hauptſtadt des römiſchen Reiches den Grund der kirchlichen Gewalt. Noch regierten die erſten Cäſaren, und ſchon gieng am Fuße ihres Thrones unter der Volksmenge der unbekannte Prieſter umher, der ſie auf dem Kapitol erſetzen ſollte. Die Hierarchie nimmt ihren Anfang: Linus folgt auf Petrus, Clemens auf Linus. Dieſe Kette der Päbſte, der Erben der apoſtoliſchen Gewalt,

geht ununterbrochen fort durch 18 Jahrhunderte hindurch und verbindet uns mit Jesu Christo.

Mit der bischöfflichen Würde sieht man von Anfang an die beiden andern großen Abtheilungen der Hierarchie sich feststellen: das Priesterthum, und das Diakonat. Der heilige Ignatius ermahnt die Magnesier, sie sollen gemeinsam handeln mit ihrem Bischoffe, welcher Jesu Stelle vertrete, mit ihren Priestern, welche die Apostel vorstellen, und mit ihren Diakonen, welche die Altäre zu besorgen haben. (Ign. Brf. an d. Magn. 9.) Pius, Clemens von Alexandrien, Origenes und Tertullian bestätigen diese Abstufung innerhalb der Hierarchie. (Pius II. Brief. — Clem. v. Alex. Stromata VI. Buch. — Orig. II. Hom. über das 4. Buch Mos. und Hom. über das Hohelied. — Tert. v. der Monogam. Kap. 11. v. der Flucht 41. v. der Taufe Kap. 17.)

Obgleich vor dem Nicenischen Concil von Metropolitanen oder Erzbischöffen keine Erwähnung geschieht, so spricht doch diese Kirchenversammlung von dieser Würde als von einer schon längst bestehenden Stufe der Hierarchie (im 6. Kanon.) Der heilige Athanasius (über die Lehre des Dionys. I. Bd.) und der heilige Augustin (Kurze Coll. 3ter Tag Kap. 16.) führen die Metropolitanen als schon vor der Zeit jenes Concils vorkommend an. Seit dem zweiten Jahrhundert wird Lyon in den bürgerlichen Urkunden als Metropilitanstadt bezeichnet und der heilige Irenäus, leitete als Bischoff von Lyon die ganze gallikanische Kirche oder Parochie (Euseb. Kirchengesch. V. Buch Kap. 23.)

Einige Schriftsteller waren der Ansicht, daß die Erzbischöffe sogar eine apostolische Einrichtung seien; und in der

That sagen Eusebius und der heilige Chrysostomus, daß der Bischoff Titus die Oberaufsicht über die Bischöffe von Kreta gehabt habe (Eus. Kirchengesch. III. Buch Kap. 4. Chrisost. I. Homil. in den Briefe an Tit.)

Ueber den Ursprung des Patriarchats wechseln die Meinungen. Baronius, de Marca und Richerius führen dasselbe bis zu den Aposteln zurück; allein es scheint nichts desto weniger erst gegen das Jahr 385, vier Jahre nach dem allgemeinen Concil von Constantinopel, in der Kirche eingeführt worden zu sein.

Den Namen Cardinal gab man Anfangs ohne Unterschied den ersten Würdeträgern der Kirche (Hericourt, franz. Kirchengesetze.) Da diese Häupter der Geistlichkeit in der Regel durch ihre Wissenschaft und Tugend sich auszeichneten, so fragten die Päbste sie in schwierigen Angelegenheiten um Rath. Nach und nach wurden sie der stehende Rath des heiligen Stuhles, und das Recht den Pabst zu wählen kam in ihre Hände, als die Zahl der Gläubigen zu groß wurde, um zu diesem Behufe versammelt zu werden.

Dieselben Ursachen, welche die Cardinäle den Päbsten zur Seite gestellt hatten, stellten auch die Kanoniker an die Seite der Bischöffe; es waren Priester, welche in bestimmter Anzahl den bischöfflichen Hof bildeten. Als die Geschäfte der Diöcese sich vermehrten, waren die Mitglieder der Synode genöthigt, sich in dieselben zu theilen. Nach der Ausdehnung ihres Geschäftskreises wurden die einen von ihnen Vikarien, die andern General-Vikarien u. s. w. genannt. Das ganze Rathspersonal hieß Kapitel

und die Räthe Canonici, was nichts Anderes als einen kononischen Verwalter bezeichnet.

Gewöhnliche Priester und selbst Laien, welchen von den Bischöffen die Leitung einer religiösen Gemeinschaft übertragen wurde, gaben den Aebten ihren Ursprung. Wir werden später sehen, welchen wohlthätigen Einfluß die Abteien auf die Wissenschaften, den Ackerbau und im Allgemeinen auf die Civilisation Europa's hatten.

Die Parochien oder Sprengel bildeten sich zu der Zeit, als unter den Hauptordnungen der Geistlichkeit Unterabtheilungen entstanden. Da die Bisthümer zu groß geworden waren, als daß die Priester der Metropole ihre geistliche und leibliche Hülfe bis in die äußersten Orte ihrer Diöcese hätten tragen können, so errichtete man die Kirchen auf dem Lande. Die Geistlichen an diesen Dorfkirchen haben lange nachher den Namen Seelsorger erhalten. Der französische Name Curé, wohl vom lateinischen Wort cura, Sorge, Mühe, ist gewiß kein stolzer Name und man durfte ihn wohl seinen Inhabern verzeihen, da sie seine Bedeutung so treulich erfüllen.

Außer diesen Pfarrkirchen erbaute man Kapellen über dem Grabe der Märtyrer und Einsiedler. Diese besonderen Tempel hießen martyrium (Märtyrthum) oder memoria (Andenken); und zufolge einer noch lieblicheren und philosophischeren Ideenverbindung nannte man sie im Französischen auch cimetières, nach einem griechischen Worte, was Schlummer bedeutet, also Schlummerstätten. (Fleury's Kirchen Gesch.)

Die weltlichen Benefizien (zu deutsch Wohlthaten) endlich

verdankten ihren Urſprung den Agapen, d. h. den Liebesmahlen der erſten Chriſten. Jeder Gläubige brachte ſeine Gaben zum Unterhalt des Biſchoff's, des Prieſters und des Diakonus, und zur Unterſtützung der Kranken und der Fremden (Juſtin's Apol.) Reiche, Fürſten, Städte ſchenkten in der Folgezeit Ländereien an die Kirche, um jene unſicheren Almoſen zu erſetzen. Dieſe Güter wurden in verſchiedene Looſe getheilt nach dem Gutdünken der Kirchenoberen, und erhielten die Namen: Präbende, Kanonikat, Commande, Pfarrbenefizien, Handbenefizien, ſowohl einfache als klöſterliche, je nach den hierarchiſchen Graden der Verwalter, deren Beſorgung ſie anvertraut waren.

Was die Gläubigen im Allgemeinen betrifft, ſo unterſchied ſich die urſprüngliche Chriſtengemeinde in πιστοι, Gläubige oder Treue, und κατηχουμενοι, Katechumenen oder Lehrlinge. (Euſeb. evang. Unterweiſung VII. Buch Cap. 2.) Das Vorrecht der Gläubigen beſtand darin, daß ſie am heiligen Tiſche erſcheinen, den Kirchengebeten anwohnen und das Gebet des Herrn ſprechen durften, welches aus dieſem Grunde der heilige Chryſoſtomus und der heilige Auguſtin das Gebet der Gläubigen (ευχη πιστων und oratio fidelium) nennen (Apoſtelinſtitut VIII. Buch, Kap. 8 und 12.) Die Katechumenen durften allen dieſen heilgen Handlungen nicht beiwohnen und nur in dunkeln Gleichniſſen wurden Myſterien vor ihnen beſprochen (Theodor. Auszug aus der göttl. Lehre Kap. 24. Auguſtin, Rede an den Neugetauften, ein Anhang.)

Der Name Laie wurde erfunden, um den Menſchen zu unterſcheiden, der nicht in die Genoſſenſchaft der Geiſtlichkeit

aufgenommen war. Der Name Clerus bildete ſich zu gleicher Zeit; die Worte laici und clerici (Laien und Geiſtliche) lieſt man faſt auf jeder Seite der alten Schriftſteller. Der Benennung ἐκκλησιαστικος (Kirchenmitglied) bediente man ſich, bald um die Chriſten von den Heiden, bald um die Geiſtlichen von den übrigen Gläubigen zu unterſcheiden (Euſeb. V. Buch Kap. 7. und 27. Cyrill, Katech. 15, 4.) Katholiſch endlich, oder allgemein hieß man die Kirche von Anfang an; Euſebius, Clemens von Alexandrien und der heilige Ignatius geben davon Zeugniß (Euſeb. IV. Buch, Kap. 15. Clem. v. Alex. Strom VII. Buch. Ign. an die Gem. von Smyrna §. 8.) Als der Richter Poleimon den Märtyrer Pionos fragte, welcher Kirche er angehöre, ſo antwortete der Bekenner: Der katholiſchen Kirche, denn Jeſus Chriſtus kennt keine andere. (Baron. im J. 254. §. 9.)

Vergeſſen wir nicht, bei der Entwicklung dieſer Hierarchie welche der heilige Hieronymus mit der der Engel vergleicht, die Wege anzuführen, auf denen die Chriſtenheit ihre Weisheit und Stärke am herrlichſten kund gab, wir meinen die Kirchenverſammlungen und die Verfolgungen. „Rufet euch — ſagt La Bruyere — rufet euch jenes erſte große Concil in's Gedächtniß, auf dem jeder der anweſenden Väter durch einige verſtümmelte Glieder oder durch die Narben ſich auszeichnete, welche ihnen die Wuth der Verfolgungen zurückgelaſſen hatte: ſie ſchienen durch ihre Wunden das Recht erhalten zu haben auf einen Sitz in dieſer allgemeinen Verſammlung der ganzen Kirche."

Wie weit der beklagenswerthe Partheigeiſt führen kann, beweiſt Voltaire, der ſo oft einen Abſcheu vor Blutvergießen

und eine Liebe zur Menſchlichkeit an den Tag legt, indem er (in ſeinem Verſuch über die Sitten) uns zu überreden ſucht, daß es in der älteſten Kirche wenige Märtyrer gegeben habe, und wie wenn er die römiſchen Geſchichtſchreiber nie geleſen hätte, faſt ſo weit geht, die erſte Verfolgung, von der Tacitus uns eine ſo ſchauerliche Schilderung entwirft, geradezu zu läugnen. Der Verfaſſer der Zaire, welcher die überwältigende Macht des Unglücks kannte, hat wohl befürchtet, man laſſe ſich durch das Gemälde der Leiden der Chriſten rühren, er wollte ihnen die Märtyrerkrone entreißen, welche ſie für gefühlvolle Herzen ſo anziehend macht, und ihnen ſelbſt den Reiz der Thränen rauben.

Bisher haben wir eine Schilderung der apoſtoliſchen Hierarchie zu geben verſucht, nimmt man noch die Ordensgeiſtlichkeit hinzu, über welche wir uns mit Nächſtem unterhalten werden, ſo hat man die ganze Kirche Jeſu Chriſti. Wir wagen es zu behaupten: keine andere Religion hat ein ähnliches Syſtem von wohlthätigen Wirkungen, von Klugheit und Vorſicht, von Kraft und Milde, von ſittlichen und religiöſen Geſetzen aufzuweiſen. Nichts iſt ſo weislich geordnet, als die Kreiſe, welche von dem geringſten Sänger in einer Dorfkirche aus bis zu dem päbſtlichen Stuhle aufſteigen, den ſie ſtützen und der ihnen die Krone aufſetzt. Die Kirche berührte auf ſolche Weiſe in ihren verſchiedenen Abſtufungen unſere mannigfaltigen Bedürfniſſe: Künſte, ſchöne und gelehrte Wiſſenſchaften, Geſetzgebung, Politik, literariſche, bürgerliche und religiöſe Anſtalten, Stiftungen für milde Zwecke, alle dieſe großartigen Wohlthaten giengen von den höheren Stufen der Hierarchie aus, während die einzelnen Werke

der Liebe und ſittlichen Veredlung durch die niedrigen Stufen derſelben bis zu den unterſten Claſſen der Geſellſchaft gelangten. Wenn ehmals die Kirche von der letzten Sproſſe bis zur erſten hinauf arm war, ſo kam dieß daher, daß die Chriſtenheit arm war, wie ſie. Aber man konnte nicht verlangen, daß die Geiſtlichkeit arm bleibe, als rings um ſie der Wohlſtand zunahm. Sie hätte in dieſem Falle alle Beachtung verloren, und gewiſſe Claſſen der Geſellſchaft, mit welchen ſie nicht hätte leben können, hätten ſich ihrer moraliſchen Gewalt entzogen. Das Haupt der Kirche war ein Fürſt, um mit Fürſten ſprechen zu können; die Biſchöffe auf der gleichen Stufe mit der Großen ſtehend, wagten dieſelben über ihre Pflichten zu belehren; die weltlichen und die Ordenspriester konnten, der Noth des Lebens entnommen, ſich unter die Reichen miſchen und ihre Sitten reinigen, und der gewöhnliche Pfarrer nahte ſich den Armen, die er mit ſeinen Wohlthaten zu unterſtützen und mit ſeinem Beiſpiel zu tröſten beſtimmt war.

Nicht als ob nicht auch der ärmſte der Prieſter die Großen der Welt belehren und ſie zur Tugend ermahnen könnte; aber er konnte ihnen nicht in die Gewohnheiten ihres Lebens folgen, wie der höhere Geiſtliche, noch eine Sprache mit ihnen reden, welche ſie vollkommen verſtanden hätten. Selbſt die Achtung, die ſie genießen, gieng zum Theile von den höheren Rangſtufen der Kirche aus. Ueberdieß ziemt es großen Völkern, einen ehrwürdigen Gottesdienſt und Altäre zu haben, an welchen der Unglückliche Hülfe finden kann.

Zudem gibt es in der Geſchichte der bürgerlichen und religiöſen Einrichtungen nichts Schöneres, als das, was ſich

auf die Gewalt, die Pflichten und die Einsetzung des christlichen Kirchenvorstehers bezieht. Man erblickt darin das vollkommene Bild von dem Hirten der Völker und dem Diener der Altäre. Keine Menschenklasse hat der Menschheit mehr Ehre gemacht, als die der Bischöffe, und man findet sonst nirgends so viel Tugend, so viel Größe und Geist.

Das apostolische Oberhaupt sollte ohne körperliches Gebrechen und dem Priester ohne Tadel ähnlich sein, den Plato in seinen „Gesetzen" schildert. In der Volksversammlung gewählt, war das vielleicht die einzige gesetzliche Obrigkeit, welche in den barbarischen Zeiten existirte. Da seine Stellung eine ungeheure Verantwortlichkeit mit sich brachte, sowohl für dieses als für das andere Leben, so war sie kein Gegenstand leidenschaftlicher Bewerbung. Ein Basilius und ein Ambrosius flohen in die Wüste aus Furcht, zu einer Würde erhoben zu werden, deren Pflichten sogar ihren Tugenden bange machten.

Der Bischoff hat nicht allein die Obliegenheit, seinen religiösen Verrichtungen nachzukommen, z. B. zu predigen, die Sakramente zu verwalten, die Priester zu ordiniren, sondern es fiel auch die Last der bürgerlichen Gesetzgebung und der politischen Verhandlungen auf ihn. Da galt es bald einen Fürsten zu besänftigen, bald einen Krieg abzuwenden oder eine Stadt zu vertheidigen. Der Bischoff von Paris rettete im neunten Jahrhundert durch seinen Muth die Hauptstadt von Frankreich und verhinderte dadurch vielleicht die Unterjochung des ganzen Landes durch die Normannen.

„Man hielt es so sehr für ausgemacht, sagt Hericourt, daß die Verpflichtung die Fremden aufzunehmen, mit dem

Bisthum verbunden sei, daß der heilige Gregor, ehe er einwilligte, Florintin zum Bischoff von Ancona zu weihen, eine Nachweisung darüber verlangte, ob derselbe aus Unvermögen oder aus Geiz bisher es an der Gastfreundschaft gegen die Fremden habe fehlen lassen."

Der Bischoff sollte die Sünde, nicht aber den Sünder hassen; er sollte den Schwachen tragen, und für die Armen ein Vaterherz haben. Jedoch sollte er in seiner Freigebigkeit Maß halten und keine gefährlichen oder unnützen Leute, wie Possenreißer und Jäger, unterhalten; in der That ein sehr politisches Gesetz das auf der einen Seite den Hauptfehler der Römer, auf der andern die Leidenschaft der Barbaren traf.

Hatte der Bischoff dürftige Verwandte, so war es ihm gestattet, dieselben einem Fremden vorzuziehen, aber nicht, sie zu bereichern. „Denn — sagt der Kanon — es ist ihre Dürftigkeit und nicht die Verwandtschaft, was er in solchem Fall im Auge haben soll."

Kann man sich wundern, daß die Bischöffe mit so vielen Tugenden die Verehrung der Völker gewannen. Man beugte das Haupt, wenn sie den Segen spendeten; man sang Hosianna vor ihnen her; man nannte sie sehr heilig, und von Gott sehr geliebt, und diese Titel waren um so ehrwürdiger, je mehr sie verdient waren.

Als die Völker gebildeter wurden, beschränkten sich die religiösen Pflichten der Bischöffe, und sie genoßen den Lohn des Guten, das sie den Menschen erwiesen hatten und fortwährend zu erweisen suchten, indem sie insbesondere die Aufrechterhaltung der Sittlichkeit, die Werke der Barmherzigkeit

und den Fortschritt der Wissenschaften sich angelegen sein ließen. Ihre Paläste wurden der Mittelpunkt der feinen Bildung und der Künste. Von ihren Fürsten zum Staatsdienst berufen und mit den ersten Würden der Kirche bekleidet, entwickelten sie Talente, welche Europa in Staunen setzten. Bis in die neuesten Zeiten waren die französischen Bischöffe Muster von Mäßigung und Kenntnissen. Ohne Zweifel könnte man einige Ausnahmen anführen, aber solange die Menschen einen Sinn für Tugend haben, wird man nicht vergessen, daß mehr als sechszig katholische Bischöffe flüchtig unter protestantischen Völkern umherirrten, und daß trotz der religiösen Vorurtheile und der ungünstigen Meinungen, welche sich an das Unglück knüpfen, dieselben sich die Achtung und Verehrung dieser Völker erworben haben: man wird nicht vergessen, daß der Schüler Luthers und Calvin's gekommen ist, den verbannten römischen Prälaten in seiner unscheinbaren Zufluchtsstätte über die Nächstenliebe und die Verzeihung der Beleidigungen predigen zu hören; man wird endlich nicht vergessen, daß so viele, gleich Cyprian, um ihrer Religion willen verfolgt, daß so Viele, gleich Chrysostomus, von edlem Muthe beseelt, ihren Titel, der ihre Kämpfe und ihren Ruhm ausmachte, auf ein einziges Wort ihres Kirchenhauptes hin niederlegten, glücklich, mit ihrem früheren Glücke zum Frieden ihrer Heerde den Glanz eines zwölfjährigen Unglücks aufzuopfern.

Was die niedere Geistlichkeit betrifft, so verdankte man ihr den Rest guter Sitten, den man noch in den Städten und auf dem Lande findet. Der Bauer ohne Religion ist ein wildes Thier; weder Erziehung noch Achtung des Menschen

legt ihm einen Zügel an; ein mühevolles Leben hat ihm einen herben Charakter gegeben; das Eigenthum hat ihm die Unschuld des Wilden geraubt; er ist feig, roh, mißtrauisch, geizig und namentlich undankbar. Aber durch ein auffallendes Wunder wird dieser von Natur ganz verkehrte Mensch in den Händen der Religion vortrefflich. So feig er war, so muthvoll ist er nun; seine Neigung zum Betrug wird zu erprobter Treue, seine Undankbarkeit zu grenzenloser Hingebung, sein Mißtrauen zu unbedingtem Vertrauen. Man vergleiche jene gottlosen Bauern, welche die Kirchen entweihten, das Eigenthum verwüsteten, Frauen, Kinder und Priester bei langsamen Feuer verbrannten, man vergleiche sie mit den Vendeern, welche den Glauben ihrer Väter vertheidigten und allein frei blieben, als Frankreich unter das Joch des Schreckens sich beugte; man vergleiche sie und sehe, welchen Unterschied die Religion unter den Menschen hervorzubringen im Stande ist.

Man konnte den Pfarrern Standesvorurtheile und Unwissenheit zum Vorwurfe machen; aber jedenfalls machte sie ihre Herzenseinfalt, ihr heiliges Leben, ihre evangelische Armuth, ihre Liebe zu Jesu zu einem der ehrwürdigsten Stände der Nationen. Es gab Manche unter ihnen, welche nicht Menschen, sondern wohlthätige Geister zu sein schienen, welche zur Unterstützung der Unglücklichen auf die Erde herabgekommen. Oft entzogen sie sich ihr Brod, um den Nothleidenden zu nähren, und beraubten sich ihrer Kleidung, um den Dürftigen damit zu bedecken. Wer wollte wagen, solchen Männern ihre strengen Ansichten zu verargen? Wer von uns, ihr stolzen Menschenfreunde, möchte während des strengen

Winters in der Nacht sich wecken lassen, um einen Sterbenden, der fern auf dem Lande draußen, auf seinem Stroh in den letzten Zügen liegt, Beistand zu leisten? Wer von uns möchte ohne Unterlaß von dem Anblick eines Elendes, wofür es keine Hülfe gibt, sich das Herz brechen lassen, und sich von einer Familie umgeben sehen, deren blasse Wangen und hohle Augen den bittersten Hunger und die äußerste Noth verrathen? Würden wir einwilligen, den Seelsorgern von Paris, diesen Engeln der Barmherzigkeit zu dem Wohnplatz des Verbrechens und des Schmerzes zu folgen, um das Laster unter den eckelhaftesten Formen zu trösten und in ein verzweifelndes Herz Hoffnung zu gießen? Wer von uns wollte endlich von der Welt der Glücklichen sich lostrennen, um ewig unter Leidenden zu leben, und für so viele Wohlthaten beim Sterben Nichts zu empfangen, als den Undank des Armen und die Lästerung des Reichen?

Drittes Capitel.

Ordensgeistlichkeit. Ursprung des Mönchslebens.

Wenn es, wie man wohl glauben könnte, wahr ist, daß Etwas um seines alterthümlichen Ursprungs willen poetisch schön ist, so muß man zugeben, daß das Mönchsleben einiges Recht auf unsere Bewunderung hat. Es reicht bis in die ersten Jahrhunderte der Welt hinauf. Der Prophet

Elias zog sich, um dem Verderbniß Israels zu entfliehen, in das Thal des Jordans zurück, wo er mit einigen Schülern von Kräutern und Wurzeln lebte. Ohne nöthig zu haben, in der Geschichte weiter vorwärts zu blättern, scheint uns dieser Ursprung der religiösen Orden höchst wunderbar. Was hätten nicht die Dichter Griechenlands gesagt, wenn sie als Stifter heiliger Gemeinschaften einen Mann gefunden hätten, welcher in einem feurigen Wagen gen Himmel getragen wurde und am Tage des Weltendes wieder auf Erden erscheinen soll?

Von da setzt sich das Mönchsleben vermittelst einer bewunderungswürdigen Vererbung durch die Propheten und den Täufer Johannes herab bis auf Jesus Christus fort, welcher sich oft der Welt entzog, um auf den Bergen zu seinem Vater zu beten. Bald gaben die Therapeuten, welche die Vorzüge des zurückgezogenen Lebens sich aneigneten, am Moroe-See in Egypten die ersten Muster zu den christlichen Klöstern. Endlich traten unter Paulus, Antonius und Pachomius jene Heiligen der Thebais auf, welche den Karmel und Libanon mit den Meisterwerken der Buße erfüllten. Eine Stimme des Ruhmes und des Wunders erhob sich aus den schauerlichsten Einöden. Göttliche Musik vermengte sich mit Rauschen der Wasserfälle und Quellen; die Seraphim besuchten den Einsiedler von Felsen oder trugen seine glühende Seele über die Wolken empor; die Löwen leisteten dem Einsiedler Botendienste, und die Raben brachten ihm das himmlische Manna. Die eifersüchtigen Städte sahen ihren alten Ruhm dahinsinken, die Zeit des Ruhmes der Wüste war gekommen.

Indem wir so in der Gründung des Klosterlebens von einem Zauber zum andern fortschreiten, finden wir eine zweite Art von Quellen, welche wir örtliche nennen, nehmlich gewisse besondere Ordens- und Kloster-Stiftungen; diese Anfänge sind nicht weniger merkwürdig und nicht weniger lieblich als die ersten. Hart an den Thoren Jerusalems steht ein Kloster auf der Stelle, wo Pilatus Haus gewesen war; auf dem Berge Sinai bezeichneten das Kloster der Verklärung den Ort, wo Jehova den Hebräern seine Gesetze gab, und ein anderes Kloster erhebt sich auf dem Berge, wo Jesus von der Erde verschwand. Und wie viel Bewundernswürdiges zeigt uns nicht das Abendland bei der Stiftung der Gemeinden, Denkmale unserer gallischen Alterthümer und durch merkwürdige Abenteuer oder Werke der Barmherzigkeit geweihte Orte. Die Geschichte, der Leidenschaften des Herzens, die Wohlthätigkeit streiten sich um den Ursprung unserer Klöster. In jenem Engpaß der Pyrenäen liegt das Hospital von Ronceval, welches Karl der Große auf derselben Stelle erbaute, wo die Blume der Ritterschaft, Roland, seine Großthaten beschlossen hatte; eine Zufluchtsstätte des Friedens und der Mildthätigkeit bezeichnet auf würdige Weise das Grab des Helden, welcher die Waisen vertheidigte und für das Vaterland starb. Auf der Ebene von Bovines, vor diesem kleinen Tempel des Herrn lerne ich die Triumphbögen eines Marius, eines Cäsar verachten; ich betrachte mit Stolz dieses Kloster, welches einen französischen König die Krone für den Würdigsten aussetzen sah. Oder liebt ihr Erinnerungen anderer Art? Eine Frau aus Albion glaubt in einem geheimnißvollen Traume zu sehen, wie sich der Mond gegen sie

neigt; bald darauf gebiert ſie eine Tochter, ſo keuſch und ſchwermüthig, wie die Fackel der Nächte; dieſe gründet ein Kloſter und wird das reizende Geſtirn der Einſamkeit.

Man möchte uns Schuld geben, wir ſuchen das Ohr mit lieblichen Tönen zu beſtechen, wenn wir an die Klöſter von Aqua-bella, Belmonte und Vallombroſa oder an das von Columba erinnern, welches ſeinen Namen von ſeinem Stifter, einer himmliſchen Taube, die in den Wäldern lebte, erhalten hat. La-Trappe und das Kloſter zum Paraklet bewahren den Namen und das Andenken von Comminges und Heloiſe. Fraget dieſen Bauern aus dem alten Neuſtrien, was das für ein Kloſter iſt, das man dort auf dem Gipfel des Hügels erblickt. Er wird euch zur Antwort geben: „Es iſt das Priorat der beiden Liebenden: ein junger Edelmann verliebte ſich in eine junge Dame, die Tochter des Caſtellans von Malmain; dieſer Herr willigte ein, ſeine Tochter dem armen Edelmann zu geben, wenn er im Stande wäre, ſie bis auf die Höhe des Berges zu tragen. Der Liebende gieng die Bedingung ein, und beladen mit ſeiner Dame erſtieg er den Gipfel des Hügels, ſtarb aber vor Ermüdung, als er oben angekommen war. Seine Braut grämte ſich bald zu Tode; die Eltern begruben ſie nebeneinander auf jener Stelle und ſtifteten daſelbſt das Priorat, das Ihr ſehet.“

Endlich werden auch zärtliche Herzen, ſo gut als der Alterthumsforſcher und der Dichter, in den Anfängen unſerer Klöſter Befriedigung finden. Schaut dieſe Zufluchtsſtätten der Barmherzigkeit, der Pilger, der Sterbenden, der Todtengräber, der Wahnſinnigen, der Waiſen; ver-

ſuchet es, ob ihr in dem langen Verzeichniß menſchlicher Leiden ein einziges Gebrechen der Seele oder des Leibes finden könnt, wofür die Religion nicht einen Ort der Hülfe oder eine Zufluchtsſtätte gegründet hat.

Uebrigens trugen zuerſt die Verfolgungen der Römer zur Bevölkerung der Einöden bei, als ſodann die Barbaren ſich auf das Reich ſtürzten und alle Bande der Geſellſchaft zerbrachen, da blieb den Menſchen keine Hoffnung als Gott, und keine Zuflucht als die Wüſten. In den Wäldern und an den unzugänglichſten Orten bildeten ſich Vereinigungen von Unglücklichen. Die fruchtbaren Ebenen wurden eine Beute der Wilden, welche ſie nicht zu bebauen verſtanden, während auf den dürren Bergabhängen eine andere Welt ihren Sitz hatte, welche die Ueberreſte der Künſte und der Bildung wie aus einer Sündfluth auf die ſteilen Felſen gerettet hatte. Aber gleichwie die Quellen von den erhabenen Stellen hinabfließen, um die Thäler fruchtbar zu machen, ſo ſtiegen die früheren Einſiedler nach und nach von ihren Höhen herab, um Gottes Wort und die Süßigkeit des Lebens den Barbaren zu bringen.

Man wird vielleicht ſagen, weil die Urſachen, welche dem Mönchsleben den Urſprung gegeben haben, unter uns verſchwunden ſind, ſo ſeien die Klöſter überflüſſig geworden. Und ſeit wann haben denn dieſe Urſachen aufgehört? Gibt es keine Waiſen, keine Kranke, keine Reiſende, keine Arme und Unglückliche mehr? Ach! da die Uebel der barbariſchen Jahrhunderte verſchwunden ſind, wußte die Geſellſchaft, die ſo geſchickt iſt, die Seelen zu quälen, und ſo erfinderiſch im Schmerze, tauſend andere Urſachen des Mißgeſchickes hervor-

zurufen, welche uns in die Einſamkeit treiben! Wie viele getäuſchte Leidenſchaften, wie viele verrathene Gefühle, wie mancher bittere Ueberdruß zieht uns jeden Tag aus der Welt hinaus! Es war eine ſchöne Einrichtung um jene frommen Behauſungen, wo man eine ſichere Zufluchtsſtätte gegen die Schläge des Schickſals und die Stürme des eigenen Herzens fand. Eine von der Geſellſchaft verlaſſene Waiſe, juſt in dem Alter, wo der Schönheit und Unſchuld grauſame Verführungen zulächeln, wußte wenigſtens, daß ſie dort ein Aſyl finde, wo man ſich nicht ein Spiel daraus mache, ſie zu hintergehen. Wie ſüß war es nicht für dieſe arme Fremde ohne Eltern, den Schweſternamen in ihren Ohren wiederhallen zu hören! Welche zahlreiche und friedliche Familie hatte ihr nicht die Religion ſtatt der verlorenen gegeben! Ein himmliſcher Vater öffnete ihr ſein Haus und nahm ſie in ſeine Arme auf.

Das iſt eine ſehr barbariſche Philoſophie und eine ſehr grauſame Politik, welche den Unglücklichen zum Leben inmitten der Welt nöthigen wollen. Menſchen waren unzart genug, ihre Wohllüſte zur Schau zu ſtellen; aber das Mißgeſchick hat einen edleren Egoismus, es verbirgt ſich immer, um ſeiner Luſt, d. h. ſeiner Thränen zu genießen. Wenn es Orte für leibliche Heilung gibt, ſo geſtatte man der Religion, auch Orte für Heilung der Seelen zu haben, für die Seele, die noch viel mehr als der Leib Krankheiten ausgeſetzt iſt, und deren Gebrechen viel ſchmerzlicher, viel langwieriger und viel ſchwerer zu heilen ſind, als die leiblichen.

Gewiſſe Leute haben gemeint, man ſolle für die, welche weinen, National-Anſtalten errichten. In der That, dieſe Philoſophen ſind tief in die Kenntniß der Natur einge-

drungen, und die Verhältniſſe des menſchlichen Herzens ſind ihnen durch eine Offenbarung kund geworden! Das heißt, ſie wollen das Unglück dem Mitleiden der Menſchen anvertrauen und den Kummer unter den Schutz derer ſtellen, welche ihn verurſachen! O es bedarf einer viel erhabeneren Liebe, als der unſrigen, um die Noth einer unglücklichen Seele zu lindern: Gott allein iſt reich genug, um ihr Almoſen zu reichen.

Man hat den Ordensbrüdern und Kloſterfrauen einen großen Dienſt zu erweiſen geglaubt, als man ſie zwang, ihre Zufluchtsſtätten zu verlaſſen: Was iſt darauf erfolgt? Die Frauen, welche in fremden Klöſtern ein Aſyl finden konnten, haben ſich dahin geflüchtet; andere haben ſich vereinigt, um mitten in der Welt unter ſich ein klöſterliches Leben zu führen; mehrere endlich ſind aus Kummer geſtorben. Und die ſo beklagenswerthen Trappiſten, ſtatt ihre Freiheit und den Reiz des Lebens zu genießen, haben ihre Selbſtpeinigungen auf den Haiden Englands und in den Wüſten Rußlands fortgeſetzt.

Man darf nicht glauben, wir ſeien alle gleicher Weiſe dazu geboren, den Karſt oder die Muskete zu führen, und es gebe keinen beſonders zart angelegten Menſchen, der für die Arbeit des Gedankens gebildet iſt, wie ein Anderer für die Handarbeit. Wir zweifeln nicht daran, wir haben in der Tiefe unſeres Herzens tauſend Gründe zur Einſamkeit. Die Einen zieht zu ihr eine Richtung ihres Geiſtes auf die Betrachtung (contemplative Gemüther), die andern eine gewiſſe verſchämte Schüchternheit, welche bewirkt, daß ſie am Liebſten in ſich ſelbſt einkehren; endlich gibt es auch ausgezeichnete Seelen, welche in der Natur umſonſt die andern Seelen ſuchen,

mit welchen sie ihrem Wesen nach sich vereinigen könnten, und welche zu einer gewissen moralischen Jungfrauschaft oder ewigen Wittwenschaft verurtheilt scheinen.

Für solche einsam stehende Seelen hat die Religion vornehmlich ihre Zufluchtsstätten errichtet.

Viertes Capitel.

Von den Ordensregeln.

Man begreift wohl, daß wir nicht eine spezielle Geschichte der religiösen Orden, sondern nur ihre Sittengeschichte schreiben wollen.

Ohne also von dem heiligen Antonius, dem Vater der Cönobiten, oder von dem heiligen Paulus, dem ersten Einsiedler, oder von der heiligen Synkletika, der Stifterin der Frauenklöster zu reden; ohne uns bei dem Orden des heiligen Augustin aufzuhalten, welcher die unter dem Namen Reguläre bekannten Kapitel umfaßt, oder bei dem des heiligen Basilius, welchen die Ordens-Brüder und Schwestern des Morgenlandes angenommen haben; oder bei der Regel des heiligen Benedict, welche die meisten Klöster im Abendland in sich begreift; oder bei der des heiligen Franziscus, welche von den Bettelorden befolgt wird: wollen wir alle Ordensleute in ein Hauptgemälde zusammenstellen, worin wir ihre Trachten, ihre Gebräuche, ihre Sitten, ihr thätiges oder beschauliches Leben und die zahllosen Dienste zu schildern versuchen wollen, welche sie der menschlichen Gesellschaft geleistet haben.

Indeß können wir uns nicht enthalten, eine Bemerkung hier einzuschalten. Es gibt Menschen, welche, sei es aus Unwissenheit oder aus Vorurtheilen, diese Ordensregeln verachten, unter welchen seit mehreren Jahrhunderten eine große Anzahl von Klosterleuten gelebt hat. Diese Verachtung ist nichts weniger als philosophisch, namentlich in einer Zeit, wo man sich etwas darauf zu gut thut, die Menschen zu kennen und zu studiren. Jeder Ordensmann, welchem es vermittelst eines härenen Gewandes und eines Bettelsackes gelungen ist, mehrere tausend Schüler unter seine Gesetze zu vereinigen, ist kein gewöhnlicher Mensch; und die Triebfedern, welche er in Bewegung gesetzt, der Geist, welcher in seinen Anstalten herrscht, verdienen wohl, mit Sorgfalt untersucht zu werden.

Es ist bemerkenswerth, daß unter allen diesen Klosterregeln gerade die strengsten am gewissenhaftesten beobachtet wurden: Die Karthäuser haben der Welt das einzige Beispiel von einer Vereinigung gegeben, welche sieben Jahrhunderte bestanden hat, ohne eine Reform nöthig zu haben. Dieß beweist, daß je mehr der Gesetzgeber die natürlichen Neigungen bekämpft, er desto mehr die Dauer seines Werkes sicherstellt. Diejenigen dagegen, welche Gesellschaften gründen wollen, indem sie die Leidenschaften als Baustoffe gebrauchen, gleichen den Baumeistern, welche aus jener Steinart, die an der Luft zerbröckelt, Paläste erbauen.

Die religiösen Orden waren in mannigfacher Hinsicht nichts Anderes als philosophische Sekten, denen von Griechenland ähnlich. In den ersten Zeiten wurden auch die Mönche Philosophen genannt; sie trugen den Mantel der Philosophen und ahmten ihre Sitten nach. Einige hatten selbst

das Handbuch Epiktet's zu ihrer einzigen Regel erwählt. Der heilige Basilius war der Erste, welcher die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams aufstellte. Diese Vorschrift ist sehr durchdacht und bei genauer Erwägung wird man finden, daß in diesen drei Mönchsgelübden der Geist Lykurg's enthalten ist.

In der Regel des heiligen Benedikt ist Alles bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten hinaus vorgeschrieben: Bett, Nahrung, Spaziergang, Unterhaltung, Gebet. Man gab den Schwachen die feinsten Arbeiten und den Starken die mühsamsten; kurz die meisten dieser Ordensregeln verrathen eine unglaubliche Kenntniß der Kunst, Menschen zu regieren. Plato wußte Republiken nur zu träumen, ohne Etwas in's Werk zu setzen, der heilige Augustin, der heilige Basilius, der heilige Benedikt dagegen sind wirkliche Gesetzgeber gewesen und die Patriarchen mehrerer großer Völker geworden.

Man hat in der letzten Zeit oft und viel gegen die lebenslängliche Giltigkeit der Gelübde losgezogen; allein es dürfte nicht unmöglich sein, Gründe für dieselbe aufzufinden, welche sich auf die Natur der Sache und die eigentlichen Bedürfnisse unserer Seele gründen.

Der Mensch wird namentlich durch seine Unbeständigkeit und den Gebrauch des freien Willens unglücklich, auf welchem sein Ruhm und zugleich seine Leiden beruhen, und welcher einmal der Grund seiner Verdammniß sein wird. Er wogt von Gefühl zu Gefühl, von Gedanken zu Gedanken, seine Neigungen haben die Beweglichkeit seiner Meinungen, und seine Meinungen entweichen ihm unter der Hand wie seine Neigungen. Diese Unruhe stürzt ihn in ein Elend, aus welchem

er nicht herauskommen kann, als wenn eine höhere Macht ihn an einen einzigen Gegenstand bindet. Dann sieht man ihn mit Freuden seine Kette tragen; denn der untreue Mensch haßt dennoch die Untreue. So ist z. B. der Handwerker glücklicher als der unbeschäftigte Reiche, weil er sich auf eine gebieterische Arbeit angewiesen sieht, welche rings um ihn der Begierde und Unbeständigkeit die Wege verschließt. Ebenso macht Unterwerfung unter fremde Gewalt das Glück der Kinder, und das Gesetz, welches die Ehescheidung verbietet, hat für den Frieden der Familien weniger üble Folgen, als das Gesetz, welches sie gestattet.

Diese Nothwendigkeit, dem Menschen ein Joch aufzulegen, haben die alten Gesetzgeber erkannt. Die Republiken des Lykurg und Minos waren in der That nichts als eine Art von Gemeinschaften, worin man schon vermöge der Geburt an ewige Gelübde gebunden war. Ihre Bürger waren zu einem einförmigen und eintönigen Dasein verurtheilt; sie waren ermüdenden Regeln unterworfen, welche sich selbst auf ihr Mahl und ihre Erholung erstreckten; sie durften nicht selber über die Stunden ihres Tages, noch über die Abschnitte ihres Lebens entscheiden, man forderte von ihnen ein strenges Opfer ihres eigenen Geschmacks; sie mußten nach dem Gesetze lieben, denken, handeln: Mit einem Worte, man hatte ihnen den eigenen Willen genommen, um sie glücklich zu machen.

Das ewige Gelübde, d. h. die Unterwerfung unter eine unverletzliche Regel, ist also weit entfernt, unglücklich zu machen, sondern es befördert eher das Glück, besonders wenn es, wie bei den Mönchsorden, keinen andern Zweck hat, als

vor den Täuschungen der Welt zu bewahren. Die Leidenschaften erwachen in unserer Brust nicht leicht vor dem vierten Lustrum, mit dem vierzigsten Jahre sind sie bereits erloschen oder enttäuscht; somit entzieht uns der ewigbindende Schwur höchstens einige Jahre den Begierden, um den Frieden unseres Lebens zu sichern und uns für den Rest unserer Tage der Reue oder den Gewissensbissen zu entreißen. Legt man daher die Leiden, welche aus den Leidenschaften entspringen, mit den wenigen Augenblicken der Lust, die sie gewähren, in die Wagschaale, so wird man einsehen, daß selbst in den schönsten Augenblicken der Jugend das ewige Gelübde ein noch viel größeres Gut ist.

Gesetzt übrigens, eine Nonne könnte nach Belieben aus dem Kloster treten, so fragen wir, ob diese Frau glücklich wäre? Einige Jahre der Zurückgezogenheit hätten für sie der Gesellschaft ein neues Gesicht gegeben. Wenden wir einen Augenblick die Augen vom Schauplatz der Welt weg, so wechseln die Dekorationen, die Paläste verschwinden, und wenn wir wieder auf die Bühne blicken, so bemerken wir nur Wüsten und unbekannte Schauspieler.

Man würde unaufhörlich die Thorheit der Welt aus Laune in das Kloster gehen und aus Laune dasselbe wieder verlassen sehen. Die unruhigen Herzen würden nicht lange genug neben den friedlichen Herzen weilen, um von der Ruhe derselben Etwas anzunehmen, und die heiteren Seelen hätten im Verkehre mit den von den Stürmen des Lebens getrübten Seelen bald ihre heitere Ruhe verloren. Statt stillschweigend ihren vorübergegangenen Kummer in den schützenden Klosterräumen sich ergehen zu lassen, würden die Unglück-

lichen ihre Schiffbrüche sich erzählen und sich vielleicht aufmuntern, auf's Neue den Klippen zu trotzen. Als Weltfrau und Frau der Einsamkeit, würde die untreue Braut Christi weder in die Einsamkeit noch in die Welt taugen: Diese Fluth und Ebbe der Leidenschaften, diese nach einander gebrochenen und erneuerten Gelübde würden den Frieden, den Gehorsam und den Anstand aus den Klöstern verbannen. Diese geweihten Zufluchtsstätten, weit entfernt unserer Unruhe einen sicheren Hafen zu bieten, wären blos noch Orte, wohin wir kämen, um über den Unbestand der andern einen Augenblick zu weinen und für uns selbst auf neuen Unbestand zu sinnen.

Was aber das ewige Gelübde der Religion hoch über das politische Gelübde des Spartaners oder Kretensers stellt, das ist, daß es von uns selbst ausgeht, daß es uns von Niemand auferlegt ist, und daß es für die irdischen Neigungen, welche man opfert, dem Herzen einen Ersatz gibt. Es liegt nur Großes in dieser Verbindung einer unsterblichen Seele mit dem ewigen Grundwesen; es sind zwei Naturen, welche zusammenpassen und sich vereinigen. Es ist etwas Erhabenes, den freigebornen Menschen zu sehen, wie er vergebens in seinem Willen sein Glück sucht, aber trotz seines mühsamen Suchens hienieden nichts findet, was seiner würdig wäre; wie er sich selber schwört, für immer das höchste Wesen zu lieben, und so, gleich Gott, in seinem eigenen Schwur sich eine Nothwendigkeit schafft.

Fünftes Capitel.

Schilderung der Kloſterſitte und des Kloſterlebens.

Mönche, Kophten, Maroniten u. ſ. w.

Ehe wir nun eine Schilderung des Kloſterlebens geben, ſtellen wir einen Grundſatz auf. Ueberall, wo ſich viel Geheimnißvolles, viel Einſamkeit, Beſchaulichkeit, Stille, viele Gedanken an Gott, viel Ehrwürdiges in den Trachten, Gebräuchen und Sitten — überall, wo ſich dies findet, da muß ſich auch eine reiche Fülle aller Arten von Schönheit finden. Wenn dieſe Bemerkung richtig iſt, ſo wird man ſehen, daß ſie ſich auf den Gegenſtand, den wir behandeln, herrlich anwenden läßt.

Kehren wir zu den Einſiedlern der Thebais zurück. Sie wohnten in Zellen, welche ſie Lauren nannten, und trugen, wie ihr Stifter Paul, Kleider aus Palmblättern; Andere kleideten ſich in Gewebe von Gazellenhaaren; wieder Andere, wie der Einſiedler Zeno, warfen blos die Haut eines wilden Thieres über die Schultern; der Anachorete Serapion gieng in das Leichentuch gehüllt umher, das ihn im Grabe bedecken ſollte. Die maronitiſchen Mönche in den Einöden des Libanon; die neſtorianiſchen Eremiten, die ſich längs des Tigris verbreitet haben; die in Abeſſynien, an den Katarakten des Nils und auf den Küſten des rothen Meeres, kurz alle führen ein Leben ſo außerordentlich, als die Wüſten, in denen ſie ſich verborgen haben.

Der kophtiſche Mönch entſagt beim Eintritt in ſein

Kloſter allen Freuden und bringt ſeine Zeit blos mit Arbeiten, Faſten, Beten und Uebung der Gaſtfreundſchaft zu. Er legt ſich auf den harten Boden, ſchläft kaum ein paar Augenblicke, ſteht wieder auf und läßt unter dem ſchönen Sternenhimmel Egyptens zwiſchen den Trümmern von Theben und Memphis ſeine Stimme erſchallen. Bald erzählt das Echo der Pyramiden die Lobgeſänge dieſes Kindes aus dem Hauſe Joſephs den Schatten der Pharaonen wieder, bald ſingt dieſer fromme Einſiedler am Mittag das Lob der wahren Sonne, auf derſelben Stelle, wo harmoniſche Statuen beim Erwachen der Morgenröthe geſeufzt hatten. Hier ſucht er den bei der Durchforſchung der berühmten Ruinen verirrten Europäer auf; dort rettet er ihn vor dem Araber, nimmt ihn in ſeinem Thurme auf und reicht dem Unbekannten die Nahrung, welche er ſich ſelbſt verſagt. Die Gelehrten beſuchen wohl die Trümmer Egyptens, aber woher kommt es, daß ſie nicht, wie die chriſtlichen Mönche, welche von ihnen verachtet werden, in dieſen Sandmeeren ſich niederlaſſen, um unter allen möglichen Entbehrungen dem Wanderer ein Glas Waſſer zu reichen und ihn dem Säbel des Beduinen zu entreißen?

O Gott der Chriſten, welche Wunder haſt du nicht gethan! Wohin man das Auge wendet, überall ſieht man Denkmale deiner Wohlthaten. In den vier Theilen der Welt hat die Religion ihre Krieger vertheilt und ihre Wachpoſten ausgeſtellt zum Beſten der Menſchheit. Der maroniſche Mönch ruft durch das Klappern zweier Bretter, die er am Gipfel eines Baumes aufhängt, den Fremdling herbei, welchen die Nacht in des Libanons Schlünden überraſcht hat; der arme und unwiſſende Künſtler hat kein reicheres Mittel,

ſich vernehmlich zu machen. Der abeſſyniſche Mönch erwartet euch in dieſem Walde mitten unter den Tigern. Der amerikaniſche Miſſionär wacht in ſeinen unermeßlichen Waldungen zu eurer Erhaltung. Vom Sturme ſchiffbrüchig auf unbekannte Küſten verſchlagen, bemerkt ihr auf einmal ein Kreuz auf einem Felſen. Wehe euch, wenn dieſes Zeichen des Heils euch keine Thränen entlockt! Ihr ſeid in Freundesland; hier wohnen Chriſten. Ihr ſeid zwar Franzoſen und ſie ſind Spanier, Deutſche, Engländer vielleicht. Was liegt daran? Gehört ihr nicht zu der großen Familie Jeſu Chriſti? Dieſe Fremden werden euch als Brüder anerkennen, euch laden ſie ein durch dieſes Kreuz. Sie haben euch noch nie geſehen, und doch werden ſie vor Freuden weinen, wenn ſie euch gerettet ſehen.

Der Reiſende in den Alpen iſt erſt mitten auf ſeiner Wanderung begriffen. Die Nacht bricht an, und es fällt Schnee; allein, zitternd, verirrt macht er einige Schritte und iſt ohne Rettung verloren. Es iſt um ihn geſchehen, die Nacht wird dunkler: an dem Rand eines Abgrundes ſteht er ſtille und wagt nicht vorwärts und nicht rückwärts zu gehen. Bald durchdringt ihn der Froſt, ſeine Glieder erſtarren; tödtlicher Schlaf ſinkt auf ſeine Augen, ſeine letzten Gedanken ſuchen ſeine Kinder und ſeine Gattin! Doch iſt das nicht der Ton einer Glocke, was mitten durch das Brauſen des Sturmes an ſein Ohr ſchlägt, oder iſt es vielleicht das Todtenglöckchen, was ſeine in Schrecken geſetzte Einbildungskraft zwiſchen den Windſtößen zu hören glaubt? Nein: Es ſind wirkliche Töne, aber ſie ſind umſonſt, denn die Füße verſagen dem Wanderer bereits den Dienſt. — Ein anderer Ton läßt

sich hören; es schlägt ein Hund an auf dem Schnee, er kommt näher, er ist bei ihm, er heult vor Freude; ein Einsiedler folgt ihm.

Es war also nicht genug, zur Rettung der Menschen tausendmal sein Leben ausgesetzt und für immer sich in den schauerlichsten Einöden begraben zu haben? Auch die Thiere mußten lernen, das Werkzeug jener erhabenen Thätigkeit zu werden; sie mußten so zu sagen die glühende Menschenliebe ihrer Herren theilen, damit ihr Hülferuf auf dem Gipfel der Alpen dem Echo die Wunder unserer Religion verkünde.

Man sage nicht, die Menschlichkeit sei für sich allein im Stande, zu solchen Handlungen zu führen; denn wie kommt es, daß man in dem schönen und so gefühlvollen Alterthum nichts Aehnliches findet? Man spricht von Philanthropie! Die christliche Religion allein ist philanthropisch im wahren Sinne. Es ist eine unergründliche und erhabene Idee, welche aus dem Christen China's einen Freund des Christen in Frankreich, und aus dem neugetauften Wilden einen Bruder des ägyptischen Mönchs macht! Wir sind nicht fremd mehr auf der Erde, wir können uns hier nicht mehr verirren. Jesus Christus hat das Erbtheil uns wieder verschafft, welches Adam's Sünde uns geraubt hatte. Christ! für dich gibt es keinen unbekannten Ocean, keine unbekannte Wüste mehr: du wirst überall die Sprache deiner Voreltern und die Hütte deines Vaters finden!

Sechstes Capitel.

Fortsetzung.

Trappisten, Karthäuser, Clarissinnen, Redemptoristen, Missionäre, barmherzige Schwestern u. s. w.

Dieß sind die Sitten und Gebräuche einiger der Mönchsorden vom beschaulichen Leben; aber alles das ist nur darum so schön, weil es mit Betrachtungen und Gebeten im Bunde ist. Nehmet den Namen und die Gegenwart Gottes hinweg, und der Zauber ist fast gänzlich zerstört.

Wollet ihr euch nun nach La Trappe versetzen und die Mönche hier betrachten, die sich in einen Sack kleiden und ihre Gräber graben? Wollet ihr sie gleich Schatten in dem großen Wald von Mortagne und am Ufer jenes einsamen Sees umhergehen sehen? Das Stillschweigen geht ihnen zur Seite, oder wenn sie beim Begegnen den Mund öffnen, so ist es nur, um sich zu sagen: Brüder! man muß sterben! Diese strengen Orden des Christenthums waren Schulen der thätigen Sittlichkeit, mitten in den Vergnügungen der Welt errichtet: sie boten den Augen des Lasters und des Glückes ohne Unterlaß Muster der Buße und große Vorbilder des menschlichen Elends.

Welch einen Anblick gewährt der sterbende Trappist! welche hohe Philosophie! welche Mahnung an die Menschen! Hingestreckt auf eine Handvoll Stroh und Asche liegt er im Heiligthum der Kirche; schweigend stehen seine Brüder um ihn her; er ermahnt sie zur Tugend, während die Todten-

glocke seinen letzten Kampf einläutet. Gewöhnlich sind es die Lebenden, welche den Kranken ermuntern, muthig das Leben zu verlassen; aber hier findet Etwas viel Erhabeneres Statt, hier ist der Sterbende, welcher vom Tode redet. An den Pforten der Ewigkeit muß er denselben besser kennen, als ein Anderer, und mit einer Stimme, welche schon zwischen Todtengebeinen wiederhallt, ruft er seine Genossen, seine Vorgesetzten sogar mit überlegener Gewalt zur Buße. Wer sollte nicht zittern, wenn er den Mönch, der ein so heiliges Leben geführt hat, in der Nähe des schauerlichen Uebergangs noch an seinem Heile zweifeln hört? Das Christenthum hat alle sittlichen Beweggründe, die es in sich schließt, dem Schooße des Grabes entnommen. Durch den Tod erst ist die Moral in's Leben eingetreten: wenn der Mensch, so wie er jetzt nach seinem Fall ist, unsterblich geblieben wäre, so hätte er niemals die Tugend kennen gelernt.

So stellen sich auf dem Gebiete der Religion überall die belehrendsten Scenen dem Auge dar. Hier verrichten stumme Heilige einem bezauberten Volke gleich, ohne ein Wort zu reden, die Geschäfte der Ernte und des Herbstes; dort betreten Clara's Töchter mit nackten Füßen die eiskalten Grabsteine ihres Klosters. Jedoch glaube man nicht, daß sie bei ihren Bußübungen sich unglücklich fühlen; ihre Herzen sind rein und ihre Augen gen Himmel gerichtet, zum Zeichen des Verlangens und der Hoffnung. Ein Kleid von grauer Wolle ist prachtvollen Gewändern vorzuziehen, welche um den Kaufpreis der Tugenden erworben sind, und das Brod der Barmherzigkeit ist gesünder, als das der Unzucht. Ach! von

wie viel Kummer trennt dieſe Mädchen der einfache Schleier, der ſie von der Welt ſcheidet!

Wahrhaftig, wir fühlen es, daß ein ganz anderes Talent erforderlich wäre, als das unſrige, um die Gegenſtände, welche uns in die Augen fallen, auf würdige Weiſe darzuſtellen. Die ſchönſte Lobrede, welche wir dem Mönchsleben halten könnten, beſtünde in einem Verzeichniſſe der Arbeiten, welchen daſſelbe gewidmet iſt. Die Religion, unſerem Herzen die Sorge für unſere Freude überlaſſend, beſchäftigte ſich wie eine zärtliche Mutter, nur mit der Linderung unſerer Schmerzen; aber ſie hat bei dieſem unermeßlichen und ſchwierigen Geſchäft all ihre Söhne und Töchter zu Hülfe gerufen. Den einen, von jener Menge von Frommen dem Dienſte der Spitäler geweihten Brüder und Schweſtern, hat ſie die Pflege unſerer Kranken anvertraut, den Andern, wie den Schweſtern der Barmherzigkeit, hat ſie die Armen überantwortet. Der Vater von der Erlöſung ſchifft ſich in Marſeille ein: wohin geht er allein mit ſeinem Brevier und ſeinem Stocke? Dieſer Eroberer zieht aus zur Befreiung der Menſchheit, und die Heere, die ihn begleiten, ſind unſichtbar. Die Börſe der Menſchenliebe in der Hand, eilt er muthvoll der Peſt, dem Märtyrertod und der Sklaverei entgegen. Er tritt vor den Dey von Algier, er ſpricht mit ihm im Namen des himmliſchen Königs, deſſen Geſandter er iſt. Der Barbar ſtaunt beim Anblicke dieſes Europäers, welcher es wagt, allein durch Meere und Stürme daher zu kommen, um Gefangene von ihm zurückzufordern; gebändigt durch eine unbekannte Gewalt, nimmt er das Gold, das man ihm darreicht, und der heldenmüthige Befreier, zufrieden damit, daß er Unglückliche ihrem Vater-

lande zurückgegeben hat, schlägt ungenannt und unbekannt, in Demuth zu Fuß den Weg nach seinem Kloster zurück ein.

Ueberall zeigt sich das gleiche Schauspiel. Der Missionär, welcher nach China abreist, trifft im Hafen den Missionär, welcher ruhmbeladen und verstümmelt aus Canada zurückkehrt. Die graue Schwester eilt dem Nothleidenden in seiner Hütte zu Hülfe. Der Pater Kapuziner fliegt zu einer Feuersbrunst. Der Bruder Hospitaliter wäscht dem Reisenden die Füße. Der Bruder vom seligen Sterben tröstet den Scheidenden auf dem Todtenbette. Der Begräbnißbruder bestattet den Leib des entschlafenen Armen. Die barmherzige Schwester steigt in's siebente Stockwerk hinauf, um Geld, Kleidung und Hoffnung zu spenden. Diese Jungfrauen, die mit vollem Rechte Töchter Gottes heißen, tragen emsig Fleischbrühe, Charpie und Arzneimittel hin und her. Die Tochter des guten Hirten streckt ihre Arme aus nach dem gefallenen Mädchen, und ruft ihr zu: Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten! Die Waisen finden einen Vater, die Irren einen Arzt, die Unwissenden einen Lehrer. Alle diese Arbeiter wetteifern mit einander in ihren himmlischen Arbeiten und ermuntern sich gegenseitig. Aber die Religion, stets aufmerksam, ruft, eine unsterbliche Krone in der Hand haltend, ihnen zu: „Muthig, meine Kinder! Muthig! Sputet euch, seid schneller, als die Uebel auf der Bahn des Lebens! Verdienet diese Krone, die ich euch aufbewahre; sie wird euch selber vor allen Uebeln und Nöthen sicher stellen!?

Umringt von so vielen Gemälden, deren jedes ganze

Bände voll Zergliederungen und Lobsprüchen verdienen würde, wissen wir nicht, auf welcher besondern Scene wir unsere Blicke verweilen lassen sollen? Wir haben bereits von jenen gastlichen Häusern gesprochen, welche die Religion in den Einöden der vier Welttheile errichtet hat, und so wollen wir jetzt unser Augenmerk auf Gegenstände anderer Art richten.

Es gibt Leute, denen schon der bloße Name eines Kapuziners lächerlich ist. Doch wie dem auch sei, ein Mönch aus dem Orden des heiligen Franziskus hat sich schon manchmal durch sein edles und einfaches Wesen ausgezeichnet.

Wer von uns hat noch nie ein Paar dieser ehrwürdigen Männer auf das Land ausziehen sehen, in der Regel gegen das Todtenfest hin, vor Beginn des Winters zur Zeit der „Sammlung in den Weinbergen?“ Unterwegs baten sie in den alten Schlössern, die sie trafen, um Gastfreundschaft. Mit Anbruch der Nacht kamen die beiden Pilger zu dem einsamen Castellan; sie stiegen eine alterthümliche Freitreppe hinauf, legten ihre Stäbe und ihre Bettelsäcke hinter das Thor, schlugen an den wiederhallenden Säulengang und baten um Gastfreundschaft. Wenn der Hausmeister diese Gäste des Herrn zurückwies, so machten sie eine tiefe Verbeugung, giengen stillschweigend fort, nahmen ihre Säcke und Stäbe wieder, schüttelten den Staub von ihren Sandalen und suchten, durch die Nacht hinschreitend, die Hütte des Landmanns auf. Wurden sie dagegen aufgenommen, so setzten sie sich, nachdem man ihnen nach Art der Zeiten Jakob's und Homer's Wasser zum Waschen gegeben hatte, an den gastlichen Herd. Um sich die Herren günstig zu machen, und weil sie auch, wie Jesus, die Kinder lieb hatten, fiengen sie

an die Kinder des Hauses zu liebkosen, und schenkten ihnen Reliquien und Heiligenbilder. Die Kinder, welche Anfangs voller Schrecken vor ihnen geflohen waren, wurden bald, angezogen durch jene Wunder, mit ihnen so vertraut, daß sie sogar zwischen den Knien der guten Ordensleute spielten. Mit gerührtem Lächeln blickten die Eltern auf diese naiven Scenen und auf den anziehenden Gegensatz, welchen die anmuthige Jugend ihrer Kinder mit dem eisgrauen Alter ihrer Gäste bildete.

Der Regen und die „Stöße des Todtenwindes" schlugen indeß draußen an die entlaubten Wälder, an die Kamine und Zinnen des gothischen Schlosses, und die Nachteule schrie über seinen Giebeln. In der Nähe eines breiten Feuerherdes setzte sich die Familie zu Tische: das Mahl war herzlich und das gegenseitige Betragen einnehmend. Das Fräulein des Hauses richtete schüchterne Fragen an die Gäste, und diese lobten mit ernster Miene ihre Schönheit und Bescheidenheit. Die guten Väter unterhielten die Familie durch ihre guten Einfälle, sie erzählten eine rührende Geschichte, denn auf ihren entfernten Missionen zu den Wilden Amerikas oder zu den Völkern der Tartarei hatten sie manches Merkwürdige erfahren. Durch den langen Bart der Väter, durch ihr altorientalisches Gewand, durch die Art, wie sie um Gastfreundschaft gebeten hatten, wurde man an die Zeiten erinnert, wo ein Thales und Anacharsis auf solche Weise in Asien und Griechenland reisten.

Nach dem Abendessen rief die Dame des Schlosses ihre Dienstboten herbei und man forderte einen der Väter auf, das gewohnte Gebet zu sprechen, worauf sich die Mönche auf

ihr Lager zurückgezogen, indem sie ihren Wirthen alle Arten von Glück anwünschten. Am folgenden Morgen suchte man die alten Wanderer, aber sie waren verschwunden, wie die heiligen Himmelserscheinungen, welche manchmal den rechtschaffenen Menschen in seiner Behausung heimsuchen.

Gab es etwas Herzbrechendes, oder einen Auftrag, womit die Menschen, als Feinde der Thränen, aus Furcht ihre Freuden zu stören, sich nicht gerne befassen, so wandte man sich sogleich an die Kinder des Klosters und namentlich an die Väter vom Orden des heiligen Franziskus. Man dachte, daß Menschen, welche sich dem Elend geweiht hatten, die natürlichsten Herolde des Unglücks seien. Der Eine wurde ausersehen, um einer Familie die Nachricht von dem Verluste ihres Vermögens zu bringen, ein Anderer um ihr den Tod eines einzigen Sohnes zu melden. Der große Bourdaloue erfüllte selbst einmal diese traurige Pflicht: er stellte sich stillschweigend an die Thüre des Vaters, kreuzte die Hände über der Brust, neigte sich tief und entfernte sich stumm, wie der Tod, dessen Dollmetscher er war.

Glaubt man, es sei ein großes Vergnügen gewesen (Vergnügen im Sinne der Welt genommen), glaubt man, es sei sehr angenehm gewesen für einen Kapuziner, einen Karmeliter oder Franziskaner, in die Kerker zu gehen, dem Verbrecher das Todesurtheil anzukündigen, und ganze Tage lang ihn anzuhören, zu trösten und sich die Seele von den schauerlichsten Auftritten zerreißen zu lassen. Man hat bei solchen Werken der Aufopferung den Schweiß in dicken Tropfen von der Stirne der mitleidigen Mönche herabfallen und ihr Ordenskleid benetzen sehen, welches dadurch trotz den

Sarkasmen der Philosophie für immer geheiligt wurde. Und doch, welche Ehre, welcher Gewinn wird diesen Mönchen für so viele Opfer zu Theil, als der Spott der Welt und selbst Unbilden von Seiten der Gefangenen, welche sie trösteten! So undankbar aber auch die Menschen sind, so haben sie wenigstens ihre Ohnmacht bei diesen großen Ereignissen des Lebens anerkannt, indem sie dieselben der Religion, als der einzigen wahren Hülfe auf der tiefsten Stufe des Unglücks überlassen haben.

O Apostel Jesu Christi! von welchen Katastrophen seid ihr nicht Zeugen, ihr, die ihr euch nicht scheuet neben dem Henker euch mit dem Blut der armen Sünder zu bedecken, um ihnen den letzten Freundschaftsdienst zu erweisen! Da zeigt sich eines der höchsten Schauspiele der Welt: an den zwei Ecken des Blutgerüstes sind die beiden Gerechtigkeiten, die menschliche und die göttliche anwesend, die eine unversöhnlich und auf das Richtschwert gestützt, wird von der Verzweiflung begleitet, die andere, einen thränenbenetzten Schleier in der Hand, steht zwischen dem Mitleid und der Hoffnung; die eine hat einen Menschen des Bluts, die andere einen Menschen des Friedens zum Diener; die eine verdammt, die andere spricht los; die erste sagt zu dem Opfer, sei es schuldig oder unschuldig: „Stirb!“ die zweite ruft ihm zu: „Sohn der Unschuld oder der Reue, erhebe Dich gen Himmel!“

Viertes Buch.

Miſſionen.

Erſtes Capitel.

Allgemeiner Begriff der Miſſionen.

Hier begegnen wir wiederum einer jener großen und neuen Ideen, welche ausſchließlich der chriſtlichen Religion angehören. Den abgöttiſchen Religionen war die göttliche Begeiſterung fremd, welche den Apoſtel des Evangeliums beſeelt. Auch die alten Philoſophen haben niemals die Hallen des Akademus und die Annehmlichkeiten Athens verlaſſen, um zufolge einer höheren Anregung den fernen Wilden Menſchlichkeit zu lehren, Unwiſſende zu unterrichten, Kranke zu heilen, Arme zu kleiden und unter feindſeligen Völkern den Samen der Eintracht und des Friedens auszuſtreuen: was Alles die chriſtlichen Ordensleute gethan haben und noch alle Tage thun. Die Meere, die Stürme, das Eis des Poles, die Gluth der Tropen, Nichts hält ſie auf: ſie leben mit dem Eskimo in ſeinem Schlauch aus Seekuhfellen; ſie nähren ſich mit dem Grönländer von Fiſchthran; mit dem Tartaren und

Irokesen durchstreifen sie die Einöde; sie reiten auf dem Dromedare des Arabers oder folgen dem Kaffern auf seinen Irrfahrten durch die glühenden Wüsten; der Chinese, der Japaner, der Indier sind von ihnen bekehrt worden; es gibt keine Insel oder Klippe in dem weiten Ocean, welche ihrem Eifer sich entzogen hätte, und wie einst Alexander's Ehrgeize die Königreiche nicht genügten, so genügt die Erde nicht ihrer Menschenliebe.

Als das wiedergeborne Europa den Predigern des Glaubens nur noch eine Familie von Brüdern darbot, richteten sie ihre Blicke auf die Gegenden, wo noch Seelen in der Finsterniß des Götzendienstes schmachteten. Sie wurden von Mitleid gerührt, als sie diese Erniedrigung des Menschen wahrnahmen, und fühlten sich ergriffen von dem Verlangen, ihr Blut für das Heil dieser Fremdlinge zu vergießen. Es galt dichte Waldungen zu durchdringen, unwirthliche Sümpfe zu überschreiten, über gefährliche Ströme zu setzen und über unzugängliche Felsen zu klimmen; es galt grausamen, abergläubischen und eifersüchtigen Völkern die Stirne zu bieten; es galt, bei den einen die Unwissenheit der Barbarei, bei den andern die Vorurtheile der Civilisation zu überwinden: aber all diese Schwierigkeiten vermochten sie nicht aufzuhalten. Wer an die Religion seiner Väter nicht mehr glaubt, der wird wenigstens das zugeben müssen, daß der Missionär, welcher in der festen Ueberzeugung, es sei nirgends als in der christlichen Religion das Heil zu finden, unerhörten Drangsalen sich aussetzt, um einen Götzendiener zu retten, eine That vollbringt, welche die größten Aufopferungen übersteigt.

Wenn sich ein Mann im Angesicht eines ganzen Volkes, unter den Augen seiner Verwandten und Freunde, dem Tode für das Vaterland weiht, so vertauscht er [illegible] eines Lebens gegen Jahrhunderte des Ruhmes, er verherrlicht seine Familie und erhebt sie zu Reichthum und Ansehen. Aber der Missionär, welcher [illegible] Leben in der Tiefe der Wälder verzehrt, welcher einen schrecklichen Tod stirbt, ohne Zeugen, ohne Beifall, ohne Andenken für die Seinigen, in der Dunkelheit, in Verachtung, ja als ein Thor, als ein Unsinniger und Fanatiker behandelt, und alles das um einem unbekannten Wilden ewige Glückseligkeit zu verschaffen: — mit welchem Namen soll man einen solchen Tod, ein solches Opfer nennen?

Verschiedene religiöse Gemeinschaften widmeten sich der Missionsarbeit: die Dominikaner, der Orden des heiligen Franziskus, die Jesuiten und die Priester der ausländischen Missionen.

Man rechnete hauptsächlich viererlei Missionen:

1) die Missionen im Morgenlande; welche den Archipel, Konstantinopel, Syrien, Armenien, die Krimm, Aethiopien, Persien und Egypten umfaßten;

2) die Missionen in Amerika, welche bei der Hudsonsbai anfiengen und sich durch Canada, Louisiana, Californien, die Antillen und Guiana bis zu den berühmten Reductionen oder Bevölkerungen von Paraguay erstreckten;

3) die Missionen in Indien, welche Hindostan und die Halbinsel dießseits und jenseits des Ganges in sich begriffen und bis zur Manilla und den neuen Philipinen sich ausdehnten; endlich

4) die Miſſionen in China, an welche ſich die in Tong-King, Cochinchina und Japan anſchloßen.

Ueberdieß zählte man noch einige Kirchen in Island und unter den Negern Afrika's, allein dieſe wurden nicht regelmäßig mit Prieſtern verſorgt. Presbyterianiſche Geiſtliche haben neuerdings auch auf Otaheiti das Evangelium zu predigen verſucht.

Als die Jeſuiten die unter dem Namen „Erbauliche Briefe" bekannte Correſpondenz herausgaben, wurde dieſelbe von allen Schriftſtellern angeführt und durchſucht. Man ſtützte ſich auf ihre Autorität und die darin berichteten Thatſachen galten für unzweifelhaft. Allein bald ward es Mode das zu verſchreien, was man bewundert hatte. Dieſe Briefe waren von chriſtlichen Prieſtern geſchrieben: wie hätten ſie alſo etwas taugen ſollen? Man erröthete nicht, den Reiſen eines Dutertre und eines Charlevoix die des unwiſſenden und lügneriſchen Barons von Pontan vorzuziehen oder ſich wenigſtens ſo zu ſtellen, als ob man ſie vorzöge. Gelehrte, welche an der Spitze der höchſten Gerichtshöfe von China geſtanden, welche dreißig und vierzig Jahre am kaiſerlichen Hofe ſelbſt zugebracht hatten, welche die Landesſprache ſprachen und ſchrieben, welche mit den Niedrigen im Volke umgiengen und mit den Großen auf vertrautem Fuße lebten, welche die Provinzen, die Sitten, die Religion und die Geſetze dieſes ungeheuren Reiches beobachtet und im Einzelnen ſtudirt hatten; dieſe Gelehrten, deren zahlreiche Arbeiten die Denkſchriften der Akademie der Wiſſenſchaften bereichert haben, ſahen ſich als Betrüger behandelt von einem Menſchen, der nicht über das Quartier der Europäer in Canton hinaus-

gekommen war, der kein Wort Chineſiſch verſtand, und deſſen ganzes Verdienſt darin beſtand, den Berichten der Miſſionäre auf rohe Weiſe zu widerſprechen. Heutzutage ſieht man es ein und läßt den Jeſuiten eine ſpäte Gerechtigkeit widerfahren. Mit großen Koſten von mächtigen Nationen unternommene Geſandtſchaften, haben ſie uns eine Kunde gebracht, worüber ein Du Halde und ein Le Comte uns im Unklaren gelaſſen hatten, oder haben ſie uns Lügen in den Berichten dieſer Väter aufgedeckt?

Ein Miſſionär muß in der That ein vortrefflicher Reiſender ſein. Genöthigt die Sprache der Völker, denen er das Evangelium predigt, zu ſprechen, in ihre Gebräuche ſich zu fügen, mit allen Claſſen der Geſellſchaft lange Zeit zu leben und in die Paläſte wie in die Hütten ſich einen Weg zu bahnen: müßte er, ſelbſt wenn die Natur ihn mit keinem ausgezeichneten Geiſte begabt hätte, doch im Stande ſein, eine Menge werthvoller Thatſachen zu ſammeln. Dagegen kann ein Mann, welcher ein Land in der Eile mit einem Dollmetſcher durchzieht, und weder Zeit noch Luſt hat, das Geheimniß der Sitten zu erforſchen, ſich tauſend Gefahren auszuſetzen, dieſer Mann, und hätte er auch Alles, was man haben muß, um gut zu ſehen und gut zu beobachten, kann doch nur ſehr unbeſtimmte Kenntniſſe über die Völker ſich erwerben, welche flüchtig vor ſeinen Augen vorüberziehen und verſchwinden.

Der Jeſuite hatte vor dem gewöhnlichen Reiſenden noch den Vortheil einer gelehrten Erziehung. Die Oberen des Ordens verlangten von den Zöglingen, welche ſich für die Miſſionen beſtimmten, mehrere Eigenſchaften. Die, welche

nach dem Morgenlande ſich begeben wollten, mußten im Griechiſchen, Kophtiſchen, Arabiſchen und Türkiſchen bewandert ſein und einige Kenntniſſe in der Medizin beſitzen; nach Indien und China brauchte man Aſtronomen, Mathematiker, Geographen und Mechaniker; Amerika war den Naturforſchern vorbehalten. Und wie oft mußte man zu heiliger Verſtellung und frommer Liſt ſeine Zuflucht nehmen und Lebensweiſe und Sitten ändern, um den Menſchen die Wahrheit zu verkündigen! Zu Madras kleidete ſich der Miſſionär in das Gewand des indiſchen Büßers und unterwarf ſich ſeinen Gebräuchen und Kaſteiungen, ſo widrig und lächerlich ſie auch ſein mochten; in China ward er zum Mandarin und zum Gelehrten, bei dem Irokeſen zum Jäger und zum Wilden.

Beinahe alle franzöſiſchen Miſſionen wurden von Colbert und Louvois gegründet, welche gar wohl begriefen, wie förderlich dieſelben für die Künſte und Wiſſenſchaften, wie für den Handel ſein würden. Die Väter Fontenay, Tachard, Gerbillon, Le Comte, Bouvet und Visdelou wurden von Ludwig XIV. nach Indien geſchickt; ſie waren Mathematiker, und der König ließ ſie vor ihrer Abreiſe in die Akademie der Wiſſenſchaften aufnehmen.

Der Pater Bredevent, der ſich durch ſeine phiſikaliſch-mathematiſche Abhandlung bekannt gemacht hat, ſtarb unglücklicher Weiſe auf der Reiſe durch Aethiopien; doch wurde ein Theil ſeiner Werke gerettet. Pater Sicard beſuchte Egypten mit Zeichnern, die ihm Herr von Maurepas geliefert hatte, und vollendete ein großes Werk unter dem Titel: Beſchreibung des alten und neuen Egyptens. Dieſes koſtbare Manuſcript, das im Profeßhauſe der Jeſuiten nie-

vergelegt war, kam abhanden, ohne daß man je wieder eine Spur davon hätte auffinden können. Beſſer hat ohne Zweifel Niemand über Perſien und den berühmten Thamas Khuli-Chan Bericht erſtatten können, als der Mönch Bazin, welcher dieſen Eroberer als Leibarzt auf ſeinen Kriegszügen begleitete. Pater Coeur-Dour gab uns Nachweiſungen über die indiſche Weberei und Färberei. China wurde uns ſo bekannt als Frankreich: wir beſaßen die Original-Handſchriften und Ueberſetzungen von ſeinen Geſchichtswerken, wir beſaßen chineſiſche Herbarien, Geographien und Proben von chineſiſcher Mathematik; und damit nichts zu der Merkwürdigkeit dieſer Miſſion fehle, ſchrieb Pater Ricci moraliſche Werke in der Sprache des Confucius und gilt noch heutigen Tages zu Peking für einen trefflichen Schriftſteller.

Wenn in neuerer Zeit China für uns verſchloſſen iſt, und wir die Herrſchaft über Indien den Engländern nicht ſtreitig machen können, ſo iſt dieß gewiß nicht die Schuld der Jeſuiten, die auf dem Punkte ſtanden, dieſe ſchönen Erdſtriche uns zu öffnen. „In Amerika — ſagt Voltaire — waren ſie zum Ziel gekommen, indem ſie Wilde in den nothwendigen Kunſtfertigkeiten unterrichteten; in China machten ſie Fortſchritte, indem ſie einem geiſtreichen Volke die erhabenſten Künſte beibrachten.“ (Verſuch über die chriſtl. Miſſionen Kap. 195.)

Welchen Vortheil ſie auf den Stapelplätzen des Morgenlandes ihrem Vaterlande verſchafften, iſt längſt bewieſen. Wünſcht man dafür einen authentiſchen Beleg, ſo können wir mit einem Zeugniſſe dienen, das ſehr hübſche Unterſchriften hat.

Gnadenbrief des Königs.

„Heute, als am siebenten Juni Eintausend sechshundert und neunundsiebenzig, da der König zu Saint-Germain-en-Laye war, haben Seine Majestät, um die französischen Väter von der Gesellschaft Jesu, welche Missionäre im Orient sind, zu belohnen und auszuzeichnen, in Anbetracht ihres Eifers für die Religion und der Vortheile, welche aus ihren Nachweisungen die auf allen Stapelplätzen wohnenden und handeltreibenden Unterthanen der Krone Frankreich ziehen, dieselben ernannt und ernennen sie zu Ihren Kaplanen in der Kirche und Kapelle des Consulats von Aleppo in Syrien u. s. w."

Unterzeichnet:

Ludwig.

Colbert.

Eben diesen Missionären verdanken wir die Vorliebe, welche noch immer die Wilden in den amerikanischen Wäldern für den französischen Namen an den Tag legen. Ein weißes Tuch reicht hin, um sicher durch feindliche Horden hindurchzureisen und überall Gastfreundschaft zu genießen. Die Jesuiten in Canada und Louisiana lenkten die Thätigkeit der Kolonisten auf den Landbau und entdeckten neue Gegenstände des Handels mit Farbstoffen und Arzneimitteln. Indem sie in unseren Gegenden fremde Insekten, Vögel und Bäume einheimisch machten, haben sie unseren Gewerben neue Reichthümer, unseren Tafeln neue Leckerbissen, unseren Parken neue Schatten gegeben. *)

*) Anm. des Verf. Zwei Mönche brachten unter Justinian's Regierung Seidewürmer von Indien nach Konstantinopel. Ebenso

Sie waren es auch, welche die bald zierlichen, bald naiven Annalen unſerer Kolonien geſchrieben haben. Wie vortrefflich iſt das Geſchichtswerk über die Antillen von Pater Du Tertre, oder das über Neufrankreich von Charlevoix! Die Schriften dieſer frommen Männer ſind voll von allen möglichen Wiſſenſchaften: gelehrte Abhandlungen, Sittengemälde, Vorſchläge zu Verbeſſerung unſerer Anſiedelungen, nützliche Gegenſtände, moraliſche Betrachtungen, intereſſante Abenteuer, Alles findet ſich darin. Die Geſchichte einer Akazie oder einer chineſiſchen Weide folgt auf die Geſchichte eines großen Kaiſers, der ſich am Ende ſelbſt erdolchen muß, und der Bericht über die Bekehrung eines Pariah auf eine Abhandlung über die Mathematik der Braminen.

Der Styl dieſer Berichterſtattungen zeichnete ſich oft durch ſeine Erhabenheit aus. Auch die Aſtronomie und die Geographie verdankten jedes Jahr den Miſſionen neue Aufſchlüſſe. Ein Jeſuite traf in der Tartarei ein huroniſches Weib, das er in Canada kennen gelernt hatte: er ſchloß aus dieſem ſeltſamen Abenteuer, daß das amerikaniſche Feſtland ſich nordweſtlich dem Feſtlande von Aſien nähern müſſe und errieth ſo das Daſein der Meerenge, welche lange hernach den Ruhm eines Bering und Cook begründete. Ein großer Theil von Canada und ganz Louiſiana ſind von unſeren Miſſionären entdeckt worden. Während ſie die Wilden von Akadien zum Chriſtenthum bekehrten, lieferten ſie uns die Küſten in die Hände, wo unſer Handel ſich bereicherte, und

---

wurden die Truthühner und mehrere ausländiſche Bäume und Geſträuche von Miſſionären nach Europa verpflanzt.

unſere Seeleute ſich bildeten. Dieß iſt ein kleiner Theil der Dienſte, welche dieſe Männer, die man heut zu Tage verachtet, ihrem Vaterlande zu leiſten verſtanden.

Zweites Capitel.

Miſſionen im Morgenlande.

Jede Miſſion hatte einen eigenthümlichen Charakter und eine beſondere Art von Drangſalen. Die Miſſionspoſten im Morgenlande boten ein wahrhaft philoſophiſches Schauſpiel dar. Wie mächtig erſcholl die chriſtliche Stimme, welche über den Gräbern von Argos und den Trümmern Athens und Sparta's ſich erhob! Auf Naxos und Salamis, den Heimathinſeln jener glänzenden Syſteme; welche Griechenland entzückten und berauſchten, verkleidet ſich ein armer katholiſcher Prieſter in einen Türken, wirft ſich in einen Nachen, landet an einer wüſten Wohnſtätte, die unter Säulentrümmern aufgeſchlagen iſt, tröſtet den Nachkommen von Xerxes Siegern, vertheilt im Namen Jeſu Chriſti Almoſen und kehrt, nachdem er im Schatten ſich bergend Gutes gethan, wie man ſonſt das Böſe thut, ſtill in ſeine Wüſte zurück.

Der Gelehrte, welcher die Einöden Afrika's und Aſiens durchzieht, um die Ueberreſte des Alterthums zu meſſen, hat ohne Zweifel Anſpruch auf unſere Bewunderung, aber wir halten es für etwas noch Bewundernswertheres und Schöneres, wenn irgend ein unbekannter Boſſuet das Wort der Propheten auf den Trümmern von Tyrus und Babylon erklärt.

Gott ließ auf einem ſo reichen Boden reichliche Ernten

wachsen; ein Staub der Art konnte nicht unfruchtbar sein. „Wir zogen von Serpho weg, sagt Pater Xavier, reichlicher getröstet, als ich hier ausdrücken kann, indem das Volk uns mit Segenswünschen überschüttete und Gott tausendmal dankte, daß er uns den Entschluß eingegeben hatte, sie mitten in ihren Felsen aufzusuchen."

Die Berge des Libanon wie der Sand der Thebais, waren Zeugen der Aufopferung der Missionäre. Mit unendlicher Anmuth wissen sie die kleinsten Umstände in's Licht zu setzen. Wenn sie die Cedern Libanon's beschreiben, so sprechen sie von vier steinernen Altären, die am Fuß dieser Bäume stehen, und auf welchen die moronitischen Mönche am Tage der Verklärung eine feierliche Messe halten. Man glaubt die frommen Gesänge zu vernehmen, welche sich mit dem Rauschen der von Salomo und Jeremias besungenen Wälder und mit dem Brausen der Gießbäche vermischen, die von den Bergen herabstürzen.

Sprechen sie von dem Thale des heiligen Flusses, so sagen sie: „In diesen Felsen befinden sich tiefe Höhlen, einst die Zellen der zahlreichen Einsiedler, welche diese verborgenen Zufluchtsstätten sich auserlesen hatten, damit dieselben die einzigen Zeugen ihrer strengen Bußübungen seien. Die Thränen dieser heiligen Büßer haben dem Fluße, von dem wir reden, den Namen des heiligen Flusses gegeben. Seine Quelle hat er im Gebirge Libanon. Der Anblick dieses Flusses und dieser Höhlen in der schauerlichen Wüste flößt Zerknirschung, Neigung zur Buße und Mitleid mit den sinnlichen und weltlichen Seelen ein, welche ein paar Tage der Lust und Freude einer seligen Ewigkeit vorziehen."

Dieſe Stelle ſcheint uns ſowohl was den Styl, als was die Empfindung betrifft, die Vollkommenheit zu erreichen.

Die Miſſionäre hatten einen wunderbaren Inſtinkt, die Spur des Unglücks zu verfolgen und es ſo zu ſagen in ſeinem äußerſten Schlupfwinkel aufzuſuchen. Die verpeſteten Sklavenhäuſer und Galeeren konnten ſich ihrer Menſchenliebe nicht entziehen. Hören wir einmal Pater Tarillon in ſeinem Brief an Herrn von Pontchartrain:

„Die Dienſte, welche wir dieſen armen Leuten (den Chriſtenſklaven im Bagno von Konſtantinopel) leiſten, beſtehen darin, daß wir ſie in der Gottesfurcht und im Glauben erhalten, von der Mildthätigkeit der Gläubigen ihnen Unterſtützungen verſchaffen, in ihren Krankheiten ihnen beiſtehen und endlich auf einen ſeligen Tod ſie vorbereiten. Wenn dieſes Alles viel Opfer und Mühe koſtet, ſo kann ich verſichern, daß Gott zum Lohne damit auch ſehr tröſtliche Erfahrungen verknüpft — —

„In den Zeiten der Peſt, wo man den davon Ergriffenen mit Hülfe nahe ſein muß, haben wir den Brauch, daß von den vier oder fünf Miſſionären, die wir auf dem Poſten haben, nur ein einziger in den Bagno geht und während der ganzen Dauer der Krankheit daſelbſt bleibt. Derjenige, welcher hiezu von dem Superior die Erlaubniß bekommt, bereitet ſich einige Tage in der Einſamkeit darauf vor und nimmt von ſeinen Brüdern Abſchied, wie wenn er bald ſterben müßte. Manchmal bleibt er auch wirklich als Opfer, manchmal entgeht er der Gefahr."

Der Pater Jakob Cachod ſchreibt an Pater Tarillon:

„Nunmehr habe ich mich über alle Furcht vor den an-

ſteckenden Krankheiten erhoben, und wenn es Gott gefällt, ſo werde ich nach den Gefahren, die ich bereits beſtanden habe, nicht an dieſem Uebel ſterben. Ich komme aus dem Bagno, wo ich ſechs und achtzig Perſonen die heiligen Sterbſakramente gegeben habe. — — Den Tag über hat mich, glaube ich, Nichts aus der Faſſung gebracht, nur bei Nacht, während des kurzen Schlummers, der mir geſtattet war, fühlte ich meinen Geiſt von ſchauerlichen Vorſtellungen gedrückt. Die größte Gefahr in der ich mich je befand und vielleicht je in meinem Leben befinden werde, war in dem Schiff's-raum einer Sultane von 82 Kanonen. Die Sklaven hatten mit Zuſtimmung der Aufſeher mich Abends dahin berufen, um ihnen die ganze Nacht über die Beichte abzuhören und am frühen Morgen die Meſſe zu leſen. Wir befanden uns, wie das gebräuchlich iſt, hinter doppelt verſchloſſenen Thüren. Von den zwei und fünfzig Sklaven, die ich beichten ließ, waren zwölf krank, und drei ſtarben noch, ehe ich mich entfernte. Man ſtelle ſich vor, welche Luft ich einzuathmen hatte in dieſem verſchloſſenen Raume, der nicht die geringſte Oeffnung hatte! Der Herr, welcher mich nach ſeiner Güte damals errettete, wird mich auch ſonſt zu retten wiſſen."

Ein Mann, der ſich zur Peſtzeit freiwillig in einen Sklavenzwinger einſchließt, der ſeine Befürchtungen aufrichtig geſteht, aber dennoch aus Menſchenliebe ſie überwindet, der ſodann, wie wenn es ſich um den Genuß unerlaubter Vergnügen handelte, vermittelſt Geldgeſchenken, die er macht, in den Schiffsraum eines Kriegsſchiffes eindringt, um peſtkranken Sklaven beizuſtehen: geſtehen wir es nur, ein ſolcher Mann folgt nicht blos einem natürlichen Antriebe, es zeigt

ſich hierin etwas mehr als Menſchenliebe; dieß bekennen auch die Miſſionäre ſelber und ſchreiben nicht ſich ſelbſt das Verdienſt dieſer erhabenen Liebeswerke zu: „Gott iſt es, wiederholen ſie häufig, welcher uns dieſe Kraft gibt, wir haben keinen Theil, daran.“

Ein junger Miſſionär, welcher den Kampf mit den Gefahren noch nicht ſo gewohnt iſt, wie die alten mit Mühen und evangeliſchen Siegespalmen bedeckten Häupter, ſtaunt darüber, daß er zum erſten Male der Gefahr entgangen iſt; er fürchtet irgend eine Schuld auf ſeiner Seite und ſcheint dadurch gedemüthigt.

Nadem er ſeinem Superior von einer Peſt Bericht erſtattet hat, wobei er oft genöthigt war, ſein Ohr auf den Mund der Kranken zu halten, um ihre erſterbenden Worte zu vernehmen, ſetzt er hinzu: „Ich habe, ehrwürdigſter Vater! nicht verdient, daß Gott das Opfer meines Lebens annehmen wollte, das ich ihm angeboten hatte. Ich bitte Euch alſo um Eure Fürbitten, damit der gnädige Gott meine Sünden mir vergebe und mich für Ihn ſterben laſſe.“

So ſchreibt auch Pater Bouchet aus Indien: Unſere Miſſion iſt gegenwärtig blühender als je; wir haben dieſes Jahr vier große Verfolgungen gehabt.

Eben dieſer Pater Bouchet war es, welcher die Tafeln der Bramanen nach Europa geſchickt hat, deren ſich Bailly in ſeiner Geſchichte der Aſtronomie bedient hat. Die engliſche Geſellſchaft zu Calcutta hat bis jetzt noch kein Denkmal der indiſchen Wiſſenſchaft veröffentlicht, das nicht unſere Miſſionäre entdeckt oder bekannt gemacht hatten: und doch

ſollten den Gelehrten der Engländer, die als Herren mehrerer großer Königreiche von allen Hülfsmitteln der Kunſt und der Macht begünſtigt ſind, ganz andere Wege zum Erfolg offen ſtehen, als einem armen, vereinzelten, verfolgten und darum unſtäten Jeſuiten. „Trotz dem, daß wir ſelten frei öffentlich erſcheinen, ſchreibt Pater Royer, ſo iſt es doch leicht, an den Zügen und der Farbe unſeres Geſichts uns zu erkennen. Um daher der Religion nicht noch größere Verfolgungen zuzuziehen, muß man ſich entſchließen, ſoviel möglich verborgen zu bleiben. Den ganzen Tag über bleibe ich entweder in einem Schiffe, das ich nur bei Nacht verlaſſe, um die Dörfer in der Nachbarſchaft der Flüſſe zu beſuchen oder in einem abgelegenen Hauſe.“

Das Schiff dieſes Ordensmanns war ſein ganzes Obſervatorium; aber man iſt ſehr reich und ſehr geſchickt, wenn man Menſchenliebe beſitzt.

Drittes Capitel.

Miſſionen in China.

Zwei Mönche vom Orden des heiligen Franziskus, der eine ein Pole, der andere ein Franzoſe, waren die erſten Europäer, welche um die Mitte des zwölften Jahrhunderts bis China vordrangen. Marko Polo aus Venedig und Nikolaus und Matthäus Polo aus demſelben Geſchlechte machten hernach zwei Reiſen dahin. Nachdem die Portugieſen den Weg nach Indien entdeckt hatten, ließen ſie ſich in Macao nieder, und Pater Ricci von der Geſellſchaft Jeſu entſchloß

ſich, in dieſes Reich von Kathai einzudringen, von welchem man ſich ſo viele Wunder verſprach. Zuerſt unterzog er ſich dem Studium der chineſiſchen Sprache, eine der ſchwierigſten der anzen Welt. Sein Eifer überwand jedoch alle Hinderniſſe und nach vielen Gefahren und Zurückweiſungen erhielt er endlich im Jahr 1682 von den chineſiſchen Behörden Erlaubniß, in Chuachen ſich niederzulaſſen.

Ricci, ein Schüler des Cluvius und ſelbſt ſehr geſchickt in der Mathematik, erwarb ſich mit Hülfe dieſer Wiſſenſchaft Beſchützer unter den Mandarinen. Er legte das Gewand der Bonzen (Prieſter) ab, und vertauſchte es mit dem der Gelehrten. Er gab Unterricht in der Geometerie, womit er gar künſtlich die köſtlichſten Lehren der chriſtlichen Moral zu verflechten wußte. Abwechslungsweiſe hielt er ſich zu Chuachen, Nemchem, Peking und Nanking auf, bald mißhandelt, bald mit Freuden aufgenommen; den Schlägen des Schickſals eine unbeſiegliche Geduld entgegenſetzend und nie die Hoffnung auf Fruchtbarmachung des Wortes Jeſu Chriſti aufgebend. Endlich erlaubte der Kaiſer ſelber dem Miſſionär, von deſſen Tugenden und Kenntniſſen er entzückt war, in der Hauptſtadt zu wohnen und bewilligte ihm und ſeinen Arbeitsgenoſſen mehrere Privilegien. Die Jeſuiten bewieſen eine große Vorſicht in ihrem Benehmen und legten eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens an den Tag. Sie ehrten die Gebräuche der Chineſen und richteten ſich darnach in Allem, was nicht gegen die evangeliſchen Geſetze verſtieß. Allein man arbeitete ihnen von allen Seiten entgegen. „In Kurzem, ſagt Voltaire, zerſtörte die Eiferſucht die Früchte ihrer Weisheit, und jener Geiſt der Unruhe und des Kampfes, welcher

in Europa die Kenntniſſe und Talente verfolgt, machte die größten Plane zu Nichte. (Verſuch über die Sitten, Kap. 195.)

Ricci that allen Anforderungen ein Genüge. Er antwortete auf die Anklagen ſeiner Feinde in Europa, er wachte über die jungen Kirchen in China. Er hielt mathematiſche Vorleſungen, er ſchrieb chineſiſche Streitſchri'ten gegen die Gelehrten, welche ihn angriefen, er pflegte ſein freundſchaftliches Verhältniß mit dem Kaiſer und erhielt ſich am Hofe, wo ſeine feine Bildung ihn bei den Großen beliebt machte. So große Anſtrengungen verkürzten ſein Leben. Er beſchloß daſſelbe zu Peking in einem Alter von 57 Jahren, wovon er die Hälfte mit den Arbeiten des Apoſtolats, mit Verbreitung des Evangeliums zugebracht hatte.

Nach Pater Ricci's Tode wurde ſeine Miſſion durch die Revolutionen, welche in China ausbrachen, unterbrochen. Als aber der tartariſche Kaiſer Cunchi den Thron beſtieg, ernannte er den Pater Adam Schall zum Präſidenten des Tribunals für Mathematik. Cunchi ſtarb, und während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes Canghi war die chriſtliche Religion neuen Verfolgungen ausgeſetzt.

Als der Kaiſer volljährig wurde, befand ſich der Kalender in einer großen Verwirrung und man mußte die Miſſionäre zu Hülfe rufen. Der junge Fürſt ſchloß ſich an Pater Verbieſt, den Nachfolger des Pater Schall an. Er ließ das Chriſtenthum vom Tribunal der Reichsſtände prüfen und ſetzte eigenhändig die Schrift der Jeſuiten auf. Nach reiflicher Unterſuchung erklärten die Richter, die chriſtliche Religion ſei gut, ſie enthalte nichts, was gegen die Reinheit der Sitten und das Wohl der Reiche verſtoße.

Es war in der That der Schüler des Confucius würdig, einen ſolchen Spruch zu Gunſten des Geſetzes Jeſu Chriſti zu fällen. Kurz nach dieſer Entſcheidung über die Sache des Chriſtenthums berief Pater Verbieſt von Paris jene gelehrten Jeſuiten, welche die Ehre des franzöſiſchen Namens bis in das Herz von Aſien verbreitet haben.

Der Jeſuite, der nach China gieng, bewaffnete ſich mit dem Fernrohr und dem Compaß. Er trat am Hofe von Peking mit der Artigkeit des Hofes Ludwig's XIV. und umringt von dem Gefolge der Wiſſenſchaften und Künſte auf. Durch Karten, die er entrollte, durch Himmelskugeln, die er drehte, durch Kreiſe, die er zog, belehrte er die erſtaunten Mandarinen zugleich über den wahren Namen Deſſen, der dieſelben in ihren Kreiſen leitet. Er zerſtreute die Irrthümer der Phyſik nur um den Irrthum der Moral anzugreifen; er führte in das Herz, als ihren wahren Sitz, die Einfalt zurück, welche er aus dem Geiſte verbannte, und flößte durch ſeine Sitten und ſein Wiſſen zugleich eine tiefe Verehrung gegen ſeinen Gott und eine hohe Achtung vor ſeinem Vaterland ein.

Es war erhebend für Frankreich zu ſehen, wie ſeine einfachen Mönche in China den Kalender eines großen Reiches ordneten. Man ſchickte einander von Peking nach Paris Fragen zu: die Chronologie, Aſtronomie und Naturgeſchichte lieferten den Stoff zu merkwürdigen und gelehrten Unterſuchungen. Die chineſiſchen Bücher wurden in's Franzöſiſche, die franzöſiſchen in's Chineſiſche überſetzt. Pater Parennin ſchrieb in ſeinem an Fontenelle adreſſirten Briefe an die Akademie der Wiſſenſchaften:

„Meine Herrn!

Sie werden vielleicht darüber ſich verwundern, daß ich Ihnen aus ſo großer Ferne eine Abhandlung über die Anatomie, einen Curs der Medizin und phyſikaliſche Unterſuchungen in einer Ihnen ohne Zweifel unbekannten Sprache zuſende; allein ihre Verwunderung wird ſchwinden, wenn Sie wahrnehmen werden, daß es Ihre eigenen Werke ſind, welche ich Ihnen in tartariſchem Gewande zuſchicke.“ (Erbaul. Briefe, Bd. 19.)

Man muß dieſen Brief von einem Ende zum anderen leſen, worin ein feiner Ton und ein gebildeter Styl herrſchen, wie ſie in unſeren Tagen faſt vergeſſen ſind. Der Jeſuite Parennin, ſagt Voltaire, ein durch ſeine Kenntniſſe und die ihm eigenthümliche Weisheit berühmter Mann, ſprach ſehr gut chineſiſch und tartariſch. — — Er iſt unter uns hauptſächlich durch die weiſen und lehrreichen Antworten über die Wiſſenſchaften Chinas bekannt, wodurch er die von einem unſerer beſten Philoſophen erhobenen gelehrten Schwierigkeiten beſeitigt hat.“ (Zeitalter Ludwig's XIV. Kap. 39.)

Im Jahr 1711 übergab der Kaiſer von China den Jeſuiten drei Inſchriften, die er ſelber für eine von ihnen zu Peking errichtete Kirche verfaßt hatte. Die für die Vorderſeite beſtimmte lautete:

„Dem wahren Urgrund aller Dinge.

Auf einer der beiden Säulen der Vorhalle las man:

„Er iſt unendlich gut und unendlich gerecht; er erleuchtet, ſtützt und regiert Alles mit ſeiner höchſten Gewalt und mit unumſchränkter Gerechtigkeit.“

Die andere Säule trug die Worte:

„Er hat keinen Anfang gehabt, er wird kein Ende haben: er hat von Anfang an alle Dinge geſchaffen; er iſt es, der ſie regiert und ihr wahrer Herr iſt.“

Wer gegen den Ruhm ſeines Vaterlandes nicht gleichgültig iſt, kann ſich wohl einer lebhaften Rührung nicht erwehren, wenn er ſieht, wie arme franzöſiſche Miſſionäre dem Haupte mehrerer Millionen Menſchen ſolche Vorſtellungen von Gott beibringen: welch edler Gebrauch von der Religion!

Das Volk, die Mandarinen, die Gelehrten nahmen haufenweiſe die neue Lehre an. Namentlich waren die gottesdienſtlichen Gebräuche von wunderbarem Erfolge. „Vor der Communion — läßt Pater Jequet den Pater Premare ſagen — verkündigte ich mit lauter Stimme, was man vor dem Genuß des heiligen Sakraments zu beobachten habe. Obgleich die chineſiſche Sprache an Ausdrücken, die das Herz rühren, nicht ſehr fruchtbar iſt, ſo machten meine Worte doch einen tiefen Eindruck. — — Ich bemerkte auf den Geſichtern dieſer guten Chriſten eine Andacht, welche ich noch nie geſehen hatte.“ (Erbaul. Br. 17. Band.)

„Lukang, fährt derſelbe Miſſionär fort, hatte mir einen Geſchmack an Miſſionsreiſen auf das Land beigebracht. Ich gieng vor den Marktflecken hinaus und traf die armen Leute auf allen Seiten in voller Arbeit. Ich trat zu einem von ihnen, deſſen Geſicht mir gefiel und ſprach mit ihm von Gott. Er ſchien mir zufrieden mit dem, was ich ſagte, und lud mich auf ehrende Weiſe ein, in den Saal der Voreltern zu gehen. Dieß iſt das ſchönſte Haus des Fleckens. Alle Einwoh-

ner haben gemeinschaftlichen Antheil daran, denn da es schon längst Sitte ist, daß sie sich nicht auswärts verheirathen, so sind jetzt alle mit einander verwandt und haben die gleichen Ahnen. Dahin kamen nun nach und nach Mehrere von ihrer Arbeit weg, um die heilige Lehre zu hören."

Ist das nun nicht gerade wie eine Erzählung aus der Odyssee oder vielmehr aus der Bibel:

Ein Reich, dessen Sitten seit zweitausend Jahren unverändert der Zeit, den Umwälzungen und Eroberungen widerstanden haben, dieses Reich ändert sich auf das Wort eines christlichen Mönchs, der allein aus dem fernen Europa herausgereist ist; die tiefgewurzeltsten Vorurtheile, die ältesten Bräuche, ein durch die Jahrhunderte geheiligter Glaube. Alles das fällt und verschwindet vor dem bloßen Namen des Gottes des Evangeliums. Gerade in diesem Augenblicke, wo wir schreiben, in dem Augenblicke, wo in Europa das Christenthum verfolgt wird, breitet es sich in China weiter aus. Das Feuer, das man erloschen glaubte, lodert auf's Neue gen Himmel empor, wie es stets nach Verfolgungen der Fall ist. Als man in Frankreich die Geistlichen niedermetzelte und ihrer Güter und Ehren sie beraubte, da gab es geheime Priesterweihen ohne Zahl; die verbannten Bischöffe sahen sich häufig genöthigt, jungen Leuten, welche sich zum Märtyrthum hinzudrängen wollten, die Weihe zu versagen. Dies beweist zum tausendsten Male wie Diejenigen, welche das Christenthum durch Errichtung von Scheiterhaufen zu vernichten glaubten, seinen Geist völlig verkannt haben. In geradem Gegensatze zu den menschlichen Schöpfungen, welche ihrer Natur nach unter Leiden und Verfolgungen zu Grunde

gehen, wächst die wahre Religion in der Widerwärtigkeit: Gott hat das nehmliche Siegel ihr aufgedrückt, wie der Tugend.

Viertes Capitel.

Die Missionen von Paraguay. Bekehrung der Wilden.*)

Während das Christenthum unter den Verehrern Fohi's glänzte, und andere Missionäre es den edlen Japanesen verkündigten oder an den Hof der Sultane trugen, sah man es, so zu sagen, bis in die Nester der Wälder Paraguays gleiten, um diese indianischen Völkerschaften zu zähmen, welche wie die Vögel, auf den Zweigen der Bäume lebten. Das ist doch gewiß ein seltsamer Cultus, welcher, sobald es ihm gefällt, die politischen und moralischen Gewalten mit einander vereint, und durch den Reichthum seiner Hülfsmittel Regierungsformen in's Dasein ruft, welche an Weisheit denen des Minos und Lykurg Nichts nachgeben. Noch besaß Europa nur barbarische durch die Zeit und den Zufall entstandene Staatseinrichtungen, als die christliche Religion in der neuen Welt die Wunder der antiken Gesetzgebungen zu neuem Leben erweckte. Die unstäten Horden der Wilden von Paraguay

---

*) Man vergleiche für die zwei folgenden Kapp. den 8. und 9. B. der erbaul. Briefe; Charlevoix Gesch. von Paraguay; Lozano's Gesch. der Gesellschaft Jesu in der Provinz Paraguay; Muratoris glückliches Christenthum; und Montesquieu's Geist der Gesetze.

ſetzten ſich feſt, und eine evangeliſche Republik trat auf den Ruf Gottes aus dem Schooße der Wüſte an's Tageslicht.

Und wer waren die großen Geiſter, welche dieſe Wunder hervorbrachten? Einfältige Jeſuiten, deren Plane häufig von dem Geiz ihrer Landsleute durchkreuzt wurden.

Es war in dem ſpaniſchen Amerika allgemein angenommene Sitte, die Indianer in einzelne Commando's zu theilen und ſie zu den Arbeiten in den Bergwerken zu verwenden. Umſonſt hatte die Ordens- und die Weltgeiſtlichkeit gegen dieſen ebenſo unpolitiſchen als barbariſchen Brauch Einſprache erhoben. Die Tribunale von Mexiko und Peru, ſo wie der Madrider Hof wiederhallten von den Klagen der Miſſionäre.

„Wir wollen, ſagten ſie zu den Koloniſten, uns keineswegs dem Gewinn widerſetzen, den ihr auf geſetzlichem Weg aus den Indianern ziehen könnt, aber ihr wiſſet ſelbſt, daß die Abſicht des Königs nie dahin gieng, daß ihr ſie als Sklaven betrachten ſollet, und daß das göttliche Geſetz euch dieſes verbietet. — Wir glauben nicht, daß es erlaubt ſei, ihre Freiheit anzutaſten, auf welche ſie ein natürliches Recht beſitzen, das ihnen unter keinem Vorwande ſtreitig gemacht werden kann.“ (Charlevoix, Geſch. von Parag. Bd. II.)

Am Fuße der Cordilleras nach der Seite des atlantiſchen Meeres hin zwiſchen dem Orinocko und dem Rio de la Plata war noch ein Land voll Wilder übrig, in welches die Spanier ihre Verwüſtung noch nicht ausgedehnt hatten. In dieſen Wäldern unternahmen es die Miſſionäre, eine chriſtliche Republik zu gründen und wenigſtens einer kleinen Anzahl

von Indianern das Glück zu verschaffen, welches sie nicht im Stande waren Allen zuzuwenden.

Zuerst suchten sie von dem spanischen Hofe die Freiheit der Indianer herauszuschlagen, deren Vereinigung ihnen gelingen würde. Bei der Nachricht von diesem Schritte erhoben sich die Ansiedler, und nur durch List und Gewandtheit konnten die Jesuiten die Erlaubniß erhalten, ihr Blut in den Einöden der neuen Welt zu vergießen. Endlich hatten sie über die menschliche Begierde und Bosheit gesiegt, und schifften sich über einem der edelsten Plane sinnend, welche je ein Menschenherz gefaßt hat, nach dem Rio de la Plata ein.

Dieser Fluß nimmt einen anderen auf, welcher dem Land und den Missionen, von deren Geschichte wir hier handeln, seinen Namen gegeben hat. Paraguay bezeichnet in der Sprache der Wilden einen gekrönten Fluß, denn der Paraguay entspringt aus dem See Xarayes, der seine Krone vorstellt. Ehe er das Gewässer des La Plata vermehrt, nimmt derselbe den Parama und den Uraguay auf. Wälder, welche andere vor Alter dahingesunkene Urwälder in sich bergen, Sümpfe und Ebenen, welche in der Regenzeit völlig unter Wasser gesetzt sind, Gebirge, welche Einöden über den Einöden aufthürmen, bilden einen Theil der Gegenden, welche der Paraguay bewässert. Alle Arten von Wild trifft man dort neben den Tigern und Bären im Ueberfluß. Die Gehölze sind voll Bienen, welche ein sehr weißes Wachs und einen sehr gewürzigen Honig liefern. Man sieht daselbst auch Vögel mit glänzendem Gefieder, welche zwischen dem Grün der Bäume großen rothen und blauen Blumen gleichen. Ein französischer Missionär, der sich in

diesen Einöden verirrt hatte, entwirft davon folgendes Gemälde:

„Ich setzte meinen Weg fort, ohne zu wissen, wohin er mich führen würde, und ohne Jemand zu treffen, der mir hätte Auskunft darüber geben können. Manchmal traf ich mitten in den Wäldern ganz zauberische Stellen. Was nur Studium und Fleiß ersinnen und hervorbringen kann, um einen Ort angenehm zu machen, reicht bei Weitem nicht an die Schönheiten, welche die einfache Natur hier vereinigt hatte.

„Diese reizenden Gegenden riefen mir die Vorstellungen in's Gedächtniß, welche ich ehedem beim Lesen der Lebensbeschreibungen der alten Einsiedler in der Thebais mir gemacht hatte. Es kam mir sogar der Gedanke, in diesen Wäldern wohin mich die Vorsehung geführt hatte, den Rest meiner Tage zuzubringen, um, ferne von allem Verkehr mit den Menschen, einzig mit meinem Seelenheil mich zu beschäftigen. Allein da ich nicht Herr meines Schicksals war, und die Befehle des Herrn mir ganz gewiß durch die meiner Oberen vorgezeichnet waren, so verwarf ich diesen Gedanken als eine Täuschung." (Erb. Br. Bd. VIII.)

Diesen einsamen Gegenden glichen die Indianer, welche man in denselben traf, nur von ihrer abschreckenden Seite. Diese stumpfe, dumme und wilde Völkerschaft zeigte den durch den Sündenfall entarteten Menschen in seiner ganzen Häßlichkeit. Nichts beweist stärker die Verderbniß menschlicher Natur, als die Kleinheit des Wilden in der Größe der Wüste.

Von Buenos-Ayros aus schifften die Missionäre den Rio de la Plata hinauf bis in den Paraguay, von

deſſen Gewäſſern aus ſie ſich in die Wälder zerſtreuten. Die alten Berichte ſchildern ſie uns mit einem Brevier unter dem linken Arm und einem großen Kreuz in der Rechten, ohne einen anderen Vorrath als ihr Vertrauen auf Gott. Sie zeigen uns dieſe Männer, wie ſie ſich durch die Waldungen Bahn brechen, wie ſie bis zum Gürtel im Waſſer über die Sumpfländer hinziehen, über ſteile Felſen ſteigen und in Höhlen und Abgründe dringen auf die Gefahr hin, ſtatt der Menſchen, die ſie ſuchen, Schlangen und wilde Thiere zu treffen.

Mehrere von ihnen ſtarben auf dieſen Zügen aus Hunger und Anſtrengung; Andere wurden von den Wilden geſchlachtet und verzehrt. Pater Lizardi wurde von Pfeilen durchbohrt auf einem Felſen gefunden; ſein Leichnam war bereits von den Raubvögeln halb aufgefreſſen, und ſein Brevier lag neben ihm aufgeſchlagen gerade an der Stelle, wo das Todtenamt ſtand. Wenn ein Miſſionär die Ueberreſte eines ſeiner Genoſſen auf ſolche Weiſe traf, ſo beeilte er ſich, demſelben die letzte Ehre zu erweiſen, und ſang voll inniger Freude ein einſames Tedeum auf dem Grabe des Märtyrers.

Aehnliche Auftritte, die ſich alle Tage wiederholten, ſetzten die barbariſchen Horden in Erſtaunen. Manchmal blieben ſie bei dem unbekannten Prieſter ſtehen, welcher von Gott mit ihnen redete, und ſchauten zu dem Himmel empor, auf welchen der Apoſtel ſie hinwies; manchmal flohen ſie vor ihm, wie vor einem Zauberer, und fühlten ſich von einem unerklärlichen Schrecken ergriffen. Der Ordensbruder gieng ihnen nach, die Hände im Namen Jeſu ihnen darreichend. Konnte

er ſie nicht zum Stehen bringen, ſo pflanzte er ſein Kreuz an einem offenen Platz auf und verſteckte ſich im Gehölze. Allmählig kamen die Wilden herbei, um das Panier des Friedens zu unterſuchen, das in der Einſamkeit ſich erhob. Ein geheimer Magnet ſchien ſie zu dieſem Zeichen ihres Heiles hinzuziehen. Da trat der Miſſionär plötzlich aus ſeinem Hinterhalte hervor, und die Ueberraſchung der Barbaren benützend, lud er ſie ein, ihr elendes Leben zu verlaſſen, um die Annehmlichkeiten der Geſellſchaft zu genießen.

Sobald die Jeſuiten einmal einige Indianer an ſich gezogen hatten, fiengen ſie an, durch ein anderes Mittel es zu verſuchen, Seelen zu gewinnen.

Sie hatten bemerkt, daß die Wilden an dieſen Geſtaden ſehr empfänglich für die Muſik waren; man ſagt ſelbſt, das Waſſer des Paraguay mache die Stimme ſchöner. Die Miſſionäre ſchifften ſich alſo in ihren Piroguen mit den Neubekehrten ein und fuhren Lieder ſingend die Flüſſe hinauf. Die jungen Chriſten wiederholten die Weiſen, wie zahme Vögel ſingen, um wilde Vögel in die Netze des Vogelſtellers zu locken. Die Indianer giengen in die liebliche Schlinge. Sie ſtiegen von ihren Bergen herab und liefen an's Ufer der Flüſſe, um die Töne beſſer zu hören. Mehrere warfen ſich ſogar in die Wellen, und folgten ſchwimmend dem bezauberten Fahrzeug. Pfeil und Bogen entfielen der Hand des Wilden. Der Vorſchmack der geſelligen Tugenden und die erſten Freuden der Menſchlichkeit bewältigten ſeine Seele; er ſah ſein Weib nnd ſein Kind vor unbekannter Luſt weinen; und nach kurzer Friſt ſank er, von einem unwiderſtehlichen Reize bezwungen an den Fuß des Kreuzes hin und miſchte Ströme

von Thränen in die Waſſer der Wiedergeburt, die über ſein Haupt floßen.

Auf ſolche Weiſe verwirklichte die chriſtliche Religion in den Wäldern Amerikas, was die Fabel von Amphion und Orpheus erzählt: eine ſo natürliche Bemerkung, daß ſie ſich ſchon den Miſſionären aufdrängte; ſo ſicher iſt es, daß man hier nur die Wahrheit ſagt, während man eine Erdichtung zu erzählen ſcheint.

Fünftes Capitel.

Fortſetzung von den Miſſionen in Paraguay. Chriſtliche Republik. Glück der Indianer.

Die erſten Wilden, welche der Ruf der Jeſuiten ſammelte, waren die Guaranis, Völkerſchaften, die über die Ufer des Paranapane, des Pirape und Uraguay verbreitet waren. Sie vereinten ſich in einen Flecken unter der Leitung der Patres Maceta und Cataldino, deren Namen billiger Weiſe unter denen der Wohlthäter des Menſchengeſchlechts aufbewahrt werden ſollten. Dieſer Flecken wurde Loretto genannt, und als in der Folgezeit immer mehr indiſche Kirchen ſich erhoben, ſo begrief man ſie unter dem Namen Reductionen. Derſelben zählte man in wenig Jahren gegen dreißig, und dieſe bildeten unter ſich jene chriſtliche Republik, welche ein in der neuen Welt entdecktes Ueberbleibſel des Alterthums zu ſein ſchien. Sie haben unter unſeren Augen die Rom und Griechenland bekannte Wahrheit

bestätigt, daß man mit der Religion und nicht mit abstrakten philosophischen Grundsätzen die Menschen civilisirt und die Reiche gründet.

Jeder Flecken wurde von zwei Missionären regiert, welche die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten der kleinen Republiken leiteten. Kein Fremder durfte über drei Tage da bleiben; und um jede Vertraulichkeit abzuschneiden, welche die Sitten der jungen Christen hätte verderben können, war es verboten, spanisch sprechen zu lernen; doch konnten die Neubekehrten diese Sprache richtig lesen und schreiben.

In jeder Reduction gab es zwei Schulen; die eine war für die Elemente aller Wissenschaften, die andere für Tanz und Musik bestimmt. Letztere Kunst, welche auch den Gesetzen der alten Republiken zur Grundlage diente, wurde namentlich von den Guaranis geübt, welche selber Orgeln, Harfen, Flöten, Guitarren und unsere Kriegsinstrumente zu verfertigen wußten.

Sobald ein Kind das Alter von sieben Jahren erreicht hatte, studirten die zwei Ordensbrüder seinen Charakter. Schien er zu mechanischen Arbeiten tauglich, so brachte man es in eine der Werkstätten der Reduction, und zwar gerade in diejenige, wohin es seine Neigung zog. Es wurde Goldschmid, Vergolder, Uhrmacher, Schlosser, Zimmermann, Schreiner, Weber, Gießer. In diesen Werkstätten waren die Jesuiten selber die ersten Lehrmeister; diese Väter hatten die nützlichen Künste ausdrücklich gelernt, um ihre Indianer darin zu unterweisen, ohne dabei zu Fremden ihre Zuflucht nehmen zu müssen.

Die Jünglinge, welche den Ackerbau den Handwerken

vorzogen, wurden in die Zunft der Landbauer eingetheilt, und diejenigen, welche eine Vorliebe für ihr früheres Wanderleben behalten hatten, zogen mit den Heerden im Land umher.

Die Frauen arbeiteten abgesondert von den Männern im Innern ihrer Haushaltungen. Zu Anfang jeder Woche theilte man eine gewisse Menge Wolle oder Baumwolle unter sie aus, welche sie am Samstag Abend zu weiterer Verarbeitung fertig abliefern mußten. Auch widmeten sie sich ländlichen Geschäften, welche ihre freie Zeit ausfüllten, ohne ihre Kräfte zu übersteigen.

Oeffentliche Märkte gab es keine in den Flecken; an bestimmten Tagen gab man jeder Familie die nöthigen Lebensbedürfnisse. Einer der beiden Missionäre wachte darüber, daß die einzelnen Antheile im Verhältnisse zu der Anzahl der Köpfe in jeder Hütte standen.

Mit einer Glocke wurde das Zeichen zum Beginnen und zum Endigen der Arbeiten gegeben. Dieselbe ließ sich beim ersten Strahle der Morgenröthe hören. Alsbald versammelten sich die Kinder in der Kirche, wo ihr Morgen-Concert, wie das der kleinen Vögel bis zu Sonnenaufgang dauerte. Männer und Frauen wohnten indeß der Messe an, von wo aus sie sich an ihre Arbeiten begaben. Gegen Sonnenuntergang rief die Glocke die neuen Bürger wiederum an den Altar, und man sang das Abendgebet in zwei Chören und mit vollständiger Musikbegleitung.

Das Land war in mehrere Loose abgetheilt, und jede Familie baute eines dieser Loose für ihren Bedarf. Außerdem gab es ein öffentliches Feld, das Gottes Besitzthum

hieß.*) Der Ertrag dieſer gemeinſchaftlichen Güter war zur Aushülfe bei ſchlechten Ernten, und zur Unterſtützung der Wittwen, der Waiſen und der Kranken beſtimmt. Auch lieferte er die Mittel zum Kriegführen. Wenn beim Jahresſchluß vom Staatsſchatz Etwas übrig blieb, ſo verwandte man den Ueberſchuß auf die Bedürfniſſe des Gottesdienſtes und zu Bezahlung des Tributs an den König von Spanien, an welchen jede Familie einen Goldgulden zu zahlen hatte.

Ein Kazike, oder Kriegshauptmann, ein Corregidor für die Rechtspflege, Regidoren und Alkaden für die Polizei und die Leitung der öffentlichen Arbeiten —: das waren die militäriſchen, bürgerlichen und Verwaltungs-Behörden der Reductionen. Dieſe obrigkeitlichen Perſonen wurden von der allgemeinen Bürgerverſammlung ernannt; aber es ſcheint, man habe nur zwiſchen den von den Miſſionären vorgeſchlagenen Männern wählen können. Es war dieß eine von dem Senat und Volke der Römer hergenommene Einrichtung. Ueberdieß gab es noch einen ſogenannten Fiskal, eine Art öffentlichen Cenſor, der von den Greiſen gewählt wurde. Er führte das Verzeichniß der waffenfähigen Mannſchaft. Ein Tonicute wachte über die Kinder; er führte ſie zur Kirche und begleitete ſie in die Schulen mit einem langen Stabe in der Hand. Er legte den Miſſionären Rechenſchaft ab über die Beobachtungen die er über die Sitten, den Charakter, die Anlagen und Fehler ſeiner Zöglinge gemacht hatte.

---

*) Anm. des Verf. Montesquieu hat ſich getäuſcht, wenn er glaubte, man habe in Paraguay Gütergemeinſchaft gehabt; man erſieht aus Obigem den Grund ſeines Irrthums.

Endlich war jeder Flecken auch in mehrere Quartiere eingetheilt, deren jedes einen Wächter hatte. Da die Indianer von Natur träge und unvorsichtig sind, so war ein Vorsteher des Ackerbaues damit beauftragt, die Pflüge zu untersuchen, und die Familienhäupter zur Bestellung ihrer Ländereien anzuhalten.

Im Fall einer Gesetzesübertretung wurde das erste Verge n mit einem geheimen Vorwurfe von Seite der Missionäre bestraft, das zweite mit einer öffentlichen Buße an der Kirchthüre, wie bei den ersten Gläubigen, das dritte mit dem Staupbesen. Aber in den anderthalb Jahrhunderten der Dauer dieser Republik kam kaum ein Beispiel davon vor, daß ein Indianer letztere Strafe verdient hätte. „Alle ihre Fehler, sagt Pater Charlevoix, sind Fehler von Kindern; sie bleiben dieß in vielen Dingen ihr Leben lang, und haben zudem alle guten Eigenschaften derselben."

Die Saumseligen wurden zur Bestellung eines größeren Theils der Allmanden verurtheilt; so wußte eine weise Haushaltung selbst die Fehler dieser unschuldigen Menschen zum Nutzen des gemeinen Wohls zu verwenden.

Man trug Sorge, die jungen Leute frühe zu verheirathen, um Ausschweifungen zu verhüten. Die Frauen, welche keine Kinder hatten, zogen sich während der Abwesenheit ihrer Männer in ein besonderes Haus zurück, das man Haus der Zuflucht hieß. Beide Geschlechter blieben ungefähr so, wie einst in den griechischen Republiken von einander getrennt; sie hatten in der Kirche besondere Bänke und verschiedene Thüren, durch welche sie ein- und ausgiengen, ohne zusammenzukommen.

Alles war vorgeſchrieben bis auf die Kleidung herab, welche der Beſcheidenheit Rechnung trug, ohne die Zierlichkeit zu beeinträchtigen. Die Frauen trugen ein weißes Kleid, das durch einen Gürtel gehalten wurde. Arme und Beine waren nackt. Das Haar ließen ſie herabwallen, ſo daß es ihnen als Schleier diente.

Die Männer waren bekleidet wie die alten Caſtilier. Wenn ſie zur Arbeit giengen, bedeckten ſie dieſes edle Gewand mit einem Ueberwurfe von weißer Leinwand. Diejenigen, welche ſich ſchon durch Muth ausgezeichnet hatten, oder durch andere Tugenden, trugen einen purpurfarbnen Ueberwurf.

Die Spanier und namentlich auch die Portugieſen in Braſilien machten Einfälle auf das Gebiet der chriſtlichen Republik und hoben oft Unglückliche auf, welche ſie in die Sklaverei wegführten. Entſchloſſen, dieſen Raubzügen ein Ende zu machen, erlangten die Jeſuiten durch gewandte Unterhandlungen von dem Madrider Hofe die Erlaubniß, ihre Neubekehrten zu bewaffnen. Sie verſchafften ſich das nöthige Material, richteten Kanonengießereien und Pulverfabriken ein und übten Diejenigen, welche man nicht im Frieden laſſen wollte, im Kriegsdienſte. Eine regelmäßige Landwehr verſammelte ſich jeden Montag, um vor einem Kaziken zu manövriren und die Revue zu paſſiren. Es waren für die Bogenſchützen, für die Lanzenträger, die Schleuderer, die Artilleriſten und Musketiere Preiſe ausgeſetzt. Als die Portugieſen wiederkamen, fanden ſie an der Stelle einiger feiger und zerſtreuter Landleute geſchloſſene Heerhaufen, welche ſie in Stücke hieben und bis an den Fuß ihrer Forts jagten.

Man bemerkte, daß die neugebildete Kriegsschaar niemals zurückwich und mitten im feindlichen Feuer ohne Verwirrung sich wieder sammelte. Sie war sogar von einem solchen Eifer beseelt, daß sie bei ihren kriegerischen Uebungen allzu hitzig wurde, und man oft, um Unglück zu verhüten, genöthigt war, dieselben zu unterbrechen.

So sah man also in Paraguay einen Staat, welcher ebensowohl die Gefahren einer durchaus kriegerischen Verfassung, wie der Lacedämonier war, als auch die Uebelstände einer durchaus friedlichen Gesellschaft vermied, wie wir dieselbe in der Brüderschaft der Quäcker finden. Die Aufgabe der Politik war gelöst: der Ackerbau, welcher begründet, und die Waffen, welche erhalten, waren in einem Ganzen vereinigt. Die Guaranis waren Landbauer, ohne Sklaven zu haben, und Krieger, ohne zu verwildern; und diese ungeheuren und erhabenen Vorzüge verdankten sie der christlichen Religion, denn unter dem Polytheismus hatten weder die Griechen noch die Römer ähnlicher Vorzüge sich erfreuen können.

Diese weise Mitte wurde durchgängig eingehalten. Die christliche Republik war weder ganz dem Landbau ergeben, noch ganz auf den Krieg eingerichtet, noch völlig ohne Wissenschaften und Handel; sie hatte von Allem ein wenig, namentlich aber Feste im Ueberfluß. Sie war weder düster, wie Sparta, noch leichtfertig, wie Athen; der Bürger war weder von Geschäften niedergedrückt, noch ganz von den Vergnügungen dahingenommen. Endlich hatten die Missionäre, während sie den großen Haufen auf die ersten Bedürfnisse des Lebens beschränkten, in der Heerde diejenigen Kinder zu

unterscheiden gewußt, welche die Natur für eine höhere Bestimmung ausgerüstet hatte. Sie hatten nach Plato's Rath, diejenigen, welche Genie verriethen, von den übrigen abgesondert, um sie in die höheren Künste und Wissenschaften einzuweihen. Diese auserlesenen Kinder nannte man die Congregation: sie wurden in einer Art von Seminar erzogen und zum Schweigen, zur Zurückgezogenheit und zum Studium mit gleicher Strenge, wie einst die Schüler des Pythagoras, angehalten. Es herrschte unter ihnen ein so großer Wetteifer, daß die bloße Drohung der Zurücksetzung in die gewöhnlichen Schulen einen Zögling in Verzweiflung stürzen konnte. Aus dieser Schaar der Vorzüglichen sollten einmal die Priester, die Obrigkeiten und Helden des Vaterlandes hervorgehen.

Die Flecken der Reduktionen nahmen einen geräumigen Platz ein, in der Regel am Ufer eines Flusses und in einer schönen Lage. Die Häuser waren gleichförmig einstockig und aus Steinen erbaut. Die Straßen waren breit und nach der Schnur gezogen. Mitten in dem Flecken befand sich der öffentliche Platz, der von der Kirche, dem Hause der Patres, dem Arsenal, dem öffentlichen Fruchtkasten, dem Hause der Zuflucht und dem Hospiz für die Fremden eingeschlossen wurde. Die Kirchen waren sehr schön und prächtig ausgeschmückt. Gemälde zwischen Gewinden von natürlichem Grün bedeckten die Mauern. An Festtagen besprengte man das Schiff mit wohlriechenden Wassern und bestreute den Chor mit Lianenblättern.

Hinter dem Tempel lag der Kirchhof, welcher ein längliches Viereck bildete und mit einer Brustmauer eingefaßt

war. Rings umher lief ein Baumgang von Palmen und Cypressen, der von anderen Alleen aus Citronen und Orangen-Bäumen der Länge nach durchschnitten war; die mittlere führte zu einer Kapelle worin man alle Montage eine Todtenmesse hielt.

Von dem Ende der Straßen des Dorfes aus liefen Alleen der schönsten und größten Bäume, welche sich bei anderen, im Feld erbauten und in der Ferne sichtbaren Kapellen endigten. Letztere waren das Ziel der Prozessionen an den hohen Festen.

Sonntags nach der Messe wurden die Verlobungen und Hochzeiten gefeiert, und Abends taufte man die Katechumenen und die Kinder.

Diese Taufen geschahen, wie in den ersten Zeiten der Kirche, durch dreimaliges Untertauchen unter feierlichen Gesängen, und die Täuflinge waren, wie damals in Leinwand gekleidet.

Die vornehmsten religiösen Feste kündigten sich durch eine außerordentliche Prachtverschwendung an. Am Abende zuvor wurden Freudenfeier angezündet und die Straßen beleuchtet, und die Kinder tanzten auf dem öffentlichen Platze. Am Morgen mit Tagesanbruch trat die Landwehr unter die Waffen. Der Kazike an ihrer Spitze ritt ein prächtiges Pferd unter einem Baldachin, den zwei Ritter zu beiden Seiten trugen. Mittags nach dem Gottesdienste gab man den Fremden, welche sich gerade in der Republik aufhielten, ein Fest und es war erlaubt, ein wenig Wein zu trinken. Abends wurden Ringelrennen veranstaltet, wobei die beiden Patres die Preise an die Sieger vertheilen halfen. Beim Anbruch

der Nacht gaben dieſelben das Zeichen zur Heimkehr, und die glücklichen und friedlichen Familien giengen nach Hauſe, um die Süßigkeiten des Schlummers zu koſten.

Mitten in dieſen Urwäldern bot unter dieſem alterthümlichen Völkchen namentlich das Fronleichnamsfeſt ein außerordentliches Schauſpiel dar. Die Jeſuiten hatten dabei Tänze nach griechiſcher Weiſe eingeführt, weil bei der großen Unſchuld dieſer Chriſten Nichts für die Sittlichkeit zu befürchten war. Wir ändern an der Beſchreibung nichts, welche Pater Charlevoix davon entworfen hat.

Ich habe bereits bemerkt, daß man bei dieſem Feſte nichts Koſtbares erblickt; aber alle Schönheiten der einfachen Natur ſind in einer Mannigfaltigkeit angebracht, welche ſie in ihrem hellſten Lichte darſtellt; ſie erſcheint bei dieſer Gelegenheit, wenn ich ſo ſagen darf, ganz lebendig; denn auf den Blüthen und Zweigen der Bäume, aus welchen die Triumphbogen beſtehen, unter denen das Allerheiligſte hindurchgetragen wird, ſieht man Vögel von allen Farben flattern, welche mit ihren Klauen an ſo langen Fäden angebunden ſind, daß es ſcheint, als haben ſie ihre volle Freiheit und ſeien von ſelber gekommen, um ihr Gezwitſcher mit dem Geſang der Muſiker und des ganzen Volkes zu vereinigen und auf ihre Weiſe Den zu ſegnen, deſſen Vorſehung ſie niemals vergißt. — —

„In Zwiſchenräumen ſieht man Tiger und Löwen in ſtarken Ketten, damit ſie das Feſt nicht ſtören können, und ſehr ſchöne Fiſche, welche in großen Waſſerbehältern ſpielen. Mit einem Worte: alle Gattungen von lebendigen Geſchöpfen treten dabei, gleichſam als Abgeſandte auf, um dem Gott-

menschen in seinem hochheiligen Sakramente ihre Huldigungen darzubringen.

„Auch führt man bei diesem Prachtzuge Alles auf, womit man bei den großen Lustbarkeiten einander erfreut, ebenso die Erstlinge aller Ernten, um sie dem Herrn darzubringen, und den Saamen zur Aussaat, damit Er seinen Segen dazu gebe. Der Gesang der Vögel, das Brüllen der Löwen, das Knirschen der Tiger, Alles stimmt ohne Disharmonie zusammen und bildet ein einziges Conzert. — —

„Sobald das heilige Sakrament in die Kirche zurückgebracht ist, reicht man den Missionären allerlei Eßwaaren, welche unterwegs vor dem Sakrament ausgestellt waren. Das beste davon lassen dieselben den Kranken bringen, das Uebrige wird unter die Einwohner des Fleckens vertheilt. Abends brennt man ein Feuerwerk ab, was bei allen großen Feierlichkeiten und am Tage der öffentlichen Lustbarkeiten regelmäßig geschieht."

Bei einer so väterlichen, dem einfachen und prachtliebenden Geiste des Wilden so entsprechenden Regierung, darf man sich nicht wundern, daß die jungen Christen die reinsten und glücklichsten der Menschen waren. Die Aenderung ihrer Sitten war ein Wunder, das im Angesicht der neuen Welt vor sich gieng. Der Geist der Grausamkeit und Rache, die Versunkenheit in die gröbsten Laster, wodurch die indianischen Horden sich auszeichneten, hatten sich umgewandelt in einen Geist der Milde, der Geduld, der Keuschheit. Man möge nach der naiven Bemerkung des Bischoff's von Buenos-Aires ihre Tugenden beurtheilen: Herr, schreibt derselbe an Philipp V., unter diesen zahlreichen indianischen Völkerschaften

welche von Natur zu allen möglichen Lastern geneigt sind, herrscht eine so große Unschuld, daß ich überzeugt bin, es komme keine einzige Todsünde unter ihnen vor."

Bei diesen christlichen Wilden sah man weder Prozeß noch Klagen; das Mein und Dein war nicht einmal bekannt! denn, wie Charlevoix bemerkt, stets bereit sein, das Wenige, was man hat, mit den Dürftigen zu theilen, das heißt so viel, als Nichts für sich haben. Reichlich versehen mit den Bedürfnissen des Lebens, regiert von denselben Männern, welche sie aus der Barbarei gezogen hatten, und welche sie mit vollem Rechte für göttliche Wesen ansahen, in ihren Familien und ihrem Vaterlande die süßesten Gefühle der Natur genießend, die Vortheile des bürgerlichen Lebens und die Reize der Gesellschaft kennend, ohne die der Einsamkeit verloren zu haben: konnten diese Indianer sich rühmen, ein Glück zu genießen, wie es noch kein ähnliches auf der Erde gegeben hatte. Gastfreundlichkeit, Freundschaft, Gerechtigkeit und alle zarten Tugenden flossen auf den Ruf der Religion so natürlich aus ihren Herzen, wie die Oelbäume beim Wehen des Südwindes von selbst ihre reifen Früchte fallen lassen. Mit einem einzigen Wort hat Muratori diese christliche Republik gemalt, indem er seiner Beschreibung von derselben den Titel gab: Il Cristianesimo felice, das glückliche Christenthum.

Es scheint uns, wer diese Geschichte liest, den könne nur ein Verlangen beseelen, nehmlich das, über die Meere zu setzen, um fern von allen Wirren und Revolutionen ein zurückgezogenes Leben in den Hütten dieser Wilden und ein friedliches Grab unter den Palmen ihrer Kirchhöfe zu suchen.

Aber um den Menschen den Schmerzen zu entreißen, die

ihn verfolgen, dazu sind die Wüsten nicht tief, die Meere nicht weit genug. So oft man die glückliche Lage eines Volkes schildert, muß man allemal zu der Katastrophe desselben kommen: mitten unter den lachendsten Gemälden wird das Herz des Schriftstellers durch die Betrachtung gepreßt, die ihm beständig vorschwebt: Alles das ist nicht mehr. Paraguay's Missionen sind zerstört. Die mit so vieler Mühe gesammelten Wilden irren wiederum in den Wäldern umher, oder sind lebendig begraben in den Eingeweiden der Erde. Man hat die Zerstörung eines der schönsten Werke, die je aus der Hand der Menschen hervorgegangen sind, mit Beifall aufgenommen. Es war dasselbe eine Schöpfung des Christenthums, eine Ernte mit dem Blute der Apostel gedüngt: und darum verdiente es nur Haß und Verachtung! Indeß, gerade während wir darüber triumphiren, daß die Indianer in der neuen Welt in die Sklaverei zurücksinken, wiederhallt Europa von dem Geräusch unserer Philantropie und Freiheitsliebe. Diese schmähliche Veränderlichkeit der menschlichen Natur, je nachdem sie von entgegengesetzten Leidenschaften bewegt wird, schlägt den Muth der Seele nieder und würde schlecht machen, wenn man zu lange die Augen darauf heftete. Sagen wir also lieber, wir seien schwache Geschöpfe, Gottes Wege seien unerforschlich, und er finde es gut seinen Diener zu prüfen. Während wir hier seufzen, beten ohne Zweifel die einfältigen Christen von Paraguay, in den Minen von Potosi schmachtend, die Hand an, welche sie geschlagen hat, und erwerben sich durch geduldige Ertragung ihrer Leiden einen Platz in der Stadt der Heiligen, welche geborgen ist vor den Verfolgungen der Menschen.

Sechstes Capitel.

Missionen in Guiana.

Wenn die bisher besprochenen Missionen durch ihre Großartigkeit in Erstaunen setzen, so gibt es noch andere, welche, obschon minder bekannt, darum doch nicht minder anziehend sind. Oft liebt es der König aller Könige, in einer dunkeln Hütte und auf dem Grabe eines Armen den Reichthum seiner Gnade und seiner Wunder auszuschütten. Steigt man nördlich von Paraguay gegen das Innere von Canada hinauf, so trifft man da eine Menge kleiner Missionen, wo nicht der Neubekehrte durch Civilisation sich dem Apostel anschloß, sondern wo der Apostel zum Wilden wurde, um dem Neubekehrten zu folgen. Französische Ordensgeistliche waren an der Spitze dieser Wanderkirchen, deren Gefahren und Beweglichkeit ganz wie gemacht schienen für unsern Muth und unser Wesen.

Der Jesuite, Pater Creuilli gründete die Missionen von Cayenne, was er zur Unterstützung der Neger und Wilden that, scheint über die menschlichen Kräfte zu gehen. Pater Lombard und Pater Namette folgten den Fußstapfen dieses heiligen Mannes und drangen in die Sümpfe von Guiana. Sie machten sich bei dem indianischen Stamme der Galibis beliebt, indem sie der Hebung ihrer Drangsale sich widmeten, und erhielten endlich einige Kinder von ihnen, welche sie in der christlichen Religion erzogen. Nach ihrer Rückkehr in ihre Wälder predigten diese civilisirten Kinder das Evangelium

ihren alten wilden Eltern, welche sich gerne von der Beredtsamkeit dieser neuen Missionäre rühren ließen. Die Katechumenen versammelten sich in einem Orte, der Kuru hieß, und wo Pater Lombard mit zwei Negern eine Behausung erbaut hatten. Als der Flecken von Tag zu Tag größer wurde, beschloß man eine Kirche zu bauen. Doch wie sollte man den Baumeister, einen Zimmermann aus Cayenne bezahlen, welcher fünfzehnhundert Franken für die Kosten der Unternehmung forderte? Der Missionär und seine Neubekehrten waren zwar reich an Tugenden, aber sonst die ärmsten aller Menschen. Der Glaube und die Liebe sind erfinderisch; die Galibis machten sich anheischig, sieben Piroguen auszuhöhlen, welche der Zimmermann auf der Stelle für zweihundert Franken eine jede annahm. Um die Summe voll zu machen, spannen die Frauen so viel Baumwolle, als man zu acht Hängematten bedurfte. Zwanzig andere Wilde dienten freiwillig einem Pflanzer so lange als Sclaven, als dessen zwei Neger, welche er herzuleihen einwilligte, mit dem Sägen der Bretter zum Dache des Gebäudes beschäftigt waren. So wurde Alles in's Reine gebracht, und Gott hatte einen Tempel in der Einöde.

Der, welcher von Ewigkeit her alle Verhältnisse zuvor versehen, enthüllte an jenen Gestaden einen der Plane, welche in ihren Anfängen dem Scharfblicke der Menschen sich entziehen, und in deren Tiefe man erst in dem Augenblick eindringt, wo sie zur Ausführung gelangen. Als Pater Lombard vor mehr als hundert Jahren den Grund zu seiner Mission bei den Galibis legte, da wußte er nicht, daß er Wilde zur einstigen Aufnahme von Märtyrern des Glaubens

geneigt mache, und die Einöden einer neuen Thebais für die verfolgte Religion zurichte. Welcher Stoff zu ernsten Betrachtungen! Billaud von Varenne und Pichegru, der Tyrann und das Schlachtopfer, in demselben Hause zu Synnamary, ohne daß selbst das äußerste Elend ihre Herzen vereinigt hätte; unvergänglicher Haß zwischen den Genossen derselben Bande, und das Knirschen der Unglücklichen, die geneigt sind, sich zu zerreißen, neben dem Gebrülle der Tiger in den Wäldern der neuen Welt!

Man betrachte mitten unter diesem Toben der Leidenschaften die evangelische Ruhe und Heiterkeit der Bekenner Jesu Christi, die zu den Neubekehrten Guineas vorschlagen, unter christlichen Barbaren das Mitleid finden, welches ihnen Franzosen versagt hatten; arme barmherzige Schwestern, welche sich nur darum in ein menschenfressendes Klima verbannt zu haben scheinen um einen Collot von Herbois auf seinem Sterbebette zu erwarten und ihn mit aller Sorgfalt ~~christlicher Nächstenliebe~~ zu verpflegen; diese heiligen Frauen, die in ihrer Menschenfreundlichkeit keinen Unterschied machen zwischen dem Schuldigen und Unschuldigen; die für Alle Thränen vergießen und sowohl für die Verfolger seines Namens, als für die Märtyrer seines Dienstes Gott um Hülfe anflehen: welche Lehre! welches Gemälde! wie unglücklich sind die Menschen; wie schön ist die Religion!

Siebentes Capitel.

Miſſionen auf den Antillen.

Die Niederlaſſungen auf den Antillen oder Vorinſeln (Ant-Iles), ſo genannt, weil man ſie beim Einlaufen in den merikaniſchen Meerbuſen zuerſt begegnet, gehen nicht weiter zurück als bis zum Jahr 1627, in die Zeit, wo Herr von Enambuc auf der St. Chriſtophs-Inſel ein Fort erbaute und einige Familien zurückließ.

Es war damals Sitte, auf den fernen Niederlaſſungen Miſſionäre als Pfarrer anzuſtellen, damit die Religion an dem Geiſt der Unverzagtheit und Abenteuerlichkeit einigermaßen Theil hätte, welcher die erſten Glücksritter in der neuen Welt auszeichnete. Die Predigerbrüder, von der Congregation des heiligen Ludwig, die Karmeliter, die Kapuziner und Jeſuiten widmeten ſich dem Unterrichte der Karaiben und Neger, und allen den Arbeiten, welche unſere jungen Kolonien auf St. Chriſtoph, Guadeloupe, Martinique und St. Domingo erheiſchten.

Man kennt bis auf den heutigen Tag keine vollſtändigere und genügendere Geſchichte der Antillen als die von Pater Dutertre, einem Miſſionär von der Congregation des heiligen Ludwig.

„Die Karaiben, ſagt er, ſind große Träumer; ſie haben in ihrem Geſicht einen düſtern und melancholiſchen Ausdruck; einen vollen halben Tag können ſie auf einer Felsſpitze oder auf dem Strande ſitzen, ſtarr auf die Erde oder das Meer

blickend, ohne ein Wort zu ſprechen. — — — Sie haben ein wohlwollendes, ſanftes, theilnehmendes und mitleidiges Herz, das ſie ſehr oft über die Drangſale von uns Franzoſen ſelbſt Thränen vergießen läßt, während ſie nur gegen ihre geſchworenen Feinde grauſam ſind.

„Die Mütter lieben ihre Kinder zärtlich und ſind in beſtändiger Unruhe, um alles, was ihnen Mißliches zuſtoßen könnte von ihnen abzuhalten; ſie halten ſie faſt immer, ſelbſt die Nacht über an ihre Brüſte, und es iſt ein wahres Wunder, daß ſie in ihren ſehr unbequemen Hängematten niemals eines erdrücken. — — Auf allen ihren Reiſen zu Land oder zur See tragen ſie dieſelben unter ihren Armen mit ſich in einem baumwollenen Bettchen, das an einer über der Schulter feſtgebundenen Schärpe hängt, ſo daß ſie den Gegenſtand ihrer Sorgen ſtets vor Augen haben.“ (Geſch. der Antillen, Band II.)

Man glaubt ein Stück aus Plutarch in Amyots Ueberſetzung zu leſen.

Da Pater Dutertre von Natur geneigt iſt, die Gegenſtände von ihrer einfachen und zärtlichen Seite in's Auge zu faſſen, ſo erregt er unfehlbar Rührung, ſo oft er von den Negern redet. Indeß ſtellt er ſie keineswegs nach Art der Philanthropen als die tugendhafteſten Menſchen dar, aber es ſpricht ſich in ſeinen Schilderungen von ihrer Erfindungsweiſe tiefes Gefühl, herzliches Wohlwollen und bewundernswürdige Vernünftigkeit aus.

„Auf Guadeloupe, ſagt er, lebte eine junge Negerin, welcher ihre elende Lage ſo zu Herzen gieng, daß ſie trotz der Aufforderungen ihres Herrn ſich niemals entſchließen konnte,

einen seiner Neger zu heirathen. — — Sie wartete, bis der Pater sie (am Altare) fragte, ob sie Diesen zum Gatten wolle, worauf sie mit einer Festigkeit, die uns in Erstaunen setzte, erwiderte: „Nein, mein Vater, ich will weder Diesen, noch irgend einen Andern, ich habe genug daran, für meine Person unglücklich zu sein, ohne Kinder auf die Welt zu bringen, die vielleicht noch unglücklicher würden, als ich und deren Elend mich viel mehr schmerzen müßte, als mein eigenes." Sie blieb auch standhaft in ihrem jungfräulichen Stande und man nannte sie in der Regel das Mädchen von den Inseln."

Im Verlaufe schildert der gute Pater die Sitten der Neger, ihre kleinen Haushaltungen und ihre liebenswürdige Zärtlichkeit gegen ihre Kinder. Zwischen seinen Bericht mischt er Denksprüche von Seneka, worin derselbe von der Einfalt redet, welche in den Hütten der Völker des goldenen Zeitalters herrschte, sodann führt er Plato an, oder vielmehr Homer, welcher sagt, die Götter nehmen der Sclaverei die Hälfte ihrer drückenden Macht:

Dimidium mentis Jupiter illis aufert.

Endlich vergleicht er den wilden Karaiben in der Freiheit mit dem wilden Neger in der Sclaverei und zeigt, wie das Christenthum dem Letzteren seine Leiden ertragen helfe.

Es war in diesem Jahrhundert Mode, die Priester der Vorliebe für die Sclaverei anzuklagen, und sie zu beschuldigen, sie begünstigen überhaupt die Unterdrückung ihrer Mitmenschen, und doch ist es ausgemacht, daß Niemand zu Gunsten der Sclaven, der Geringen und Armen so muthig und kräftig seine Stimme erhoben hat, als die Kirchenschriftsteller.

Unabläßig behaupteten sie, daß die Freiheit ein unveräußerliches Recht des Christen sei. Der protestantische Pflanzer, überzeugt von dieser Wahrheit, taufte deßhalb, um seine Habsucht mit seinem Gewissen in Einklang zu bringen, seine Neger nicht, bevor sie auf dem Punkte waren zu sterben, ja er ließ sie oft, aus Furcht, sie möchten von ihrer Krankheit wieder genesen, und dann als Christen ihre Freiheit ansprechen, im Heidenthum sterben. Hier zeigt sich die Religion ebenso schön, als der Geiz in häßlichem Lichte erscheint.

Der gefühlvolle und religiöse Ton, in welchem die Missionäre von den Negern in unseren Kolonien sprechen, war der einzige, der mit der Vernunft und Menschlichkeit übereinstimmte. Er machte die Herren mitleidiger und die Sclaven tugendhafter; er diente der Sache des Menschengeschlechtes, ohne dem Vaterlande zu schaden und ohne die Ordnung und das Eigenthumsrecht über den Haufen zu werfen. Mit großen Worten hat man Alles verdorben. Man hat selbst das Mitleid ausgelöscht: denn wer möchte noch die Sache der Schwarzen verfechten, nach den Verbrechen, welche sie begangen haben? So viel Unheil haben wir angerichtet! so sehr haben wir der schönsten und gerechtesten Sache Eintrag gethan!

Was die Naturgeschichte betrifft, so zeichnet manchmal Pater Dutertre ein ganzes Thier mit einem einzigen Zuge: er nennt z. B. den Kolibri eine Himmelsblume. Pater Commire hat folgenden Vers auf den Schmetterling gemacht:

Florem putares nare per liquidum æthera.

„Die Federn des Flammingo (des Flammenden) sagt er an einer anderen Stelle, haben eine hochrosenrothe Farbe,

und wenn er gegen die Sonne fliegt, so scheint er gleich einem Feuerbrand Flammen auszuwerfen."

Den Flug eines Vogels hat Buffon nicht besser geschildert, als der Geschichtschreiber der Antillen: „Dieser Vogel (die Fregatte genannt) hebt sich nur mit großer Mühe über die Zweige empor; wenn er aber einmal im Fluge ist, dann sieht man ihn ganz ruhig die Luft durchschneiden mit ausgebreiteten Flügeln, die er fast nicht bewegt, und ohne im Geringsten müde zu werden. Wenn ihn bisweilen ein schwerer Regen oder ungestüme Winde belästigen, so durchschneidet er die Wolken und schwingt sich in die mittlere Region der Luft empor und entzieht sich den Blicken der Menschen."

Das Weibchen des Kolibri beschreibt er beim Bau ihres Nestes auf folgende Weise:

„— — Es kartätscht, so zu sagen, alle Baumwolle, welche ihm das Männchen zuträgt, und zertheilt sie gleichsam Faser für Faser mit seinem Schnabel und seinen Füßchen; dann baut es daraus sein Nest, welches nicht größer ist als die halbe Schale eines Taubeneis. Bei Errichtung dieses kleinen Baues macht es tausend kleine Wendungen, indem es mit seinem Halse den Rand und mit seinem Schwanze das Innere des Nestes glättet.

„— — — Ich konnte nie beobachten, worin die Aezung bestehe, welche die Mutter ihnen bringt, wenn sie nicht anders ihnen nur ihre Zunge zum Saugen reicht, welche meiner Meinung nach voll von dem Honigsaft ist, den sie aus den Blumen zieht."

Wenn die Vollendung in der Kunst zu schildern darin besteht, daß man eine genaue Vorstellung von den Gegen-

ständen gibt und sie doch in einem angenehmen Licht erscheinen läßt, so hat sicherlich der Missionär der Antillen diese Vollendung erreicht.

Achtes Capitel.

Missionen in Neu-Frankreich.

Bei den Missionen in Californien wollen wir uns nicht aufhalten, weil dieselben keinen eigenthümlichen Charakter darbieten; eben so wenig bei denen in Luisiana, welche mit den gefährlichen Missionen in Canada zusammenfallen, wo die Unerschrockenheit der Apostel Jesu Christi in vollem Glanze sich herausstellte.

Als die Franzosen unter der Anführung Champelain's den St. Lorenzo-Fluß hinaufzogen, fanden sie in den Wäldern Canada's Wilde von ganz anderer Art hausen, als die man bisher in der neuen Welt kennen gelernt hatte. Es waren kräftige, muthvolle Männer, stolz auf ihre Unabhängigkeit, des Nachdenkens und der Berechnung fähig, die weder über die Sitten noch über die Waffen der Europäer erstaunten,*) und weit entfernt, uns zu bewundern, wie die unschuldigen Karaiben, gegen unsere Gebräuche nur Abscheu und Verachtung an den Tag legten.

Drei Völkerschaften theilten sich in die Herrschaft über die

---

*) Im ersten Treffen, das Champelain den Irokesen lieferte, hielten diese das Feuer der Franzosen aus, ohne Anfangs das geringste Zeichen von Furcht oder Staunen blicken zu lassen.

Wüste: die Algonkinen, die älteste und erste von ihnen, welche sich den Haß der Andern durch ihre Uebermacht zugezogen hatte und gerade auf dem Punkte stand, den Waffen der beiden anderen Stämme zu erliegen, die Hurenen, welche unsere Verbündeten wurden, und die Irokesen, unsere Feinde.

Diese Völker führten kein herumschweifendes Leben, sondern hatten feste Wohnsitze und geordnete Regierungen. Ich selbst hatte Gelegenheit, bei den amerikanischen Indianern alle Verfassungsformen, die sich bei den civilisirten Völkern finden, zu beobachten: so besteht bei den Natchez in Luisiana der Despotismus im Naturzustande, bei den Krecks in Florida die Monarchie und bei den Irokesen in Canada die republikanische Regierungsform.

Letztere und die Huronen sind überdieß Ebenbilder der Spartaner und Athenienser im wilden Zustande. Die Hurenen geistreich, munter, leichtsinnig, manchmal sich verstellend, tapfer, beredt, von den Frauen beherrscht, das Glück mißbrauchend und das Mißgeschick schlecht ertragend, mehr von Ehrgefühl als von Vaterlandsliebe beseelt; die Irokesen in Bezirke eingetheilt, welche unter der Leitung von Greisen standen, ehrgeizig, verschmitzt, schweigsam, ernst, herrschsüchtig, der größten Laster, wie der größten Tugenden fähig, Alles für's Vaterland aufopfernd, die wildesten und unerschrockensten aller Menschen.

Sobald die Franzosen und die Engländer an diesen Ufern sich blicken ließen, schlossen sich die Huronen, wie vom Instinkt getrieben, an Letztere an; die Irokesen ergaben sich den Engländern, aber ohne sie zu lieben, sondern nur, um von ihnen

ſich Waffen zu verſchaffen. Als ihre Verbündeten zu mächtig wurden, verließen ſie dieſelben; als aber die Franzoſen den Sieg erlangten, kehrten ſie zu ihren alten Verbündeten zurück. So ſah man alſo einen kleinen Haufen von Wilden ſich geſchickt zwiſchen zwei großen civiliſirten Nationen durchwinden, geſchäftig, die eine durch die andere zu zerſtören, oft nahe daran, dieſen Plan auszuführen, und zugleich Herr und Befreier dieſes Theiles der neuen Welt zu bleiben.

Dieß waren die Volkerſchaften, welche unſere Miſſionäre durch die Religion mit uns zu befreunden unternahmen. Wenn Frankreich ſeine Herrſchaft in Amerika über die Ufer des Meſchacebe ausdehnte, wenn es ſo lange Zeit Canada wider die vereinigten Irokeſen und Engländer behauptete, ſo verdankte es faſt alle ſeine Erfolge den Jeſuiten. Sie waren es, welche die Kolonie ſchon in der Wiege retteten, indem ſie, wie einen Wall, ein Dorf chriſtlicher Huronen und Irokeſen vor dieſelbe hinſtellten, indem ſie allgemeinen Verbindungen der Indianer zuvorkamen, indem ſie Friedensverträge unterhandelten, indem ſie allein ſich der Wuth der Irokeſen ausſetzten, um die Plane der Engländer zu durchkreuzen. Die Gouverneure von Neu-England hören in ihren amtlichen Berichten nicht auf, unſere Miſſionäre als ihre gefährlichſten Feinde darzuſtellen. „Sie verwirren, ſagten ſie, die Plane der brittiſchen Macht; ſie entdecken ihre Geheimniſſe und entziehen ihr das Herz und die Waffen der Wilden.“

Die ſchlechte Verwaltung Canadas, die falſchen Maßregeln der Befehlshaber, eine engherzige oder gewaltthätige Politik ſetzten den guten Abſichten der Jeſuiten oft hemmendere Schranken entgegen, als der Widerſtand des Feindes. Legten

ſie die paſſendſten Vorſchläge für das Wohl der Kolonien vor, ſo lobte man ihren Eifer und folgte anderen Anſichten. Allein ſobald die Verhältniſſe ſich ſchwierig geſtalteten, nahm man zu denſelben Männern ſeine Zuflucht, welche man ſo verächtlich zurückgeſtoßen hatte. Man beſann ſich nicht, bei den gefährlichſten Unterhandlungen ſich ihrer zu bedienen, ohne ſich um die Gefahr zu bekümmern, der man ſie ausſetzte. Die Geſchichte von Neu-Frankreich weiſt ein merkwürdiges Beiſpiel davon auf.

Der Krieg zwiſchen den Franzoſen und Irokeſen war ausgebrochen; Letztere ſtanden im Vortheil; ſie waren bis unter die Mauern von Quebec vorgedrungen und hatten die Bewohner der Landſchaft niedergemetzelt und verzehrt. Zur nehmlichen Zeit war Pater Lamberville Miſſionär bei den Irokeſen. Obgleich beſtändig in Gefahr, von den Siegern lebendig verbrannt zu werden, hatte er ſich doch von ſeinem Poſten nicht entfernen wollen, in der Hoffnung, die Indianer zu friedlichen Maßregeln bewegen zu können und die Ueberreſte der Kolonien zu retten. Die Greiſe liebten ihn und hatten ihn gegen die Krieger in Schutz genommen.

Während dieſer Vorfälle erhielt er einen Brief von dem Gouverneur von Canada, der ihn erſuchte, er möchte die Wilden dazu vermögen, in das Fort Catarocouy Geſandte zu ſchicken, um über den Frieden zu unterhandeln. Der Miſſionär läuft zu den Greiſen und bringt es durch ſeine Vorſtellungen und Bitten dahin, daß ſie den Waffenſtillſtand annehmen, und ihre Hauptanführer hinſenden. Am Ort der Zuſammenkunft angelangt, werden dieſe Anführer ergriffen, in Ketten gelegt und nach Frankreich auf die Galeeren geſchickt.

Pater Lamberville hatte Nichts von dem geheimen Plane des Oberbefehlshabers gewußt und war dabei so ehrlich zu Werke gegangen, daß er mitten unter den Wilden geblieben war. Als er erfuhr, was geschehen war, hielt er sich für verloren. Die Alten ließen ihn rufen; er fand sie zur Berathung versammelt mit ernsten Gesichtern und drohenden Geberden. Einer von ihnen erzählte ihm mit Entrüstung den Verrath des Gouverneurs, worauf er fortfuhr:

„Man könnte gewiß nicht bestreiten, daß alle möglichen Gründe uns berechtigten, dich als Feind zu behandeln, aber wir können uns nicht dazu entschließen. Wir kennen dich zu gut, um nicht fest überzeugt zu sein, daß dein Herz an dem Verrathe, den du über uns gebracht, keinen Antheil habe, und wir sind nicht so ungerecht, dich um eines Verbrechens willen zu strafen, an welchem wir dir keine Schuld beimessen, und welches du ohne Zweifel ebenso verabscheust wie wir. — — Jedoch ist es nicht mehr räthlich, daß du länger hier bleibest: es würde dir vielleicht nicht Jedermann die gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen; und wenn einmal unsere Jugend den Kriegsgesang erhoben hat, so wird sie in dir nur noch einen Treulosen erblicken, der unsere Anführer einer harten und grausamen Sclaverei überantwortet hat; sie würde nur noch der Stimme ihrer Wuth Gehör geben, und wir wären nicht mehr im Stande, dich ihren Händen zu entziehen." (Charlevoix Gesch. v. Neu-Frankr. Band I. Buch 11.)

Nach dieser Rede zwang man den Missionär zur Abreise und gab ihm Führer, welche ihn auf abgelegenen Pfaden über die Grenze geleiteten. Ludwig XIV. ließ die Indianer wieder frei geben, sobald er erfahren hatte, auf welche Weise

man sie ergriffen habe. Der Anführer, welcher obige Rede an Pater Lamberville gehalten hatte, bekehrte sich kurz darauf und flüchtete sich nach Quebec. Sein Benehmen bei jener Gelegenheit war die erste Frucht des lebendigen Christenthums, das in seinem Herzen zu keimen begann.

Aber welche Männer waren die Brebœuf, die Lallemant, die Jogues, die mit ihrem Blute die eisigen Furchen Neu-Frankreichs erwärmten! Ich selbst bin einmal mitten in den amerikanischen Steppen einem dieser Apostel begegnet. Als ich eines Morgens langsam durch die Wälder wandelte, sah ich einen hohen Greis mit weißem Bart in einem langen Gewande gegen mich kommen, welcher aufmerksam in einem Buche las und sich auf einen Stab stützte. Er war hell beleuchtet von einem Strahl der Morgenröthe, welcher durch die Kronen der Bäume auf ihn fiel. Man hätte ihn für den Thermosiris halten können, der aus dem heiligen Walde der Musen in den Wüsten Ober-Egyptens hervortrete. Es war ein Missionär von Louisiana; er war auf dem Rückwege von New-Orleans nach Illinois, wo er eine kleine Gemeinde aus Franzosen und christlichen Wilden leitete. Er begleitete mich mehrere Tage lang; aber so früh ich auch des Morgens auf sein mochte, so fand ich doch immer den alten Wanderer vor mir aufgestanden, um während eines Ganges durch den Wald sein Brevier zu lesen. Dieser heilige Mann hatte schon viel ausgestanden; er erzählte auch von den Drangsalen seines Lebens, und sprach von denselben ohne Bitterkeit, zwar auch nicht mit Vergnügen, aber mit Heiterkeit. Ich habe noch nie ein sanfteres Lächeln gesehen, als das seinige. Auf angenehme Weise führte er oft Verse von Virgil und selbst

von Homer an, welche er auf die Naturschönheiten, die uns aufstießen, oder auf die Gedanken anwandte, welche uns beschäftigten. Er schien mir Kenntnisse aus allen Fächern zu besitzen, was er jedoch kaum unter seiner evangelischen Einfachheit durchblicken ließ; wie seine Vorgänger, die Apostel, wußte er Alles und schien doch Nichts zu wissen. Eines Tages hatten wir eine Unterhaltung über die französische Revolution und fanden einiges Vergnügen darin, in den ruhigsten Gegenden von den unruhigen Bewegungen der Menschen zu reden. Wir saßen in einem Thale am Ufer eines Flusses, dessen Namen wir nicht wußten und der schon seit einer Anzahl von Jahrhunderten mit seinem Wasser dieses unbekannte Gestade erfrischt hatte. Ich machte den Greis darauf aufmerksam, und es kamen ihm vor Rührung die Thränen in die Augen bei diesem Bilde von einem unbekannten Leben, das in den Wüsten stiller Wohlthätigkeit geweiht ist.

Pater Charlevoix beschreibt uns einen der canadischen Missionäre auf folgende Weise:

„Pater Daniel war zu nahe bei Quebec, um nicht, ehe er den Rückweg nach seiner Mission antrat, einen Ausflug dahin zu machen. — — — Er langte in einem Kahn im Hafen an, das Ruder in der Hand, in Begleitung von drei oder vier Wilden, mit nackten Füßen, ganz erschöpft, auf seinem abgemagerten Leib ein halbverfaultes Hemd und einen ganz zerrissenen Leibrock, aber mit zufriedener Miene, worin sich seine Freude an dem Leben, das er führte, aussprach, und durch seine Reden und sein ganzes Wesen Lust erweckend, das Kreuz mit ihm zu theilen, an welches der Herr so viele Salbung knüpfte." (Gesch. v. Neu-Frankr. Band I. Buch 5.)

Das sind die Freuden und die Thränen, wie sie Jesus seinen Auserwählten verheißen hat.

Hören wir noch einmal den Geschichtschreiber von Neu-Frankreich:

„Man konnte kein apostolischeres Leben führen, als sie (die Missionäre bei den Huronen). Jeder Augenblick war durch eine heroische That, durch Bekehrungen oder durch Leiden ausgezeichnet, welche sie als einen wahren Ersatz betrachteten, wenn ihre Arbeit nicht von dem erwarteten Erfolg begleitet war. Von früh vier Uhr an, wo sie, wenn sie nicht auf der Reise waren, sich erhoben, bis acht Uhr blieben sie in der Regel eingeschlossen: Dieß war die Zeit des Gebets, und zwar die einzige, welche ihnen zur Verrichtung der Andacht übrig blieb. Um acht Uhr gieng Jeder, wohin ihn die Pflicht rief: Die Einen besuchten die Kranken, die Andern folgten denen, welche das Land bebauten, auf's Feld, Andere begaben sich in die benachbarten Flecken, die keinen Geistlichen hatten. Dadurch erzielten sie viele gute Früchte; denn einmal starben keine oder nur wenige Kinder ohne Taufe, ja selbst Erwachsene, welche während ihrer Gesundheit sich nicht hatten einschreiben lassen, ergaben sich, sobald sie krank wurden; sie konnten der thätigen und unermüdlichen Menschenliebe ihrer Aerzte nicht widerstehen." (Charlevoix, Gesch. v. Neu-Frankr. Band I, Buch 5.)

Wenn man ähnliche Beschreibungen im Telemach fände, so würde man über ihren einfachen und rührenden Geschmack ein großes Geschrei erheben; man würde voll Entzücken die Erfindung des Dichters preisen, aber man bleibt gleich-

giltig gegen die Wahrheit, auch wenn sie eben so reizend dargestellt wird.

Dieß waren jedoch nur die geringsten Strapazen dieser evangelischen Männer: Bald folgten sie dem Wilden auf Jagden, welche mehrere Jahre dauerten, und während welcher sie manchmal genöthigt waren, mit ihren Kleidungsstücken ihren Hunger zu stillen; bald waren sie den Launen der Indianer ausgesetzt, welche, wie die Kinder, niemals einer Regung ihrer Einbildungskraft oder ihrer Begierden zu widerstehen vermögen. Aber die Missionäre hielten sich für bezahlt für ihre Anstrengungen, wenn sie während ihrer langen Leiden auch nur eine Seele für Gott gewonnen, einem Kinde den Himmel geöffnet, einem Kranken Hülfe gebracht, eines Unglücklichen Thränen getrocknet hatten. Wir haben bereits gesehen, wie das Vaterland keine treueren Bürger hatte. Die Ehre, Franzosen zu sein, trug ihnen oft Verfolgung und Tod ein, und die Wilden erkannten in ihnen das weiße Fleisch von Quebec an der Standhaftigkeit, womit sie die schrecklichsten Martern ertrugen.

Der Himmel, von ihren Tugenden gerührt, gewährte mehreren von ihnen die Palme, wornach sie gestrebt hatten, und welche sie den ersten Aposteln an die Seite setzte. Der Huronische Flecken, in welchem Pater Daniel seinen Posten hatte, wurde am 4. Juli 1648 in der Frühe von den Irokesen überfallen. Die jungen Krieger waren abwesend. Der Jesuite las gerade vor seinen Neubekehrten die Messe. Er hatte kaum noch Zeit, die Consecration zu vollenden, dann eilte er dem Orte zu, woher das Geschrei kam. Ein jammervoller Anblick zeigte sich seinen Augen: Weiber, Kinder, lagen durch

einander im Todeskampfe. Was noch lebte, fällt ihm zu Füßen und bittet ihn um die Taufe. Der Pater taucht einen Schleier in's Waſſer und verſchafft, indem er die knieende Menge damit beſprengt, denen, die er dem zeitlichen Tode nicht entreißen kann, das himmliſche Leben. Da erinnert er ſich, daß er in den Hütten einige Kranke gelaſſen habe, welche das Siegel des Chriſtenthums noch nicht empfangen hatten. Er fliegt zu ihnen, nimmt ſie in die Zahl der Erlöſten auf, kehrt in die Kapelle zurück, verbirgt die heiligen Gefäſſe, gibt den Hurenen, welche ſich an den Altar geflüchtet hatten, eine allgemeine Abſolution, drängt ſie zur Flucht und geht, um ihnen Zeit dazu zu laſſen, den Feinden entgegen! Beim Anblick dieſes Prieſters, welcher allein einem Heere entgegentritt, bleiben die Barbaren vor Staunen ſtehen und weichen einige Schritte zurück; da ſie dem Heiligen ſich nicht zu nähern wagen, ſo durchbohren ſie ihn aus der Ferne mit ihren Pfeilen. „Er war völlig damit überſäet" ſagt Charlevoix, während er noch mit erſtaunlicher Lebhaftigkeit ſprach, bald mit Gott, dem er ſein Blut für ſeine Heerde darbrachte, bald mit ſeinen Mördern, die er mit dem Zorne des Himmels bedrohte, daneben jedoch auch verſicherte, daß ſie den Herrn ſtets zur Gnade geneigt finden würden, wenn ſie nur zu ſeiner Barmherzigkeit Zuflucht nehmen werden. Er ſtirbt und rettet einen Theil ſeiner Neubekehrten, indem er die Irokeſen einige Zeit in ſeiner Nähe feſthält.

Denſelben Heldenmuth legte in einem anderen Flecken Pater Garnier an den Tag. Er war noch ganz jung und hatte ſich erſt neuerlich den Thränen ſeiner Familie entriſſen, um in den Wäldern Canada's Seelen zu retten. Auf dem

Schlachtfelde von zwei Kugeln getroffen, ſtürzt er ohne Bewußtſein nieder. Ein Irokeſe hält ihn für todt und nimmt ihm ſeine Kleider. Eine Weile darauf kommt der Pater aus der Ohnmacht wieder zu ſich, und ſieht, wie er das Haupt erhebt, in einiger Entfernung einen Huronen, der in den letzten Zügen liegt. Der Apoſtel macht den Verſuch, dem Sterbenden die Abſolution zu bringen; er ſchleppt ſich ein paar Schritte weiter, er fällt wieder zu Boden; einer der Barbaren bemerkt es, läuft hinzu und ſpaltet ihm mit zwei Hieben ſeiner Streitart den Kopf: „Er ſtirbt, ſetzt Charlevoir hinzu, in der Uebung und ſo zu ſagen in dem Schoße der Nächſtenliebe.“ (Geſch. v. Neu-Frank. Band I. Buch 7.)

Pater Breboeuf endlich, der Oheim des Dichters gleichen Namens wurde unter den fürchterlichen Martern verbrannt, welche die Irokeſen ihre Gefangenen erdulden laſſen.

„Dieſer Pater hatte zwanzig Jahre jener aufopfernden Arbeit hinter ſich, welche am fähigſten iſt, die natürlichen Gefühle zu ertödten; er beſaß einen Charakter, der ſich in jeder Probe durch eine ungemeine Feſtigkeit auszeichnete, eine im beſtändigen Anblick eines nahen grauſamen Todes genährte Tugend, welche einen ſolchen Tod ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner glühendſten Wünſche gemacht hatte, und war überdieß durch mehr als einen himmliſchen Wink der Erhörung ſeiner Wünſche verſichert worden: deßhalb verlachte er alle Drohungen und alle Martern; aber der Anblick ſeiner theuren Neubekehrten, welche unter ſeinen Augen grauſam mißhandelt wurden, goß ihm Wermuth in die Freude, welche er bei der Erfüllung ſeiner Hoffnungen empfand. — — —

„Die Irokeſen merkten bald, daß ſie es mit einem Manne

zu thun hatten, welche ihnen nicht die Freude machen würde, auch nur die geringste Schwäche blicken zu lassen, und wie wenn sie gefürchtet hätten, er möchte den Andern seine Standhaftigkeit mittheilen, trennten sie ihn nach einiger Zeit von dem Haufen der Gefangenen, ließen ihn allein ein Blutgerüste besteigen und wütheten so gräßlich über ihn hinein, daß sie vor Wuth und Verzweiflung wie außer sich schienen.

„Alles das hinderte den Diener Gottes nicht, mit lauter Stimme bald zu den Huronen, welche ihn nicht sehen, wohl aber hören konnten, bald zu seinen Henkern zu reden, welche er ermahnte, den Zorn des Himmels zu fürchten, wofern sie fortführen, die Verehrer des wahren Gottes zu verfolgen. Diese Freimüthigkeit setzte die Barbaren in Erstaunen; sie wollten ihm Stillschweigen auferlegen, und da sie damit nicht zu Stande kamen, schnitten sie ihm die untere Lippe und die Nasenspitze ab, stießen ihn am ganzen Leibe mit brennenden Fackeln, verbrannten ihm das Zahnfleisch, u. s. w." (Charlevoix Band I. Buch 8.)

Neben Pater Brebeuf marterte man einen andern Missionär, Namens Pater Lallemant, der kaum erst die evangelische Laufbahn betreten hatte. Der Schmerz brachte ihn bisweilen unwillkührlich zum Schreien. Er bat den alten Apostel um Stärkung; dieser nickte ihm, da er nicht mehr sprechen konnte, mit dem Haupte zu und lächelte mit seinen verstümmelten Lippen, um dem jungen Märtyrer Muth einzuflößen. Der Rauch der beiden Scheiterhaufen stieg vereint zum Himmel empor, und betrübte und erfreute die Engel.

Man hing Pater Brebeuf ein Halsband von glühenden Aexten um; man hieb ihm Stücke Fleisch vom Leibe und ver-

zehrte sie vor seinen Augen mit der Versicherung, das Fleisch der Franzosen schmecke vortrefflich. Dann riefen ihm die Barbaren, um in diesem grausamen Spott weiter zu machen, höhnisch zu: „Du hast uns so eben versichert, daß man in dem Himmel um so glücklicher sei, je mehr man auf der Erde leide; so ist es also Freundschaft für dich, daß wir auf Mittel sinnen, deine Leiden zu vermehren."

Als man in Paris Herzen von Priestern auf Lanzenspitzen einhertrug, sang man: Ach! das ist kein Fest, wo nicht das Herz dabei ist!

Endlich, nachdem er noch viele andere Qualen, die wir nicht zu beschreiben wagen möchten, erduldet hatte, gab Pater Brebœuf den Geist auf, und seine Seele entschwebte zu den Wohnungen Dessen, der alle Wunden seiner Diener heilt.

Es war im Jahre 1649, daß dieß in Canada geschah, also gerade in der Zeit des höchsten Glückes Frankreichs und während der Feste Ludwig's XIV: damals triumphirte Alles, der Missionär und der Soldat.

Diejenigen, für welche ein Priester ein Gegenstand des Hasses und Spottes ist, werden sich über diese Qualen der Bekenner des Glaubens freuen; die Weisen mit ihrem Geiste der Klugheit und Mäßigung werden sagen, daß die Missionäre Allem nach als Opfer ihres Fanatismus gefallen seien; sie werden mit einem stolzen Mitleiden fragen: was denn diese Mönche in den Wüsten Amerikas zu thun gehabt haben? Wir müssen in der That zugeben, daß sie nicht, nach einer Vorschrift von Gelehrten, wichtige philosophische Entdeckungen machen wollten, sie gehorchten einzig jenem Meister, welcher zu ihnen gesagt hatte: „Gehet hin

und lehret." **Docete omnes gentes**; und im Vertrauen auf diesen Befehl verließen sie in der höchsten Einfalt die Annehmlichkeiten des Vaterlandes, um mit Lebensgefahr einem Barbaren, den sie nie gesehen hatten, Etwas zu offenbaren, und zwar Was? — Nichts, nach der Ansicht der Welt, fast Nichts: das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele: **Docete omnes gentes!**

Neuntes Capitel.

Schluß der Missionen.

Wir haben die Wege bezeichnet, welche die verschiedenen Missionen verfolgten: es sind die Wege der Herzenseinfalt, die Wege der Wissenschaft, die Wege der Gesetzgebung und die Wege des Heldenmuthes. Es scheint uns, Europa und namentlich Frankreich, welches die größte Anzahl von Missionären lieferte, habe Ursache, darauf stolz zu sein, daß jedes Jahr aus seinem Schoße Menschen fortziehen, um in den vier Theilen der Welt glänzende Wunder der Kunst, der Gesetzgebung, der Menschenliebe und des Muthes zu verrichten. Daher schreibt sich die hohe Vorstellung, welche die Fremden von unserer Nation und von dem Gotte, den man bei uns verehrte, sich gebildet haben. Die entferntesten Völker wünschten in Verbindungen mit uns zu treten; der Gesandte des Wilden im Westen begegnete an unserem Hofe dem Gesandten der Völker der Morgenröthe. Wir nehmen keineswegs die Gabe der Weissagung für uns in Anspruch;

aber man darf sich für versichert halten, und die Erfahrung wird es bestätigen, daß Gelehrte, welche mit Instrumenten und Vorschriften von irgend einer Akademie versehen, in ferne Länder geschickt werden, niemals das ausrichten werden, was ein armer Mönch, der zu Fuß von seinem Kloster auszog, mit seinem Rosenkranz und seinem Breviere vollführte.

Fünftes Buch.

Von den Ritterorden.

Erstes Capitel.

Malteser Ritter.

Es gibt nicht eine schöne Erinnerung, nicht eine schöne Anstalt in den Jahrhunderten der neueren Zeit, worauf nicht das Christenthum Anspruch machte. Die einzigen poetischen Zeiten in unserer Geschichte, die Ritterzeiten sind ihm gleichfalls zugehörig. Die wahre Religion hat das seltsame Verdienst, das Zeitalter des Feen- und Zauberwesens unter uns in's Dasein gerufen zu haben.

Herr von Sainte-Pelaye scheint die kriegerische Ritterschaft von der religiösen trennen zu wollen, und doch weist Alles auf die Einheit beider hin. Er glaubt, die Einführung der ersteren lasse sich nicht über das eilfte Jahrhundert hinaufsetzen: nun ist aber dieß gerade die Zeit der Kreuzzüge, welche den Hospitalitern, den Templern und dem Deutschorden den Ursprung gab. Die förmliche Verpflichtung der

kriegerischen Ritterschaft zur Vertheidigung des Glaubens, die Aehnlichkeit ihrer Ceremonien mit den Sakramenten der Kirche, ihre Fasten, ihre Waschungen, ihre Beichten, ihre Gebete, ihre mönchischen Gelübde, beweisen es zur Genüge, daß alle Ritter denselben religiösen Ursprung hatten. Auch das Gelübde der Ehelosigkeit, welches einen wesentlichen Unterschied zwischen den keuschen Helden und den Kriegern, die nur von Liebe sprechen, zu bilden scheint, kann diese Behauptung nicht umstoßen; denn dieses Gelübde war nicht allgemein bei den christlichen Ritterorden eingeführt: die Ritter vom heiligen Jakob zum Schwert durften sich verehlichen, und im Malteserorden darf man gleichfalls nicht auf die Ehe verzichten, wenn man nicht anders in die höheren Würden des Ordens oder in den Genuß seiner Benefizien eintreten will.

Nach dem Abte Giustiniani oder nach dem sichereren, wiewohl minder angenehmen Zeugnisse des Frater Helyot, gab es im Ganzen dreißig religiöse Ritterorden: neun unter der Regel des heil. Basilius, vierzehen unter der des heil. Augustin, und sieben, die sich an die Vorschrift des heil. Benedict hielten. Wir werden nur von den hauptsächlichsten derselben sprechen, nehmlich von den Hospitalitern, oder den Malteserrittern im Morgenlande, von dem Deutschorden im Abendlande und im Norden, und endlich von den Rittern von Calatrava (worunter wir die von Alcantara und die Schwertritter vom heil. Jakob begreifen) im mittäglichen Europa.

Wenn man den Geschichtschreibern trauen darf, so ließen sich außerdem noch mehr als acht und zwanzig Kriegerorden aufzählen, welche keinen besonderen Regeln unterworfen, bloß

als berühmte religiöse Brüderschaften zu betrachten sind. Dahin gehören die Löwenritter, die Ritter vom zunehmenden Mond, die vom Drachen, vom weißen Adler, von der Lilie, vom goldenen Eisen, sowie die Ritterinnen von der Streitart: Orden, deren Namen an einen Roland, einen Roger, einen Reinald, eine Clorinde, eine Bradamante und an die Wunder der Tafelrunde erinnern.

Einige Kaufleute von Amalfi im Königreiche Neapel erhielten von Romenfor, dem Chalifen von Egypten die Erlaubniß, in Jerusalem eine lateinische Kirche zu bauen, sie verbanden damit ein Hospital, um die Fremden und die Pilger darin aufzunehmen: die Leitung des Ganzen hatte Gerard aus der Provence übernommen. Da begannen die Kreuzzüge, und Gottfried von Bouillon verlieh nach seiner Ankunft den neuen Hospitalitern einige Ländereien. Auf Gerard folgte Boyant-Roger, auf Roger Raimund Dupuis. Dieser nahm den Titel eines Großmeisters an und theilte die Hospitaliter in Ritter, welche für die Sicherheit der Pilgerstraßen sorgen und mit den Ungläubigen kämpfen sollten, in Kaplane, denen der Gottesdienst oblag, und in dienende Brüder, welche auch die Waffen zu führen hatten.

Italien, Spanien, Frankreich, England, Deutschland und Griechenland, welche nach einander oder alle zusammen an den Gestaden Syriens landeten, fanden von Seiten der tapfern Hospitaliter Unterstützung. Aber das Glück wechselt und verläßt auch den Tapferen. Saladin nimmt den Christen Jerusalem wieder ab. Acre oder Ptolemais ist bald der einzige Hafen, der den Kreuzfahrern in Palästina bleibt. Man erblickte hier neben einander den König von Jerusalem

und Cypern, den König von Neapel und Sizilien, den König von Armenien, den Fürsten von Antiochien, den Grafen von Jaffa, den Patriarchen von Jerusalem, die Ritter vom heiligen Grabe, den päbstlichen Legaten, den Grafen von Tripolis, den Fürsten von Galiläa, die Templer, die Hospitaliter, die Deutschordens-Ritter, die vom heiligen Lazarus, die Venezianer, die Genueser, die Pisaner, die Florentiner, den Fürsten von Tarent und den Herzog von Athen. Alle diese Fürsten, alle diese Völker, alle diese Orden hatten ihr besonderes Quartier, wo sie unabhängig von einander lebten. „Dieß gieng so weit, sagt Abbé Fleury in seiner Kirchengeschichte, daß es acht und fünfzig verschiedene Gerichtshöfe in der Stadt gab, welche das Recht über Leben und Tod hatten."

Es konnte nicht fehlen, daß unter so vielen Menschen mit verschiedenen Sitten und Interessen Verwirrung entstand. Man wurde in der Stadt selbst handgemein. Karl von Anjou und Hugo III. König von Cypern, welche beide auf das Königreich von Jerusalem Anspruch machten, vermehrten noch die Verwirrung. Der Sultan Melek-Messor benützt diese Streitigkeiten im Innern und rückt mit starker Heeresmacht heran, um den Kreuzfahrern ihre letzte Zufluchtsstätte zu entreißen. Da wird er beim Auszug aus Egypten von einem seiner Emire vergiftet; allein vor seinem Tode läßt er seinen Sohn schwören, daß er des Vaters Asche nicht bestatten wolle, ehe er Ptolemais erobert hätte.

Melek-Seraph vollstreckte den letzten Willen seines Vaters: Acre wird belagert und erstürmt am 18. Mai 1291. Dabei gaben Nonnen ein schauerliches Exempel von christ-

licher Keuschheit: sie verstümmelten sich das Gesicht, und die Ungläubigen, welche sie in diesem Zustand trafen, entsetzten sich an ihnen und metzelten sie nieder.

Nach der Eroberung von Ptolemais zogen sich die Hospitaliter auf die Insel Cypern zurück, wo sie achtzehn Jahre blieben. Rhodus hatte sich gegen den morgenländischen Kaiser Andronikus empört und die Sarazenen in seine Mauern aufgenommen. Der Großmeister der Hospitaliter Villaret, erhielt von Andronikus die Insel zum Lehen, unter der Bedingung, daß er sie der Herrschaft der Mahometaner, entreiße. Seine Ritter schleichen sich, mit Schaffellen bedeckt, auf den Händen kriechend, mitten unter einer Schafheerde während eines dichten Nebels in die Stadt, bemächtigen sich eines der Thore, machen die Wache nieder und führen den Rest des christlichen Heeres in die Mauern.

Viermal versuchten die Türken, Rhodus den Rittern wieder abzunehmen, und viermal wurden sie zurückgeschlagen. Bei dem dritten Angriffe dauerte die Belagerung der Stadt fünf Jahre, und beim vierten beschoß Mahomet die Mauern mit sechszehn Kanonen von einem so schweren Kalibre, wie man in Europa noch keines gesehen hatte.

Kaum waren diese Ritter der ottomanischen Uebermacht entronnen, so wurden sie schon Beschützer derselben. Ein Prinz Zizimes, der Sohn eben jenes Mahomet II., welcher vor Kurzem die Wälle von Rhodus bestürmt hatte, suchte bei den Rittern Hülfe gegen seinen Bruder Bajazet, der ihm seine Erbschaft entrissen hatte. Bajazet, welcher den Ausbruch eines Bürgerkriegs fürchtete, machte eilends Frieden mit dem Orden und verstand sich dazu, jährlich eine gewisse Summe

zum Unterhalte des Zizimes zu bezahlen. So machte eines der so häufigen Spiele des Schickſals einen mächtigen Kaiſer der Türken ein paar chriſtlichen Hoſpitalitern zinsbar.

Unter dem Großmeiſter Villiers von der Adamsinſel bemächtigte ſich endlich Soliman, nachdem er hunderttauſend Mann vor den Mauern von Rhodus verloren hatte, dieſer feſten Stadt. Die Ritter zogen ſich nach Malta zurück, welches ihnen Karl V. abtrat. Hier werden ſie auf's Neue von den Türken angegriffen, aber ihr Muth rettet ſie, und ſie bleiben fortan im friedlichen Beſitze der Inſel, unter deren Namen ſie noch heut zu Tage bekannt ſind.*)

Zweites Capitel.

Deutſchordens-Ritter.

Am andern Ende Europas legten die Ordensritter den Grund zu den Staaten, welche mit der Zeit mächtige Königreiche geworden ſind.

Der Deutſchorden wurde bei der erſten Belagerung von Acre durch die Chriſten um das Jahr 1190 geſtiftet. In der Folge berief der Herzog von Maſſovien und Polen dieſen Orden zur Vertheidigung ſeiner Staaten gegen die Einfälle der Preußen. Dieß waren damals noch barbariſche Völkerſchaften, welche von Zeit zu Zeit aus ihren Wäldern her-

*) Man vergleiche: Vert. Geſchichte der Malteſerritter; Fleury's Kirchengeſch. Giuſtiniani's chronol. Geſch. des Urſprungs der Ritterorden; Helyot Geſch. der relig. Orden Band III.

vorbrachen, um die Nachbarländer zu verwüſten. Sie hatten die ganze Provinz Culm in eine ſchauerliche Einöde verwandelt und an der Weichſel rings umher nichts ſtehen laſſen, als das Schloß Plotzko. Nach und nach drangen die Deutſchordensritter in die preußiſchen Waldungen ein und bauten daſelbſt Feſtungen. Nach einander beugten ſich die Warmier, die Barthen, die Natanger unter das Joch, und die Schifffahrt auf dem nördlichen Meere verlor ihre frühere Unſicherheit.

Die Schwertritter, welche ihrer Seits an der Eroberung der mitternächtlichen Länder gearbeitet hatten, vereinigten ſich nun mit dem Deutſchorden und gaben demſelben dadurch eine wahrhaft königliche Macht. Indeß wurden ſeine weiteren Fortſchritte aufgehalten durch die Spaltung, welche lange Zeit zwiſchen den Rittern und den Biſchöffen von Liefland herrſchte. Endlich aber nach Unterwerfung des ganzen Nordens von Europa nahm der Markgraf Albert von Brandenburg die Lehre Luther's an, vertrieb die Ritter aus ihren Beſitzungen und machte ſich zum Herrn von Preußen, welches nun ein Herzogthum wurde. Dieſes neue Herzogthum wurde im Jahre 1701 unter dem Großvater Friedrich's des Großen zum Königreich erhoben.

In Deutſchland beſtehen noch Ueberreſte des Deutſchordens, und gegenwärtig iſt Erzherzog Karl Großmeiſter deſſelben. *)

*) Man vergleiche hiezu Schoonbeck's Kriegerorden; Giuſtiniani's Geſch. des Urſprungs der Ritterorden; Helyot's Geſch. der relig. Orden Band III. und Fleury's Kirchengeſchichte.

Drittes Capitel.

Ritter von Calatrava und vom heiligen Jakob zum Schwert, in Spanien.

Im Mittelpunkt Europa's machte das Ritterthum dieselben Fortschritte, wie an den beiden Enden dieses Welttheils.

Um das Jahr 1147 entriß König Alphonso von Castilien, mit dem Beinamen der Kämpfer, den Mauren die Stadt Calatrava in Andalusien. Acht Jahre hernach rüsten sich die Mauren, dieselbe dem Nachfolger Alphonso's, Don Sancho, wieder abzunehmen. Don Sancho läßt aus Schrecken über diese Rüstungen kund machen, daß er den Ort an Jeden, der denselben vertheidigen wolle, abzutreten bereit sei. Niemand wagt das Anbot anzunehmen, außer einem Benediktiner aus dem Cisterzienserorden, Dom Didaz Vilasquez, und dessen Abt Raimund. Diese werfen sich mit den Bauern und den Familien, welche ihrem Kloster in Fitero pflichtig waren, nach Calatrava; sie rufen die Laienbrüder zu den Waffen und befestigen die bedrohte Stadt. Als die Mauren von diesen Zurüstungen hörten, gaben sie die Unternehmung auf. Der Ort verblieb dem Abte Raimund, und die Laienbrüder werden zu Rittern erhoben mit dem Namen von Calatrava.

Diese neuen Ritter nahmen den Mauren in Valencia und Jaen in der Folge mehrere Städte weg: Favera, Maella, Macalon, Valdetormo, la Fresueda, Valderobbes, Calenda, Aqua-viva, Ozpipa fielen nach einander in ihre Hände.

Aber in der Schlacht von Alarcos, welche die Mauren aus Afrika im Jahr 1195 dem Könige von Castilien abgewannen, erhielt der Orden einen unersetzlichen Verlust. Es kamen in derselben fast alle Ritter von Calatrava um, sammt denen von Alcantara und denen von St. Jakob zum Schwerte.

In Beziehung auf Letztere wollen wir uns auf keine Einzelheiten einlassen. Sie hatten sich gleichfalls die Bekämpfung der Mauren und die Beschützung der Reisenden gegen die Angriffe der Ungläubigen zum Zweck gemacht.

Es ist hinreichend einen Blick auf die Geschichte zu werfen zur Zeit der Entstehung der Ordensritter, um die wichtigen Verdienste anzuerkennen, welche dieselben der Gesellschaft geleistet haben. Der Malteserorden im Morgenlande hat den Handel und die wieder neu aufgekommene Schiffahrt beschützt, und ist über ein Jahrhundert lang das einzige Bollwerk gewesen, welches die Türken abhielt, sich über Italien herzustürzen. Im Norden hat der Deutschorden die umherschweifenden Völker an den Ufern des baltischen Meeres unterjocht und damit den Herd der furchtbaren Ausbrüche ausgelöscht, welche so oft Europa verheert hatten; er hat der Völkerbildung Zeit verschafft sich auszubreiten und die neuen Waffen zu vervollkommnen, welche uns für immer gegen einen neuen Alarich oder Attila sicher stellen.

Dieß wird keineswegs als eine leere Vermuthung erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Einfälle der Normannen erst gegen das zehnte Jahrhundert hin aufhörten, und die Deutschordens-Ritter bei ihrer Ankunft im Norden eine Bevölkerung, welche sich bereits wieder erholt hatte, und zahllose Barbaren vorfanden, welche sich schon rings um dieselbe her ergoß-

sen hatten. Die Türken, welche aus dem Orient herüberkamen, die Liefländer, die Preußen, die Pommern, welche vom Abend und von Mitternacht heranrückten, hätten in dem kaum zur Ruhe gekommenen Europa die Verheerungen der Hunnen und Gothen erneuert.

Die Deutschordensritter leisteten der Menschheit sogar einen doppelten Dienst; denn indem sie die Wilden bezähmten, zwangen sie dieselben zugleich, der Cultur Eingang unter sich zu gestatten und dem geselligen Leben sich zu ergeben. Christburg, Bartenstein, Weißenburg, Wesel, Bromberg, Thorn und die meisten Städte in Preußen, Curland und Semgallen wurden von diesem Ritterorden gegründet; und während derselbe sich rühmen kann, das Bestehen der Völker in Frankreich und England sicher gestellt zu haben, darf er auch darauf stolz sein, daß er den Norden Deutschlands civilisirt hat.

Jedoch ein anderer Feind war vielleicht noch gefährlicher als die Türken und Preußen, weil er sich mitten in Europa selber befand: mehrere Male waren die Mauren auf dem Punkte, die Christenheit unter ihr Joch zu bringen. Und obschon dieses Volk feinere Sitten hatte, als die übrigen Barbaren, so lag doch in seiner Religion, welche die Vielweiberei und Sklaverei gestattete, sowie in seinem despotischen und eifersüchtigen Charakter ein unüberwindliches Hinderniß der Aufklärung und Beglückung der Menschheit.

Die kriegerischen Orden Spaniens haben demnach durch Bekämpfung dieser Ungläubigen, so gut wie der Deutschorden und der Johaniterorden von Jerusalem, großes Unheil verhütet. Die christlichen Ritter ersetzten in Europa die stehenden Heere und bildeten eine Art regelmäßiger Landwehr, welche

sich dahin begab, wo die Gefahr am dringensten war. Da die Könige und Barone ihren Vasallen nach wenigen Monaten Dienstzeit wieder Urlaub geben mußten, so waren sie oft von den Barbaren überfallen worden. Was nun die Erfahrung und der Geist der Zeit nicht hervorzurufen vermochte, das brachte die Religion zu Stande; sie stiftete Vereine von Männern, welche schwuren, im Namen Gottes ihr Blut für das Vaterland zu vergießen. Die Straßen im Innern des Landes wurden von den Räubern gesäubert, welche sie unsicher machten, und den Verwüstungen der Feinde von Außen wurde ein Damm entgegengesetzt.

Man hat die Ritter getadelt, daß sie die Ungläubigen selbst an ihrem eigenen Herde aufgesucht haben. Dabei übersieht man jedoch, daß dieß Allem nach nur eine gerechte Wiedervergeltung den Völkern gegenüber war, welche christliche Völker zuerst angegriffen hatten: die Mauren, welche Karl Martel vertilgte, rechtfertigen die Kreuzzüge. Sind denn die Anhänger des Koran in den Wüsten Arabiens ruhig geblieben, und haben sie nicht ihr Gesetz und ihre Verheerung bis zu den Mauern von Delhi und den Wällen Wiens ausgebreitet? Man hätte vielleicht warten sollen, bis die Höhle dieser wilden Thiere sich auf's Neue gefüllt hätte; und weil man unter dem Panier der Religion wider sie auszog, so war das Unternehmen weder gerecht, noch nothwendig! Alles war schön und gut! Teut, Odin Allah, nur nicht Christus!

Viertes Capitel.

Leben und Sitten der Ritter.

Die Gegenſtände, welche die Einbildungskraft am meiſten anſprechen, ſind keineswegs am leichteſten zu malen, ſei es, daß ſie als Ganzes einen ſtärkeren Eindruck machen, als alle in's Einzelne gehenden Beſchreibungen welche man davon entwerfen kann, oder ſei es, daß der Geiſt des Leſers immer über das Gemälde hinausgeht. Das bloße Wort Ritterthum, der bloße Name eines berühmten Ritters iſt wirklich ein Wunder, welches alle, auch die intereſſanteſten Einzelheiten nicht übertreffen können: es liegt alles Mögliche darin, von Arioſt's Fabeln bis zu den Thaten der geſchichtlichen Paladine, und von den Paläſten der Alcine und Armida bis zu den Thürmen von Cöuvre und Anet.

Es iſt kaum möglich, ſelbſt hiſtoriſch von dem Ritterthum zu ſprechen, ohne daß man ſich auf die Troubadours ſtützt, welche daſſelbe beſungen haben, wie man ſich in Allem, was die alten Heiden betrifft, auf Homer als Gewährsmann ſtützt: auch die ſtrengſten Kritiker haben dieß anerkannt. Freilich hat es ſodann den Anſchein, als gebe man ſich nur mit Erdichtungen ab. Denn wir ſind an eine ſo trockene Wirklichkeit gewöhnt, daß uns Alles, was nicht ebenſo trocken iſt, als eine Lüge erſcheint: gleich den in des Poles Eisfeldern geborenen Völkern geben wir unſeren traurigen Einöden den Vorzug vor jenen Gefilden, wo

La terra molle, et lieta, et dilettosa
Simili a se gli abitator produce.
Tasso.

Die Erziehung des Ritters begann im Alter von sieben Jahren.*) — Duguesclin unterhielt sich schon als Kind damit, in den Gängen seines väterlichen Schlosses mit den Bauernknaben seines Alters Belagerungen und Schlachten auszuführen. Man sah ihn durch die Waldungen laufen, gegen die Winde kämpfen, über breite Gräben setzen, die Ulmen und Eichen erklettern und schon auf den Heiden der Bretagne Beweise von dem Heldenthum geben, durch welches er der Retter Frankreichs wurde.

Bald hernach trat man auf dem Schlosse irgend eines Barons als Page oder Edelknabe in Dienste. Hier erhielt man den ersten Unterricht über die Treue, die man Gott und den Damen schuldig ist; und oft begann hier schon für den jungen Pagen der Tochter des Herrn gegenüber eine jener dauerhaften Zärtlichkeiten, welche durch Wunder der Tapferkeit unsterblich gemacht werden sollten. Geräumige gothische Bauwerke, alte Forste, große einsamgelegene Teiche nährten durch ihren romantischen Anblick jene Leidenschaften, welche Nichts zerstören konnte, und welche zu einer Art Schicksal oder Zauber wurden.

Gestachelt von Liebe oder Muth, verfolgte der Page die männlichen Uebungen, welche ihm die Laufbahn der Ehre eröffneten. Auf einem wilden Renner dahinjagend, erlegte er im Dickicht der Wälder die wilden Thiere, oder rief er den Falken aus des Himmels Höhe herab und zwang den König der Lüfte, schüchtern und demüthig herbeizukommen und auf seine vertraute Hand sich zu setzen. Bisweilen ließ

*) Anm. d. Verf. Sainte Palaye Band I. Abth. 1.

er gleich dem jungen Achill Pferde über die Ebene fliegen und ſchwang ſich von dem einen auf das andere, bald von hinten mit einem Satz ihnen auf's Kreuz ſpringend, bald von der Seite her ſich auf ihren Rücken ſetzend. Ein andermal ſtieg er in voller Waffenrüſtung auf die ſchwindelnde Höhe einer Klippe und rief, wie wenn er bereits auf der Breche ſtände; „Montjoye und heiliger Dionys!“*) Am Hofe ſeines Barons empfieng er die Unterweiſungen und das Vorbild für ſeinen Lebensgang. Da kehrte auch eine Menge bekannter und unbekannter Ritter ein, welche ſich gefährlichen Abenteuern gewidmet hatten, welche allein heimkehrten aus den Königreichen von Cathay, von den Grenzen Aſiens und all den wundervollen Orten, an denen ſie dem Unrecht abhalfen und die Ungläubigen bekämpften.

Man ſahe, ſagt Froiſſard, wo er vom Hauſe des Herzogs von Foix ſpricht, — man ſahe in dem Saale, in der Kammer, in dem Hofe Ritter und Schildknappen kommen und gehen, man hörete ſie reden von Waffen und von Liebe. Alle Ehre ward da gefunden, und man vernahm da jede Kunde, aus welchem Lande und welchem Reiche ſie auch ſtammen mochte: denn aus allen Landen kamen ſie daher, von wegen der Tapferkeit des Herrn.“

Von Pagen wurde man Schildknappe, und immer führte bei dieſen Veränderungen die Religion den Vorſitz. Mächtige Pathen oder ſchöne Pathinnen verſprachen für den künftigen Helden am Altare Glauben, Treue und Liebe. Der Dienſt des Schildknappen beſtand zu Friedenszeiten darin,

*) Sainte-Palaye Band II. Abth. 2. Anm. d. Verf.

daß er bei Tiſch aufſchneiden, die Speiſen auftragen und wie die homeriſchen Krieger den Gäſten Waſchwaſſer reichen mußte. Die größten Herren errötheten nicht, dieſe Dienſte zu leiſten. „An einer Tafel vor dem Könige, ſagt der Prinz von Joinville, ſpeiste der König von Navarra, der über und über mit Goldſtoff geſchmücket und geziert war, in Waffenrock und Mantel, Gürtel, Spangen und Helm von feinem Golde, vor welchem ich aufſchnitte.“

Der Schildknappe folgte dem Ritter in den Krieg, trug ſeine Lanze und ſeinen Helm auf dem Sattelknopfe und führte an der Rechten ſeine Pferde. „Als er in den Wald kam, begegnete er vier Schildknappen, welche vier weiße Roſſe an der Rechten führten.“ Seine Pflicht war es auch, bei den Zweikämpfen und in den Schlachten ſeinem Ritter die Waffen zu reichen, ihn, wenn er geſtürzt war, wieder aufzurichten, ihm ein friſches Pferd zuzuführen, und die Hiebe, die man gegen ihn führte, aufzufangen, jedoch ohne ſelbſt kämpfen zu dürfen.

Endlich, wenn zu den Eigenſchaften eines Waffengenoſſen nichts mehr fehlte, ward er zu den Ehren der Ritterſchaft zugelaſſen. Die Schranken eines Turnieres, ein Schlachtfeld, ein Schloßgraben, die Mauerlücke an einem Thurme, dieß war oft der ehrenvolle Schauplatz, wo der Orden der Tapferen und Wackeren ertheilt wurde. Im Getümmel der Schlacht fielen tapfere Schildknappen vor dem König oder Feldhauptmann auf die Kniee und wurden von ihm durch drei Schläge mit dem flachen Degen auf ihre Schulter zu Rittern geweiht. Als Bayard Franz I. zum Ritter geſchlagen hatte, ſo ſagte er, an ſeinen Degen ſich wendend: „Heil dir,

daß du heute einem so schönen und mächtigen Könige den Orden der Ritterschaft verliehen hast; gewiß mein gutes Schwert, wirst du wie eine Reliquie aufbewahrt und vor jedem anderen geehrt werden." — „Und darauf, setzt der Geschichtschreiber hinzu, sprang er zweimal in die Höhe und steckte sodann sein Schwert in die Scheide."

Kaum hatte der neue Ritter seine Waffen erhalten, als er auch schon durch einige auffallende Thaten sich auszuzeichnen brannte. Er streift durch Berge und Thale, um Gefahren und Abenteuer zu suchen, er durchzog uralte Wälder, weite Haiden und tiefe Einöden. Gegen Abend näherte er sich einem Schlosse, dessen einsame Thürme er aus der Ferne erblickte. An diesem Orte hoffte er irgend eine schauerliche Waffenthat zu vollbringen. Er ließ bereits sein Visier herunter und empfahl sich der Dame seines Herzens, als der Schall eines Hornes sich vernehmen ließ. Auf den Zinnen des Schlosses sah man einen Helm, das Zeichen der Wohnung eines gastfreundlichen Ritters. Die Zugbrücke ließ sich nieder, und der Abenteurer zog in die einsame Behausung ein. Wollte derselbe unbekannt bleiben, so bedeckte er seinen Wappenschild mit einem Ueberzug, einer grünen Decke oder einem Schleyer, feiner als Lilienblumen. Die Frauen und die Fräulein beeilten sich, ihm die Waffen abzunehmen, ihm reiche Gewande zu reichen und köstliche Weine in Krystallgefässen aufzuwarten. Bisweilen traf er seinen Gastwirth voller Freuden: „Der Herr Amanieu des Escas versammelte nach Tische seine Knappen zur Winterszeit um ein groß Feuer in einem Saale, der wohl mit Matten oder Tapeten ausgeschlagen war, und unterhielt sich mit ihnen von Waffen

und Liebe; denn in seinem Hause ließ sich Alles bis auf die niedersten Knechte herab auf die Liebe ein." (Sainte-Pelaye).

Die Feste auf den Schlössern hatten immer etwas Räthselhaftes; es war das Einhornsmal, das Pfauen- oder Fasanengelübde. Dabei erschienen nicht weniger geheimnißvolle Gäste, die Ritter vom Schwanen, vom weißen Schilde, von der goldenen Lanze, vom Schweigen; Krieger welche nur an den Wappen ihrer Schilde und den Bußübungen erkannt wurden, welche sie sich auferlegt hatten.

Gegen das Ende des Festes traten mit Pfauenfedern geschmückte Troubadours in den Saal und sangen „Vom Feste, das der König am schönen Maitag zu St. Denys veranstaltet" u. s. w.

Der Grundsatz des ritterlichen Waffenhandwerks war:

„Viel Lärm im Feld und viel Freud im Haus."

Bruits es chans, et joie à l'ostel.

Doch traf der Ritter nicht allemal, so oft er in das Schloß kam, Feste an. Manchmal war es die Wohnstätte einer bedauernswürdigen Dame, welche in den Ketten eines Eifersüchtigen seufzte. Der schöne Ritter, edel, sittig und tapfer (le biau sire, noble, courtois et preux), welchem man den Zutritt in das Gebäude verweigert hatte, brachte die Nacht am Fuße eines Thurmes zu, aus welchem er die Seufzer einer Gabriele vernahm, die vergeblich den ritterlichen Couci zu Hülfe rief. Der eben so zärtliche als tapfere Ritter schwur bei seinem Durandal und Aquilain, bei seinem treuen Schwert und seinem adlerschnellen Rosse, den Treulosen, der wider alle Gesetze der Ehre und des Rit-

terthums die Schönheit quäle, zum Zweikampf fordern zu wollen.

Wurde er in dem düsteren festen Schlosse zugelassen, so hatte er all seinen Muth von Nöthen. Schweigsame Knechte mit finsteren Blicken führten ihn durch schwacherhellte, lange Gänge auf das einsame Zimmer, welches man für ihn bestimmt hatte. Es war in einem Schloßthurme, der das Andenken einer berüchtigten Geschichte aufbewahrte, man nannte es das Zimmer König Richard's oder der Dame von den sieben Thürmen. Die Decke war mit alten Wappen ausgemalt, die Wände mit Tapeten verkleidet, auf welchen große menschliche Figuren den Ritter mit den Augen zu verfolgen schienen; und hinter welchen geheime Thüren verborgen waren. Gegen Mitternacht hörte man ein leises Geräusch, die Tapeten bewegten sich, die Lampe des Ritters erlosch, und neben seinem Lager erhob sich ein Sarg.

Da die Lampe und die ganze Waffenrüstung gegen die Todten Nichts vermögen, so nahm der Paladin seine Zuflucht zum Gelübde einer Pilgerfahrt. Befreit durch des Himmels Huld, verfehlte er nicht, den Eremiten des Felsens um Rath zu fragen. Dieser erklärte ihm: „Wenn du so große Habe besäßest, als einst der König Alexander hatte, und so viel Verstand, als der weise Salomo, und soviel Tapferkeit, als der ritterliche Hektor von Troja: so würde doch der Hochmuth, wenn er in dir herrschte, für sich allein Alles zerstören." (St. Pelaye.)

Der gute Ritter begriff aus diesen Worten, daß die Erscheinungen, welche er gehabt hatte, nur die Strafe für seine

Sünden seien, und er arbeitete von Neuem daran, daß er ein Mann würde ohne Furcht und Tadel.

So führte er auf seinen Fahrten unter tausend Kämpfen jene Abenteuer aus, welche unsere Dichter besungen haben und die in unseren Chroniken vorgezeichnet stehen. Er befreite Prinzessinnen, welche in Höhlen gefangen waren, strafte die Gottlosen, kam Wittwen und Waisen zu Hülfe und vertheidigte sich zumal gegen treulose Zwerge und gegen gewaltige Riesen. Doch wie er der Schwachen Schirm war, so war er auch eine Stütze der Sitten; und wenn er am Schlosse einer übelberüchtigten Dame vorüberzog, so machte er an den Thoren ein entehrendes Zeichen. War dagegen die Dame darinnen voll Anmuth und Tugend, so rief er: „Meine gute Freundin, oder meine gute Dame, oder mein holdes Fräulein, ich bitte Gott, daß er Euch in diesem Gut und dieser Ehre erhalten möge unter der Zahl der Guten, denn Ihr verdienet sehr gelobt und geehrt zu sein."

Die Ehrenhaftigkeit dieser Ritter erreichte oft jenes Uebermaß der Tugend, welches man an den alten Römern bewundert und mißbilligt. Als die Königin Margarethe, die Gemahlin Ludwig's des heiligen zu Damiette, wo sie ihre nahe Niederkunft abwarten wollte, die Niederlage des christlichen Heeres und die Gefangenschaft ihres königlichen Gemahls erfuhr, „Da hieß sie — erzählt Joinville — Alle aus ihrem Zimmer abtreten, außer einem achtzigjährigen Ritter; vor dem warf sie sich auf die Knice nieder und bat ihn um eine Gunst. Und der Ritter gelobte es ihr bei seinem Eid. Und sie sprach zu ihm: Ich bitte Euch, sagte sie, bei der Treue, die Ihr mir geschworen, daß, wenn die Sa-

razenen dieſe Stadt einnehmen, Ihr mir den Kopf abhauet, ehe ſie mich greifen. Und der Ritter antwortete: Seid ſicher, daß ich es gerne thun werde, denn ich hatte es ſchon wohl im Sinn, daß ich Euch tödten wolle, bevor ſie uns gegriffen hätten."

Die Unternehmungen, welche der Ritter einzeln ausführte, waren ihm Staffeln zu höherem Ruhme. Von den Herolden benachrichtigt, daß mit Nächſtem in dem edlen Lande Frankreich Turniere gegeben würden, begab er ſich alsbald zu dem Sammelplatze der Tapfern. Schon ſind die Stechbahnen zugerüſtet, ſchon ſitzen die Damen auf den thurmhohen Gerüſten und ſuchen mit den Augen die Ritter, welche mit ihren Farben geſchmückt ſind. Troubadoure ziehen in die Schranken herein und ſingen:

Servants d'amour, regardez doulcement
Aux eschafaux anges de paradis,
Lors jousterez fort et joyeusement,
Et vous serez honorez et chéris.

(Diener der Liebe, ſchauet hold auf die Gerüſte mit den Engeln vom Paradies; dann werdet ihr tapfer und freudiglich turnieren, und geehrt und geliebt ſein.)

Plötzlich ertönt der Ruf: „Ehre den Söhnen der Tapferen!" Die Fanfaren erſchallen, die Schranken öffnen ſich, und hundert Ritter ſtürzen zu den beiden Enden der Stechbahn herein und begegnen ſich in der Mitte. Die Lanzen fliegen in Splitter, Stirn gegen Stirn ſtoßen die Pferde auf einander und ſtürzen. Glücklich der Held, welcher ſeine Stöße behutſam führend, nach Ritterbrauch ſeinen Gegner nur

zwiſchen dem Gürtel und der Schulter trifft und ihn niederwirft, ohne ihn zu verwunden! Alle Herzen fliegen ihm zu, alle Damen wollen ihm neue Zeichen ihrer Gunſt ſenden, ſeine Waffen zu ſchmücken. Indeß rufen die Herolde dem Ritter zu: Gedenke, weß Sohn du biſt und ſchlage nicht aus der Art! Lanzenbrechen, Ringelrennen, Waffengänge und Kämpfe in ganzen Haufen geben nach einander den Kämpen Gelegenheit, ihren Muth, ihre Kraft und Gewandtheit glänzen zu laſſen. Tauſendſtimmiges Geſchrei ſteigt mit dem Waffenlärm gen Himmel. Jede Dame ermuthigt ihren Ritter und wirft ihm eine Armſpange, eine Haarlocke, eine Schärpe zu. Ein Sargine, der bisher noch dem Felde des Ruhmes ferne ſtand, aber durch die Liebe mit einem Male zum Helden wurde, ein unbekannter Tapferer, der ohne Waffen und Gewande gekämpft hat, und den nur ſein blutiges Wams auszeichnete *) wurden als Sieger in dem Wettkampfe ausgerufen. Sie erhalten einen Kuß von ihrer Dame und man ruft: „Frauenliebe, Heldentod, Lob und Preiß den Rittern!“

Bei ſolchen Kampfſpielen ſah man die Tapferkeit und Ritterlichkeit eines La Tremouille, eines Boucicault, eines Bayard glänzen, deren hohe Thaten die Abenteuer eines Perceforeſt, Lancelot und Grandiſer glaubhaft gemacht haben. Den fremden Rittern kam es theuer zu ſtehen, wenn ſie es wagten, mit den franzöſiſchen Rittern ſich einzulaſſen. Während der Kriege unter Karl's VI. Regierung nahmen Sampi und Boucicault allein die Herausforderungen an, welche die Sie-

*) Sainte Pelaye, Geſch. der drei Ritter u. ſ. w.

ger von allen Seiten her ihnen zusandten; und ebenso edelmüthig wie tapfer, gaben sie den Unbesonnenen, welche sie zum Zweikampfe gefordert hatten, die Pferde und Waffen zurück.

Der König wollte seine Ritter davon abhalten, den Handschuh aufzuheben und sich um die Herausforderungen zu bekümmern. Allein sie erwiederten ihm: „Sire, die Ehre Frankreichs ist seinen Söhnen nothwendig so theuer, daß, wenn der Teufel selbst aus der Hölle käme, um zum Kampfe herauszufordern, sicher Leute fände, welche mit ihm kämpften."

„Und zu dieser Zeit, sagt ein Geschichtsforscher, waren auch Ritter aus Spanien und Portugal da, von welchen drei in der Ritterschaft sehr berühmte portugiesische, ich weiß nicht aus welcher Veranlassung, auf den tollen Einfall kamen, drei französische Ritter auf den Kampfplatz zu fordern. Aber, so wahr Gott lebt! in kürzerer Zeit, als man braucht, um vom St. Martins-Thore zum St. Antonius-Thore zu reiten, waren die Portugiesen von den drei Franzosen völlig besiegt." (Journal von Paris unter Karl VI. u. VII.)

Die einzigen Kämpen, welche es mit den französischen Rittern aufnehmen konnten, waren die Ritter von England. Sie hatten auch mehr Glück auf ihrer Seite, denn wir zerfleischten uns damals mit unseren eigenen Händen. Die Schlacht von Poitiers, so unheilbringend sie für Frankreich war, war dennoch ehrenvoll für die Ritterschaft. Der schwarze Prinz, welcher sich aus Ehrfurcht nie an die Tafel des Königs Johann, seines Gefangenen niedersetzen wollte, sagte zu demselben: „Es däucht mir, Ihr habet wohl Ursache, Euch zu beruhigen, obschon der Tag nicht zu Euren Gunsten entschie-

den hat; denn Ihr habt Euch heute den großen Namen der Tapferkeit erworben und alle die besten Thaten übertroffen, die Ihr sonst verrichtet. Ich sage das nicht, mein werther Fürst! um Euch zu loben; denn Alle auf unserer Seite, welche die einen und die anderen gesehen haben, stimmen darin mit bestem Gewissen überein und geben Euch den Preis und Siegeskranz."

Der Ritter von Ribaumont warf in einem Gefechte an den Thoren von Calais König Eduard III. von England zweimal auf seine Kniee nieder; aber der König erhob sich jedesmal wieder und zwang endlich Ribaumont, ihm seinen Degen zu übergeben. Die Engländer blieben Sieger und kehrten mit ihren Gefangenen in die Stadt zurück. Eduard, von dem Prinzen von Wales begleitet, gab den französischen Rittern ein großes Gastmahl. Dabei trat er zu Ribaumont und sagte zu ihm: „Ihr seid ein Ritter, wie ich in der Welt noch keinen so tapfer den Feind angreifen sah. Hierauf nahm der König sein Schapel, das sehr schön und reich war, von seinem Haupte, setzte es dem Herrn Eustachius auf's Haupt und sagte: Herr Eustachius, ich gebe Euch dieses Schapel als dem besten Kämpfer dieses Tages. Ich weiß, daß Ihr lustig und verliebt seid und gern mit Frauen und Fräulein umgeht, so saget überall, wohin Ihr gehet, daß ich es Euch gegeben habe. So entlasse ich Euch Eurer Haft, und Ihr könnt Morgen wegziehen, wenn es Euch gefällt." (Froiss.)

Johanna von Arc weckte den Geist der Ritterlichkeit in Frankreich zu neuem Leben. Man sagt, sie sei mit dem berühmten Schwert Karl's des Großen, Joyeuse genannt, be-

waffnet geweſen, welches ſie in der Kirche der heiligen Katharina zu Fierbois in der Touraine aufgefunden habe.

Wenn wir alſo auch manchmal von dem Glück verlaſſen wurden, ſo hat es uns doch niemals an Muth gefehlt. Heinrich IV. rief in der Schlacht von Ivry ſeinen Leuten zu, welche zu weichen begannen: „Wendet Euch noch einmal um, wenn auch nicht, um zu kämpfen, ſo doch um mich ſterben zu ſehen.“ Unſere Krieger haben bei jeder Niederlage jenes Wort ſagen können, welches in der Schlacht von Pavia der Genius unſerer Nation dem letzten franzöſiſchen Ritter in den Mund gegeben hat: Alles iſt verloren außer der Ehre!

Gewiß verdienten ſo viele Tugenden und Vorzüge hochgeehrt zu werden. Fiel der Held auf den Gefilden des Vaterlandes, ſo veranſtaltete ihm die Ritterſchaft ein glänzendes Leichenbegängniß; kam er dagegen bei einer Unternehmung in der Ferne um, und blieb ihm kein Waffenbruder, kein Knappe, der für ſeine Beſtattung hätte Sorge tragen können, ſo ſandte ihm der Himmel zu ſeinem Begräbniß einen der Einſiedler zu, welche in der Wüſte wohnten und

— — Su'l Libano spesso, e su'l Carmelo
In æra magion fan dimoranza.

Dieß gab Taſſo Stoff zu ſeiner Epiſode von Syeno. Jeden Tag ſammelte ein Einſiedler der Thebais oder ein Eremite von Libanon die Gebeine eines von den Ungläubigen erſchlagenen Ritters. Der Sänger des befreiten Jeruſalem leiht nur der Wahrheit die Sprache der Muſen, wenn er ſingt (VIII. Geſang, Vers 32 ff.)

Nun seh' ich, wie vom lichten Sternenkranze
Durch's nächt'ge Blau ein Lichtstrahl niedersteigt,
Und sich gleich einer goldbeglänzten Lanze
Auf seinen Heldenleichnam niederneigt.
— — — — — — —

Er lag nicht auf dem Antlitz, denn gesehnt
Hatt' er nach Gott sich, stets an ihm zu hangen,
Gleich Einem, der sich gern mit Gott versöhnt,
Ist aufwärts er gekehrt mit Mund und Wangen.
Die Rechte war geballt, der Arm gedehnt,
Das Schwert gezückt, als wie durch Kampfverlangen,
Die Linke lag voll Demuth auf der Brust,
Als bät' er um Vergebung sünd'ger Lust.
— — — — — — —
— — — — — — —

Doch als ich merksam lauscht' auf dieses Wort,
Da ward mir kund ein neues Wunder dort.

Denn da, wo jener Leichnam war gelegen,
Hatt' ich ein hohes Grab sogleich erkannt.
Das im Entsteh'n die Leiche mocht' umhegen;
Durch Wen, ich weiß es nicht, noch wie's erstand.
Den Namen und die That des hohen Degen
Hat dort beschrieben unbekannte Hand.
Bei diesem Anblick kaum den Augen traut' ich,
Bald auf die Schrift, bald auf den Marmor schaut' ich.

Hier, sprach der Greis, liegt deines Herrn Gebein,
Bei seiner treuen Kriegerschaar begraben,
Es mag sein Geist sich nun des Himmels freu'n,
Und sich an ew'ger, sel'ger Glorie laben. *)
— — — — — — —

Aber der Ritter, welcher in seiner Jugend den Heldenbund geschlossen hatte, welchen selbst der Tod nicht auflöste, hatte nicht zu befürchten, daß er allein in der Wüste sterbe.

*) Nach der Uebersetzung von Duttenhofer (Stuttg. 1840).

Schickte der Himmel keine Wunder, so folgten ihm die Wunder der Freundschaft. Beständig von seinem Waffenbruder begleitet, fand er in diesem Kriegerhände, um sein Grab zu graben, und einen Arm, um ihn zu rächen. Diese Bündnisse wurden durch furchtbare Eide befestigt. Manchmal ließen sich die beiden Freunde Blut heraus und vermischten es in einem Becher. Zum Unterpfand ihrer gegenseitigen Treue trugen sie entweder ein goldenes Herz, oder eine Kette oder einen goldenen Ring. Die Liebe, sonst so hochgehalten von den Rittern, nahm bei solchen Gelegenheiten doch nur den zweiten Rang in ihren Herzen ein, und man kam dem Freunde vor der Geliebten zu Hülfe.

Nichtsdestoweniger konnte ein Umstand diese Bande lösen, nehmlich die Feindschaft der Vaterlande. Zwei Waffenbrüder von verschiedenen Nationen hörten auf, Freunde zu sein, sobald es ihre Länder nicht mehr waren. Hue von Carvalay, ein englischer Ritter, war ein Freund von Bertrand Duguesclin. Als der schwarze Prinz dem König Heinrich von Castilien den Krieg erklärt hatte, war Hue genöthigt, sich von Bertrand zu trennen. Er kam von ihm Abschied zu nehmen und sagte zu ihm:

„Edler Herr, wir müssen scheiden. Wir waren in guter Gesellschaft bei einander und hatten immer Hab und Gut gemeinschaftlich; so denke ich, daß ich mehr empfangen habe, als Ihr; und darum bitte ich Euch, daß wir mit einander rechnen. — — Das ist nur so eine Rede, sagte Bertrand; an diese Rechnung habe ich nie gedacht. — Man muß stets recht handeln: ich halte es für Recht, daß Ihr Eurem Herrn folget. So muß es jeder biedere Mann machen.| Eine treue

Liebe war unsere Liebe, und in Liebe wollen wir auch scheiden, wovon es mir schwer fällt, daß es sein muß. Dann küßte ihn Bertrand und alle seine Genossen auch. Sehr jammervoll war dieses Scheiden."

Diese Uneigennützigkeit der Ritter, diese schöne Erhebung der Seele, welche einigen den ruhmvollen Namen eines Ritters ohne Tadel erwarb, möge der Schilderung ihrer christlichen Tugenden die Krone aufsetzen Derselbe Duguesclin, die Blume und Ehre der Ritterschaft, that es, als Gefangener des schwarzen Prinzen, dem von Alexander gefangenen Porus an Großmuth gleich. Der Prinz hatte ihm die Ansetzung seines Lösegeldes überlassen. Bertrand setzte eine ungeheure Summe fest. „Woher wollt Ihr alles dieses Gold nehmen?" sagte der erstaunte englische Held. „Von meinen Freunden, erwiderte der stolze Connetable: es gibt keine Spinnerin in Frankreich, welche nicht ihren Rocken abspänne, um mich aus Euren Händen zu befreien."

Die Königin von England, eingenommen von den Tugenden Duguesclin's, war die Erste, welche eine bedeutende Summe hergab, um die Befreiung des furchtbarsten Feindes ihres Vaterlandes zu beschleunigen. „O, meine Herrin! rief der Ritter aus der Bretagne aus, indem er sich ihr zu Füßen warf, ich habe bisher geglaubt, der häßlichste Mann in Frankreich zu sein, allein jetzt bekomme ich eine bessere Meinung von mir, da die Damen mir solche Geschenke machen."

Sechstes Buch.

Verdienste der Geistlichkeit und der christlichen Religion überhaupt um die menschliche Gesellschaft.

Erstes Capitel.

Unermeßlichkeit der Wohlthaten des Christenthums. *)

Es hieße das Christenthum so gut als gar nicht kennen, wenn man seine Wohlthaten nur oberflächlich kennen würde. Man muß seine Wohlthaten im Einzelnen in's Auge fassen, und betrachten, mit welcher Geschicklichkeit die Religion ihre tausendfältigen Gaben zu spenden, ihre Hülfe zu bringen,

*) Man vergleiche zu allem diesem Hélyot's Gesch. der relig. und kriegerischen Orden, 8 Bände; Hermant, Einrichtg. der rel. Orden; Bonnani Catal. omn. Ord. relig.; Giustiniani, Menehius und Schoonbeck in ihrer Gesch. der Ritterorden; Sainte-Foix, Versuch über Paris; Leben des heil. Vinzenz v. Paula; Leben der Väter in der Wüste; die Werke des heil. Basilius, und Lobinian's Gesch. der Bretagne.

ihre Schätze, ihre Heilmittel, ihr Licht zu verbreiten wußte. Auf die zarteſten Gefühle, auf die Eigenliebe, auf die Schwachheiten hat die Religion Bedacht genommen, indem ſie Allem ihre Hülfe anbot. Was uns betrifft, die wir ſeit einigen Jahren uns mit dieſen Unterſuchungen beſchäftigen, ſo ſind ſo viele Züge von Menſchenliebe, ſo viele bewunderungswürdige Stiftungen, ſo viele unbegreifliche Aufopferungen vor unſeren Augen vorübergezogen, daß wir glauben, dieſes Verdienſt des Chriſtenthums ſei für ſich allein ſchon im Stande, mit allen Verbrechen der Menſchen auszuſöhnen: gewiß, ein himmliſcher Cultus, welcher uns die betrübte Menſchheit, die ihn läſtert, zu lieben nöthigt.

Was wir anzuführen gedenken, iſt nur Weniges, und mit dem, was wir zurücklegen, könnten wir mehrere Bände füllen. Wir ſind ſelbſt darüber nicht im Reinen, ob wir das Schlagendſte ausgewählt haben, aber bei der Unmöglichkeit, Alles zu beſchreiben und zu beurtheilen, was unter einer ſo großen Anzahl von Liebeswerken den meiſten Vorzug verdient, ſtellen wir, faſt wie es der Zufall gibt, hier folgendes zuſammen.

Um ſich vorerſt eine Vorſtellung von der Unermeßlichkeit der Wohlthaten der Religion machen zu können, muß man ſich die Chriſtenheit wie eine ungeheure Republik denken, worin Alles, was wir von einem Theile erzählen, zu gleicher Zeit auch in einem andern Theile geſchieht. So wenn wir von den Spitälern, den Miſſionen, den Lehranſtalten Frankreichs reden, muß man ſich zugleich die Spitäler Miſſionen und Lehranſtalten in Italien, Spanien, Deutſchland, Rußland, England, Amerika, Afrika, und Aſien vorſtellen;

man muß zweihundert Millionen Menſchen zum Mindeſten im Auge behalten, bei welchen dieſelben Tugenden geübt, dieſelben Opfer gebracht werden; man muß ſich erinnern, daß dieſe Tugenden ſchon ſeit achtzehn hundert Jahren ſich kund geben, und daß die Handlungen der Menſchenliebe beſtändig ſich wiederholen. Man berechne nun, wenn ſich nicht der Geiſt darin verliert, die Zahl der Menſchen, welche unter ſo vielen Völkern und in einer ſo langen Reihe von Jahrhunderten durch das Chriſtenthum getröſtet und erleuchtet worden ſind!

Zweites Capitel.

Spitäler.

Die Nächſtenliebe, eine durchaus chriſtliche und unter den Alten unbekannte Tugend, hat in Jeſu Chriſto ihren Urſprung genommen; ſie iſt die Tugend, welche ihn vornehmlich vor den übrigen Sterblichen auszeichnete, und welche in ihm das Siegel der Erneuerung der menſchlichen Natur war. Durch Nächſtenliebe nach dem Vorbild ihres göttlichen Meiſters gewannen die Apoſtel mit ſo reißender Schnelligkeit die Herzen und verführten im heiligem Sinne die Menſchen.

Die erſten Gläubigen, unterwieſen in dieſer großen Tugend, ſchoßen ein paar Heller zuſammen zur Unterſtützung der Nothleidenden, der Kranken und der Reiſenden: und dieß war der Anfang der Spitäler. Als die Kirche wohlhabender geworden war, da gründete ſie für das menſchliche Elend Anſtalten, die ihrer würdig waren. Von dieſem An-

genblick an kannten die Werke der Barmherzigkeit keine Schranken mehr: es war wie ein überſtrömen der Nächſtenliebe über dir Nothleidenden, welche bis daher von den Glücklichen in der Welt ohne Hülfe gelaſſen worden waren. Man wird vielleicht fragen, wie es die Alten anfingen, die noch keine Spitäler hatten? Sie hatten, um der Armen und Unglücklichen ſich zu entledigen, zwei Mittel, welche das Chriſtenthum nicht hat: den Kindermord und die Sklaverei.

Die Häuſer für Unheilbare und Ausſätzige zum heiligen Lazarus im Morgenlande ſcheinen die erſten Zufluchtsſtätten dieſer Art geweſen zu ſein. Man nahm in denſelben die Ausſätzigen auf, welche von ihren Angehörigen verläugnet, zum Abſcheu aller Menſchen auf den Straßen der Städte ſchmachteten. Dieſe Spitäler wurden von Ordensleuten von der Regel des heiligen Baſilius bedient.

Wir haben ſchon früher von den Trinitariern oder den Vätern von der Erlöſung der Gefangenen geſprochen. Der heilige Peter von Nolasques in Spanien ahmte den heiligen Johannes von Matha in Frankreich nach. Man kann die ſtrengen Regeln dieſer Orden nicht ohne Rührung leſen. Nach ihrer urſprünglichen Verfaſſung durften die Trinitarier Nichts als Gemüße und Milchſpeiſen eſſen. Und warum dieſe harte Lebensweiſe? Darum, weil um ſo mehr zum Verſchwenden an die Barbaren übrig blieb, je mehr dieſe Väter ſich an den Bedürfniſſen des Lebens abzogen; darum weil man hoffte, wenn der Zorn des Himmels Opfer verlange, ſo werde der Allmächtige die Büßungen

dieſer Ordensleute als einen Erſatz für die Leiden annehmen, von welchen ſie die Gefangenen befreiten.

Der Orden der Barmherzigkeit (la Merci) gab der Welt mehrere Heilige. Der heilige Peter Paskal, Biſchoff von Jaën, ging, nachdem er ſeine Einkünfte zur Loskaufung der Gefangenen und zur Unterſtützung der Armen verwendet hatte, ſelber unter die Türken, wo man ihn in Ketten ſchlug. Die Geiſtlichen und das Volk ſeines Sprengels ſchickten ihm eine Geldſumme zu ſeiner Auslöſung. „Der Heilige, ſagt Helyot, nahm ſie mit vielem Dank an, aber ſtatt dieſelbe zu ſeiner eigenen Loskaufung zu verwenden, kaufte er damit eine Anzahl Frauen und Kinder los, deren Schwachheit ihn fürchten ließ, ſie möchten dem chriſtlichen Glauben untreu werden; und ſo blieb er in den Händen der Barbaren, welche ihm im Jahre 1300 die Märtyrer-Krone verſchafften."

Es bildete ſich in dieſem Orden auch ein Frauenverein, der ſich der Unterſtützung nicht einheimiſcher Armer widmete. Eine von den Stifterinnen dieſes dritten Ordens war eine vornehme Dame aus Barcellona, die ihre Habe unter die Unglücklichen vertheilte. Ihr Familienname iſt verloren gegangen und man kennt ſie heut zu Tage nur noch unter dem Namen Maria von der Hülfe, welchen die Armen ihr gegeben hatten.

Der Orden der Büßerinnen in Deutſchland und Frankreich ſuchte die unglücklichen Mädchen dem Laſter zu entziehen, welche nach einem unordentlichen Leben im Elend zu Grund zu gehen in Gefahr ſtehen. Das war in der That ein göttlicher Anblick, zu ſehen, wie die Religion aus grenzenloſer Liebe ihren Abſcheu vor der Sünde überwand und ſelbſt

Beweise des Lasters forderte, aus Furcht, man könnte ihre Anstalten betrügen, und die Unschuld möchte, unter der Maske der Reue eine Zufluchtsstätte in Anspruch nehmen, welche nicht für sie da war. „Ihr wisset — sagt Johan Simon, der Bischoff von Paris, in den Statuten dieses Ordens, daß Keine, die noch Jungfrauen waren, zu uns gekommen sind. — — Bei dem Vorgeben ihrer Mütter und Verwandten, welchen es nur darum zu thun ist, ihrer los zu werden, verordnen wir, daß, wenn irgend Eine in Euren Verein eintreten will, man sie darüber befrage — — u. s. w.

Der lieblichsten und mitleidsvollsten Namen bediente man sich, um die früheren Verirrungen dieser Sünderinnen zu bedecken. Man nannte sie Töchter des guten Hirten oder Töchter der heiligen Magdalena, um damit ihre Rückkehr zu der Heerde und die Vergebung auszudrücken, welche sie zu hoffen hatten. Sie legten nur ein einfaches Gelübde ab; man suchte sogar sie zu verheirathen, wenn sie es verlangten, und setzte ihnen eine kleine Mitgift aus. Damit sie nur Bilder der Reinheit um sich her erblickten, kleidete man sie in Weiß, weßhalb man sie auch die weißen Mädchen nannte. In einigen Städten setzte man ihnen auch einen Kranz auf das Haupt und man sang: Veni, sponsa Christi: „Komm, du Braut Christi." Gewiß ein rührender Contrast und ein Zartsinn, ganz würdig einer Religion, welche zu helfen versteht, ohne zu beleidigen, und die Schwächen des menschlichen Herzens schont, indem sie dasselbe aus den Schlingen des Lasters erlöst. Im Heiligen-Geist-Spital zu Rom ist es verboten, den Personen nachzugehen, welche an den Pforten des Weltenvaters Waisen niederlegen.

Es gibt in der menschlichen Gesellschaft Unglückliche, welche man gar nicht bemerkt, weil sie, von ehrbaren, aber armen Eltern abstammend, bei den Entbehrungnn der Armuth im Außeren den Schein des Wohlstandes bewahren müssen. Es läßt sich kaum eine grausamere Lage denken. Von allen Seiten her wird das Herz verwundet, und wer keine niedrige Denkungsart besitzt, dem muß das Leben wie ein fortwährendes Leiden vorkommen. Was soll aus den unglücklichen Töchtern solcher Familien werden? Sollen sie zu reichen und hochgestellten Verwandten gehen, und sich allen Arten der Verachtung unterwerfen, oder sollen sie eine Beschäftigung ergreifen, welche ihnen die gesellschaftlichen Vorurtheile und ihr natürlicher Zartsinn verbieten? Die Religion hat das einzige Heilmittel ausfindig gemacht. Unsere liebe Frau von der Barmherzigkeit öffnet diesen gefühlvollen Frauen ihre fromme und ehrwürdige Einsamkeit. Vor wenigen Jahren noch hätten wir kaum gewagt, von Saint-Cyr zu sprechen, denn es war damals ausgemacht, daß die armen Töchter edler Familien weder einen Zufluchtsort noch Mitleid verdienen.

Gott hat verschiedene Wege, seine Diener zu sich zu rufen. Der Hauptmann Caraffa betrieb zu Neapel die Ausbezahlung seines Guthabens für militärische Dienste, welche er der Krone Spanien geleistet hatte. Als er eines Tags auf dem Wege zum Palaste war, trat er zufällig in die Kirche eines Klosters, wo gerade eine junge Nonne sang. Von der Lieblichkeit ihrer Stimme wurde er bis zu Thränen gerührt. Er schloß, der Dienst des Herrn müße ein wonnevoller sein, wenn er denen, welche ihm ihre Tage geweiht haben, solche

Töne in den Mund lege. Augenblicklich kehrte er nach Hause zurück, wirft die Beglaubigung seiner geleisteten Dienste in's Feuer, schneidet sich die Haare ab, widmet sich dem Klosterleben und stiftet den Orden der frommen Arbeiter, welcher sich im Allgemeinen mit der Sorge für die leidende Menschheit abgibt. Im Anfang hatte dieser Orden keinen guten Fortgang, weil in einer Pest, die in Neapel ausbrach, bei der Krankenpflege alle seine Mitglieder bis auf zwei Priester und drei Klosterbrüder starben.

Als Peter von Betancourt, ein Bruder aus dem Franziskanerorden, in Guatimala, einer Stadt und Provinz des spanischen Amerikas, sich aufhielt, ward er von dem Schicksal der Sklaven gerührt, welche während ihrer Krankheiten keine Zufluchtsstätte hatten. Da er als Almosen ein elendes Haus, worin er zuvor eine Armenschule gehalten hatte, geschenkt bekam, so richtete er es selber zu einer Art Krankenhaus ein und deckte es mit Stroh, um die Sklaven, denen es an einem anderen Unterkommen fehle, darin aufzunehmen. Als er bald darauf ein Negerweib traf, das verstümmelt und von ihrem Herrn verlassen war, so lud der heilige Mönch diese Sklavin auf seine Schultern und trug sie, voll Freuden über seine Last, in die erbärmliche Hütte, welche er sein Spital nannte. Dann lief er durch die ganze Stadt, um für seine Negerin einige Hülfe zu erlangen. Sie überlebte zwar die ihr widerfahrene Liebe nicht lange, aber als sie ihre letzten Thränen vergoß, verhieß sie ihrem Wärter himmlische Belohnungen, welche er auch ohne Zweifel erhalten hat.

Einige Reiche, gerührt von seinen Tugenden, schenkten

Betancourt Summen, vermittelst welcher er die Hütte der Negerin in ein großartiges Spital verwandeln konnte. Dieser Mönch starb jung, die Liebe zur Menschheit hatte sein Herz verzehrt. Sobald sein Tod ruchtbar wurde, stürzten die Armen und die Sclaven nach dem Spital, um ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen. Sie küßten seine Füße, schnitten Stücke von seinen Kleidern ab und hätten ihn endlich gar zerrissen, um Reliquien von ihm zu erhalten, wenn man nicht Wächter an seinen Sarg gestellt hätte: man hätte glauben können, es sei der Leichnam eines Tyrannen, den man gegen den Haß seiner Völker vertheidige, und es war ein armer Mönch, den man ihrer Liebe entzog.

Der Orden des Frater Betancourt breitete sich nach seinem Tode weiter aus. Ganz Amerika wurde voll von seinen Spitälern; die Mönche, welche in denselben Dienste leisteten, nannten sich Bethlehemiten. Folgendes war die Formel ihres Gelübdes: „Ich, Bruder .... lege das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und der Gastfreundlichkeit ab und verpflichte mich, den armen Kranken zu dienen, auch wenn sie zu den Ungläubigen gehören und mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind. (Helyot, III. Band.)

Wenn die Religion uns auf dem Gipfel der Gebirge in Empfang genommen hat, so ist sie auch wieder in die Eingeweide der Erde, fern von dem Tageslichte hinabgestiegen, um auch dort Unglückliche aufzusuchen. Die Bethlehemiter-Brüder haben selbst in der Tiefe der Minen in Peru und Mexiko eine Art Spitäler. Das Christenthum hat sich Mühe gegeben, das Unheil, das die Menschen in der

neuen Welt gestiftet haben, und das man so ungerechter Weise ihm Schuld gegeben, wieder gut zu machen. Dr. Robertson, ein englischer Protestant und dazu ein presbyterianischer Geistlicher hat in dieser Beziehnng die römische Kirche vollkommen gerechtfertigt. „Es ist mehr als Ungerechtigkeit, sagt er, daß viele Schriftsteller dem unduldsamen Geiste der römischen Religion die Vernichtung der Amerikaner zuschreiben und die spanischen Priester anklagen, sie haben ihre Landsleute aufgehetzt, diese unschuldigen Völker, als Götzendiener und Feinde Gottes niederzumetzeln. Die ersten Missionäre, obschon einfältig und ohne wissenschaftliche Bildung, waren fromme Männer. Sie nahmen sich frühe der Sache der Indianer an und vertheidigten dieses Volk gegen die Verläumdungen, womit die Eroberer dasselbe anzuschwärzen suchten, indem sie es als unfähig darstellten, sich je an das gesellige Leben zu gewöhnen und die Grundsätze der Religion zu begreifen, und es als eine unvollkommene Menschengattung schilderten, welche die Natur mit dem Stempel der Knechtschaft gebrandmarkt habe. Was ich von dem fortwährenden Eifer der spanischen Missionäre für die Vertheidigung und Beschützung der ihrer Sorgfalt anvertrauten Heerde gesagt habe, läßt dieselben in einem Lichte erscheinen welches ihrem Amte ganz würdig ist: sie waren Diener des Friedens für die Indianer und bemühten sich stets, den Unterdrückern derselben die eiserne Ruthe aus den Händen zu winden. Ihrer mächtigen Vermittlung verdankten die Amerikaner alle Erlasse, welche auf Milderung ihres harten Schicksales abzweckten. Die Indianer betrachten auch immer noch die Weltgeistlichen sowohl als die Ordensleute in den spani-

schen Niederlassungen als ihre natürlichen Beschützer, und zu ihnen nehmen sie ihre Zuflucht, um die Plackereien und Gewaltthätigkeiten abzuwehren, denen sie annoch ausgesetzt sind." (Gesch. v. Amer. IV. Band. 8. Buch.)

Diese Stelle ist schlagend und um so entscheidender, da der protestantische Geistliche, um zu diesem Schlusse zu kommen, die Beweise anführt, auf welche sich seine Behauptung stützt. Er citirt die Schutzreden der Dominikaner für die Karaiben, denn Las-Casas war nicht der Einzige, welcher die Vertheidigung derselben führte, es war vielmehr sein ganzer Orden und die gesammte spanische Geistlichkeit. Der englische Doctor setzt noch die päbstlichen Bullen und die königlichen Verordnungen bei, welche auf den Betrieb der Geistlichen erlassen wurden, um das Schicksal der Amerikaner zu mildern und der Grausamkeit der Kolonisten einen Zügel anzulegen.

Uebrigens ist das Stillschweigen, das die Philosophie über diese Stelle Robertson's beobachtet hat, sehr beachtenswerth. Man führt aus dem Werke desselben Alles an außer der Thatsache, welche die Eroberung Amerika's in einem neuen Lichte erscheinen läßt und eine der dreistesten Verläumdungen zerstört, deren sich die Geschichte schuldig gemacht hat. Die Sophisten haben der Religion ein Verbrechen zuwälzen wollen, das die Religion nicht allein nicht begangen, sondern das sie stets verabscheut hat: so haben die Tyrannen oft ihr Schlachtopfer angeklagt.

Drittes Capitel.

Hotel-Dieu. Graue Schweſtern.

Wir kommen nun auf den Punkt, wo die Religion wie auf einen Schlag und unter einem Geſichtspunkte zeigen wollte, daß es kein menſchliches Leiden gebe, das ſie nicht in's Geſicht zu faſſen wage, und kein Elend, das für ihre Liebe zu groß ſei.

Die Stiftung des Hotel-Dieu reicht bis auf den achten Biſchoff von Paris, den heiligen Landry zurück. Die Gebäude der Anſtalt wurden nach und nach von dem Capitel der Notre-Dame, als dem Eigenthümer des Spitals, von Ludwig dem Heiligen, von dem Kanzler Duprat und Heinrich IV. vergrößert; ſo daß man ſagen kann, dieſer Zufluchtsort aller möglichen Leiden habe ſich in eben dem Maße erweitert, in welchem die Leiden ſich vervielfältigten, und die Barmherzigkeit ſei auf gleiche Weiſe wie die Schmerzen gewachſen.

Anfänglich wurde das Spital von Mönchen und Nonnen von der Regel Auguſtin's bedient, aber ſeit langer Zeit blieben die Nonnen allein darin. „Der Kardinal Vitry, ſagt Helyot, hat ohne Zweifel die Nonnen des Hotel-Dieu im Sinne gehabt, wenn er ſagte, es gebe unter denſelben ſolche, welche ſich Gewalt anthuen, um mit Freuden und ohne Widerſtreben den häßlichen Anblick alles menſchlichen Elends zu erdulden, und er glaube, daß keinerlei Bußübung mit dieſer Art des Märtyrthums zu vergleichen ſei.

„Es gibt Niemand, fährt der genannte Schriftſteller fort, der ſehen kann, wie die Ordensfrauen im Hotel-Dieu nicht blos die Kranken reinigen und verbinden, und ihre Betten

machen, sondern auch im strengsten Winter das Eis auf dem Flusse, welcher durch das Spital läuft, einschlagen und bis zur halben Leibeshöhe hineinstehen, um die schmutzige und unfläthige Wäsche zu waschen, — ohne daß er dieselben als ebenso viele heilige Schlachtopfer betrachten müßte, die aus grenzenloser Menschenliebe und Barmherzigkeit, um ihrem Nächsten zu helfen, freiwillig dem Tode entgegeneilen, dem sie sich mitten unter so vielem Schmutz und ansteckendem Gestanke bei der großen Anzahl von Kranken aussetzen."

Wir zweifeln nicht daran, daß auch die Philosophie im Stande ist, gewisse Tugenden einzuflößen, allein dieselben werden für das Publikum noch viel augenscheinlicher sein, wenn die Philosophie ähnliche Aufopferungen aufgewiesen haben wird. Dennoch ist die einfache Schilderung Helyot's weit entfernt, eine vollständige Vorstellung von den Opfern zu geben, welche diese christlichen Frauen bringen. Dieser Geschichtschreiber sagt Nichts von der Dahingabe der Freuden des Lebens, Nichts von dem Verluste der Jugend und Schönheit, Nichts von der Verzichtung auf eine Familie, auf einen Gatten und die Hoffnung auf Nachkommenschaft, er sagt Nichts von all den Opfern, welche das Herz zu bringen hat. Nichts von der Erstickung der süßesten Gefühle der Seele, mit einziger Ausnahme des Mitleids, das mitten unter so zahllosen Schmerzen selber zu einer Qual mehr wird.

Nun! wir haben gesehen, wie Kranke, Sterbende kurz vor ihrem Tode auf ihrem Lager sich erhoben und mit ihrer letzten Anstrengung die engelgleichen Frauen, die sie bedienten, mit Schmähungen überhäuften. Und warum? Weil dieselben Christinnen waren! O! die Unglückseligen! wer würde

ihnen dienen, wenn es nicht Christinnen wären! Andere Mädchen, welche diesen ähnlich waren und Altäre verdient hätten, sind öffentlich mit Ruthen gezüchtigt worden, wir wollen das Wort nicht beschönigen. Wer hätte nach einem solchen Empfang für so viele Wohlthaten, wer hätte da wieder zu den Erbarmungswürdigen zurückkehren mögen? Wer? Sie, diese Frauen! Sie selber! Beim ersten Hülferufe sind sie wieder ihnen beigesprungen, oder vielmehr, sie haben ihren Posten niemals verlassen. Hier sehe man neben einander die fromme und die gottlose Menschennatur, und richte über beide.

Die graue Schwester verschloß nicht immer, wie die Nonnen des Hotel-Dieu, ihre Tugenden in das Innere verpesteter Räume; sie verbreitete dieselben auch nach Außen wie einen Wohlgeruch, der über die Felder ausgegossen ist; sie besuchte auch den kranken Landmann in seiner Hütte. Wie rührend war es, eine junge, schöne und mitleidige Frau zu sehen, welche bei einem Bauern im Namen Gottes die Kunst eines Arztes ausübte! Man zeigte uns kürzlich unweit einer Mühle unter den Weiden auf einer Wiese ein kleines Häuschen, welches drei graue Schwestern in Besitz genommen hatten. Von diesem ländlichen Wohnsitz aus brachten sie zu jeder Stunde der Nacht, wie des Tages, den Landleuten ihre Hülfe. Man bemerkte an ihnen, wie an allen ihren Schwestern, jenes reinliche und bescheidene Wesen, welches verräth, daß Leib und Seele auf gleiche Weise fleckenlos sind. Sie waren voll Sanftmuth, aber ohne der Festigkeit zu entbehren, welche nöthig ist, um den Gebrechen in's Auge zu schauen und von den Kranken sich Gehorsam zu verschaffen.

Sie hatten eine ausgezeichnete Geschicklichkeit, gebrochene Gliedmaßen einzurichten und andere Schäden zu heilen, die bei den Landleuten häufig vorkommen. Aber ein unschätzbarer Vorzug bestand darin, daß die graue Schwester nicht ermangelte, dem Nährer des Vaterlandes ein Wort von Gott in's Ohr zu sagen, und daß die Moral nie göttlichere Gestalten finden konnte, um unter denselben sich in's menschliche Herz einzuschleichen.

Während diese Krankenwärterinnen durch ihre aufopfernde Nächstenliebe selbst Solche in Erstaunen setzten, welche an ähnliche erhabene Handlungen gewohnt sind, ereigneten sich zu Paris noch andere Wunder: vornehme Damen verbannten sich von Stadt und Hof und zogen nach Canada. Sie giengen wohl dahin, um dort Wohnsitze zu erwerben, um ein zerrüttetes Vermögen wieder herzustellen oder den Grund zu großartigen Besitzungen zu legen? Nein! das war nicht ihr Zweck: sie giengen mitten in die Wälder und auf den Schauplatz blutiger Kriege, um für die feindlichen Wilden Spitäler zu gründen.

In Europa brennen wir Kanonen los als Freudenzeichen, um die Vernichtung vieler Tausende von Menschen zu verkündigen: aber in den neuen und fernen Niederlassungen, wo man dem Unglück und der Natur näher steht, hat man nur an dem eine Freude, was wirklich Segenswünsche verdient, nehmlich an den Handlungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Drei arme Hospitaliterinnen; unter der Leitung der Frau von la Peltrie, landen an den Ufern Canada's, und siehe da! Die ganze Kolonie geräth darüber in Freuden! „Der Tag der Ankunft so heiß ersehnter Frauen,

sagt Charlevoir, war für die ganze Stadt ein Freudentag: alle Arbeiten wurden eingestellt und die Läden geschlossen. Der Gouverneur empfieng die Heldinnen auf dem Strande an der Spitze seiner Truppen, welche unter den Waffen standen, und mit Kanonendonner. Nach den ersten Begrüßungen führte er sie unter dem Beifallsrufen des Volkes in die Kirche, wo das Tedeum gesungen wurde. — —

„Die heiligen Frauen ihrerseits und ihre hochherzige Führerin wollten im ersten Entzücken ihrer Freude die Erde küssen, nach deren Anblick sie lange geseufzt hatten, die sie bald mit ihrem Schweiße zu benetzen hofften und die sie selbst mit ihrem Blute zu färben kein Bedenken trugen. Die Franzosen sammt den Wilden, die Ungläubigen sammt den Christen wurden nicht müde mehrere Tage lang fort und fort ihren Jubel laut werden zu lassen und tausendmal den zu segnen, welcher den schwächsten unter den Sterblichen solchen Muth und solche Stärke einzuflößen allein im Stande ist.

„Beim Anblick der Hütten der Wilden, wohin man die Ordensfrauen am Tage nach ihrer Ankunft führte, fühlten sich dieselben auf's Neue von Freuden ergriffen. Die Armuth und Unsauberkeit, welche darin herrschten, stießen sie nicht zurück und die Gegenstände, welche ihren Eifer leicht hätten abkühlen können, machten ihn nur lebhafter. Sie legten eine große Ungeduld an den Tag, die Ausübung ihres Berufes zu beginnen.

„Frau von la Peltrie, welche niemals reich zu sein verlangt und aus Liebe zu Jesu sich arm gemacht hatte, schonte sich in keiner Hinsicht bei der Sorge für das Heil der Seelen. Ihr Eifer war so groß, daß sie mit eigenen Händen

das Land baute, um Etwas zur Unterstützung der armen Neubekehrten zu haben. Sie entäußerte sich in wenigen Tagen alles dessen, was sie für ihren eigenen Gebrauch aufgespart hatte, und entbehrte bald selber des Nothwendigsten, um die Kinder zu kleiden, die man ihr fast nackt zubrachte; und ihr ganzes Leben, welches sie hoch brachte, war ein Gewebe von den heldenmüthigsten Handlungen der Menschenliebe." (Gesch. von Neu-Frankreich Band I, Buch 5.)

Findet man wohl in der Geschichte des Alterthums etwas so Rührendes, Etwas, was dem Menschenauge so süße und so reine Thränen entlockt?

Viertes Capitel.

Findelkinder. Barmherzige Schwestern. Züge von Wohlthätigkeit.

Wir müßen nun den heiligen Justin, den Philosophen, einen Augenblick anhören. In seiner ersten Apologie, welche er dem Kaiser widmete, sagt er unter Anderem:

„Man setzt unter deiner Regierung Kinder aus. Gewisse Leute nehmen dieselben dann zu sich, um sie zur Unzucht zu erziehen. In allen Landen trifft man solche Kinder, welche zu den abscheulichsten Dienste bestimmt sind, und welche man wie das liebe Vieh füttert. Du erhebest eine Abgabe von diesen Kindern. — — Und doch können Diejenigen, welche diese jungen unschuldigen Geschöpfe mißbrauchen, zu dem Verbrechen hin, das sie gegen Gott begehen, noch zufällig an ihren eigenen Kindern sich versündigen. — — Wir Christen

verabſcheuen dieſe Greuel, wir verehelichen uns nur, um unſere Familie zu erziehen, oder wir verzichten auf die Ehe, um in Keuſchheit zu leben.“ (S. Justini op. 1742 p. 60 f.)

Solche Pflegehäuſer errichtete alſo die Vielgötterei für die Waiſen. O ehrwürdiger Vinzenz von Paula! wo warſt du? wo warſt du, um den römiſchen Frauen zu ſagen, was du jenen frommen Franzöſinnen geſagt haſt, welche bei deinen Werken dich unterſtützten: „Wohlan, meine Frauen! ſehet, ob Ihr gleichfalls dieſe unſchuldigen Kleinen verlaſſen wollt, deren Mütter Ihr aus Gnaden geworden ſeid, nachdem ſie von ihrer natürlichen Mutter verlaſſen worden ſind?“ Aber es iſt vergebens, wenn wir bei den Götzendienern den Mann der Barmherzigkeit ſuchen.

Die Welt hat dem heiligen Vinzenz von Paula ſein Chriſtenthum verziehen: man hat die Philoſophie über ſeiner Geſchichte weinen ſehen. Man weiß, daß er von einem Schafhirten, nachdem er in Tunis Sklave geweſen, ein durch ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Werke berühmter Prieſter geworden iſt; man weiß, daß er das Findelhaus, das Spital für arme Greiſe, das Krankenhaus für Galeerenſclaven in Marſeille, das Collegium der für die Miſſion beſtimmten Prieſter, die barmherzigen Brüderſchaften für die Pfarreien, die Frauenvereine für den Dienſt am Hotel-Dieu, die Geſellſchaft der Töchter der Barmherzigkeit für den Krankendienſt und endlich die Zufluchtsſtätten für Diejenigen gegründet hat, welche über die Wahl ihres Lebensberufes noch nicht ſich entſchieden haben. Woher will denn die Nächſtenliebe alle dieſe Anſtalten, alle dieſe Verſorglichkeit nehmen?

Der heilige Vinzenz von Paula fand kräftige Unter-

stützung von Seiten des Fräuleins Legras, welche im Vereine mit ihm die barmherzigen Schwestern stiftete. Sie hatte auch die Leitung des Spitals zum Namen Jesu, welches ursprünglich auf vierzig Arme berechnet, zum allgemeinen Spital von Paris sich erweiterte. Zum Sinnbild und zum Lohne für ein in den peinlichsten Arbeiten hingebrachtes Leben bat Fräulein Legras, man möchte ihr ein kleines Kreuz auf das Grab setzen mit den Worten: Spes mea („Meine Hoffnung.") Ihr Wille ward erfüllt.

Ebenso machten sich fromme Familien im Namen Christi das Vergnügen streitig, den Menschen wohlzuthun. Die Frau des Kanzlers von Frankreich und Frau Fouquet gehörten zu dem Vereine der barmherzigen Frauen. Sie hatten jede ihren bestimmten Tag, um die Kranken zu unterrichten und zu ermahnen, und mit ihnen von den zum Heile nothwendigen Dingen auf eine rührende und vertrauliche Weise zu sprechen. Andere Frauen sammelten Almosen, andere besorgten die Wäsche, den Hausrath der Armen u. s. w.

Ein Schriftsteller sagt, daß mehr als siebenhundert Calvinisten in den Schoß der römischen Kirche zurücktraten, weil sie an den Werken einer so heißen und ausgebreiteten Nächstenliebe erkannten, daß ihre Lehre wahr sein müsse. Heilige Frauen von Miramion, von Chantal, von la Peltrie, von Lamoignon, wie friedlich waren Eure Werke! Die Armen haben Euren Sarg begleitet; sie haben ihn denen, die ihn trugen, entrissen, um ihn selbst zu tragen; Eure Leichenbegängnisse wiederhallten von ihren Seufzern, und man hätte glauben können, daß alle wohlthätigen Herzen von der Erde verschwunden seien, weil ihr gestorben waret.

Schließen wir diesen Abschnitt über die Anstalten des Christenthums zu Gunsten der leidenden Menschheit mit einer wesentlich hiehergehörigen Bemerkung. Man sagt, daß auf dem St. Bernhard eine allzu scharfe Luft die Athmungswerkzeuge zerstöre und man selten über zehen Jahre auf diesem Berge lebe; demnach kann der Mönch, welcher sich in das dortige Hospiz einschließt, ungefähr die Tage berechnen, die er noch auf Erden leben wird, und Alles, was er bei dem undankbaren Dienste der Menschen gewinnt, besteht darin, daß er den Augenblick seines Todes kennt, welcher den übrigen Sterblichen verborgen ist. Man versichert, daß fast alle Ordensfrauen im Hotel-Dieu in der Regel ein schwaches Fieber haben, das sie allmählig verzehrt und von der verdorbenen Luft herkommt, in der sie leben. Die Mönche in den Minen der neuen Welt, wo sie in einer ewigen Nacht Spitäler errichtet haben für die armen Indianer, diese Mönche verkürzen gleichfalls ihr Dasein, indem sie von den Metalldünsten vergiftet werden. Die Patres endlich, welche sich in dem verpesteten Bagnos von Konstantinopel einschließen, weihen sich dem schnellsten Märtyrthum.

Der Leser wird uns verzeihen, wenn wir alle Betrachtungen darüber hier unterdrücken; wir gestehen unsere Unfähigkeit Worte zu finden, um solche Werke gebührend zu loben; Thränen und Bewunderung sind alles, was wir übrig haben. Wie sehr sind diejenigen zu beklagen, welche die Religion zerstören wollen und die Süßigkeit der Früchte des Evangeliums von sich weisen! „Der Stoicismus hat uns nur einen Epiktet gegeben, sagt Voltaire (im 3. Bande seiner allgemeinen Correspondenz S. 222), und die christliche Philo-

ſophie erzieht Tauſende von Epikteten, welche nicht wiſſen, daß ſie es ſind, und deren Tugend ſo weit geht, daß ihre Tugend ſelbſt ihnen unbekannt bleibt."

Fünftes Capitel.

Erziehung. Schulen, Collegien, Univerſitäten. Benedictiner und Jeſuiten.

Sein Leben der Linderung unſerer Schmerzen widmen, iſt die erſte der Wohlthaten; die zweite iſt, uns aufzuklären. Es ſind wiederum abergläubiſche Prieſter, welche uns von der Unwiſſenheit geheilt und ſeit zehen Jahrhunderten ſich in den Schulſtaub begraben haben, um uns aus der Barbarei zu befreien. Sie ſcheuten das Licht nicht, da ſie uns ſeine Quellen eröffnet haben; ſie ſannen nur darauf, uns jenen hellen Schein mitzutheilen, den ſie mit Lebensgefahr unter den Trümmern Roms und Athens geſammelt hatten.

Der Benedictiner, der Alles wußte, der Jeſuite, der die Wiſſenſchaft und die Welt kannte, der Vater des Oratoriums; der Lehrer an der Univerſität war, verdienen vielleicht weniger unſeren Dank, als die demüthigen Fratres, welche ſich dem unentgeldlichen Unterrichte der Armen gewidmet hatten. „Die Ordensleute an den frommen Schulen verpflichteten ſich aus Menſchenliebe das junge Volk „vom Alphabet an leſen und ſchreiben, ferner zählen und rechnen zu lehren, ſogar bis zur Führung der Bücher bei Kaufleuten und in den Schreibſtuben. Ueberdieß gaben ſie Unterricht in der Rhetorik, in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, in

Städten haben sie sogar Schulen der Philosophie, der scholastischen und Moral-Theologie, der Mathematik, der Befestigungskunde und Geometrie. — — Wenn die Zöglinge die Klasse verlassen, so begeben sie sich Abtheilungsweise zu ihren Eltern, wohin sie ein Ordensmann begleitet, damit sie nicht unterwegs mit Spielen in den Straßen ihre Zeit verderben." (Helyot, Band IV, S. 307.)

Der naive Styl gewährt immer großes Vergnügen, aber wenn er sich sozusagen mit der Naivetät der Wohlthaten verbindet, so wird er ebenso bewundernswürdig als rührend.

Neben diesen ersten Schulen, welche die christliche Nächstenliebe gründete, finden wir die gelehrten Vereine, welche den Wissenschaften und der Erziehung der Jugend nach den ausdrücklichen Artikeln ihrer Statuten gewidmet sind. Dahin gehören die Mönche vom heiligen Basilius in Spanien, welche in jeder Provinz nicht weniger als vier Collegien haben. Sie besaßen gleichfalls in Frankreich eines zu Soissons und ein anderes zu Paris: letzteres war das Collegium von Beauvais, welches der Kardinal Johann von Dorman gestiftet hat. Seit dem neunten Jahrhundert waren Tours, Corbeil, Fontenelle, Fulda, St. Gallen, St. Denis, St. Germain d'Aurerre, Ferriere, Aniane und in Italien Monte-Cassino berühmte Schulen.*) Die Cleriker vom gemeinschaftlichen Leben in den Niederlanden beschäftigten sich mit der Vergleichung der Urschriften in den Bibliotheken und mit der Herstellung des Textes der Manuscripte.

---

*) Anm. des Verf. Fleury Kirchengesch. Band X. Buch 46.

Alle Universitäten in Europa sind entweder von frommen Fürsten, oder von Bischöffen, oder von Priestern gegründet worden, und alle standen unter der Leitung christlicher Orden. Die berühmte Pariser Universität, von welcher aus sich das Licht über das ganze moderne Europa verbreitete, war aus vier Facultäten zusammengesetzt. Ihre Entstehung datirt von Karl dem Großen, von jenen Zeiten, wo der Mönch Alcuin der einzige Kämpe gegen die Barbarei, aus Frankreich ein christliches Athen machen wollte. *) Hier war es, wo ein Budé, Casa bonus, Grenan, Rollin, Coffin, Lebeau lehrten; hier war es, wo ein Abälard, Amyot, de Thou, Boileau sich gebildet haben.

In England hat Cambridge einen Newton aus seinem Schoße hervorgehen sehen, und Orford hat neben den Namen Baco und Thomas Morus seine persische Bibliothek, seine Manuscripte von Homer, seine Arundel'schen Marmortafeln und seine Ausgaben der Classiker aufzuweisen. Glascow und Edinburg in Schottland; Leipzig, Jena und Tübingen in Deutschland; Leyden, Utrecht und Löwen in den Niederlanden; Gandia, Alcala und Salamanka in Spanien: alle diese Brennpunkte und Herde des Lichts legen Zeugniß ab von den ungeheuren Leistungen des Christenthums. Doch haben vornehmlich zwei Orden die Wissenschaften gepflegt: Die Benedictiner und die Jesuiten.

Im Jahre 540 unserer Zeitrechnung legte der heilge Benedict zu Monte-Cassino in Italien, den Grund des berühmten Ordens, der zu seinem dreifachen Ruhme Europa bekeh-

*) Fleury, Kirchengesch. Band X. Buch 45.

ren, seine Wüsten anbauen und in seinem Schoße die Fackel der Wissenschaften wieder anzünden sollte.*)

Die Benedictiner und namentlich die von der Congregation des heiligen Maurus, welche in Frankreich um das Jahr 543 gestiftet wurde, haben uns jene Männer gegeben, deren Wissen zum Sprichwort geworden ist, und welche mit unendlicher Mühe die antiken Handschriften wieder aufgefunden haben, die im Staube der Klöster begraben lagen.

Ihre erstaunlichste literarische Unternehmung war die vollständige Ausgabe von den Kirchenvätern. Wenn es schwierig ist, einen einzigen Band in seiner Ursprache fehlerfrei zu drucken, so urtheile man, was eine vollständige Sammlung der griechischen und lateinischen Kirchenväter heißen will, welche über hundert und fünfzig Foliobände ausmachen. Kaum vermag die Einbildungskraft diese ungeheuren Arbeiten zu fassen. Ruinart, Lobineau, Calmet, Tassin, Lami, Achery, Martene, Mabillon, Montfaucon nennen heißt Wunder von Gelehrsamkeit nennen.

Man kann sich nicht enthalten, diese Vereine für gelehrte Studien zurückzuwünschen, welche einzig mit literarischen Untersuchungen und der Jugenderziehung sich beschäftigen. Nach einer Revolution, welche die Bande der Moral gelockert und den Studienlauf unterbrochen hat, könnte vielleicht eine religiöse und zugleich gelehrte Gesellschaft ein sicheres Mittel liefern, um die Quelle unseres Elends zu verstopfen. In

*) England, Friesland und Deutschland verehren in dem heil. Augustin von Canterbury, dem heil. Willibord und dem heil. Bonifacius ihre Apostel und alle drei sind aus dem Orden des heil. Benedict hervorgegangen.

andersgestalteten Vereinen kann es diese geregelte Arbeit, diese fleißige Beschäftigung mit dem nehmlichen Gegenstande nicht geben, welche bei Einsamlebenden herrschend war und, während mehrerer Jahrhunderte fortgesetzt, Wunder zu Wege bringen mußte.

Die Benedictiner waren Gelehrte, die Jesuiten Literaten, die einen und die andern waren in der religiösen Gesellschaft was in der Welt zwei berühmte Akademien sind.

Der Jesuitenorden war in drei Grade eingetheilt; geprüfte Schüler, Coadjutoren und Professen.

Wer in den Orden aufgenommen werden wollte, mußte sich einem zehnjährigen Noviziat unterwerfen, während dessen man sein Gedächtniß übte, ohne ihm zu gestatten, sich einem besonderen Studium hinzugeben: Dieß geschah, um zu erfahren, welche Richtung seinem Geiste am angemessensten sei. Am Ende dieser Zeit mußte er einen Monat lang in einem Spitale die Kranken pflegen, hierauf eine Pilgerfahrt zu Fuß antreten und dabei um Almosen bitten. Dadurch wollte man ihn an den Anblick der menschlichen Leiden gewöhnen und auf das mühevolle Missionsleben vorbereiten.

Nun kamen gründliche und glänzende Studien an die Reihe. Besaß er feine gesellige Formen und das anmuthige Wesen, welches in der Welt gefällt, so schickte man ihn in die Hauptstadt und beförderte ihn am Hofe und bei den Großen. Hatte er dagegen eine Neigung zum einsamen Leben, so beschäftigte man ihn in den Bibliotheken im Innern der Gesellschaft. Wenn er ein Redner zu werden versprach, so öffnete sich die Kanzel seiner Beredtsamkeit; wenn er einen klaren, richtigen und festen Verstand hatte, so wurde er Pro-

fessor an den Collegien; wenn er muthig, unerschrocken, voll Eifer und Glauben war, so gieng er dem Tode unter dem Schwert des Mahometaners oder des Wilden entgegen; endlich wenn er Anlagen zur Regierung anderer Menschen zeigte, so rief ihn Paraguay in seine Wälder oder der Orden zur Leitung seiner Profeßhäuser.

Der Ordensgeneral hatte seinen Sitz zu Rom. Die Provinzialen in Europa mußten monatlich einmal demselben schreiben. Die Häupter der auswärtigen Missionen schickten ihm ihre Berichte, so oft die Schiffe oder die Karavanen die Wüsten der Welt durchzogen. Für dringende Fälle hatte er überdieß Missionäre an der Hand, welche sich von Pecking nach Rom, von Rom nach Persien, in die Türkei, nach Aethiopien und Paraguay oder nach irgend einem andern Theile der Welt begaben.

Das gelehrte Europa hat durch die Aufhebung der Jesuiten einen unersetzlichen Verlust erlitten. Seit ihrem Sturze ist die Erziehung nie mehr emporgekommen. Besonders waren sie Lieblinge der Jugend. Ihre feinen Sitten benahmen ihren Vorlesungen den pedantischen Ton, welcher die jungen Leute zurückstößt. Da die meisten ihrer Professoren weltberühmte Gelehrte waren, so glaubten die Jünglinge mit ihnen in einer erlauchten Akademie sich zu befinden. Zwischen ihren Schülern mit ihren verschiedenen Ansprüchen an die Welt wußten sie eine Art Patronat einzuführen, welches den Wissenschaften zu Gute kam. Diese Bande, die in dem Alter geknüpft wurden, wo das Herz sich den edleren Gefühlen aufschließt, lösten sich in der Folgezeit nicht mehr, und gründeten jene alterthümlichen und großartigen freundschaftlichen Verhältnisse,

wie sie zwischen einem Scipio und Lälius bestanden, zwischen dem Fürsten und dem Gelehrten.

Ueberdieß pflegten sie die in Plato's und Pythagoras Schulen so hochgehaltenen Verhältnisse zwischen Lehrer und Schüler. Sie waren stolz auf jeden großen Mann, dessen Geist unter ihrer Leitung herangereift war, und nahmen einen Theil seines Ruhmes in Anspruch. Voltaire widmete seine Merope dem Pater Poree und nannte ihn dabei seinen lieben Lehrer; aber in der neuen Bildungsweise findet sich kein ähnliches Beispiel von Liebenswürdigkeit mehr.

Die Jesuiten waren Naturforscher, Chemiker, Botaniker, Mathematiker, Mechaniker, Astronomen, Dichter, Geschichtschreiber, Uebersetzer, Alterthumsforscher und Zeitungsschreiber, kurz es gibt keinen Zweig der Wissenschaften, den die Jesuiten nicht mit glänzendem Erfolge gepflegt hätten. Bourdaloue erinnerte an die römische Beredtsamkeit, Brumoy machte Frankreich mit dem Theater der Griechen bekannt, Gresset ahmte Moliere nach; Lecomte, Parennin, Charlevoir, Ducerceau, Sanadon, Duhalde, Noel, Bouhours, Daniel, Tournemine, Maimbourg, Larue, Jouvency, Rapin, Vaniere, Commire, Sirmond, Bougeant, Petau, haben Namen hinterlassen, die mit Auszeichnung genannt werden. Was kann man den Jesuiten zum Vorwurfe machen? Ein wenig Ehrgeiz, welcher dem Genie so natürlich ist. „Es wird immer schön sein, — sagt Montesquieu, wo er von den Jesuiten spricht — die Menschen zu regieren, wenn man sie dabei glücklich macht.“ Man erwäge, wie unendlich viel Gutes die Jesuiten gethan haben; man erinnere sich an die berühmten Schriftsteller, welche Frankreich aus ihrer Gesellschaft erhalten hat, oder an

alle die Männer, welche in ihren Schulen gebildet worden sind: man denke daran, daß ganze Königreiche durch ihre Geschicklichkeit, ihren Schweiß und ihr Blut für unseren Handel gewonnen wurden; man rufe sich die Wunder ihrer Missionen in Canada, Paraguay und China in's Gedächtniß, und man wird zugeben, daß das wenige Schlimme, dessen man sie beschuldigt, keinen Augenblick den Diensten die Wage halten kann, welche sie der Gesellschaft geleistet haben.

Sechstes Capitel.

Päbste und römischer Hof. Neue Entdeckungen u. s. w.

Ehe wir zu den Diensten übergehen, welche die Kirche dem Landbau geleistet hat, wollen wir an das erinnern, was die Päbste für die Wissenschaften und schönen Künste gethan haben.

Während die kirchlichen Orden in ganz Europa an der Erziehung der Jugend, an der Entdeckung von Handschriften, an der Erklärung des Alterthums arbeiteten, waren die römischen Bischöffe, welche die Gelehrten mit Belohnungen, und selbst mit priesterlichen Ehren reichlich bedachten, die eigentliche Triebfeder dieser allgemeinen Bewegung nach dem Lichte. Sicherlich ist es ein großer Ruhm für die Kirche, daß ein Pabst dem Jahrhundert den Namen gegeben hat, welches die Zeitrechnung des gebildeten Europa's beginnt, und mitten aus den Trümmern Griechenlands sich erhebend, seinen Glanz von dem Jahrhundert Alexander's geborgt hat, um denselben auf das Jahrhundert Ludwig's herabzustrahlen.

Diejenigen, welche das Christenthum beschuldigen, es habe den Fortschritt höherer Bildung aufgehalten, setzen sich damit in offenbaren Widerspruch mit dem Zeugnisse der Geschichte. Ueberall ist die Civilisation dem Evangelium auf dem Fuße nachgefolgt, während umgekehrt die Religionen des Mahomet, Brama und Confucius die Fortschritte der Gesellschaft gehemmt und den Menschen genöthigt haben, in seiner Kindheit zu altern.

Das christliche Rom glich einem großen Hafen, in welchem sich alle Trümmer aus den Schiffbrüchen der Künste sammelten. Konstantinopel fällt unter das Joch der Türken; alsbald öffnet die Kirche für die berühmten Flüchtlinge von Byzanz und Athen tausend ehrenvolle Zufluchtsstätten. Als die Buchdruckerkunst aus Frankreich verbannt war, wurde sie in Italien aufgenommen. Kardinäle wenden ihr ganzes Vermögen daran, die Trümmer der griechischen Kunst auszugraben um werthvolle Handschriften zu erwerben. Dem gelehrten Abte Barthelemi schien das Zeitalter Leo's X. so schön, daß er es Anfangs dem des Perikles vorgezogen hatte, um es zum Gegenstande seines großen Werkes zu machen; in das christliche Italien führte er seinen neuen Anacharsis ein.

„Zu Rom, sagt er, sieht mein Reisender Michael Angelo die Kuppel der St. Peters-Kirche bauen und Raphael die Galerien des Vatikans malen, zu der Zeit, wo die nochmaligen Kardinäle', Sadolet und Bembo als Sekretäre bei Leo X. angestellt sind, wo Trissino die erste Vorstellung der Sophonisbe, der ersten modernen Tragödie, gibt; wo Beroald, der Bibliothekar im Vatikan, damit beschäftigt ist, die Annalen des Tacitus, die man in Westphalen entdeckt, und die Leo

um den Preis von fünfhundert Dukaten an sich gebracht hatte, herauszugeben, und wo dieser Pabst den Gelehrten aller Nationen, welche sich in seinen Staaten niederlassen wollten, Anstellungen, und denen, welche ihm unbekannte Manuscripte bringen würden, ausgezeichnete Belohnungen verhieß. — — Ueberall entstanden neue Universitäten, Collegien, Buchdruckereien für alle möglichen Sprachen und Wissenschaften, Bibliotheken, die unaufhörlich mit den Werken, die man herausgab, und mit den Manuscripten bereichert wurden, welche man aus den Ländern herbeischaffte, wo die Unwissenheit annoch ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Die Akademien vermehrten sich in solchem Maße, daß man zu Ferrara zehnen bis zwölf, in Bologna ungefähr vierzehn, in Sienne sechszehn zählte. In denselben wurden die gelehrten und schönen Wissenschaften, die Sprachen, die Geschichte, die Künste studirt. In zweien dieser Akademien, von welchen die eine ausschließlich dem Plato, die andere seinem Schüler Aristoteles, zugetheilt war, wurden die Ansichten der alten Philosophie besprochen und die der neuen Philosophie voraus geahnt. Zu Bologna, wie zu Venedig wachte eine dieser Gesellschaften über die Buchdruckerei, über die Schönheit des Papiers, den Guß der Lettern, die Correctur der Probebögen und über Alles, was zur Vollkommenheit der neuen Ausgaben beitragen konnte. — — In jedem Staate strebten die Hauptstädte und selbst die weniger bedeutenden Städte außerordentlich gierig nach Unterricht und Ruhm. Fast alle errichteten für die Astronomen Sternwarten und für die Anatomen anatomische Theater; fast alle legten für die Naturforscher botanische Gärten und für die Gelehrten jeder Gattung Sammlungen

von Büchern, Münzen und antiken Denkmalen an; kurz sie kamen allen Arten von Kenntnissen mit glänzenden Zeichen von Achtung, Erkenntlichkeit und Ehrfurcht entgegen. — — Der Fortschritt der Künste begünstigte den Geschmack an Schauspielen und die Prachtliebe. Das Studium der Geschichte und der Denkmale der Griechen und Römer gab Begriffe von Anstand, von Zusammenwirkung der Theile und von Vollendung an die Hand, wie man sie bis dahin nicht gehabt hatte. Julian von Medicis, Leo's X. Bruder, gab, als er zum römischen Bürger ausgerufen worden war, öffentliche Spiele zum Besten; in einem großen ausdrücklich für diesen Zweck in den Räumen des alten Capitoliums erbauten Theater gab man zwei Tage nach einander ein Lustspiel von Plautus, dessen Musik und außerordentliche Pracht allgemeine Bewunderung erregte."

Die Nachfolger Leo's X. ließen den edlen Eifer für die Werke des Geistes nicht erlöschen. Die friedliebenden Bischöffe Roms sammelten in ihrer Villa die kostbaren Ueberbleibsel aus früheren Jahrhunderten. In den Palästen der Borgheſe und Farneſe bewunderte der Reisende die Meisterwerke des Prariteles und Phidias. Päbste waren es, die mit schwerem Gold die Statuen des Herkules und Apollo kauften; Päbste waren es, welche die allzusehr mißhandelten Trümmer des Alterthums zu retten, sie mit dem Mantel der Religion zudeckten. Wer wird nicht die fromme Geschäftigkeit jenes Priesters bewundern, welcher auf die schönen Ueberreste der Thermen Diocletion's christliche Bilder stellte? Das Pantheon wäre nicht mehr vorhanden, wenn es nicht durch den Apostelдienst geweiht worden wäre, und die Trajanssäule

stände nicht mehr, wenn man ihr nicht das Standbild des heiligen Petrus aufgesetzt hätte.

Dieser Geist der Erhaltung machte sich in allen kirchlichen Orden bemerklich. Während die Sammlungen, welche den Vatikan zierten, die Reichthümer der alten Tempel überstiegen, beschützten arme Mönche in dem Bereiche ihrer Klöster die Trümmer der Häuser von Tibur und Tusculum, und führten den Fremden in Cicero's und Horaz's Gärten umher. Ein Karthäuser zeigt den Lorbeerbaum, der auf Virgil's Grabe wächst, und ein Pabst setzte Tasso auf dem Capitolium den Lorbeerkranz auf.

So beschützte schon seit fünfzehen hundert Jahren die Kirche die Künste und Wissenschaften; ihr Eifer ist während derselben in keinem Augenblick erkaltet. Wenn im achten Jahrhunderte der Mönch Alcuin Karl dem Großen in der Sprachlehre unterrichtet, so entdeckt im achtzehnten Jahrhunderte ein anderer fleißiger und geduldiger Mönch*) ein Mittel, die Handschriften von Herkulanum aufzurollen. Wenn im Jahre 740 Gregor von Tours die Alterthümer der Gallier beschreibt, so erklärt im Jahre 1754 der Kanonikus Mazzochie die Gesetzestafeln von Heraklea.

Die meisten Erfindungen, welche den Zustand der gebildeten Welt verändert haben, sind von Gliedern der Kirche gemacht worden. Die Erfindung des Schießpulvers, und vielleicht auch die des Fernrohres verdankt man dem Mönche, Roger Baco; Andere schreiben die Erfindung des Pulvers dem deutschen Mönche Berthold Schwarz zu. Die Bomben

*) Barthelemie Reisen in Italien.

wurden von Galenus, Bischoff von Münster erfunden. Der Diakonus Flavio von Gioia aus Neapel hat den Compaß, der Mönch Despina die Brillen, und der Archidiakonus Pacificus von Verona oder Pabst Sylvester II. die Räderuhr erfunden.

Wie viele Gelehrte, von welchen wir im Verlaufe dieses Werkes bereits eine große Anzahl genannt haben, haben nicht den Klöstern Glanz verliehen oder den ausgezeichneten Kanzeln der Kirche neuen Ruhm gebracht! Wie viele berühmte Schriftsteller! Wie viele ausgezeichnete Gelehrte! Wie viele namhafte Reisende! Wie viele Mathematiker, Naturforscher, Chemiker, Astronomen, Alterthumskundige! Wie viele treffliche Redner! Wie viele gepriesene Staatsmänner! Wenn man von Suger, Ximenes, Alberoni, Richelieu, Mazarin, Fleury spricht, heißt das nicht zugleich an die größten Minister und die größten Ereignisse des neueren Europa's erinnern?

Gerade jetzt, während wir diese flüchtige Schilderung von den Wohlthaten der Kirche entwerfen, legt das in Trauer versetzte Italien vor der sterblichen Hülle Pius VI. rührende Beweise von Liebe und Dankbarkeit ab (im Jahr 1800.) Die Hauptstadt der christlichen Welt erwartet den Sarg des unglücklichen Bischoffs, der Werke geschaffen, welche eines Augustus und Marcus Aurelius würdig waren, der giftige Sümpfe ausgetrocknet, den Weg der römischen Consuln wieder aufgefunden und die Wasserleitungen der ersten Beherrscher Rom's, wiederhergestellt hat. Den neusten Zug dieser Kunstliebe, welche den Häuptern der Kirche so wohl ansteht, finden

wir bei dem Nachfolger Pius VI., der zu derselben Zeit, wo er den Gläubigen wieder Frieden verschafft, in seiner edlen Dürftigkeit noch Mittel findet, durch neue Statuen die Meisterwerke zu ersetzen, welche Roma, die Pflegerin der schönen Künste, den Erben Athen's abgetreten hat.

Die Fortschritte der Wissenschaften waren von den Fortschritten der Religion schon deßhalb halb unzertrennlich, weil in der Sprache Homer's und Virgil's die Kirchenväter die Glaubenssätze erklärten: das Blut der Märtyrer, welches die Saat der Christen war, beförderte auch das Wachsthum des Lorbeers der Redner und Dichter.

Das christliche Rom war für die neue Welt, was das heidnische Rom für die alte Welt war, der Punkt, in dem alle Fäden zusammenliefen. Diese Hauptstadt der Völker erfüllt alle Bedingungen ihres Geschickes und erscheint in der That als die ewige Stadt. Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo man erkennt, daß der päbstliche Thron ein großer Gedanke, eine herrliche Anstalt gewesen ist; der geistliche Vater, inmitten der Völker thronend, vereinigte alle Theile der Christenheit. Welche schöne Sendung hatte ein Pabst, der wirklich vom apostolischen Geiste beseelt war! Als allgemeiner Hirte der Heerde kann er die Gläubigen sowohl in ihren Pflichten bewahren, als auch gegen jede Unterdrückung sie schützen. Seine Staaten, groß genug, um ihn unabhängig, aber zu klein, um ihn furchtbar zu machen, lassen ihm nur die Macht über die Meinung; in der That eine bewunderungswürdige Macht, da sie in ihrem Bereiche nichts als Werke des Friedens, der Wohlthätigkeit und Menschenliebe umfaßt.

Die vorübergehenden Mißstände, welche einige schlechte

Päbſte verſchuldet haben, ſind mit dieſen verſchwunden; aber noch alle Tage fühlen wir den Einfluß der unermeßlichen und unſchätzbaren Wohlthaten, welche die ganze Welt dem römiſchen Hofe verdankt. Faſt immer hat dieſer Hof bewieſen, daß er über ſeinem Jahrhundert ſtehe. Er hatte die richtigen Begriffe von Geſetzgebung und öffentlichem Rechte, er kannte die ſchönen Künſte, die Wiſſenſchaften und die feine Bildung, als ſonſt Alles noch in den Finſterniſſen der gothiſchen Verfaſſung begraben lag. Er behielt das neue Licht nicht ausſchließlich für ſich, er verbreitete es über Alle. Er warf die Schranken nieder, welche die Vorurtheile zwiſchen den Völkern errichtet hatten. Er ſuchte unſere Sitten zu mildern, uns von der Unwiſſenheit und von unſeren rohen und plumpen Gebräuchen zu befreien. Die Päbſte waren unter unſeren Voreltern Miſſionäre der Künſte unter Barbaren, und Geſetzgeber unter Wilden. „Das Reich Karl's des Großen, ſagt Voltaire, hatte allein einen Schimmer von feiner Bildung, welcher vermuthlich die Frucht der Reiſe nach Rom war.“

Nach dem bisherigen iſt es alſo eine ziemlich allgemein anerkannte Thatſache, daß Europa dem heiligen Stuhle ſeine Bildung, einen Theil ſeiner beſten Geſetze und faſt alle ſeine Künſte und Wiſſenſchaften verdankt. Nunmehr werden die oberſten Biſchöfe andere Mittel und Wege ſuchen, um den Menſchen nützlich zu werden: eine neue Laufbahn erwartet ſie, und es fehlt nicht an Vorzeichen, daß ſie dieſelbe ruhmvoll durchſchreiten werden. Rom iſt zu der evangeliſchen Armuth zurückgekehrt, welche in den alten Tagen ſeinen ganzen Reichthum ausmachte. Merkwürdiger Weiſe gibt es noch, wie damals, Heiden zu bekehren, Völker

zur Einigkeit zurückzuführen, Flammen des Hasses auszulöschen, Thränen zu trocknen und Wunden zu heilen, denen aller Balsam der Religion Noth thut. Wenn Rom seine Stellung begreift, so hat es noch nie größere Hoffnungen und ein glänzenderes Loos vor sich gehabt, als jetzt. Wir sagen Hoffnungen, denn wir rechnen die Verfolgungen unter die Wünsche der Kirche Jesu Christi. Die entartete Welt verlangt eine zweite Verkündigung des Evangeliums, das Christenthum erneuert sich und geht siegreich aus dem furchtbarsten Kampfe hervor, welchen ihm je die Hölle bereitet hat. Wer weiß, ob das, was wir Anfangs für den Sturz der Kirche gehalten hatten, nicht ihr Wiederaufbau ist? Sie gieng in Reichthum und Ruhe zu Grunde, sie hatte das Kreuz vergessen: das Kreuz ist wieder erschienen, sie wird gerettet werden.

Siebentes Capitel.

Ackerbau.

Der Ordens- und der Welt-Geistlichkeit verdanken wir ebenso die Einführung des Ackerbaus in Europa, wie wir ihr die Gründung der Collegien und Spitäler verdanken. Urbarmachung der Ländereien, Bahnung der Wege, Vergrößerung der Dörfer und Städte, Einrichtung des Botenverkehrs und der Gasthäuser, Kunst und Gewerbe, Fabriken, Handel nach Außen und im Innern, bürgerliche und politische Gesetze: kurz Alles kommt ursprünglich von der Kirche her. Unsere Väter waren Barbaren, denen das Christenthum selbst die Kunst sich zu nähren beibringen mußte.

Der größte Theil der Schenkungen, welche in den ersten Jahrhunderten der Kirche an die Klöster gemacht wurden, bestand in öden Ländereien, welche die Mönche mit ihren eigenen Händen anbauten. Wilde Wälder, undurchdringliche Sümpfe, weite Haiden waren die Quelle der Reichthümer, welche man der Geistlichkeit so vielfach zum Vorwurf gemacht hat.

Während die Prämonstratenser die Einöden Polens und einen Theil des Waldes von Coucy in Frankreich urbar machten, verwandelten die Benediktiner unsere Wüsteneien in fruchtbare Felder. Molesme, Colan, Citeaux, welche heut zu Tage mit Wein und Brodfrüchten bedeckt sind, waren einst Gegenden voll Dornen und Gestrüpp, wo die ersten Mönche unter Hütten aus Zweigen wohnten, wie die Amerikaner auf ihren Neubrüchen.

Der heilige Bernhard und seine Schüler bauten die unfruchtbaren Thäler an, welche ihnen der Graf Thibaut von der Champagne überließ. Fontevrault war nichts als eine von Robert von Arbrissel in einem öden Landstrich angelegte Kolonie auf der Grenze zwischen Anjou und der Bretagne. Ganze Familien suchten eine Zuflucht bei diesen Benediktinern, und so bildeten sich Klöster für Wittwen, Jungfrauen, Laien, Gebrechliche und alte Soldaten. Alle wurden Pflanzer nach dem Beispiele der Patres, welche eigenhändig Bäume fällten, den Pflug führten, Früchte säten und diesen Theil Frankreichs mit den herrlichen Erndten bedeckten, die es vordem noch nicht getragen hatte.

Die Kolonie war bald genöthigt, einen Theil ihrer Bewohner weiter zu schicken und ihren Ueberfluß an arbeitsamen Händen an andere Einöden abzutreten. Raoul von la Futaye,

Roberts Genosse, ließ sich in dem Walde von Rid-du-Merle (Amselnest) und ein anderer Benediktiner, Vital, in den Gehölzen von Savigny nieder. Der Wald von L'Orges in dem Kirchspiele von Angers, Chaufournois, das heutige Chantenois, in der Touraine, Bellay in derselben Provinz, La Puie in Poitou, L'Encloitre im Gironde-Walde, Gaisne einige Meilen von Loudun, Luçon im Walde gleichen Namens, La Laude auf der Haide von Garnache, La Magdeleine an der Loire, Boubon in Limousin, Cadouin in Perigord, endlich Haute-Bruyere unfern Paris, waren lauter Kolonien von Fontevrault und sind meistens aus unbebauten Grundstücken zu fruchtbaren und reichen Gefilden umgeschaffen worden.

Wir würden den Leser ermüden, wenn wir alle die Furchen nennen wollten, welche der Pflug der Benedictiner in dem wilden Gallien gezogen hat. Maurecourt, Longpré, Fontaine, Le Charme, Colinance, Foici, Bellomer, Coufanie, Sauvement, Les Epines, Eube, Vanassel, Pons, Charles, Vairville und hundert andere Ortschaften in der Bretagne, in Anjou, Berry, der Auvergne, der Gascogne, in Languedoc, und der Guyenne legen Zeugniß von ihren ungeheuren Arbeiten ab. Der heilige Columban verwandelte die Wüste von Vauge in blühende Gefilde. Selbst die Benedictiner-Nonnen widmeten sich nach dem Beispiele der Patres ihres Ordens dem Landbau. Die Nonnen von Montreuil-les-Dames — sagt Hermann (von den Wundern III. Buch, 17. Kap.) — beschäftigten sich mit Nähen, Stricken und Umbrechen der Gestrüppe des Waldes nach dem Vorgange von Laon und aller Ordensleute von Clairvaux."

In Spanien entfalteten die Benedictiner dieselbe Thä-

tigkeit. Sie kauften unbebaute Landstriche am Ufer des Tajo, in der Nähe von Toledo und gründeten daselbst das Kloster von Venghalia, nachdem sie das Land rings umher mit Weinstöcken und Orangenbäumen bepflanzt hatten.

Ebenso war Monte-Cassino in Italien nichts als eine tiefe Einöde. Aber als der heilige Benedict sich daselbst niederließ, hatte das Land in Kurzem ein anderes Aussehen erhalten und die neue Abtei wurde durch seine Anstrengungen so wohlhabend, daß sie sich im Jahre 1057 gegen einen Angriff der Normannen vertheidigen konnte.

In den vier Bisthümern von Baiern fieng der heilige Bonifacius mit seinen Ordensbrüdern zuerst an, Pflanzungen anzulegen. Die Benedictiner von Fulda machten zwischen Hessen, Franken und Thüringen einen Landstrich urbar mit einem Durchmesser von achttausend geometrischen Schritten, was einen Umkreis von vier und zwanzig tausend Schritten oder sechzehen Stunden gibt. Sie zählten bald achtzehen tausend Maiereien in Baiern und Schwaben. Die Mönche von Sankt Benedikt-Polironna unweit Mantua brauchten bei ihrem Feldbau über dreitausend Paar Stiere.

Noch möge die Bemerkung Platz finden, daß die fast allgemeine Regel, welche den klösterlichen Orden den Genuß des Fleisches untersagt, ohne Zweifel vornehmlich von einem Grundsatz landwirthschaftlicher Sparsamkeit herkam. Da die religiösen Vereine damals sehr zahlreich wurden, so mußten so viele Menschen, welche nur von Fischen, Eiern, Milch und Gemüsen lebten, die Vermehrung der von ihnen verschonten Thiere ausnehmend begünstigen. Unsere nun so blühenden

Felder ſind alſo für ihre Ernten und ihre Heerden der Arbeit und Genügſamkeit der Mönche Dank ſchuldig.

Zudem übt das Beiſpiel, das oft in ſittlicher Hinſicht von geringem Erfolg iſt, weil die Leidenſchaften ſeine guten Eindrücke wieder verwiſchen, auf die materielle Seite des Lebens einen groſsen Einfluſs aus. Der Anblick mehrerer tauſend Mönche, die das Land bebauten, untergrub nach und nach die barbariſchen Vorurtheile, welche die Kunſt, die uns Menſchen nährt, mit Verachtung anſehen hieſsen. Der Bauer lernte in den Klöſtern die Schelle umkehren und die Furche befruchten. Der Edelmann fieng an, auf ſeinem Gute ſicherere Schätze zu ſuchen, als welche er ſich mit den Waffen verſchaffte. Die Mönche waren alſo wirklich die Väter des Ackerbaus, theils weil ſie ſelber zuerſt das Land bebauten, theils weil ſie die erſten Lehrer unſerer Bauern waren.

Bis zu unſeren Tagen hatten dieſelben dieſen Geiſt der Nützlichkeit nicht verloren. Die ſchönſten Felder, die reichſten, die wohlgenährteſten und am wenigſten geplagten Bauern, die vollkommenſten Geſpanne auf dem Acker, die fetteſten Heerden, die am beſten unterhaltenen Pachtgüter befanden ſich bei den Abteien. Das war unſerem Dafürhalten nach kein Grund zu Vorwürfen gegen die Geiſtlichkeit.

Achtes Capitel.

Städte und Dörfer, Brücken, Landſtraſsen u. ſ. w.

Aber wenn die Geiſtlichkeit das uncultivirte Europa urbar gemacht hat, ſo hat ſie auch unſere Dörfer vermehrt,

unſere Städte vergrößert und verſchönert. Verſchiedene Stadtviertel in Paris, wie z. B. Sainte-Genevieve und Saint-Germain-l'Auxerrois wurden zum Theil auf Koſten der Abteien gleichen Namens erbaut.

Ueberhaupt entſtand überall, wo ein Kloſter war, ein Dorf. Chaiſe-Dieu (Gottesſtuhl), Abbeville (Abtſtadt), und mehrere andere Ortſchaften, tragen noch in ihrem Namen die Spur ihres Urſprungs. Die Stadt San-Salvador am Fuße von Monte-Caſſino in Italien, und die Marktflecken rings umher ſind das Werk der Mönche des heiligen Benedict. Zu Fulda, Mainz und in allen Kirchenſprengeln Deutſchlands, in Preußen, in Polen, in der Schweiz, in Spanien, in England wurde eine Menge von Städten von den Mönchs- oder Ritter-Orden gegründet. Die Städte, welche am ſchnellſten ſich aus der Barbarei herausgearbeitet haben, ſind gerade die, welche Kirchenfürſten unterworfen waren. Europa verdankt die Hälfte ſeiner Denkmale und ſeiner nützlichen Stiftungen der Freigebigkeit der Kardinäle, der Aebte und Biſchöffe.

Aber vielleicht wird man ſagen, daß dieſe Leiſtungen nur von dem ungeheuren Reichthum der Kirche zeugen.

Wir wiſſen wohl, daß man immer geſchäftig iſt, die Verdienſte zu verkleinern: Der Menſch haßt die Dankbarkeit. Die Geiſtlichkeit hat unbebaute Ländereien vorgefunden; ſie hat Ernten darauf wachſen laſſen. Reich geworden durch ihre eigene Arbeit, hat ſie ihre Einkünfte auf öffentliche Anſtalten verwendet. Wenn man ihr die Güter vorwirft, die eine ſo edle Anwendung gefunden und eine ſo ehrenvolle Quelle gehabt, ſo klagt man ſie auf einmal des Verbrechens zweier Wohlthaten an.

Ganz Europa hatte weder Straßen, noch Gasthäuser; seine Waldungen waren voll von Räubern und Mördern: seine Gesetze waren ohne Kraft, oder vielmehr, es gab gar keine Gesetze. Die Religion allein, gleich einer großen, mitten unter den gothischen Trümmern errichteten Säule, gewährte den Menschen Schutz und einen Vereinigungspunkt.

Unter unserem zweiten Königestamme war Frankreich in die tiefste Gesetzlosigkeit gefallen: die Reisenden wurden namentlich beim Uebergang über die Flüsse angehalten, beraubt und ermordet. Geschickte und muthige Mönche faßten den Entschluß, diesem Uebelstand abzuhelfen. Sie gründeten einen Verein unter dem Namen Hospitaliter zu den Brücken oder Brückenbauer. Nach ihren Statuten waren sie verpflichtet, den Reisenden hülfreiche Hand zu bieten, die Landstraßen zu unterhalten, Brücken zu bauen und die Fremden in den Hospizen zu beherbergen, die sie am Ufer der Flüsse errichteten. Zuerst ließen sie sich in der Durance an einer gefährlicher Stelle nieder, welche Maupas oder Mauvais-Pas (Schlimmer Paß) hieß, und welche, Dank diesen edelmüthigen Mönchen bald hernach den Namen Bon-Pas (Guter Paß) erhielt, den sie noch heut zu Tage hat. Dieser Orden hat die Rhone-Brücke zu Avignon erbaut. Es ist bekannt, daß der Boten- und der Postverkehr, den Ludwig XI. verbesserte, zuerst von der Pariser Universität eingerichtet wurde.

Auf einem rauhen und hohen Gebirge in Rouergue, das acht Monate im Jahr mit Schnee und Nebel bedeckt ist, steht ein Kloster, das Alard, Graf von Flandern, im Jahr 1120 erbaut hat. Dieser Herr wurde bei seiner Rückkehr von einer

Pilgerfahrt auf jener Stelle von Räubern angegriffen; er that das Gelübde, wenn er aus ihren Händen entkäme, in dieser Einöde ein Spital für Reisende zu gründen und die Räuber aus dem Gebirge zu vertreiben. Als er der Gefahr entronnen war, blieb er seinen Versprechungen treu, und das Spital von Aibrac oder Aubrac erhob sich an dem Orte des Schreckens und der einsamen Wildniß, in loco horroris et vastæ solitudinis, wie sich die Stiftungsurkunde ausdrückt. Alard setzte Priester dahin zum Kirchendienst, Hospitaliter Ritter zum Geleite für die Reisenden und angesehene Frauen, um den Pilgern die Füße zu waschen, die Betten zu machen und ihre Kleider auszubessern.

In den Zeiten der Barbarei waren die Pilgerfahrten sehr nützlich: der religiöse Grundsatz, welcher die Menschen von ihrem Herde in die Ferne zog, war dem Fortschritte der Bildung und Aufklärung sehr günstig. In dem großen Jubeljahre 1600 nahm man in dem Hospital des heiligen Philipp von Neri zu Rom nicht weniger als vierhundert und vierzig tausend fünfhundert Fremde auf, deren Jeder drei Tage lang beherbergt, gespeist und völlig frei gehalten wurde.

Es gab keinen Pilger, der nicht mit einem Vorurtheil weniger und einer richtigen Vorstellung mehr in sein Dorf zurückgekehrt wäre. Alles gleicht sich aus im Laufe der Jahrhunderte: gewisse reichere Klassen der Gesellschaft reisen vielleicht gegenwärtig mehr als ehedem; dagegen ist der Bauer mehr saßhaft geworden. Der Krieg rief ihn unter das Banner seines Herrn und die Religion in ferne Lande. Wenn wir einen dieser alten Vasallen sehen könnten, die wir uns als dumme Sklaven vorstellen, so würden wir vielleicht stau-

nen, bei ihm mehr Verstand und Kenntnisse zu finden, als bei den freien Bauern unserer Tage.

Ehe der Pilger nach fremden Reichen fortzog, wandte er sich an seinen Bischoff, der ihm einen apostolischen Brief mitgab, vermittelst dessen er sicher durch die ganze Christenheit reisen konnte. Die Form dieser Briefe wechselte nach dem Stand und Gewerbe des Reisenden, und deßhalb nannte man sie formatæ (förmliche Briefe). So ließ sich die Religion angelegen sein, die geselligen Bande wieder anzuknüpfen, welche die Rohheit der Welt unaufhörlich zerriß.

Die Klöster waren in der Regel Gasthäuser, worin die Fremden auf der Durchreise Nahrung und Wohnung fanden.

Die Gastfreundschaft, die man an dem Alterthum bewundert und wovon man im Morgenlande noch Ueberreste erblickt, stand bei unseren Ordensleuten hoch in Ehren. Einige von ihnen widmeten sich unter dem Namen Hospitaliter ausdrücklich dieser rührenden Tugend. Dieselbe zeigte sich, wie in den Tagen Abraham's, in ihrer ganzen alterthümlichen Schönheit, durch das Fußwaschen, durch das Feuer auf dem Herde und das angenehme Mahl und Bett. Wenn der Reisende arm war, so gab man ihm Kleider, Lebensmittel und einen Zehrpfennig bis zum nächsten Kloster, wo er dieselbe Unterstützung fand. Die Damen auf ihrem Zelter, die Ritter, die auf Abenteuer auszogen, die Könige, die sich auf der Jagd verirrt hatten, klopften mitten in der Nacht an das Thor der alten Abteien und nahmen an der Gastfreundschaft Theil, die man dem gemeinen Pilger angedeihen ließ. Bisweilen trafen hier auch zwei feindliche Ritter zusammen und hielten freundliche Nachbarschaft bis zum Sonnenaufgang,

wo ſie das Schwert in der Hand die Vorzüge ihrer Damen und ihrer Vaterlande gegen einander behaupteten. Boucicault kehrte bei ſeiner Rückkehr vom preußiſchen Kreuzzuge zugleich mit mehreren engliſchen Rittern in einem Kloſter ein und verfocht es allein gegen ſie alle, daß ſie im Walde einen ſchottiſchen Ritter angegriffen und verrätheriſch ermordet haben.

In dieſen Gaſthäuſern der Religion glaubte man einem Fürſten viel Ehre anzuthun, wenn man ihm den Vorſchlag machte, den Armen, welche zufällig zugleich mit ihm eingekehrt waren, eine Unterſtützung zukommen zu laſſen. Der Kardinal von Bourbon ſtieg bei ſeiner Rückkehr aus Spanien, wohin er die unglückliche Eliſabeth begleitet hatte, im Hospital von Ronceval in den Pyrenäen ab; bei Tiſche bewirthete er dreihundert Pilger und ſchenkte einem Jeden zur Fortſetzung ſeiner Reiſe drei Realen. Le Pouſſin iſt einer der letzten Reiſenden, welche von dieſer chriſtlichen Sitte Gebrauch gemacht haben. Er reiste von Kloſter zu Kloſter nach Rom und malte zur Vergeltung der empfangenen Gaſtfreundſchaft Altarblätter: ſo wiederholte er unter den Malern Homer's Abenteuer.

Neuntes Capitel.

Künſte, Gewerbe, Handel.

Nichts ſteht ſo ſehr im Widerſpruch mit der geſchichtlichen Wahrheit, als die Vorſtellung, die erſten Mönche ſeien Müſſiggänger geweſen, welche auf Koſten des menſchlichen Aberglaubens im Ueberfluß gelebt haben. Vor Allem iſt dieſer

Ueberfluß sehr in Frage zu stellen. Der Orden zwar konnte durch seine vielfachen Anstrengungen reich geworden sein, aber der einzelne Ordensmann führte deßhalb doch ein sehr hartes Leben. Alle Annehmlichkeiten des Klosters, die man so sehr übertrieben hat, beschränkten sich, selbst in unseren Tagen auf eine enge Zelle, auf unbequeme Gebräuche und einen — um nicht mehr zu sagen — sehr einfachen Tisch.

Ferner ist es eine ganz falsche Meinung, daß die Mönche nur fromme Müßiggänger gewesen seien. Wenn ihre zahlreichen Hospitze, ihre Unterrichtsanstalten, ihre Bibliotheken, ihre Anpflanzungen und alle die übrigen der Menschheit geleisteten Dienste, von welchen wir gesprochen haben, noch nicht hinreichend gewesen wären, ihre Zeit auszufüllen, so hatten sie noch viele andere Wege gefunden, sich nützlich zu machen: sie widmeten sich den mechanischen Künsten und dehnten den Handel über die Grenzen Europa's, wie in seinem Innern aus.

Die Gesellschaft des dritten Ordens des heiligen Franziscus, Namens Bons-Fieur, verfertigte Tücher und Borten, während sie zu gleicher Zeit arme Kinder im Lesen unterrichtete und der Kranken sich annahm. Der Verein der armen Brüder Schuster und Schneider war in demselben Geiste gegründet worden. Das Hieronimiten-Kloster in Spanien hatte mehrere große Manufacturen in seinen Mauern. Der größte Theil der ersten Mönche verstand die Maurerei ebensogut als den Feldbau. Die Benedictiner bauten eigenhändig ihre Häuser, wie man aus der Geschichte von Monte-Cassino, Fontevrault und mehreren andern Klöstern ersieht.

Was den inneren Handel betrifft, so gehörten viele Messen und Märkte den Abteien und waren von denselben eingeführt worden. Die berühmte Messe von Landyt zu Saint-Denis verdankte ihren Ursprung der Pariser Universität. Die Nonnen spannen einen großen Theil der in Europa verbrauchten Leinwand. Die flandrischen Biere und die meisten feinen Weine des Archipel's, Ungarns, Italiens, Frankreichs und Spaniens wurden von den Klöstern bereitet. Die Ausfuhr und Einfuhr der Früchte, sei es für Fremde oder für die einheimischen Heere, hieng auch theilweise von den Besitzern der großen Kirchengüter ab.

Die Kirchen brachten das Pergament, das Wachs, die Leinwand, die Seide, den Marmor, die Goldarbeiterkunst, die Wollmanufacturen, die Tapetenwirkereien und die ersten Gold- und Silberstoffe auf; sie allein verschafften in den Zeiten der Barbarei den Künstlern Arbeit, und ließen dieselben bisweilen aus Italien und selbst aus Griechenland zu einem Geschäft herauskommen. Die Mönche selbst pflegten der schönen Künste; sie waren die Maler, die Steinhauer und Baumeister des gothischen Zeitalters. Wenn ihre Arbeiten uns heut zu Tage grob vorkommen, so wollen wir nicht vergessen, daß sie den Ring bilden, durch welchen die alte Zeit mit der neuen sich verbunden hat, daß ohne sie die Kette der Ueberlieferung der Wissenschaften und Künste gänzlich unterbrochen worden wäre. Es ist nicht nöthig, daß die Feinheit unseres Geschmackes uns zur Undankbarkeit führe.

Mit Ausnahme des kleinen Kreises im Norden, welchen die Linie der Hansestädte einschließt, gieng ehemals der auswärtige Handel nur über das mittelländische Meer.

Die Griechen und Araber brachten uns die Waaren des Morgenlandes zu, die sie zu Alexandria verluden. Aber die Kreuzzüge leiteten diese Quelle des Reichthums in die Hände der Franken. „Die Eroberungen der Kreuzfahrer, sagt der Abt Fleury, sicherten denselben die Freiheit des Handels mit den Waaren Griechenlands, Syriens und Egyptens, und demzufolge auch mit den indischen, welche noch auf keinem anderen Wege nach Europa kamen." (Kirchengesch. Band 18.)

Doctor Robertson bestätigt in seinem vortrefflichen Werke über den Handel der alten und der neuen Völker durch die merkwürdigsten Einzelheiten, was Fleury hier behauptet. Genua, Venedig, Pisa, Florenz und Marseille verdankten ihre Reichthümer und ihre Macht, den Unternehmungen eines übertriebenen Eifers, welche der wahre Geist des Christenthums schon seit lange her verworfen hat. Aber endlich kann man sich nicht länger verhehlen, daß die neuere Seemacht und der neuere Handel von diesen berühmten Unternehmungen herrühren. Was an denselben Gutes war, das gehört der Religion an, das Uebrige den menschlichen Leidenschaften. Uebrigens wenn es Unrecht war, daß die Kreuzfahrer den Sarazenen Egypten und Syrien entreißen wollten, so wollen wir auch nicht mehr seufzen, wenn wir diese schönen Gegenden in der Gewalt der Türken sehen, welche die Pest und die Barbarei auf dem Vaterlande des Phidias und Euripides festzuhalten scheinen. Welch großes Uebel wäre es denn, wenn Egypten seit Ludwig dem Heiligen eine Kolonie von Frankreich wäre, und die Abkömmlinge der französischen Ritter in Konstantinopel, in Athen, in Damaskus, in Tripolis, in Karthago, in Tyrus und Jerusalem herrschten?

Wenn das Christenthum sonst auch allein zu Unternehmungen in die Ferne auszog, so kann man von diesen aus schließen, daß die Unordnungen der Kreuzzüge nicht von ihm sondern von den Leidenschaften der Menschen hergerührt haben. Unsere Missionäre haben uns Handelsquellen eröffnet, für welche sie nur ihr eigenes Blut vergossen haben, mit dem sie in der That sehr verschwenderisch umgiengen. Wir verweisen den Leser auf das, was wir in dem Buche, das von den Missionen handelt, über diesen Gegenstand gesagt haben.

Zehntes Capitel.

Bürgerliche und Justiz-Gesetze.

Eine Untersuchung über den Einfluß des Christenthums auf die Gesetzgebung und die Regierungsformen, wie wir einen solchen Einfluß auf die Moral und Poesie nachgewiesen haben, gäbe gewiß ein sehr hübsches Werk. Hier wollen wir nur den Weg im Allgemeinen andeuten und einige Resultate geben, um die Summe der Wohlthaten der Religion dadurch zu vermehren.

Man darf nur auf Gerathewohl die Concilien, das kanonische Recht, die Bullen und Reskripte des römischen Hofes aufschlagen, um sich zu überzeugen, daß unsere alten Gesetze, die in den Capitularien Karls des Großen, in den Formeln Marculph's und in den Ordonanzen der französischen Könige stehen, eine Masse von Verordnungen von der Kirche entlehnt haben, oder vielmehr, daß sie zum Theil von ge-

lehrten Priestern oder von Versammlungen von Geistlichen verfaßt worden sind.

Seit unvordenklichen Zeiten besaßen die Bischöffe und Metropolitane sehr beträchtliche Rechte in bürgerlichen Angelegenheiten. Sie wurden mit der Kundmachung der kaiserlichen Verordnungen, die sich auf den Landfrieden bezogen, beauftragt; man wählte sie bei Streitsachen zu Schiedsrichtern; sie waren gleichsam die natürlichen Friedensrichter, welche die Religion den Menschen gegeben hatte. Die christlichen Kaiser, welche diese schon bestehende Sitte vorfanden, hielten dieselbe für so heilsam, daß sie in ihren Gesetzbüchern sie ausdrücklich bestätigten.*) Wer nur einen kirchlichen Grad hatte, von Subdiakonus an bis zum obersten Bischoff übte eine kleine Gerichtsbarkeit aus, so daß der religiöse Geist auf tausend Punkten und auf tausenderlei Weise auf die Gesetze einwirkte. Aber war nun dieser Einfluß den Bürgern günstig oder gefährlich? Wir glauben das Erstere.

Vor Allem wurde in Allem, was Verwaltung oder Administration heißt, ohne Ausnahme und selbst von den dem Christenthum am feindlichsten gegenüberstehenden Schriftstellern, die Weisheit der Geistlichen anerkannt. Man vergleiche in dieser Hinsicht nur Voltaire in seinem „Versuch über die Sitten." So lang ein Staat im Frieden ist, thun die Menschen das Böse nie bloß aus Freude daran. Welchen Vortheil konnte ein Concil aus einem ungerechten Gesetze über die Erbfolge oder die Giltigkeit einer Ehe ziehen? Oder

*) Eusеb, Leben Konstant IV. Buch, Kap. 27. Sozom. I. Buch, Kap. 9. Codex Justin. I. Buch, IV. Tit. Ges. 7.

warum hätte ein Official oder ein gewöhnlicher Priester, der über einen Rechtspunkt zu entscheiden hatte, seine Amtspflicht vergessen sollen? Wenn es wahr ist, daß die Erziehung und die Grundsätze, welche uns in der Jugend eingeprägt worden sind, auf unseren Charakter einwirken, so mußten die Diener des Evangeliums in der Regel von einem Geist der Milde und Unpartheilichkeit geleitet werden; nur wollen wir, wenn man es verlangt, eine Einschränkung hinzusetzen und sagen, in Allem, was nicht entweder ihren Orden oder ihre Person betraf. Uebrigens ist der Gemeinschafts- oder Corps-Geist, wenn er auch im Allgemeinen etwas Schlimmes sein mag, doch im einzelnen Fall oft gut. So ist vorauszusetzen, daß ein Mitglied von einer großen religiösen Gesellschaft viel eher durch seine Rechtlichkeit in einer bürgerlichen Stelle sich auszeichnen, als Verletzungen seiner Amtspflicht sich zu Schulden kommen lassen werde, und sei es auch nur um des Ruhmes seines Ordens oder um des Joches willen, welches dieser Orden ihm auferlegt.

Zudem waren die Kirchenversammlungen aus Prälaten aller Länder zusammengesetzt und hatten dadurch den ungeheuren Vortheil, als Fremde den Völkern gegenüberzustehen, für welche sie Gesetze entwarfen. Die Abneigungen, die Zuneigungen, die Vorurtheile, die nothwendig mit dem Lebensverhältnisse verbunden waren und deßhalb in der Regel sonst den Gesetzgeber begleiteten, waren den Vätern auf den Concilien unbekannt. Ein französischer Bischof hatte in Betreff seines Vaterlandes Einsicht genug, um einen Kanon zu bekämpfen, der die Sitten desselben verletzte; aber er hatte nicht so viel Einfluß auf die italienischen, spanischen und eng-

lischen Prälaten, um sie zur Annahme eines ungerechten Gesetzesartikels zu vermögen. Er war frei im Guten, aber im Bösen durch seine Stellung beschränkt. Machiavell, wenn wir nicht irren, macht den Vorschlag, die Verfassung eines Staates durch einen Ausländer entwerfen zu lassen. Allein dieser Ausländer könnte entweder auf irgend eine Weise bestochen werden, oder mit dem Geiste des Volkes, dessen Regierungsform er feststellen soll, unbekannt sein; zwei große Uebelstände, die zum Voraus bei einer Kirchenversammlung wegfielen, weil dieselbe durch ihre Reichthümer über die Bestechung erhaben war, und durch die verschiedenen Mitglieder, aus denen sie zusammengesetzt war, über die besonderen Neigungen der Völker und Reiche sich unterrichten konnte.

Da die Kirche immer mehr die Moral als die Politik zur Grundlage ihrer Gesetze wählte (was die Fragen über Entführung, Ehescheidung und Ehebruch beweisen), so mußten ihre Verordnungen von selbst auf dem Boden der Rechtlichkeit und der Rücksicht auf's Allgemeine ruhen. In der That sind auch die meisten Kanons nicht in Beziehung auf dieses oder jenes Land verfaßt, sondern sie umfassen die ganze Christenheit. Da Menschenliebe und Verzeihung der Beleidigungen die Hauptsache im Christenthum sind und besonders bei der Uebernahme des Priesterthums anempfohlen werden, so muß der Einfluß dieses heiligen Charakters auf die Sitten auch nothwendig von jenen Tugenden geleitet werden. Und so zeigt uns die Geschichte unaufhörlich den Priester als Fürsprecher des Unglücklichen, die bald für den Schuldigen um Gnade flehen, bald für den Unschuldigen sich verwenden. Das Asylrecht der Kirchen, so sehr es auch mißbraucht werden konnte,

iſt nichts deſto weniger ein ſtarker Beweis für die Duldſamkeit, welche der Geiſt der Religion in die peinliche Rechtspflege eingeführt hatte. Die Dominikaner waren gleichfalls von jenem evangeliſchen Mitleid beſeelt, wenn ſie die Grauſamkeiten der Spanier in der neuen Welt mit ſo großem Nachdruck anklagten. Endlich, da unſer Geſetzbuch in den Zeiten der Barbarei verfaßt wurde, wo der Prieſter der einzige Mann war, der einige wiſſenſchaftliche Bildung hatte, ſo konnte dieſer nur einen glücklichen Einfluß auf die Geſetze üben und einen Geiſt der Bildung hineintragen, welcher den übrigen Bürgern abgieng.

Es gibt ein ſchönes Beiſpiel von dem Gerechtigkeitsſinne, welchen das Chriſtenthum in unſere Gerichtsſäle einzuführen ſtrebte. Der heilige Ambroſius bemerkt (de Officiis Lib. III. cap. 3.), daß die Biſchöfe, obgleich ſie in peinlichen Rechtsſachen durch ihren amtlichen Charakter genöthigt ſeien, die Nachſicht des Richters anzuflehen, doch bei bürgerlichen Streitigkeiten, die nicht ausdrücklich vor ihre Gerichtsbarkeit gebracht worden ſeien, niemals dazwiſchentreten dürfen: „Denn, ſagt er, ihr könnet nie für eine der beiden Parthien euch verwenden, ohne der anderen zu ſchaden und euch ſo vielleicht einer großen Ungerechtigkeit ſchuldig zu machen.“

In der That, dieſer Geiſt der Religion iſt bewunderungswürdig!

Nicht minder bemerkenswerth iſt jedoch die Mäßigung des heiligen Chryſoſtomus: „Gott, ſagt dieſer große Heilige, hat einem Mann erlaubt, um Ehebruchs willen ſeine Frau zu entlaſſen, aber nicht wegen Abgötterei“. (Bem. zu Jeſaj. Kap. 3.)

Nach dem römischen Rechte durften Ehrlose keine Richter bleiben. Der heilige Ambrosius und der heilige Gregor gehen noch über dieses schöne Gesetz hinaus. „Denn sie wollen, daß auch die nicht Richter bleiben sollen, welche schwere Vergehen sich haben zu Schulden kommen lassen, damit sie nicht bei der Verurtheilung Anderer sich selber verurtheilen." (Hericourt, Kirchengef. p. 760. VIII. Fr.)

Bei peinlichen Rechtssachen zog sich der Prälat zurück, weil die Religion das Blutvergießen verabscheut. Der heilige Augustin erhielt den Circumcellionen, welche der Ermordung katholischer Priester überwiesen waren, durch seine Fürsprache das Leben. Das Concil von Sardika macht es im 17. Kanon den Bischöffen zur Pflicht, bei Richtersprüchen, die auf Bann und Acht lauten, ihre Vermittlung einzulegen. So verdankte der Unglückliche dieser christlichen Liebe nicht allein sein Leben, sondern was noch viel kostbarer ist, seine Heimathluft einathmen zu dürfen.

Folgende Bestimmungen unserer peinlichen Rechtspflege sind dem canonischen Recht entnommen:

„1) Man darf keinen Abwesenden verurtheilen, welcher rechtsgiltige Mittel zur Vertheidigung haben kann.

„2) Der Kläger und der Richter können nicht als Zeugen auftreten.

„3) Schwere Verbrecher können nicht den Kläger machen.

„4) So hoch auch eine Person gestellt sein mag, so kann doch ihre Stellung allein nie hinreichen, um einen Angeklagten zur Verurtheilung zu bringen." .

(Heric. am angef. Ort und nachher.)

Man kann in Hericourt die Reihe von Gesetzen nachlesen, welche unsere Behauptung bestätigen, daß wir die besten Bestimmungen unseres bürgerlichen und peinlichen Gesetzbuches dem kanonischen Rechte verdanken. Im Allgemeinen ist dieses Recht viel gelinder als unsere Gesetze, und wir haben in verschiedenen Punkten seine christliche Nachsicht fahren lassen. Die siebente Synode von Karthago bestimmt zum Beispiel, daß ein Kläger, der mehrere Hauptpunkte in seiner Anklage vorgebracht hat, sobald er den ersten Punkt nicht beweisen kann, zum Beweise der anderen nicht zugelassen werden solle; in unserem jetzigen Gerichtsbrauche ist dieß anders.

Diese große Verbindlichkeit, welche unsere bürgerliche Verfassung gegen die Anordnungen des Christenthums hat, ist von großer Wichtigkeit, bis jetzt aber wenig beachtet worden, obgleich sie der Beachtung sehr werth ist. Nur Montesquien und Doctor Robertson haben Einiges darüber gesagt.

Was endlich die grundherrliche Gerichtsbarkeit in der Feudalzeit betrifft, so war nothwendig die Abhängigkeit von Abteien und Prälaturen viel weniger drückend, als die von einem Grafen oder Baronen. Der geistliche Herr war an gewisse Tugenden gebunden, an welche der Krieger nicht gebunden zu sein glaubte. Die Aebte hörten schon frühe auf, in das Feld zu ziehen, und so wurden ihre Vasallen friedliche Ackerbauer. Der heilige Benedict von Aniane, der Reformator der französischen Benedictiner, nahm die Ländereien an, welche man ihm abtrat, aber die Leibeigenen auf denselben wollte er nicht annehmen, sondern schenkte ihnen auf der Stelle die Freiheit. Dieses Beispiel von Großmuth

in der Mitte des zehenten Jahrhunderts ist sehr auffallend; und es ist ein Mönch, welcher dasselbe gegeben hat.

Eilftes Capitel.

Politik und Regierung.

Die Sitte, welche bei Versammlungen unter den modernen Völkern den Geistlichen den ersten Platz anwies, hieng mit dem Hauptgrundsatze der Religion zusammen, welchen das ganze Alterthum als die Grundlage des politischen Bestandes ansah. „Ich weiß nicht, sagt Cicero (de natura Deorum I, 2.), ob nicht die Zerstörung der Ehrfurcht vor den Göttern auch Treu' und Glauben, ja die Gesellschaft des menschlichen Geschlechtes, und eine der vortrefflichsten Tugenden, die Gerechtigkeit, zerstören würde." **Haud scio an, pietate adversus deos sublata, fides etiam, et societas humani generis et una excellentissima virtus, justitia, tollatur.**

Da man bis auf unsere Tage geglaubt hat, daß die Religion die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft sei, so wollen wir unsern Vätern kein Verbrechen daraus machen, daß sie ebenso gedacht haben, wie Plato, Aristoteles, Plutarch und Cicero, und deßhalb den Altar und seine Diener auf die oberste Stufe der geselligen Ordnung stellen.

Aber wenn uns Niemand in dieser Hinsicht den Einfluß der Kirche auf das politische Leben bestreitet, so wird man vielleicht behaupten, daß dieser Einfluß für das öffentliche Wohl und die Freiheit unheilvolle Folgen gehabt habe. Wir wollen über diesen umfassenden und tiefeingreifenden

Gegenstand nur eine Bemerkung machen. Gehen wir einen Augenblick auf die allgemeinen Grundsätze zurück, von welchen man immer ausgehen muß, um irgend eine Wahrheit zu erhärten.

Die Natur scheint, in der moralischen wie in der physischen Welt, nur ein einziges Mittel anzuwenden, um eine neue Schöpfung hervorzubringen: es besteht in der Mischung der Stärke und der Milde. Die Wirksamkeit dieses Mittels scheint auf dem allgemeinen Gesetze der Gegensätze zu beruhen. Wenn sich die Gewalt mit der Gewalt, oder die Schwäche mit der Schwäche verbindet, so zerstört sie, weit entfernt, etwas Neues zu bilden, entweder durch Uebermaß oder durch Mangel an Kraft. Alle Gesetzgebungen des Alterthums lassen diesen Grundsatz der Entgegenstellung blicken, welche allein einen politischen Verein erzeugen kann.

Ist diese Wahrheit einmal anerkannt, so handelt es sich nur noch darum, die Punkte der Entgegenstellung aufzusuchen. Wir glauben die zwei hauptsächlichsten liegen einerseits in den Sitten des Volkes, und andrerseits in der Verfassung, welche man dem Volke geben will. Hat dieses einen schüchternen und schwachen Charakter, so muß seine Verfassung kühn und kräftig sein; ist es dagegen stolz, ungestüm und unbeständig, so muß seine Regierungsform mild, gemäßigt und unveränderlich sein. Deßhalb war die Theokratie für die Egypter nicht vortheilhaft; sie hielt dieselben unter ihrem Joche, ohne ihnen die Tugenden zu geben, welche ihnen fehlten. Sie waren ein friedliebendes Volk, darum bedurften sie eine kriegerische Verfassung.

Zu Rom dagegen brachte der priesterliche Einfluß bewun-

dernswürdige Wirkungen hervor. Diese Königin der Welt verdankte ihre Größe dem König Numa, welcher unter einem Volke von Kriegern der Religion den ersten Platz anzuweisen verstand: wer die Menschen nicht fürchtet, muß die Götter fürchten.

Was wir so eben von den Römern bemerkt haben, leidet seine Anwendung auf die Franzosen. Auch der Franzose hat nicht nöthig, angespornt zu werden, aber zurückhalten muß man ihn. Man spricht von der Gefahr der Theokratie; aber bei welcher kriegerischen Nation hat je ein Priester den Menschen zur Knechtschaft geführt?

Dieß ist also der große allgemeine Grundsatz, von welchem man ausgehen muß, um den Einfluß der Geistlichkeit in unserer alten Verfassung zu betrachten, nicht aber von einzelnen, besonderen, örtlichen und zufälligen Verhältnissen. Alle Declamationen gegen den Reichthum der Kirche, gegen ihren Ehrgeiz u. s. w. sind kleinlichte Gesichtspunkte einem ungeheuren Gegenstande gegenüber; das heißt kaum die Oberfläche der Verhältnisse in's Auge fassen, nicht aber einen festen Blick in ihre Tiefen werfen. Das Christenthum war in unserem politischen Leben, was jene religiösen Instrumente waren, deren sich die Spartaner in den Schlachten bedienten, weniger um den Soldaten anzufeuern als um seine Hitze zu mäßigen.

Wenn man die Geschichte unserer General-Staaten befragt, so wird man wahrnehmen, daß die Geistlichkeit beständig die schöne Rolle eines Vermittlers übernahm. Sie beruhigte und versöhnte die Gemüther, sie beugte den auf's Aeußerste gehenden Beschlüssen vor. Die Kirche besaß allein

Bildung und Erfahrung, wenn hochgestellte Barone und unwissende Gemeine nur Partheiumtriebe und blinden Gehorsam kannten; sie allein verstand zufolge der Uebung auf Synoden und Concilien, zu sprechen und zu berathen; sie allein besaß Würde, wenn Alles um sie her derselben ermangelte. Nach einander sehen wir sie den Ausschweifungen des Volkes entgegentreten, den Königen freimüthige Vorstellungen übergeben, und dem Zorn der Edelleute Trotz bieten. Die Ueberlegenheit ihrer Bildung, ihr versöhnlicher Geist, ihre Friedenssendung, ja schon die Natur ihrer eigenen Interessen, mußten ihr in der Politik edle Gesinnungen einflößen, wie sie den beiden anderen Ständen fehlten. Zwischen denselben hineingestellt, hatte sie von den Großen Alles zu fürchten, aber Nichts von den Gemeinen, deren natürliche Vertheidigerin sie aus diesem Grunde wurde. Auch sieht man sie zur Zeit der Zerwürfnisse vorzugsweise mit den Gemeinen stimmen. Das Ehrwürdigste bei unseren alten General-Staaten war die Bank der greisen Bischöffe, welche, die Mitri auf dem Haupte und das Kreuz in der Hand, nach einander die Sache des Volkes gegen die Großen und die des Fürsten gegen empörerische Herren vertheidigten.

Oft wurden diese Prälaten das Opfer ihrer Aufopferung. Der Haß der Großen gegen die Geistlichkeit war zu Anfang des dreizehenten Jahrhunderts so groß, daß der heilige Dominicus sich genöthigt sah, eine Art Kreuzzug zu predigen, um die Kirchengüter den Baronen, welche sie geraubt hatten, wieder zu entreißen. Mehrere Bischöffe wurden von den Edelleuten umgebracht oder vom Hofe in's Gefängniß ge-

worfen. Sie mußten abwechslungsweise die Rache der Könige, des Adels und des Volkes aushalten.

Wenn man den Einfluß des Christenthums auf den politischen Bestand der europäischen Völker mehr im Großen betrachten will, so kann man bemerken, wie dasselbe den Hungersnöthen vorbeugte und unsere Voreltern vor ihrer eigenen Wuth rettete, indem es die Waffenstillstände verkündigte, die man Gottesfrieden nannte, und während welcher der Ernte- und Herbst-Segen eingeheimst wurde. Bei öffentlichen Unruhen zeigten sich oft die Päbste als große Fürsten. Sie waren es, welche die Könige aus ihrem Schlummer aufweckten, welche Sturm läuteten und Verbündungen bewerkstelligten, wodurch sie es verhinderten, daß das Abendland die Beute der Türken wurde. Dieser einzige Dienst, den die Kirche der Welt leistete, würde schon Altäre verdienen.

Menschen, welche des Christennamens unwürdig waren, erwürgten die Völker der neuen Welt, und der römische Hof schleuderte seine Bullen, um diesen Abscheulichkeiten vorzubeugen*). Die Sclaverei wurde für rechtgemäß erklärt, und die Kirche erkannte keine Sclaven unter ihren Kindern an**). Selbst wenn der römische Hof zu weit gieng, so diente es dazu, edle Grundsätze über das Völkerrecht zu verbreiten. Wenn die Päbste Königreiche in den Bann thaten, wenn sie Kaiser zwangen, dem heiligen Stuhle Rechenschaft von ihrem Benehmen abzulegen, so maßten sie sich ohne Zweifel eine

*) Die berühmte Bulle Pabst Paul's III. Anm. des Verf.

**) Anm. des Verf. Das Decret Konstantin's, das jeden Sclaven, welcher zum Christenthum übertritt, für frei erklärt.

Gewalt an, welche ihnen nicht zustand; allein während sie die Majestät des Thrones verletzten, erwiesen sie vielleicht der Menschheit eine Wohlthat. Die Könige wurden vorsichtiger, sie fühlten, daß sie einen Zügel haben und das Volk einen Schirm. Die päbstlichen Ausschreiben verfehlten nie, die Stimme der Völker und das allgemeine Interesse der Menschen in die besonderen Klagen, die sie enthielten, mit einfließen zu lassen. „Es ist uns kund und zu wissen geworden, daß Philipp, Ferdinand, Heinrich sein Volk unterdrücke u. s. w." — so lautete ungefähr der Anfang aller dieser Erlasse des römischen Hofes.

Wenn in Europa ein Tribunal bestände, das im Namen Gottes die Völker und Fürsten richtete, und den Kriegen und Revolutionen vorbeugte, so wäre dieses Tribunal das Meisterstück der Politik, und die letzte Stufe der geselligen Vervollkommnung. Die Päbste waren auf dem Punkte, diesen schönen Traum durch ihren Einfluß auf die christliche Welt zu verwirklichen.

Montesquieu hat trefflich bewiesen, daß das Christenthum seinem Geist und seinen Endzwecken nach der willkührlichen Gewalt entgegen ist, und daß seine Grundsätze mehr vermögen, als Ehrenauszeichnungen in den Monarchien, mehr als die Tugend in den Frei-Republiken und als die Furcht in den despotischen Staaten. Gibt es denn nirgends christliche Republiken, welche anhänglicher scheinen an ihre Religion als die Alleinherrschaften? Hat sich nicht unter dem Einfluß des Evangeliums jene Staatsverfassung gebildet, welche dem ernstesten Geschichtschreiber so trefflich erschien, daß er es für unmöglich hielt, sie durch Menschen ins Leben einzuführen.

„Unter allen Nationen, sagt Tacitus, herrscht das Volk, oder der Adel, oder ein Einzelner; eine Regierungsform, welche aus den drei anderen zusammengesetzt wäre, ist ein glänzendes Hirngespinst u. s. w." (Annalen IV. Buch, §. 33.)

Tacitus konnte nicht errathen, daß dieses Wunder eines Tags bei den Wilden, deren Geschichte er uns hinterlassen hat, zum Vorschein kommen werde. Unter dem Polytheismus hätten die Leidenschaften bald eine Regierung gestürzt, welche allein auf dem Gleichgewichte der entgegenstehenden Gewalten beruht. Die Ausführung dieser Idee war einer Religion vorbehalten, welche durch Aufrechterhaltung des vollkommensten moralischen Gleichgewichts die Herstellung des vollkommensten politischen Gleichgewichts möglich macht.

Montesquieu hat den Anfang der englischen Staatsverfassung in den Wäldern Germaniens entdeckt; er hätte sie vielleicht einfacher in der Trennung der drei Stände entdecken können, einer Trennung, welche in allen großen Monarchien des modernen Europa's anerkannt ist. England hat, wie Frankreich und Spanien, mit seinen Generalstaaten begonnen; Spanien ist zur absoluten Monarchie, Frankreich zur gemäßigten Monarchie, und England zur gemischten Monarchie übergegangen. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Cortes in Spanien mehrere Vorrechte hatten, welche die General-Staaten in Frankreich und die Parliamente in England nicht hatten, und daß das freiste Volk unter die unumschränkteste Regierungsform gefallen ist. Anderer Seits näherten sich die Engländer, welche fast völlig geknechtet worden waren, wiederum der Unabhängigkeit, und die Franzosen, welche

weder sehr frei, noch sehr in Knechtschaft waren, blieben fast auf demselben Punkte stehen.

Kurz die Trennung der drei Stände war eine große und fruchtbare politische Idee. Dem Alterthum völlig unbekannt, hat sie in der neuen Zeit das Repräsentativ-System in's Leben gerufen, das man den drei oder vier Entdeckungen an die Seite stellen darf, welche eine andere Welt geschaffen haben. Und zum Ruhm unserer Religion sei es gesagt, das Repräsentativ-System ist zum Theil eine Frucht der kirchlichen Einrichtungen, einmal weil die Kirche in ihren Concilien, die aus dem obersten Bischoffe, den Prälaten und den Abgeordneten der niederen Geistlichkeit zusammengesetzt waren, das erste Vorbild davon aufstellte, und sodann, weil die christlichen Priester sich nicht vom Staate abgesondert und dadurch einem neuen Stande von Bürgern das Dasein gegeben hatten, welcher durch seine Vereinigung mit den beiden anderen die Repräsentation in der politischen Welt herbeigeführt hat.

Eine Bemerkung dürfen wir nicht übergehen, welche vorangehenden Thatsachen zur Stütze dient und beweist, daß der Geist des Evangeliums die Freiheit ausnehmend begünstigt. Die christliche Religion stellt die moralische Gleichheit als einen Glaubenssatz hin, die einzige Gleichheit freilich, welche man predigen kann, ohne die Welt umzukehren. Suchte wohl zu Rom der Polytheismus einen Patrizier zu überzeugen, daß er nicht aus edlerem Staube sei als ein Plebejer? Man hätte bald den Leichnam des unklugen Priesters auf dem Rabensteine ausgestellt gesehen. Aehnliche Lehren aber bekommen die christlichen Machthaber alle Tage von der

Kanzel herab zu hören, welche mit vollem Rechte ein Stuhl der Wahrheit genannt wird.

Im Allgemeinen ist das Christenthum besonders deßhalb bewunderungswürdig, weil es den natürlichen Menschen in einen sittlichen Menschen umgewandelt hat. Alle große Ideen Roms und Griechenlands, die Freiheit, die Gleichheit, finden sich auch in unserer Religion, aber in ihrer Anwendung auf Seele und Geist und in einer Auffassung unter den erhabensten Beziehungen.

Die Rathschläge des Evangeliums bilden den wahren Philosophen und seine Vorschriften den wahren Bürger. Es gibt kein unbedeutendes christliches Volk, unter welchem es nicht lieblicher zu wohnen wäre, als unter dem berühmtesten Volke des Alterthums, mit Ausnahme von Athen, welches reizend, aber furchtbar ungerecht war. Ein innerlicher Friede wohnt unter den neueren Völkern, eine stätige Uebung der ruhigsten Tugenden, welche man an den Ufern des Ilissus und der Tiber nicht herrschen sah. Wenn die Republik des Brutus oder die Alleinherrschaft des Augustus plötzlich aus dem Staube wieder erstände, wir würden schaudern vor dem römischen Leben. Man darf nur an die Feste der Göttin Flora und an die fortwährenden Schlächtereien der Gladiatoren denken, um eine Vorstellung von dem ungeheuren Unterschiede zu bekommen, der zufolge des Evangeliums zwischen uns und ihnen statt findet. Der geringste Christ, wenn er nur ein redlicher Mensch ist, steht sittlich viel höher, als der erste Philosoph des Alterthums.

„Dem Christenthum, sagt Montesquieu (Geist der Gesetze XXIV. Buch. Kap. 3.), verdanken wir in der Regie-

rung ein gewiſſes politiſches Recht, und im Kriege ein gewiſſes Völkerrecht, welches die menſchliche Natur für ſich nicht hinreichend anzuerkennen vermöchte."

„Dieſes Recht bewirkt, daß unter uns der Sieg den überwundenen Völkern große Güter übrig läßt: das Leben, die Freiheit, die Geſetze, das Eigenthum und ſtets die Religion, wenn man ſich nicht ſelbſt verblendet."

Um ſo vielen Wohlthaten die Krone aufzuſetzen, nennen wir noch eine Wohlthat, welche mit goldenen Buchſtaben in die Annalen der Philoſophie eingeſchrieben werden ſollte:

Die Abſchaffung der Sclaverei.

Zwölftes Capitel.

Allgemeiner Rückblick.

Nicht ohne eine gewiſſe Bangigkeit zu fühlen, nähern wir uns dem Schluß unſeres Werkes. Die ernſten Vorſtellungen, welche uns vermocht haben, daſſelbe zu beginnen, der gefährliche Ehrgeiz, der uns antrieb, ſoviel von uns abhieng, die Frage über das Chriſtenthum zur Entſcheidung zu führen: dieſe Betrachtungen ſind es, welche uns beunruhigen. Es iſt ſchwer zu entdecken, bis zu welchem Punkt es Gott billigt, daß Menſchen mit ihren ſchwachen Händen die Sache ſeiner Ewigkeit anfaſſen, ſich vor dem Richterſtuhle des Geſchöpfes zu Sachwaltern des Schöpfers aufwerfen und durch menſchliche Vernunftgründe die Rathſchlüſſe zu rechtfertigen ſuchen, welche der Welt ihr Daſein gegeben haben. Nur mit dem äußerſten Mißtrauen alſo, welches durch die

Unzulänglichkeit unſerer Talente nur zu ſehr begründet iſt, wagen wir hier in einem allgemeinen Rückblick unſer Werk zuſammenzufaſſen.

Jede Religion hat Myſterien; die ganze Natur iſt ein Geheimniß.

Die chriſtlichen Myſterien ſind die ſchönſten, die es geben kann; ſie ſind der Grundtypus des Syſtems des Menſchen und der Welt.

Die Sakramente ſind eine ſittliche Geſetzgebung und Gemälde voll Poeſie.

Der Glaube iſt eine Macht, die Liebe eine Herzensneigung, die Hoffnung eine vollkommene Glückſeligkeit, oder nach der Sprache der Religion, eine vollkommene Tugend.

Die Geſetze Gottes ſind das vollkommenſte Geſetzbuch der natürlichen Gerechtigkeit.

Der Fall unſeres erſten Stammvaters iſt eine Sage aller Völker.

Man kann einen neuen Beweis davon in der Verfaſſung des ſittlichen Menſchen finden, welche der allgemeinen Beſchaffenheit der Weſen widerſpricht.

Das Verbot, nach der Frucht der Erkenntniß die Hand auszuſtrecken iſt ein erhabenes Gebot und das einzige, das Gottes würdig war.

Alle vorgeblichen Beweiſe für das hohe Alter der Erde ſind umzuſtoßen.

Die Lehre vom Daſein Gottes bewieſen aus den Wundern der Schöpfung; ſichtbarer Plan der Vorſehung in den Inſtinkten der Thiere; Zauber in der Natur.

Die Moral allein beweist die Unsterblichkeit der Seele. Der Mensch verlangt nach Glück, und er ist das einzige Wesen, welches dasselbe nicht erlangen kann: es muß also eine Glückseligkeit jenseits dieses Lebens geben; denn man verlangt nicht nach dem, was gar nicht vorhanden ist.

Das System des Atheismus ist nur auf Ausnahmen gegründet: nicht der Leib wirkt auf die Seele ein, sondern umgekehrt die Seele auf den Leib. Der Mensch folgt nicht den allgemeinen Regeln der Materie, er nimmt ab, wo das Thier zunimmt.

Der Atheismus nützt Niemand, weder dem Unglücklichen, welchem er die Hoffnung raubt, noch dem Glücklichen, dessen Glück er zerstört, noch dem Soldaten, den er feig macht, noch der Frau, deren Schönheit und Zärtlichkeit er zerfrißt, noch der Mutter, die ihren Sohn verlieren kann, noch den Häuptern der Menschen, welche keine sicherere Bürgschaft für die Treue der Völker haben, als die Religion.

Die Strafen und Belohnungen, welche das Christenthum in dem anderen Leben androht oder verheißt, stimmen mit der Vernunft und der Natur der Seele überein.

In der Poesie sind die Charaktere unter dem Einfluß der christlichen Religion schöner und die Leidenschaften wirksamer, als sie unter dem Polytheismus waren. Diesem war das Dramatische, war der Kampf zwischen den natürlichen Neigungen und den Tugenden fremd.

Durch die Mythologie wurde die Natur verkürzt, und die Alten hatten aus diesem Grunde keine beschreibende Poesie. Das Christenthum läßt der Einöde ihre Gemälde sowohl als ihre Einsamkeit.

Das christliche Wunderbare kann die Vergleichung mit dem Wunderbaren der Fabel aushalten. Die alten gründen ihre Poesie auf Homer, die Christen auf die Bibel und die Schönheiten der Bibel übertreffen die Schönheiten Homer's.

Dem Christenthum verdankt die Kunst ihre Wiedergeburt und ihre Vollkommenheit.

Was die Philosophie betrifft, so steht dasselbe keiner natürlichen Wahrheit entgegen. Wenn es das eine oder andere Mal die Wissenschaften bekämpft hat, so folgte es dabei dem Geiste seines Jahrhunderts und der Ueberzeugung der größten Gesetzgeber des Alterthums.

In der Geschichte hätten wir die Alten nicht erreicht ohne die wesentlich neuen Bilder, Vorstellungen und Gedanken, welche das Christenthum in's Dasein gerufen hat. Die neuere Beredtsamkeit bietet dieselbe Beobachtung dar.

Ueberreste der Kunst, Einsamkeit der Klöster, Reize der Ruinen, liebliche Andachtsübungen des Volkes, Harmonien des Herzens, der Religion und der Wüsten: das ist es, was uns zur Untersuchung des Cultus führte.

Ueberall im christlichen Cultus sind die Pracht und die Würde mit moralischen Zwecken, mit rührenden oder erhabenen Gebeten verbunden. Das Grab lebt und beseelt sich in unserer Religion: von dem Landmann, der auf dem Dorfkirchhofe ruht, bis zu dem Könige, der in Saint-Denis beigesetzt ist, schläft Alles in poetischem Staube. Hiob und David besingen abwechslungsweise auf dem Grabe des Christen den Tod an den Pforten der Ewigkeit.

Zuletzt haben wir gesehen, was die Menschen der Ordens- und der Welt-Geistlichkeit, den Anstalten, dem Geiste des Christenthums verdanken.

Wenn Schoonbeck, Bonnani, Giustiniani und Helyot mehr Ordnung in ihre mühsamen Untersuchungen gebracht hätten, so könnten wir hier ein vollständiges Verzeichniß von den Diensten geben, welche die Religion der Menschheit geleistet hat. Wir würden zuerst die verschiedenen Leiden aufzählen, welche die Seele oder den Leib des Menschen niederdrücken, und sodann unter jeden Schmerz den christlichen Orden setzen, der sich der Linderung dieses Schmerzes gewidmet hat. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt: ein Mensch kann ein Elend denken, welches er will, und es läßt sich Tausend gegen Eins wetten, daß die Religion seinen Gedanken errathen und das Heilmittel für das Elend zum Voraus bereitet hat.

Folgendes haben wir nach einer möglichst genauen Berechnung gefunden.

Man zählt im christlichen Europa ungefähr viertausend dreihundert Städte und Städtchen.

Unter diesen viertausend dreihundert Städten und Städtchen sind dreitausend zweihundert vier und neunzig von erster, zweiter, dritter und vierter Größe.

Rechnen wir auf jede von diesen dreitausend zweihundert vier und neunzig Städten (was aber viel zu wenig ist) ein Spital, so haben wir dreitausend zweihundert vier und neunzig Spitäler, fast alle von dem Geiste des Christenthums gegründet, aus Kirchengütern ausgestattet und von frommen Orden bedient.

Nehmen wir eine verhältnißmäßige Durchschnittszahl an und rechnen auf jedes dieser Spitäler bloß hundert Betten oder, wenn man will fünfzig zweischläferige Betten, so zeigt sich: wie die Religion, abgesehen von der unermeßlichen Anzahl Armer, die sie nährt, seit mehr als tausend Jahren jeden Tag ungefähr drei Millionen neunundzwanzig tausend vierhundert Menschen pflegt und unterhält.

Bei einer Aufzählung der Collegien und Universitäten findet man ungefähr dieselben Berechnungen, und man darf kühn behaupten, daß sie wenigstens drei mal hundert tausend Jünglinge in den verschiedenen Staaten der Christenheit unterrichte.

Wir haben hier die christlichen Spitäler und Lehranstalten in den drei übrigen Welttheilen so wenig in Rechnung genommen als die von Nonnen geleiteten Erziehungs-Anstalten für Töchter.

Zu diesen Ergebnissen muß man nun noch das Verzeichniß der berühmten Männer fügen, welche aus dem Schoße der Kirche hervorgegangen sind und beinahe zwei Drittheile der großen Männer der letzten Jahrhunderte ausmachen. Wie wir gezeigt haben, verdankt man die Erneurung der Wissenschaften und Künste der Kirche; ihr gehören die meisten großen Erfindungen der Neuzeit an, wie z. B. das Schießpulver, die Uhren, die Brillen, der Kompaß, und in der Politik das Repräsentativ-System; ebenso sind ihr der Ackerbau, der Handel, die Gesetzgebung und die Regierungskunst unermeßlichen Dank schuldig. Ihre Missionen haben Künste und Wissenscha'ten zu den civilisirten, und gesetzliche Ordnung zu den wilden Völkern gebracht; ihre Ritterschaft hat mächtig

dazu beigetragen, Europa vor einem Einfall neuer Barbaren zu bewahren. Ihr verdankt das Menschengeschlecht:

Die Verehrung eines einzigen Gottes;

Eine festere Ueberzeugung vom Dasein dieses höchsten Wesens;

Die bestimmtere und sichere Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, sowie von den Strafen und Belohnungen in einem anderen Leben;

Eine viel größere Menschlichkeit unter den Menschen;

Eine ganz vollkommene und für sich allein alle anderen aufwiegende Tugend, die Nächstenliebe;

Ein politisches Recht und ein Völkerrecht, beide den Völkern des Alterthums unbekannt, und außer diesem Allem:

Die Abschaffung der Sclaverei.

Wer sollte dadurch nicht von der Schönheit und Größe des Christenthums überzeugt werden? Wer erliegt nicht unter dieser furchtbaren Masse von Wohlthaten?

Dreizehentes Capitel.

In welchem Zustande befände sich jetzt die menschliche Gesellschaft, wenn das Christenthum nicht auf Erden erschienen wäre? — Muthmaßungen. — Schluß.

Wir schließen dieses Werk mit einer Untersuchung über die wichtige Frage, welche die Ueberschrift dieses letzten Kapitels bildet. Versuchen wir zu entdecken, was wir wahrscheinlich heutzutage wären, wenn das Christenthum nicht

auf der Erde erschienen wäre, so werden wir desto besser das schätzen lernen, was wir dieser göttlichen Religion verdanken.

Augustus kam durch Verbrechen zur Herrschaft, und regierte unter der Maske der Tugend. Er war der Nachfolger eines Eroberers und deßhalb blieb er, um sich vor demselben auszuzeichnen, ruhig. Da er kein großer Mann sein konnte, so wollte er ein glücklicher Fürst sein. Er verschaffte seinen Unterthanen eine lange Ruhe: ein ungeheurer Herd von Verderbniß erlosch; diese Ruhe nannte man Glück. Augustus hatte die Gabe, die Umstände sich zu Nutz zu machen. Diese Gabe erntet die Früchte der Arbeit des wahren Genies, sie folgt auf dieses, begleitet es aber nicht immer.

Tiber verachtete die Menschen zu sehr und ließ namentlich diese Verachtung zu sehr blicken. Das einzige Gefühl, welches er offen kund gab, war das einzige, wobei er hätte heucheln sollen; aber es war ein Ausruf der Freude, den er nicht unterdrücken konnte, als er das Volk und den Senat von Rom noch unter der Niedrigkeit seines eigenen Herzens fand.

Als man dieses königliche Volk vor Claudius sich niederwerfen und den Sohn des Ahenobarbus anbeten sah, da durfte man denken, es sei zu viel Ehre, ihm einige Schonung zu beweisen. Rom liebte Nero. Lange nach dem Tode dieses Tyrannen stürzte sein Gespenst mehrmals das Reich in einen Taumel von Freude und Hoffnung. Hiebei muß man stehen bleiben, um die römischen Sitten zu betrachten. Weder Titus, noch Antoninus, noch Mark Aurel konnten die Grundrichtung derselben ändern: ein Gott allein vermochte es.

Das römische Volk war jederzeit ein schreckliches Volk:

man ſinkt nicht zu den Laſtern herab, welche es unter ſeinen Herren zum Vorſchein kommen ließ, ohne eine gewiſſe natürliche Verkehrtheit und einen angebornen Fehler in dem Herzen. Athen war in ſeiner Verderbniß nie abſcheulich, ſelbſt in ſeinen Feſſeln dachte es nur an Genuß. Es ſah wohl, daß ſeine Sieger ihm nicht Alles genommen hatten, da ſie ihm den Tempel der Muſen gelaſſen hatten.

Wenn Rom Tugenden beſaß, ſo waren es widernatürliche Tugenden. Der erſte Brutus erwürgt ſeine Söhne und der zweite ermordet ſeinen Vater. Es gibt Tugenden der Verhältniſſe, welche man nur zu leicht für allgemeingiltige Tugenden hält, und welche doch bloß örtliche Ergebniſſe ſind. Das freie Rom war Anfangs mäßig, weil es arm war; muthig, weil ſeine Verfaſſung ihm das Schwert in die Hand gab, und weil es aus einer Räuberhöhle hervorgieng. Sonſt war es wild, ungerecht, geizig, üppig. Es hatte nichts Schönes als ſeinen Geiſt; ſein Charakter war häßlich.

Die Decemvirn treten es mit Füßen. Marius vergießt nach Belieben das Blut des Adels, und Sylla das des Volkes; zur äußerſten Beſchimpfung legt Letzterer öffentlich die Dictatur ab. Die Mitverſchworenen Catilina's machen ſich verbindlich, ihre eigenen Väter zu ermorden, und betrachten es als ein Spiel, die römiſche Majeſtät umzuwerfen, welche Jugurtha zu erkaufen ſtrebt. Es kommen die Triumvirn und ihre Aechtungen: Auguſtus befiehlt dem Vater und dem Sohne, ſich gegenſeitig zu tödten, und Vater und Sohn thun es. Der Senat zeigt ſich, ſelbſt für einen Tiber, allzu niederträchtig. Der Gott-Nero hat Tempel. Ohne von den Angebern zu ſprechen, welche aus den erſten Patricierfamilien hervorge-

gangen waren; ohne auf die Häupter einer und eben derselben Verschwörung hinzuweisen, welche sich gegenseitig verrathen und erwürgen; ohne die Philosophen herbeizuziehen, welche mitten unter Nero's Ausschweifungen von der Tugend weitläufig zu reden wissen, einen Seneka, der den Vatermord entschuldigt, oder einen Burrhus, der ihn zu gleicher Zeit lobt und beweint; ohne unter Galba, Vitellius, Domitian, Commodus jene niederträchtigen Handlungen wieder aufzudecken, welche man hundertmal gelesen hat, und welche immer wieder in Erstaunen setzen, dürfen wir nur an einen Zug erinnern, um die römische Schändlichkeit zu bezeichnen: Plautianus, der Minister Severus, ließ bei der Verheirathung seiner Tochter mit dem ältesten Sohn des Kaisers hundert römische Freigeborne verstümmeln, von welchen mehrere verehlicht und Familienväter waren: „Damit — sagt der Geschichtschreiber — seine Tochter in ihrem Gefolge auch Verschnittene habe, die einer Königin des Morgenlandes würdig seien."

Zu dieser Niederträchtigkeit des Charakters nehme man die abscheuliche Sittenverderbniß hinzu. Der ernste Cato wohnt den unzüchtigen Spielen bei den Festen der Flora an. Seine schwangere Gattin Marcia tritt er dem Hortensius ab; kurz darauf stirbt Hortensius und hinterläßt Marcia als Erbin aller seiner Güter, und Cato nimmt dieselbe, zum Nachtheil von Hortensius' Sohn, wieder zur Gattin. Cicero trennt sich von Terentia, um seine Mündel Publia zu ehlichen. Seneka berichtet uns, daß es Frauen gegeben habe, die ihre Jahre nicht nach Consuln, sondern nach der Zahl ihrer Männer zählten. Tiber erfindet die scellarii und die spintriae. Nero

heirathet öffentlich den freigelassenen Pythagoras, und Heliogabal feiert seine Hochzeit mit Hierokles.

Derselbe Nero, den wir nun schon so oft genannt haben, führte die juvenalischen Feste ein. Die Ritter, die Senatoren und die vornehmsten Frauen mußten nach dem Beispiel des Kaisers auf dem Theater auftreten und ausgelassene Lieder singen, dabei auch die Gebärden der Possenreißer nachahmen. Für das Gastmahl des Tigellinus hatte man am Ufer des Sees Agrippa's Häuser gebaut, worin die vornehmsten Römerinnen nackten Buhlerinnen gegenübergestellt wurden. Beim Anbruch der Nacht wurde Alles beleuchtet, damit die Ausschweifungen einen Sinn mehr und einen Schleier weniger hätten.

Der Tod war ein wesentlicher Bestandtheil dieser antiken Unterhaltungen. Er diente der Lust des Lebens zum Gegensatz und zur Erhöhung. Um die Gastmale lustiger zu machen, ließ man Gladiatoren sammt Buhlerinnen und Flötenspielern kommen. Man wand sich aus den Armen eines Ehrlosen, um ein wildes Thier Menschenblut lecken zu sehen; vom Anblick einer Unzucht gieng man zum Schauspiele der Zuckungen eines sterbenden Menschen. Welches Volk, dieses Römervolk, das an die Geburt und den Tod die Schmach heftete und die zwei größten Geheimnisse der Natur auf ein Theater zog, um mit einem Schlage das ganze Werk Gottes zu entehren.

Die Sclaven, welche das Land bebauten, hatten fortwährend Ketten an den Füßen; sie erhielten keine andere Nahrung als ein wenig Brod, Wasser und Salz; bei Nacht schloß man sie in unterirdische Kerker ein, welche nur durch ein Zugloch oben im Gewölbe Luft erhielten. Es gab ein

Geſetz, das die afrikaniſchen Löwen zu tödten verbot, welche für die Schauſpiele in Rom beſtimmt waren. Ein Bauer, der ſein Leben gegen eines dieſer Thiere vertheidigt hätte, wäre ſtreng beſtraft worden. Wenn ein Unglücklicher auf dem Kampfplatze von einem Panther zerriſſen oder von dem Geweih eines Hirſches durchbohrt wurde, ſo liefen gewiſſe Kranke hinzu, um ſich in ſeinem Blute zu baden und es mit gierigen Lippen aufzuſaugen. Caligula wünſchte, das römiſche Volk möchte nur ein Haupt haben, um daſſelbe mit einem Schlag abhauen zu können. Dieſer nehmliche Kaiſer fütterte vor den Circus-Spielen die Löwen mit Menſchenfleiſch, und Nero war auf dem Punkte, einem Egypter, der wegen ſeiner Gefräßigkeit bekannt war, lebendige Menſchen zum Aufeſſen zu geben. Titus ließ, um das Feſt zu Ehren ſeines Vaters Veſpaſian zu verherrlichen, dreitauſend Juden von den wilden Thieren zerreißen. Man rieth dem Tiber, einen ſeiner alten Freunde, welcher im Kerker ſchmachtete, hinrichten zu laſſen. „Ich bin noch nicht mit ihm ausgeſöhnt" — gab der Tyrann zur Antwort; ein Wort, welches ganz den Geiſt Rom's ausſpricht.

Etwas ganz Gewöhnliches war es, daß man fünftauſend, ſechstauſend, zehntauſend, zwanzigtauſend Menſchen jedes Standes, jedes Alters und Geſchlechtes erwürgte, auf den bloßen Verdacht eines Kaiſers hin, und die Verwandten der Schlachtopfer ſchmückten ihre Häuſer mit Kränzen, küßten die Hände des Gottes und nahmen an ſeinen Feſten Theil. Die neunjährige Tochter Sejan's, welche ſagte, ſie wolle, was ſie gethan hatte, nicht mehr thun, und bat, man möchte ihr die Ruthe geben, als man ſie in's Gefängniß führte, wurde von dem Henker, ehe er ſie erdroſſelte, genoth-

züchtigt: ſo viele Ehrfurcht hatten die tugendhaften Römer vor den Geſetzen. Man ſah unter Claudius (und Tacitus erzählt davon, wie von einem hübſchen Schauſpiele) am Fucinus-See neunzehntauſend Menſchen zur Beluſtigung der römiſchen Bevölkerung einander erwürgen. Ehe die Kämpfer handgemein wurden, begrüßten ſie den Kaiſer mit dem ebenſo niederträchtigen als herzzerreißenden Worte: Ave, imperator, morituri te salutant! „Kaiſer, die zum Tode Gehenden grüßen dich!“

Nur die völlige Vernichtung des ſittlichen Gefühles gab den Römern die Bereitwilligkeit zu ſterben, die man thörichter Weiſe ſo häufig bewundert hat. Bei allen verdorbenen Völkern iſt der Selbſtmord kein ſeltenes Verbrechen. Der zum thieriſchen Inſtinkt herabgeſunkene Menſch ſtirbt gleichgiltig, wie das Thier. Wir wollen nicht von den anderen Laſtern der Römer ſprechen, von dem Kindermord, welchen ein Geſetz des Romulus erlaubte und das der zwölf Tafeln beſtätigte, oder von dem ſchmutzigen Geize dieſes berühmten Volkes. Scaptius hatte dem Senat von Salamis eine Summe dargeliehen. Da der Senat dieſelbe zur feſtgeſetzten Zeit nicht bezahlen konnte, ſo ließ ihn Scaptius ſo lange von Rittern einſchließen, bis mehrere Senatoren Hungers ſtarben. Der Stoiker Brutus, der mit dieſem Wucherer gemeinſchaftliche Sache hatte, verwandte ſich für denſelben bei Cicero, welcher ſeine Entrüſtung darüber nicht unterdrücken konnte. Nach Cicero's Briefen an Atticus (VI. Buch, 2r. Brief) betrug der Zins jenes Kapitals monatlich vier Procent.

Wenn alſo die Römer in Knechtſchaft fielen, ſo konnten ſie bloß ihren Sitten Schuld geben. Die Niederträchtigkeit

führt zuerst zur Tyrannei, und die Tyrannei verläugnet dann durch eine gerechte Gegenwirkung die Niederträchtigkeit. Beklagen wir uns also nicht mehr über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft; das verdorbenste Volk der Neuzeit ist ein Volk von Weisen neben den heidnischen Völkern.

Wenn man für einen Augenblick annehmen wollte, die politische Ordnung der Alten sei schöner gewesen, als die unserige, so blieb doch ihre moralische Ordnung weit entfernt von derjenigen, welche das Christenthum unter uns in's Leben gerufen hat. Und da am Ende die Sittlichkeit die Grundlage jeder bürgerlichen Verfassung und Ordnung ist, so werden wir, so lange wir Christen bleiben, niemals zu der Verderbniß des Alterthums herabsinken.

Als in Rom und Griechenland die politischen Bande zerrissen waren, was blieb da den Menschen für ein Zügel übrig? Konnte die Verehrung so vieler schändlicher Gottheiten Sitten aufrecht erhalten, welche die Gesetze nicht mehr stützten? Weit entfernt, die Entsittlichung zu heilen, wurde sie eines ihrer wirksamsten Beförderungsmittel. Zum grenzenlosesten, schaudererregenden Unheil unterhielt der Glaube an das Dasein der Götter, der sonst bei den Menschen die Tugend nährt, unter den Heiden die Laster und schien das Verbrechen zu verewigen, indem er demselben ein ewig dauerndes Prinzip gab.

Es sind uns Ueberlieferungen zugekommen von der Schlechtigkeit der Menschen und von den schauerlichen Katastrophen, welche nie verfehlt haben, auf die Sittenverderbniß zu folgen. Wäre es nicht möglich, daß Gott die physische und moralische Ordnung der Welt in Verbindung mit einander gebracht hätte,

ſo daß ein Umſturz in letzterer auch nothwendig Verände-
rungen in der anderen nach ſich zöge, und daß groſſe Ver-
brechen auf natürliche Weiſe große Revolutionen herbeiführ-
ten? Der Gedanke wirkt auf eine unerklärliche Art auf den
Körper ein; der Menſch iſt vielleicht der Gedanke des großen
Körpers der Welt. Dieß würde die Natur ſehr vereinfachen
und den Bereich des Menſchen außerordentlich erweitern; dieß
wäre auch ein Schlüſſel zur Erklärung der Wunder, welche
damit dem natürlichen Laufe der Dinge ſich einfügen würden.
Wenn die Ueberſchwemmungen, die Feuersbrünſte, der Um-
ſturz der Staaten ihre geheimen Urſachen in den Laſtern des
Menſchen hätten; wenn Verbrechen und Strafe die zwei Ge-
wichte wären, welche in der phyſiſchen und der moraliſchen
Waagſchale der Welt den Ausſchlag geben; das wäre eine
hübſche Uebereinſtimmung und würde aus der Schöpfung,
welche auf den erſten Anblick als doppelt erſcheint, ein
Ganzes machen.

Es kann demnach die Verderbniß des römiſchen Reiches
aus der Tiefe ihrer Wälder die Barbaren hergezogen haben,
welche ohne die Beſtimmung zur Zerſtörung, welche ſie hatten,
zu kennen, ſich inſtinktartig Gottes-Geiſel geheißen haben.
Was wäre aus der Welt geworden, wenn die große Arche
des Chriſtenthums nicht die Ueberreſte des Menſchengeſchlechtes
aus dieſer neuen Sündfluth gerettet hätte? Welches Loos
wäre der Nachwelt geblieben? Wo wären die Funken der
Aufklärung vor dem Erlöſchen bewahrt worden?

Die Prieſter des Polytheismus bildeten nirgends als
in Perſien und Egypten eine Geſellſchaft Gelehrter; allein die
Magier und die egyptiſchen Prieſter, welche überdieß ihre

Wissenschaft dem gemeinen Volke nicht mittheilten, bestanden bei dem Einfalle der Barbaren bereits nicht mehr in Gemeinschaften. Was die philosophischen Sekten zu Athen und Alexandrien betrifft, so beschränkten sich dieselben fast gänzlich auf diese zwei Städte, und bestanden höchstens aus ein paar hundert Rhetoren, welche mit den übrigen Bürgern erwürgt worden wären.

Bei den Alten findet sich kein Verlangen, Proselythen zu gewinnen, kein Eifer, Andere zu belehren, kein Stillleben in der Wüste, um dort mit Gott allein zu sein und die Wissenschaften dahin zu retten. Welcher Priester des Jupiter wäre einem Attila entgegen gegangen, um ihn aufzuhalten? Welcher Tempeldiener hätte einen Alarich überredet, sein Heer von Rom zurückzuziehen? Die Barbaren, welche in das Reich einfielen, waren schon zur Hälfte Christen; wären sie aber unter dem blutigen Paniere des Gottes der Skandinaven oder Tartaren einhergezogen, und hätten sie unterwegs weder eine religiöse Glaubensmacht vorgefunden, welche sie zwang, Etwas zu schonen, noch eine sittliche Grundlage, welche bei den Römern durch das Christenthum sich zu erneuern anfieng: so hätten sie, wir zweifeln nicht daran, Alles zerstört. Das war sogar wirklich Alarich's Absicht: „Ich fühle Etwas in mir, sagte dieser König der Barbaren, das mich antreibt, Rom zu verbrennen.“ Dieß ist ein Mann, der auf Ruinen steht und deßhalb riesenhaft erscheint.

Von den verschiedenen Völkern welche in das römische Reich einfielen, scheinen die Gothen am wenigsten den Geist der Zerstörung gehabt zu haben. Theodorich, Odoaker's Ueberwinder, war ein großer Fürst, aber er war ein Christ,

und Boethius, sein erster Minister, war ein christlicher Gelehrter: dieß macht alle Muthmaßungen zu Schanden. Was hätten die Gothen als Götzendiener gethan? Sie hätten ohne Zweifel, gleich den übrigen Barbaren Alles über den Haufen geworfen. Sie sanken sehr schnell in das Sittenverderbniß, und wenn sie, statt Christum zu verehren, angefangen hätten den Priapus, die Venus und den Bachus anzubeten, welches schauderhafte Gemisch hätte die Verbindung der blutigen Religion Odin's mit den ausschweifenden Fabeln Griechenlands gegeben?

Der Polytheismus war so wenig im Stande, Etwas vor dem Untergang zu bewahren, daß er selbst von allen Seiten zusammenstürzte, und Maximin ihm die Formen des Christenthums geben wollte, um ihn aufrecht zu erhalten. Dieser Kaiser setzte in jede Provinz einen Leviten, welcher dem Bischoff entsprach, und einen Oberpriester, welcher den Metropolitan vorstellte. (Euseb. VIII. Buch, Kap. 14; IX. Buch Kap. 2—8.)

Julian gründete heidnische Klöster und ließ die Baalspriester in ihren Tempeln predigen. Dieses dem Christenthum entlehnte Gerüste brach jedoch bald zusammen, da es nicht von einem Geiste der Tugend getragen wurde und sich nicht auf die Sitten stützte.

Die einzige Menschenklasse, welche die Barbaren unter den Besiegten schonten, war die der Priester und der Ordensleute. Die Klöster wurden ebensoviele Herde, wo das heilige Feuer der Kunst sammt der griechischen und lateinischen Sprache bewahrt wurde. Die ersten Bürger von Rom und Athen hatten sich in das christliche Priesterthum geflüchtet und

entrannen so dem Tod oder der Sclaverei, wozu sie sonst mit dem übrigen Volke verurtheilt worden wären.

Man kann auf den Abgrund schließen, worin wir uns heut zu Tage befänden, wenn die Barbaren die Welt noch als Heiden erobert hätten, indem man sich den jetzigen Zustand der Völker vergegenwärtigt, unter welchen das Christenthum erloschen ist. Wir wären Alle türkische Sklaven, oder noch etwas Schlimmeres; denn der Mahometanismus hat wenigstens noch eine sittliche Grundlage, freilich von dem Christenthum geborgt, von welchem er Allem nach nur eine sehr weit abgewichene Sekte ist. Aber ebenso wie der erste Ismael ein Feind des alten Israel war, so ist der zweite ein Verfolger des neuen.

Es ist also sehr wahrscheinlich, daß ohne das Christenthum die Gesellschaft und die Bildung völlig Schiffbruch gelitten hätten. Man kann nicht berechnen, wie viele Jahrhunderte dem Menschengeschlechte nöthig gewesen wären, um aus der barbarischen Unwissenheit und Sittenverderbniß herauszukommen in welcher es begraben worden wäre. Es bedurfte nichts weniger, als eine ungeheure Genossenschaft von Einsiedlern, welche über die drei Welttheile verbreitet, gemeinsam demselben Ziele entgegenarbeiteten, um die Funken lebendig zu erhalten, welche für die Neuzeit die Fackel der Wissenschaft wieder angezündet haben. Noch einmal sei es gesagt: keine politische, philosophische oder religiöse Einrichtung des Heidenthums hätte, in Ermangelung der christlichen Religion, diesen unschätzbaren Dienst leisten können. Die Schriften der Alten entgiengen dadurch, daß sie in den Klöstern hin und her zer-

ſtreut waren, theilweiſe den Verwüſtungen der Gothen. Endlich war das Heidenthum nicht, wie das Chriſtenthum, eine gelehrte Religion, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen; denn dasſelbe verband nicht, wie dieſes, die Metaphyſik und Moral mit den religiöſen Glaubensſätzen. Die Nothwendigkeit, worein ſich die chriſtlichen Prieſter geſetzt haben, Bücher herauszugeben, theils um den Glauben weiter auszubreiten, theils um die Irrlehren zu bekämpfen, hat zur Erhaltung und Wiederbelebung der Wiſſenſchaften mächtig beigetragen.

Bei allen erſinnlichen Vorausſetzungen findet man immer, daß das Evangelium der Zerſtörung der Geſellſchaft vorgebeugt hat. Denn wenn man annimmt, daß es nicht auf der Erde erſchienen, und daß auf der anderen Seite die Barbaren in ihren Wäldern geblieben wären, ſo war dennoch die römiſche Welt, die in ihren Sitten faul war, von einer ſchauderhaften Auflöſung bedroht.

Hätten ſich die Sclaven erhoben? Aber die waren ſo verdorben und verkehrt, wie ihre Herren, ſie theilten mit denſelben Genuß und Schande, ſie hatten die gleiche Religion, und dieſe Religion voll Leidenſchaft zerſtörte alle Hoffnung auf eine Aenderung in den ſittlichen Grundſätzen. Die Bildung ſchritt nicht vorwärts, ſondern rückwärts; die Kunſt war im Zerfall. Die Philoſophie diente nur dazu, eine gewiſſe Gottloſigkeit zu verbreiten, welche, ohne zur Vernichtung der Götzen zu führen, bei den Großen die Verbrechen und das Unglück des Atheismus hervorbrachte, und den Niedrigen im Volke das des Aberglaubens übrig ließ. Hatte das Menſchengeſchlecht einen Schritt vorwärts gethan, weil Nero nicht

mehr an die Götter des Capitols glaubte und aus Verachtung die Götterbilder beſudelte?*)

Tacitus behauptet, daß es in den Provinzen, ferne von Rom, noch Sittlichkeit gegeben habe, aber dieſe Provinzen hatten ſich dem Chriſtenthum zugewendet, und wir bauen ja auf die Vorausſetzung fort, daß das Chriſtenthum unbekannt geblieben wäre, und die Barbaren ihre Wüſteneien nicht verlaſſen hätten. Was die römiſchen Heere betrifft, welche vermuthlich das Reich zerſtückelt hätten, ſo waren ihre Soldaten ebenſo verdorben, als der Reſt der Bürger, und ſie wären es noch viel mehr geweſen, wenn ſie ſich nicht aus den Gothen und Germanen verſtärkt hätten. Alles, was man muthmaßen kann, iſt das, daß nach langen Bürgerkriegen und einer allgemeinen Empörung, welche mehrere Jahrhunderte gedauert hätte, das Menſchengeſchlecht zu einigen wenigen auf Ruinen hinundher irrenden Menſchen zuſammengeſchmolzen wäre. Aber wie viele Jahre wären nöthig geweſen, bis dieſer neue Baum der Völker ſeine Zweige über ſo viele Trümmer ausgebreitet hätte! Wie viel Zeit hätten die vergeſſenen oder verlorenen Wiſſenſchaften gebraucht, um wieder aufzuleben, und in welchem Zuſtande der Kindheit würde ſich die Geſellſchaft noch heut zu Tage befinden?

Gleichwie das Chriſtenthum durch Bekehrung der Barbaren und durch Sammlung der Trümmer der Civiliſation und

---

*) Tacit. Annalen XIV. Buch. Sueton. Nero: **Religionum neque-quaque contemptor praeter unius deae Syriae. Hanc mox ita sprevit, ut urina contaminaret.**

der Kunst die Gesellschaft vor einer gänzlichen Zerstörung bewahrte, so hätte es auch die römische Welt vor ihrem eigenen Verderben bewahrt, wenn dieselbe nicht unter den Waffen der Fremden erlegen wäre; eine Religion allein ist im Stande, ein Volk in seinen Quellen zu erneuern. Schon stellte die Religion Jesu alle sittlichen Grundlagen wieder fest. Die Alten gestatteten den Kindermord und die Auflösung des Ehebandes, welches in der That das erste gesellige Band ist; ihre Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit beschränkte sich auf das Vaterland, sie überschritt die Grenzen ihrer Länder nicht. Die Völker als Gesammtheiten hatten andere Grundsätze als der einzelne Bürger. Die Schamhaftigkeit und die Menschlichkeit waren nicht als Tugenden anerkannt. Die zahlreichste Klasse bildeten die Sclaven. Die Gesellschaften schwankten ewig zwischen gesetzloser Pöbelherrschaft und dem Despotismus.

Dieß waren die Uebelstände, gegen welche das Christenthum ein sicheres Heilmittel brachte, wie es durch Befreiung der neueren Völker von diesen Uebeln sattsam bewiesen hat. Selbst die übertriebene Strenge der ersten Christen war nothwendig: es mußte Märtyrer der Keuschheit geben, da es öffentliche Unzucht gab; Büßende, mit Asche und dem härenen Hemde bedeckt, wenn das Gesetz die größten Verbrechen gegen die Sittlichkeit erlaubte; Helden der Nächstenliebe, wenn es Ungeheuer der Grausamkeit gab: kurz, um ein ganzes in Verderbniß versunkenes Volk den elenden Kämpfen des Circus und der Arena zu entziehen, mußte die Religion so zu sagen ihre Athleten und ihre Schauspiele in den Wüsten der Thebais haben.

Jesus Christus kann also mit vollem Rechte

auch in materiellem Sinne der Retter der Welt genannt werden, wie er es in geistigem Sinne ist. Sein Leben auf der Erde ist, menschlich geredet, daß größte Ereigniß, das je unter den Menschen sich zugetragen hat, da seit der Verkündigung des Evangeliums die Gestalt der Welt sich erneuert hat. Merkwürdig ist der Zeitpunkt der Erscheinung des Menschensohnes: ein wenig früher war seine Sittenlehre noch nicht unumgänglich nothwendig, denn noch hielten sich die Völker durch ihre alten Gesetze aufrecht; ein wenig später aber wäre dieser göttliche Messias erst nach dem Schiffbruche der Gesellschaft erschienen.

Wir bilden uns in diesem Jahrhundert Etwas auf unsere Philosophie ein; aber gewiß, die Leichtfertigkeit, womit wir die christlichen Anstalten behandeln, ist nichts weniger als philosophisch. Das Evangelium hat in jeder Hinsicht die Menschen verändert; es hat sie um einen ungeheuren Schritt der Vollkommenheit näher gebracht. Betrachtet man es als eine große religiöse Anstalt, durch welche das Menschengeschlecht wiedergeboren wurde, dann verschwinden alle kleinlichten Einwürfe, alle Kritteleien der Gottlosigkeit. Es ist nicht zu bestreiten, daß die heidnischen Völker in Vergleich mit dem, was wir heutzutage sind, sich in einer gewissen moralischen Kindheit befanden. Einzelne schöne Züge von Gerechtigkeit, welche wie zufällig bei einigen alten Völkern vorkommen, stoßen diese Wahrheit keineswegs um und machen die Hauptsache nicht anders.

Das Christenthum hat uns — dieß ist über allen Zweifel erhaben — neues Licht gebracht; es ist der Cultus, welcher für ein Volk paßt, das mit der Zeit reif gewor-

en iſt; es iſt, wenn wir ſo ſagen dürfen, die dem gegen-
ärtigen Weltalter natürliche Religion, wie das Reich der
Vorbilder ſich für die Wiege Iſraels ſchickte. In den Him-
el hat es nur einen Gott geſetzt: auf der Erde hat es die
Sclaverei aufgehoben. Betrachtet man auf der anderen Seite
ine Myſterien, wie wir es gethan haben, als den Grund-
pus der Naturgeſetze, ſo wird es auch darin nichts Stö-
ndes für einen großen Geiſt enthalten. Die Wahrheiten
s Chriſtenthums, weit entfernt, eine blinde Unterwerfung
r Vernunft zu verlangen, nehmen im Gegentheil den er-
benſten Gebrauch derſelben in Anſpruch.

Dieſe Bemerkung iſt ganz richtig. Die chriſtliche Reli-
on, welche man für die Religion der Ungebildeten hat aus-
ben wollen, iſt ſoſehr die Religion der Philoſophen, daß
an ſagen kann, Plato habe ſie beinahe errathen. Nicht
lein die Moral, ſondern auch die Glaubenslehre des Schü-
s des Sokrates hat auffallende Aehnlichkeit mit der des
angeliums. Dacier faßt dieſelbe auf folgende Weiſe zu-
mmen:

„Plato beweist, daß das Wort dieſe Welt geordnet und
tbar gemacht hat; daß die Erkenntniß dieſes Wortes hie-
den zu einem glücklichen Leben und nach dem Tode zur
ligkeit führt;

„Daß die Seele unſterblich iſt; daß die Todten auferſ-
hen werden; daß es ein jüngſtes Gericht über die Guten
o die Böſen geben wird, wobei man nur mit ſeinen Tu-
den und Laſtern erſcheint, welche die Urſache des ewigen
ücks oder Unglücks ſein werden.

„Endlich — fügt der gelehrte Ueberſetzer bei — hatte

Plato eine so großartige und wahre Idee von der höchsten Gerechtigkeit, und kannte das Verderben der Menschen so vollkommen, daß er nachweist, wenn ein vollkommen gerechter Mensch auf die Erde käme, so würde derselbe so vielen Widerstand in der Welt finden, daß er in's Gefängniß geworfen, geschmäht, gegeißelt und endlich gekreuzigt werden würde, und zwar von Solchen, welche voll Ungerechtigkeit seien und dennoch für gerecht gelten."

Die Feinde des Christenthums befinden sich in einer Stellung, deren Falschheit sie sich nicht leicht verbergen können. Behaupten sie, die Religion Christi sei ein von Gothen und Vandalen ersonnener Cultus, so läßt sich ihnen leicht beweisen, daß die Schulen Griechenlands ziemlich deutliche Vorstellungen von den christlichen Glaubenssätzen gehabt haben; behaupten sie dagegen, daß die evangelische Lehre nur die philosophische Lehre der Alten sei, warum verwerfen dieselbe denn diese Philosophen? Selbst Diejenigen, welche in dem Christenthum nichts als alterthümliche Allegorien vom Himmel, von den Planeten, den Sternbildern u. s. w. erblicken, zerstören nicht die Größe dieser Religion. Es würde immerhin daraus hervorgehen, daß sie in ihren Mysterien tief und großartig, in ihren Ueberlieferungen durch ihr Alter geweiht und geheiligt ist, denn diese Ueberlieferungen würden auf diesem neuen Wege bis in die Wiege der Welt zurückreichen. Sicher ist es auffallend, daß alle Deutungen des Unglaubens es nicht dahin bringen können, dem Christenthum etwas Kleinlichtes oder Mittelmäßiges aufzubürden.

Was die Sittenlehre des Evangeliums betrifft, so gibt Jedermann ihre Schönheit zu. Jemehr dieselbe bekannt

und geübt werden wird, desto mehr werden die Menschen über ihr Glück und ihre wahren Interessen aufgeklärt werden. Die politische Wissenschaft ist außerordentlich beschränkt; der höchste Grad der Vollendung, welchen sie erreichen kann, ist das Repräsentativ-System, das, wie wir nachgewiesen haben, aus dem Christenthum entsprungen ist; aber eine Religion, deren Vorschriften ein Gesetzbuch der Sittlichkeit und Tugend sind, ist eine Anstalt, welche immer und überall auszureichen und unter den Händen der Heiligen und Weisen ein Universalmittel zur Glückseligkeit zu werden im Stande ist. Vielleicht werden eines Tages die verschiedenen Regierungsformen, mit Ausnahme des Despotismus, als gleichgiltig erscheinen, und man wird sich bloß an die sittlichen und religiösen Gesetze halten, welche die bleibende Grundlage der Gesellschaften und die wahre Regierungsform der Menschen sind.

Diejenigen, welche über das Alterthum schwatzen, und uns zu seinen Einrichtungen zurückführen wollen, vergessen dabei immer, daß der gesellige Zustand nicht mehr derselbe ist, noch derselbe sein kann. Beim Mangel einer großen sittlichen Gewalt ist für die Menschen wenigstens eine große zwingende Gewalt nöthig. In den Freistaaten des Alterthums war, wie bekannt, der Pöbel Sclave; der Mensch, der das Land bebaute, gehörte einem anderen Menschen: es gab zwar Völker, aber keine Nationen.

Die in jeder Hinsicht unvollkommene Religion der Vielgötterei konnte also für diesen unvollkommenen Zustand der Gesellschaft passen, weil jeder Herr gewissermaßen eine unumschränkte obrigkeitliche Person war, deren furchtbarer Despotismus den Sclaven in der Pflicht erhielt, und durch Ketten

das ersetzte, was der sittlich-religiösen Gewalt mangelte: das Heidenthum, welches nicht vortrefflich genug war, den Armen tugendhaft zu machen, war genöthigt, ihn wie einen Missethäter behandeln zu lassen.

Allein könnte man wohl in der jetzigen Ordnung der Dinge eine ungeheure Menge freier und vom Auge der Obrigkeit entfernt lebender Bauern im Zaum halten; — könnte man in den Vorstädten einer großen Hauptstadt die Verbrechen einer unabhängigen Bevölkerung verhüten, ohne eine Religion, welche allen Ständen Pflicht und Tugend predigt? Zerstöret den evangelischen Gottesdienst, und ihr werdet in jedem Dorfe eine Polizei, Kerker und Henker nöthig haben. Wenn je nach einem unerhörten Kreislaufe die Altäre der leidenschaftlichen Götter des Heidenthums bei den neueren Völkern wieder sich erhöben, wenn man in einer gesellschaftlichen Ordnung, wo es keine Knechtschaft mehr gibt, wieder den diebischen Merkur oder die unzüchtige Venus anbeten würde, so wäre es um das Menschengeschlecht geschehen.

Und darin liegt der große Irrthum derjenigen, welche den Polytheismus darum loben, daß er die sittlichen Mächte von den religiösen Mächten getrennt habe, und welche zugleich das Christenthum deßhalb tadeln, weil es einem entgegengesetzten Grundsatze gefolgt ist. Sie übersehen, daß das Heidenthum sich an eine ungeheure Sclavenheerde wendete, daß es demnach sich davor hüten mußte, das Menschengeschlecht aufzuklären, daß es der Sinnlichkeit alles Mögliche einräumen mußte und für die Erziehung der Seele Nichts thun konnte. Das Christenthum dagegen, welches die Knechtschaft aufheben wollte, mußte den Menschen die Würde ihrer Natur offenbaren

und sie in den Grundsätzen der Vernunft und der Tugend unterweisen. Man kann sagen, daß der evangelische Gottesdienst schon allein dadurch, daß er die Sittenlehre mit der Religion verbindet, der Gottesdienst eines freien Volkes ist.

Es ist endlich einmal an der Zeit, daß wir über den Zustand erschrecken, worin wir seit einigen Jahren her gelebt haben. Man denke an das nachwachsende Geschlecht in unseren Städten und auf dem Lande, an alle die Kinder, welche, während der Revolution geboren, niemals weder von Gott, noch von der Unsterblichkeit ihrer Seele, noch von den Belohnungen oder Strafen haben reden hören, welche sie in einem anderen Leben erwarten. Man denke an das, was aus einer solchen Generation werden kann, wenn man sich nicht beeilt, das rechte Mittel anzuwenden, um die Wunde zu heilen. Bereits zeigen sich die beunruhigendsten Anzeichen, und das Alter der Unschuld ist mit mehreren Verbrechen befleckt worden.*) Möge deßhalb die Philosophie, welche Allem nach doch nicht zu dem Armen durchdringen kann, sich damit begnügen, in den Sälen des Reichen zu wohnen; die Hütten aber wenigstens überlasse sie der Religion, oder vielmehr, besser geleitet und ihres Namens würdiger, reiße sie selbst die Schranken nieder welche sie zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer hat aufrichten wollen.

Unsere letzten Schlüsse wollen wir auf Autoritäten stützen, welche der Philosophie nicht verdächtig erscheinen werden.

---

*) Die öffentlichen Blätter sind voll von Verbrechen, welche eilf- bis zwölfjährige Unglückliche verübt haben. Die Gefahr muß eine sehr ernstliche sein, da die Landleute selbst über die Laster ihrer Kinder Klage führen. Anm. d. Verf.

„Ein wenig Philosophie, sagt Baco, entfernt von der Religion, und viel Philosophie führt zu ihr zurück.*) Niemand läugnet, daß es einen Gott gebe, wenn nicht der, dem es vortheilhaft wäre, wenn es keinen gäbe."

Nach Montesquieu ist „die Behauptung, daß die Religion keine wirksame Schranke sei, weil sie nicht immer in Schranken hält, gleich der anderen, daß die bürgerlichen Gesetze ebenso wenig eine wirksame Schranke sein. — — Die Frage ist nicht, ob es besser sei, daß ein gewisser Mensch oder ein gewisses Volk keine Religion habe, als daß es die, welche es hat, mißbraucht; sondern es handelt sich darum, zu wissen, welches das geringere Uebel sei: daß man bisweilen die Religion mißbraucht, oder: daß es unter den Menschen überhaupt keine gäbe."

„Die Geschichte von Sabbaco — sagt der berühmte Mann, welchen wir weiter sprechen lassen — verdient Bewunderung. Der Gott Theben's erschien demselben im Traume, und befahl ihm, alle Priester Egyptens umzubringen. Daraus schloß er, es sei den Göttern nicht genehm, daß er länger regiere, da sie ihm etwas ihrem sonstigen Willen so sehr Widersprechendes befehlen; und zog sich deßhalb nach Aethiopien zurück." (Montesq. Geist der Ges. XXIV. Buch, Kap. 2. u. 4.)

J. J. Rousseau endlich ruft aus: „Fliehet vor denen, welche unter dem Vorwand, die Natur erklären zu wollen, todte Lehren in das Herz der Menschen ausstreuen, und deren scheinbarer Skepticismus hundertmal dogmatischer ist

*) Philosophia obiter delibata a Deo abducit, pleniter exhausta ad Deum reducit.

und hundertmal mehr unbewiesene Behauptungen aufstellt, als der entschiedene Ton ihrer Gegner. Unter dem hochmüthigen Vorwande, sie seien allein aufgeklärt, wahr und redlich, wollen sie uns gebieterisch ihren absprechenden Entscheidungen unterwerfen, und geben vor, in den unverständlichen Systemen, die sie auf ihre Einbildungen gebaut haben, uns die wahren Prinzipien der Dinge zu offenbaren. Zudem, wenn sie Alles, was den Menschen heilig ist, umstürzen, zerstören und mit Füßen treten, rauben sie den Bekümmerten den letzten Trost in ihrem Elend, den Mächtigen und Reichen den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften; sie tilgen im Grunde der Herzen die Gewissensbisse des Verbrechens, die Hoffnung der Tugend, und rühmen sich dabei noch, Wohlthäter des Menschengeschlechtes zu sein. Niemals, sagen sie, ist die Wahrheit den Menschen schädlich: ich glaube dieß ebenso wie sie; allein das ist nach meiner Meinung gerade ein starker Beweis dafür, daß *ihre* Lehre nicht die Wahrheit ist.

„Einer der beliebtesten Trugschlüsse der Sophismen liebenden Parthei ist der, daß sie ein Volk von guten Philosophen voraussetzen und dieses einem Volke von schlechten Christen gegenüberstellen; als ob es leichter wäre, ein Volk von wahren Philosophen zusammen zu bringen, als ein Volk von wahren Christen. Ich weiß nicht, ob man unter den *einzelnen* Menschen das Eine oder das Andere leichter zu finden hat; aber das weiß ich wohl, daß, sobald von einem *Volke* die Rede ist, man darunter Solche annehmen muß, welche ohne Religion die Philosophie mißbrauchen, wie die Unsrigen die Religion ohne Philosophie mißbrauchen. Und dieß scheint mir den Stand der Frage bedeutend zu ändern.

„Uebrigens ist es leicht, in Büchern schöne Grundsätze aufzustellen; aber es fragt sich, ob sie mit der Lehre gut zusammenstimmen, ob sie nothwendig aus derselben folgen; und das scheint bisher keineswegs der Fall gewesen zu sein. Ferner fragt es sich noch, ob die Philosophie im Vollauf und auf dem Throne wohl die Ruhmsucht, den Eigennutz, den Ehrgeiz und die kleinlichten Leidenschaften des Menschen ferne hielte, und ob sie die so liebliche Menschlichkeit wirklich ausübte, welche sie uns mit der Feder in der Hand anpreist.

„Den Grundsätzen nach kann die Philosophie nichts Gutes zuwege bringen, was nicht die Religion noch besser auszuführen vermöchte; und die Religion bringt Vieles zuwege, was der Philosophie unmöglich ist.“

Unsere Regierungen verdanken unwidersprechlich dem Christenthum ihr festeres Ansehen und ihre seltsameren Umwälzungen; es hat sie selbst weniger blutdürstig gemacht. Dieß beweist die Geschichte, wenn man die Regierungen der neuen Zeit mit denen des Alterthums vergleicht. Die Religion hat, wo sie richtiger in ihrem Wesen erkannt wurde, den Fanatismus beseitigt und den christlichen Sitten mehr Milde gegeben. Diese Veränderung ist keineswegs das Werk der Wissenschaften; denn überall wo diese geglänzt haben, ist die Menschlichkeit nicht mehr geachtet worden. Die Grausamkeiten der Athenienser, der Egypter, der römischen Kaiser, der Chinesen beweisen es. Wie viele Werke der Barmherzigkeit dagegen sind die Frucht des Evangeliums!“

Was uns anbelangt, so sind wir überzeugt, daß das Christenthum siegreich aus der schrecklichen Prüfung hervorgehen wird, welche zu seiner Läuterung über dasselbe gekommen ist. Was uns dieß glaublich macht, ist das, daß es vollkommen die Prüfung der Vernunft erträgt, und daß man je mehr man es untersucht, desto mehr Tiefe darin findet.

Seine Mysterien erklären das Wesen des Menschen und der Natur; seine Werke stützen seine Gebote; seine Menschenliebe ist unter tausenderlei Gestalten an die Stelle der Grausamkeit des Alterthums getreten; es hat nichts von der alterthümlichen Pracht eingebüßt, und sein Cultus befriedigt noch mehr das Herz und den Gedanken; wir verdanken ihm Alles: Literatur, Wissenschaften, Ackerbau, Künste; es vereinigt die Sittenlehre mit der Religion, und den Menschen mit Gott. Jesus Christus, der Retter des moralischen Menschen, ist auch der Retter des physischen Menschen; er ist wie ein großes glückliches Ereigniß in das Leben des Menschengeschlechts hereingetreten, um der Sündfluth der Barbaren und dem allgemeinen Sittenverderbniß ein Gegengewicht zu geben. Wollte man dem Christenthum auch seine übernatürlichen Beweise streitig machen, es blieben doch in der Erhabenheit seiner Moral, in der Unermeßlichkeit seiner Wohlthaten, in der Schönheit seines äußeren Cultus noch genug Beweise dafür übrig, daß es die göttlichste und die reinste Religion ist, welche je die Menschen geübt haben.

„Denjenigen — sagt Pascal — welche einen Widerwillen gegen die Religion haben, muß man zuerst darthun, daß sie keineswegs der Vernunft widerstreitet; sodann, daß sie ehr-

würdig ist, und ihr so Achtung verschaffen, weiterhin muß man sie liebenswürdig darstellen und den Wunsch erwecken, daß sie wahr sein möchte, und hierauf erst durch unwiderlegliche Beweise zeigen, daß sie wirklich wahr sei; endlich aber ihr hohes Alter und ihre Heiligkeit sammt ihrer Größe und Erhabenheit anschaulich machen."

Dieß ist der Weg, welchen dieser große Mann vorgezeichnet hat, und welchen wir versucht haben, zu verfolgen. Wir haben die gewöhnlichen Beweise der Vertheidiger des Christenthums bei Seite gelassen, aber eine andere Kette von Beweisen hat uns dennoch zu dem gleichen Schlusse geführt. Derselbe soll das Ergebniß dieses Werkes sein;

Das Christenthum ist vollkommen; die Menschen sind unvollkommen.

Nun kann aber eine vollkommene Folge nicht aus einem unvollkommenen Grunde entstehen.

Also ist das Christenthum nicht von den Menschen gekommen.

Wenn es nicht von den Menschen gekommen ist, so kann es nur von Gott gekommen sein.

Wenn es von Gott gekommen ist, so konnten es die Menschen nicht anders, als durch Offenbarung kennen lernen.

Folglich ist das Christenthum eine geoffenbarte Religion.

Ende.

Druck von G. P. Geuß in Ulm.